This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

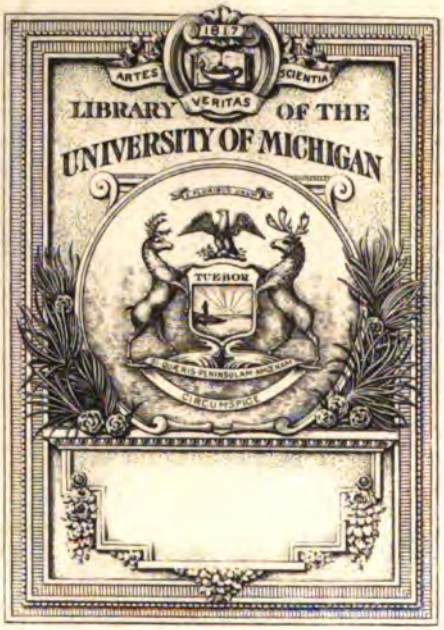
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Bd. 1–118. Hlwd., Bd. 69 ff. brosch.

LUU.–

[Eigentum von Genera[redacted] des Condrei]

1817
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



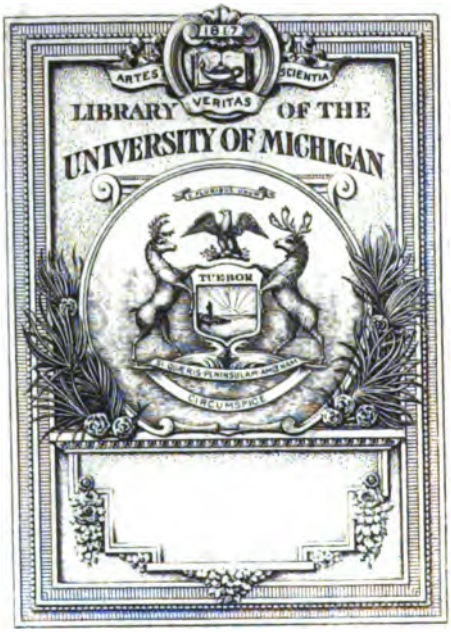
830.6
Z94

Bd. 1–118. Hlwd., Bd. 69 ff. brosch.

[Eigentum von Genera[redacted]
des Condrei]

LUU.–

1817
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



830.6
Z94

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Erſter Band

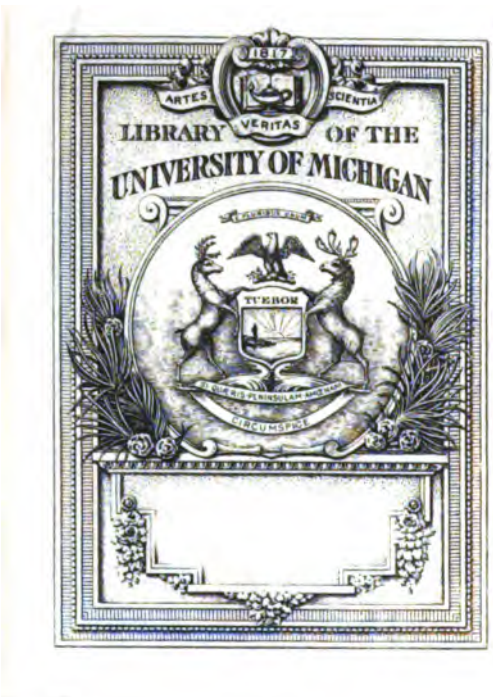
(Nr. 1—14.)

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
1892.

Bd. 1–118. Hlwd., Bd. 69 ff. brosch.

LUU.–

[Eigentum von Genera[redacted] des Condrei]



830
Z94

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Erſter Band

(Nr. 1—14.)

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
1892.

Rus.-Hist.
Harvard.
4-23-31
23211
16v.

Inhalt.

Abgeordnete, der, Ahlwardt . . 477
Absolutismus und Sozialismus 447
Ahlwardt s. Abgeordnete.
Ahlwardt-Prozeß s. Lehren, Glossen, juristische.
Ahnung. Gedicht 359
Aphorismen 131
Apostolikum, das s. Harnack.
Arbeiteinstellung, die, in Durham 112
Aschenbrödel 615
Aus dem heiligen Rußland . . 374
Auswanderung 618
Balzer, Meister s. Timpe, Uhrmacher.
Bastian, Adolf 401
Bauordnung, die neue für die Berliner Vororte 659
Bei Bismarck s. Barzin, Choux-Roux.
Bel zu Babel, vom 33
Berichtigung, eine 426
Bildhauer, die, in der Landes-Kunst-Kommission 452
Bismarck, Fürst, und die Militärvorlage 49
Börsenjahr, das, 1892 667
Börsenordnung und Differenzgeschäfte 363
Börsensteuer s. Wort, ein z. B.
Brief, ein von August Strindberg 41
Bucher, Lothar 145
Bürgermeisterwahl in Berlin . . 622
Caesonius Priscus 522
Caprivi, Graf s. Rede.
Choux-Roux bei Bismarck . . . 571
Crispin, Excellenz 337
David, dem neuen. Gedicht . . 459
Deutsche Bank und Berliner Handelsgesellschaft 182
Dienstzeit und Disziplin im deutschen Heer 392
Differenzgeschäfte s. Börsenordnung.
Distanzritt Berlin—Wien . . . 92
Dunajewski, von zu Trczieniecki 53
Duse, die 469
Ehe, die, der Gräfin Pasca . . 126
Einkommenbesteuerung s. Statistik.
Entweder — oder! 633
Epigramme . . . 48, 93, 284, 427
Ergebnisse der Münchener Ausstellung 17
Erziehung, die, akademische der Bildhauer 221
Ethik und Weltanschauung . . 309
Ethische Kultur s. Gesellschaft.
Flamme, die heilige. Gedicht . 519
Frauenfreiheit 566
Frauenstudium in Schottland s. Universitätsreform.
Friede auf Erden 583
Friedmann, Frenzel u. Co. . . 331
Geistesleben, schwäbisches . . . 281
Gesellschaft, eine, für ethische Kultur (s. auch Nochmals d. ethische Kultur) 216
Gespräch, ein, über Rußland . . 587
Gladstones Landpolitik 442
Glossen, juristische, zum Ahlwardt-Prozeß 550
Glossen, musikalische 186
Goldkönig, ein 513
Handelsredakteure, unsere . . . 428
Harnack und das Apostolikum . 348
Haupt, das neue, der Berliner Kommune 11
Haus, das rothe, in Berlin . . 266
Haute Banque 140, 228

Hochfinanz im schwarzen Erdtheil 322
Jahres Wende, an des. Sonette 653
Idealismus und Realismus im Recht 299
Immer fühl' ich. Gedicht. . . 352
In Varzin s. Varzin.
Judenfrage 602
Kohn, Fürstbischof 379
Korrekten, den. Gedicht . . . 621
Kuli-Geständnisse 237
Lehren, die, des Ahlwardt-Prozeßes 529
Löwel, der, Fall 143
Mascagni in Wien 137
Militärvorlage, die s. Bismarck, noch mehr Offiziere a. D.?
Mode-Katechismus 45
Monarchen-Erziehung 625
Münchener Ausstellung s. Ergebnisse.
Nationalvermögen 557
Noch mehr Offiziere a. D.? . . 562
Nochmals die ethische Kultur . 258
Notiz-Buch . . 46, 94, 288, 336, 432
November 416
Panama s. Said, Port.
Panama-Skandal, der 642
Pasca, Gräfin s. Ehe.
Pest, die. Gedicht 29
Phaeton, König 132
Pobedonoszew 97
Polenfrage, über die 1
Präsidentenwahl in Amerika . . 177
Primadonnen, die rothen . . . 385
Programm, ein konservatives . 481
Psychologie der Börsen, zur . . 43
Rache der Trüffeln s. Trüffeln.
Recht, modernes und altes . . 154
Rede, die, des Grafen Caprivi . 433
Renan, Ernest 65
Reptil, Kaiserlich Russisches . . 241
Richter, der Dichter 82
Rothe Haus, das s. Haus.
Rußland s. aus dem heiligen R., Gespräch, ein, über R.
Said, Port und Panama . . . 577
Schule, eine jung-italienische? . 460
Schweninger s. Zukunftseuchen.
Sonett, philosophisches 425
Spekulation 285
v. Stablewski, Erzbischof s. Polenfrage.
Statistik, die der Einkommenbesteuerung 353
Status und Contractus . . . 250
Strömungen, soziale, im Judenthum 103, 159
Sursum corda! 508
Taaffe, Aera 598
Tabaksorgen 326
Tennyson 169
Theater. . . 74, 121, 174, 316, 656
Timpe, Meister, und Meister Balzer 320
Topolobampo 360
Tragödie, die, in der Komödie . 472
Traum, der, eines russischen Beamten 463
Troupier-Politik 289
Trüffeln, der, Rache 188
Ueberraschungen, industrielle . . 89
Uhrmacher, ein, über Meister Balzer 421
Universitätreform und Frauenstudium in Schottland . . . 205
Varzin, in 193
Verdienst, dem, die Krone. Gedicht 81
Versprechen. Gedicht 330
Volksbühne, die freie 232
Volksgesundheit 609
Von Miquel bis zu den Gracchen 664
Vor Tische 369
Vorsichtigen, den. Gedicht . . 420
War der Funke noch so klein. Gedicht 561
Warum ich anderer Meinung bin 276
Weiter, weiter! Gedicht . . . 400
Wie ich Sozialdemokrat wurde . 492
Wie man geisteskrank wird . . 545
Wort, ein, zur Börsensteuer . . 409
Wustmannbuch, vom 273
Zukunft, die, des Liedes . . . 536
Zukunftseuchen, Seuchenzukunft . 58

Die Zukunft.

Berlin, 1. October 1892.

Erzbischof von Stablewski über die Polenfrage.

Ein Jahrhundert ist verstrichen, seit Kosziusko mit brechendem Auge das Ende Polens vorausgesehen haben sollte; — sollte, denn nicht der Geschichte gehört der Ruf „Finis Poloniae“ an, sondern der Legende, die auch damals schon von den Zeitungen fix und fertig geliefert wurde. „Alles, was die Polen in den ruhmreichen polnischen Legionen gethan haben, und Alles, was sie noch in der Zukunft thun werden, um ihr Vaterland wiederzugewinnen, mag als Beweis dafür dienen, daß, wenn wir, die ergebenen Kämpfer dieses Vaterlandes, sterblich sind, Polen unsterblich ist.“ Der Brief, in dem Kosziusko mit diesen Worten sich gegen die Preßlegenden verwahrte, trägt das Datum vom 20. Brumaire des Jahres XII. Schon hatte die Legitimität auf dem Schaffot sich verblutet, schon beherrschte ihr Erbe, der Gedanke der Nationalität, die Welt und der zähe Polenstamm dachte gewiß nicht daran, sich selbst die Grabschrift zu setzen.

Ein Jahrhundert ist darüber verstrichen, und noch immer giebt Polen sich nicht verloren. Nicht dem hitzigen Wüthen wider die eigene Gesundheit, auch nicht der Härte des Ueberwinders gelang es, die Lebenszähigkeit dieses Volkes zu brechen, und im zerstückten Körper der phantastischen Republik noch regt sich zuckend der alte romantische Polenschmerz. Die Franzosen des Ostens wollen den Wahlverwandten im Westen nicht nachstehen: Beide haben das Recht der Eroberung

verherrlicht, so lange es ihnen günstig war und gestattete, bis nach Straßburg im Westen, bis nach Kiew und Smolensk im Osten sieghafte Banner zu tragen; Beide klagen nun laut zum Himmel empor, seitdem sie an demselben Rechte gestraft sind, mit dem sie gesündigt hatten.

Die sich viel versprechende Regierung, die heute die politischen Geschäfte des Deutschen Reiches besorgt, geht mit versöhnlichen Absichten um, — der Noth wohl mehr als dem eigenen Triebe gehorchend. Ein keinem illoyalen Verdachte ausgesetzter Mann, Herr von Treitschke, hat ganz richtig als das einzige feste Ziel der leitenden Männer das Bestreben erkannt, in allen Dingen anders zu handeln, als Fürst Bismarck gehandelt hätte. Aus dieser Parole aber ergab von selbst sich die Nothwendigkeit, die Stützen der neuen Politik da zu suchen, wo die haine inassouvie gegen den entlassenen Steuermann das äußerste Maß erreicht hatte. Es ist ein tiefsinniger Witz der neuen Deutschen Geschichte, daß die gar so versöhnliche Regierung, die statt des Bajonnets nur noch den Oelzweig auf die Flinte pflanzt, genöthigt ist, bei den extremsten Parteien ihren Rückhalt zu suchen, weil da der Bismarck-Haß und die Bismarck-Furcht jedem anderen Bedenken Schweigen gebieten. Des Parteimenschen edelster Beruf ist es ja, auf dem Umwege über das Fraktioninteresse erst das dem Vaterlande Nützliche zu suchen; aber nicht immer wird auf der Reise nach Indien auch Amerika entdeckt. Wer nur die nächsten Wahlen im Kopfe hat und die Chancen, die dabei der Partei sich etwa bieten könnten, der treibt politischen Raubbau; und wer sogar den Grüneberger Champagner des Generalkanzlers leicht verdaut, um nur ja nicht wieder von der langen Pfeife des großen Eingeurnten angequalmt zu werden, der kann auch, ohne sie zu kennen, die Absichten einer Regierung billigen, von der man doch ganz genau weiß, mit wem sie umgeht.

In solchen Zeiten des politischen Geschäftchenmachens haben nun freilich Parteien, die etwas auf sich halten, immerhin einen schweren Stand, ganz besonders, wenn ihre Wähler den Anspruch erheben, mitunter eine selbständige oder gar eine oppositionelle Regung zu sehen. Den Mann am Ruder mag man durch lauten Anruf nicht stören, weil man nicht weiß, wer nach ihm kommen könnte; sein Vertreter ist auch so Einer, mit dem man sich, weil er zerbrechlich ist,

nicht gern zanken mag. Da muß denn ein schwarzer Mann geschaffen werden, dem man, je nach der Richtung, aus der man ihn anschaut, die verschiedensten Namen geben, den man abwechselnd Junker oder Pfaffen, Sozialdemokraten oder Anarchisten, Juden oder Polen nennen kann. Damit das Geknatter nicht aufhöre, wird auf den Schwarzen wacker geschossen; und der Wähler, den der Lärm nur beruhigen kann, schläft befriedigt ein: „Sie schießen ja, sie wachen für mich." Die gefährdete Freiheit ist wieder einmal gerettet. Und behaglich zieht er die Decke bis an den Hals.

Dem schwarzen Mann aber wird die Sache allmählig zu dumm; und da er meistens in der glücklichen Lage ist, über ein weithin schallendes Organ zu gebieten, so sucht er durch Schreien das Schießen zu übertönen. Der friedfertige Beobachter, der eine Weile dem Randaliren zugehört hat, findet in dem Zeter und Mordio bald sich nicht mehr zurecht. Was denn eigentlich los ist, fragt er, echt berlinisch, und möchte gern wissen, warum alle die aufgeregten Leute mit einem Male so entrüstet auf einen Punkt starren. Seine Zeitung sagt's ihm zwar ganz genau; kaum aber nimmt er die nächste zur Hand, da muß er gleich erfahren, daß, was eben kohlschwarz noch war, eigentlich schneeweiß ist und unschuldig und engelhaft. Auf diesem Wege liegt die Gehirnerweichung oder der Bezirksverein.

Was denn eigentlich los ist —: Das wollte auch der Herausgeber dieser Zeitschrift gern wissen, als durch den Choleraschrecken und die Militärbeklemmung das Polengeknatter und Polengeschrei an sein Ohr drang. Und weil die „Zukunft" sich das Ziel gesetzt hat, zwischen den einzelnen Nationen, zwischen den Angehörigen eines Volkes die Vorurtheile niederzureißen, und weil man, auch um ein Volk zu verstehen, erst in des Volkes Land gehen muß, deshalb hat er sich auf die Reise nach Posen gemacht, von der er nun Einiges erzählen will. —

Gleich beim Studium des Fahrplanes wurde mir Manches klar; man fährt wohlgezählte sechs Stunden von Berlin nach Posen, der Zug hält so gegen dreißig Mal an —: ist es da ein Wunder, wenn man in der Reichshauptstadt kaum erfährt, was im Machtbereiche des heiligen Adalbert von Gnesen eigentlich vorgeht? In Posen läuft der Witz um, die Christen führen über Kreuz, die Juden über Bentschen, aber Christen und Juden haben außerdem zwischen

Friedrichshagen und Gurtschin noch so viele Stationen zu überstehen, daß sie lieber gar nicht fahren. Nur die allerbesten Patrioten vom Stamme des Herrn von Koscielski opfern willig zwei Nächte, um eine dritte Nacht im Weißen Saale zu durchtanzen; gewöhnliche Sterbliche fragen sich zweifelnd, ob für die Herren Eisenbahnbureaukraten die Welt wirklich denn heute im Zeichen des Verkehres steht.

Die freundliche und saubere Stadt Posen erschien mir wie die verkleinerte Karikatur unseres lieben Vaterlandes: ein militärischer Gürtel ringsum, drinnen ein Halbdutzend einander fremder Welten. China an der Warthe, die nun eingedeicht werden soll und muß. Da giebt es eine Offizier- und eine Beamten-Kaste, eine polnische und eine jüdische Gesellschaft, dazwischen Brahminen aller Bekenntnisse. Sämmtlich gehören sie einem Staatsverbande an, aber sie meiden einander und jeder Eindringling hat eine Quarantäne durchzumachen, bevor er sein Menschenantlitz enthüllen darf. Das ist des deutschen Landes so der Brauch; der Lieutenant muß vor dem Fähnrich selig werden und der Herr Amtsgerichtsrath kann unmöglich mit jedem Krämer verkehren, der vielleicht so zu sagen auch ein Mensch, sicher aber ein Jude ist. Und dieser Kastenstaat hofft, dem polnischen Nachbarn so zu imponiren, daß der schleunigst die nationale Tracht ablegt und sich gut deutsch vermummt, ohne zu wissen, wo er dann als empfangfähig gelten könnte, sollte, dürfte.

Während der Fahrt hatte ich in der „Vossischen Zeitung" vom 7. September gelesen, „die jüngste Aera preußischer Verwaltung in den gemischten Provinzen habe die Sache des Deutschthums um Menschenalter zurückgeworfen". In Posen erfuhr ich von dem „Orendownik", dem demokratischen Gegner der polnischen Hof- und Admiralski-Partei, die preußische Verwaltung fahre rücksichtlos im Germanisiren fort und jeder Irrthum nach dieser Richtung sei thöricht und mehr noch gefährlich. Auf der einen Seite wurde der Schatten des Diokletian, auf der anderen der Große Friedrich bemüht, der gesagt hat: „Die Polen sind eitel, stolz im Glück, kriechend im Unglück, zu Allem fähig für Geld, das sie nachher wegwerfen, frivol und bigott, ohne Urtheil, stets bereit, ohne Gründe eine Partei zu ergreifen oder zu verlassen, und sich durch die Folgewidrigkeit ihres Betragens in die übelsten Lagen zu stürzen. Die Weiber leiten die Intriguen und schalten über Alles, während die Männer sich betrinken . . ."

Was ist Wahrheit? Beim Landpfleger, den man heute Oberpräsidenten nennt, ist selten Auskunft zu erlangen; der wäscht die Hände, jetzt wohl in gekochtem Wasser, mit einer Lösung von Sublimat vielleicht. Deßhalb muß ich die Fügung preisen, die mir die Pforten des erzbischöflichen Palastes aufthat und gestattete, da nach Wahrheit zu forschen, wo die höchste Macht, und gewiß nicht die kirchliche allein, zu finden ist. Denn die katholische Bevölkerung der Provinz Posen — etwa 1¼ Million polnischer und deutscher Menschen — erwartet die Looſung nicht aus dem Oberpräsidium, auch nicht aus dem stattlichen Hause des sehr beliebten kommandirenden Generals oder der slavisch-romanischen Hochburg der Kommune, sondern aus dem einfachen Palaste, den auf der Dominsel schweigsame Bäume umschatten.

Der Weg führt durch die Walischei, wo das polnische Proletariat haust, in engen, dumpfen, oft genug baufälligen Räumen. Lebloſe, stumpfe Gesichter, von denen die wohlgenährte Intelligenz der Geistlichen wirksam sich abhebt, die auf leisen Sohlen hier als Tröster, Berather, Gewissensdespoten, aus und ein gehen. Die Arbeit im Weinberge des Herrn schlägt immer noch besser an, als das Frohnen im Dienste moderner Kapitalgötter.

Hier also zog 1866 Miecislaus Halka, Graf von Ledochowski, ein, hier empfing er, nachdem mit Herrn Kozmian er, dem Protonotar des Jesuitenordens, so tapfer für den Vatikan und dessen Anspruch gestritten hatte, zum Lohne den Purpur des römischen Kardinals; von hier aus mußte er am 3. Februar 1874 in das Gefängniß von Ostrowo wandern. Nach dem pomphaften, klugen Polen erschien ein von protestantischer Einfachheit angewehter Deutscher, Herr Dr. Dinder, auf dem Plan, und nun that Herr Dr. von Stablewski den Purpur an, der Mann, von dem das Organ der großpolnischen Wünsche erwartet, seine Widerstandfähigkeit werde auch vor dem Gefängniß von Ostrowo einst nicht erlahmen.

Nicht der weißbärtige, Segen spendende Erzbischof der großen Oper von Meyerbeer oder Schiller, auch nicht der listig grausame Kardinal Torquemada der romantischen Ueberlieferung: ein ruhiger, jeder Pose abgeneigter Weltmann trat mir entgegen, unverändert derselbe Herr von Stablewski, der mir aus dem Parlament noch in der Erinnerung war. Freilich, die Lebhaftigkeit des Kulturkampfes ist

verschwunden und das Auge, das einst fehdelustig zum Ministertische emporzürnte, sieht von höherer Warte jetzt vorsichtig, wie es dem Kirchenfürsten geziemt, in die erneuerte Welt. Versöhnlichkeit heißt ja nun die Parole und auch Herr Bosse ist, der neue Kultusbeherrscher, ein freundlich blickender, milder Mann.

Der Erzbischof lächelte nur, als ich das Zeitunggerücht erwähnte, nach dem er, von wegen seiner „starrpolnischen Anschauungen" ad audiendum verbum nach Berlin beschieden sein sollte.

„Ich bin unempfindlich gegen Lob und Tadel, ich gehe ruhig meinen Weg, aber ich muß doch sagen, die Zeitungen treiben es ein Bischen zu bunt. Der Besuch, den ich dem Minister nach meiner Sommerreise abstattete, entbehrte jeder allgemeinen Bedeutung; wir haben kaum ein politisches Wort gewechselt. Was will man denn überhaupt von mir? Daß Fürst Bismarck, der hier wie überall ganz von persönlichen Momenten abhängig ist, uns haßt, ist mir nicht seit gestern bekannt; die deutschen Zeitungen aber sollten mich doch nach meinen Thaten beurtheilen und nicht nach den thörichten Renommistereien einzelner Blätter, die am liebsten Stettin nicht nur, nein, gleich auch Berlin polnisch sähen. Das ist ja eben das Unglück: Phrasenwirthschaft auf beiden Seiten! Und Herr von Goßler, der gewiß ein vollendeter Unterstaatssekretär gewesen wäre, beurtheilte unsere Verhältnisse nach den Ausschnitten, die ihm aus polnischen Zeitungen vorgelegt wurden. Dann kam Graf Zedlitz, der die Dinge mit eignen Augen sah und ganz richtig erkannte, daß nur durch Jahrzehnte verständiger Arbeit die Gegensätze gemildert werden können; er brachte das Kunststück fertig, mit Deutschen, Polen und Juden gute Beziehungen zu unterhalten, und — fragen Sie nur herum! — überall werden Sie hören, was er für die Provinz und für ihren Frieden gethan hat.

Was eine „starrpolnische" Gesinnung zu bedeuten hat, das möchte ich nun wirklich einmal erfahren. Der Klerus, an dessen Spitze ich stehe, ist durchaus friedlich gesinnt, und er allein ist für die Bevölkerung maßgebend. Durch die Auszahlung der zwei Millionen Mark Sperrgelder ist wieder ein schmerzender Stachel aus der Kulturkampfzeit beseitigt. Ich selbst bemühe mich redlich, gegen alle Elemente unserer Bevölkerung Toleranz zu üben; nicht einmal in meinem Privatleben ziehe ich irgendwelche Schranken in Bezug auf

Nationalität und ich zähle viele treue Freunde grade unter Deutschen; ich kaufe auch gern, wo es am besten und billigsten ist, und ich halte jedes andere Prinzip für verkehrt. Da nun auch die Regierung, der ich allerdings etwas mehr Festigkeit wünschte, von den besten Absichten erfüllt ist, so könnte Gutes geschaffen werden, wenn nicht die Schreier in der Presse und in den Parlamenten wären. Es erscheint mir doch sehr zweifelhaft, ob der Gedanke des Parlamentarismus noch lange lebensfähig sein wird; da kommen Mehrheiten zu Stande, weil Einer der Wähler zufällig den Magenkatarrh hat.

Graf Zedlitz hatte das richtige Gefühl, daß es auf den Wegen der bismärckischen Politik nicht weiter gehen kann, wenn nicht die Provinz und die Stadt den schwersten Schaden nehmen sollen. Bismarck hat ja selbst neulich gefragt, ob die Antisemiten denn eine neue Bartholomäusnacht oder eine sizilianische Vesper gegen die Juden planen. Da möchte ich ihn nun fragen, was er denn mit den mehr als eine Million starken Polen unserer Provinz anfangen will; man kann uns doch nicht auf einen Karren packen und über die Grenze schaffen. Wie verkehrt seine Polenpolitik war, mögen wir hier im Kleinen an dem Theater sehen: es ist ihm verboten, polnische Stücke aufzuführen; natürlich bleiben die Polen fern und das Theater kann nichts Ordentliches leisten, weil es zu schwach besucht ist. Und so ist es überall: Abschließung der Nationalitäten gegen einander, Mißtrauen hier und Verkennung dort, und völlige Lähmung des geistigen und wirthschaftlichen Lebens der Provinz. Tritt nicht ein grundsätzlicher Systemwechsel ein, dann schafft das deutsche Reich sich im Osten ein deutsches Irland, das von der Weichsel leicht bis nach Oberschlesien reichen könnte; auch die Iren sind gezwungen worden, englisch zu lernen, aber sie sind heute mehr denn je separatistisch gesinnt. Das Gegenstück sieht man im Elsaß. Die Elsässer durften, als sie an Frankreich fielen, ihre deutsche Sprache und Sitte bewahren; deshalb liebten sie ihre neue Heimath und deshalb ist ihre Wiedervereinigung mit dem alten Vaterlande ihnen nicht leicht geworden.

Ohne Ueberhebung glaube ich sagen zu dürfen, ich könnte hier, bei einigermaßen vernünftigem Entgegenkommen mehr als mancher Andre leisten; mein Vorgänger war doch genirt, weil er ein Deutscher war und den Schein polenunfreundlicher Gesinnung schon vermeiden mußte; ein Pole ist auf meinem Platze viel besser daran. Ich geb:

mich mit großpolnischen Tendenzen so wenig wie mit überschwänglicher Hofpolitik ab; ich vertrete den Standpunkt, den ich vor und nach meiner Thorner Rede immer eingenommen habe: wir sind auf das Zusammenleben mit den Deutschen angewiesen und müssen uns zunächst bemühen, in Eintracht und Frieden mit einander zu leben, allerdings unter entschiedener Wahrung unserer nationalen und religiösen Rechte. Ich glaube auch, daß die Regierung das einsieht und unseren Ansprüchen zum Theil wenigstens gerecht werden möchte. Dem Systemwechsel müßte aber wohl ein Personenwechsel in den unteren Graden vorhergehen. Wir haben hier noch zu viele Leute, denen der Kulturkampfgeist im Körper steckt und die nicht vergessen können, daß sie Jahre lang auf uns dressirt worden sind. So etwas verlernt sich schwer und da wird denn nach alter Weise gehetzt und geschürt und durch Preßlancirungen die öffentliche Meinung beunruhigt. Eines aber vergessen die Herren in ihrer patriotischen Beklemmung stets: daß der ungeheure Apparat der Verwaltung, ganz abgesehen von den Fragen nach dem moralischen und intellektuellen Uebergewicht, dem Deutschthum eine Macht und einen Einfluß sichert, neben denen die geringfügigen Konzessionen, die man uns etwa machen könnte, gar keine Rolle spielen.

Was ist denn die „große" Konzession, von der man jetzt immer schreit und die der eifernden „Vossischen Zeitung" und ihres Gleichen das Ansiedelungsgesetz überflüssig zu machen scheint? Diese welterschütternde Konzession besteht darin, daß die polnischen Kinder künftighin privatim und auf eigene Kosten ihre Muttersprache sollen erlernen dürfen! Darum der ganze Lärm. Jetzt haben wir, der Minister hat's ja mit angesehen, als er hier war, in den unteren Klassen einen Taubstummenunterricht. Der Lehrer muß auf den Gegenstand deuten, um seinen Zöglingen die Bezeichnung dafür einzuprägen. Selbst die Lehren der Religion, auf deren Besitz doch gerade in unserer Zeit die Regierung entscheidendes Gewicht legen sollte, kann das polnische Kind nicht überall in seiner Muttersprache erwerben. Die sogenannte fünfte Religionstunde, die, wie man erzählt, kommen und der Pflege des Polnischen dienen soll, genügt dazu keineswegs; unsere mindeste Forderung ist: zwei Stunden wöchentlich für die polnische Sprache. Die Polen, die ich wegen ihres religiösen, friedlichen und anschmieg-

samen Sinnes für das beste Regierungmaterial halte, haben für ihre loyale Haltung wahrlich diese „Konzession" verdient.

Aber es heißt immer, die Deutschen würden durch jede „Nachgiebigkeit" verstimmt. Das mag für die im Kulturkampfe engagirten Personen zutreffen, für manche Scholarchen vielleicht; die erdrückende Mehrheit unserer deutschen Mitbürger aber kann sicher nicht durch ein System verstimmt werden, daß uns die Möglichkeit gäbe, gute preußische Unterthanen zu sein, als Polen aber unseren Gott, unsere Sprache und unser Vaterland zu lieben. Wäre ich ein streitbarer Bischof, für den man mich ausschreit, dann hätte ich zur Klage kaum einen Grund, denn in den Zeiten einer brutalen Kampfpolitik ist die Macht des Klerus hier nur gewaltig erstarkt. Meine Ziele aber sind andere und ich kann nicht glauben, daß sie denen des Deutschthums gegensätzliche sind. Die laut jammernde Angst vor einer Polonisirung müßte ich als ein befremdliches Zeichen von Schwäche betrachten; in Grenzprovinzen besteht naturgemäß eine beständige Fluktuation der Bevölkerung. Der ehemals polnische Landstreifen von Schneidemühl, Meseritz, Bomst u. s. w. ist jetzt vollständig germanisirt und hier glaubt man das Vaterland in Gefahr, weil das polnische Element zugenommen hat. Wir haben keinen einzigen Polen in der Regierung, wir haben eine katholisch-polnische Abtheilung im Kultusministerium — unter Herrn Kügler; in der Stadt Posen, die zur Hälfte von Polen bevölkert ist, sind alle Schulinspektoren, Räthe, Rektoren Deutsche, vor polnischen Lehrern herrscht ein förmlicher Schrecken, in der Stadtverwaltung vertreten nur vier Stadtverordnete und ein unbesoldeter Stadtrath unsere Nationalität, und dennoch liest und hört man alltäglich von der Auslieferung deutscher Interessen an die „polnische Unersättlichkeit". Die klugen Leute, die immer behaupten, wir würden nach dem kleinen Finger gleich die ganze Hand fordern, die sollten doch gefälligst bedenken, daß wir einstweilen noch auf den kleinen Finger warten.

Ich glaube, man muß wirklich die große Staatskunst etwas bei Seite lassen und lieber die örtlichen Verhältnisse recht genau ansehen. Wenn man immer nur hohe Politik treibt und historische Perspektiven anstellt, geht die Provinz wirthschaftlich zu Grunde und das Deutsche Reich gewinnt nichts dabei. Wir haben für Rußland, das in Barbarei zurückzufallen droht, keinerlei Sympathien. Ein russischer Staatsmann, der vorausblickend genug wäre, den Gedanken der slavischen

Föderation zu beleben und alle Slaven zur Vereinigung aufzurufen, ist an maßgebender Stelle nicht vorhanden; käme er, dann würde Deutschland ernstlich gefährdet sein, wenn es ihm inzwischen nicht gelungen sein sollte, die Polen zu gewinnen und den preußischen Staatsbegriff populär zu machen. Das scheint mir die Aufgabe der preußischen und der deutschen Politik. Siegt dann in einer künftigen Abrechnung Rußland, so wird es, ohne sich um die nationalen Rechte der Deutschen zu bekümmern, nach Belieben seine Grenzen hinausschieben; siegt aber, wie ich vermuthe, Deutschland, dann kann es nur durch einen großen Schnitt Rußland schwächen, — was auch dem deutschen Handel im Osten zu Gute käme. Daß dann alle tüchtigen polnischen Elemente sich nach dorthin ziehen würden, dadurch aber eine Schwächung des Polenthums leider hier erfolgen würde, liegt auf der Hand.

Aber — das Alles ist Zukunftmusik, die ich auch im politischen Leben nicht liebe. Für den Augenblick kommt es nur darauf an, daß die Regierung sich nicht von den Schreiern zu einer schwächlichen Halbheit drängen läßt, die keinen Theil befriedigen kann, und daß die öffentliche Meinung zur gesunden Vernunft zurückkehrt. Wenn Sie den Leuten sagen können und wollen, daß wir hier keine dunkeln Verschwörer und lauernden Intriganten sind, dann, meine ich, werden Sie sehr patriotisch handeln."

* *

Von Posen bin ich dann nach Varzin gereist, mit Sekundär- und, ach, auch Tertiärbahnen, und was ich dort, auch über die Polenfrage, vernommen habe, soll ein nächstes Mal hier berichtet sein. Die Herren Polen und Antipolen mögen getrost nur die freie Tribüne besteigen, die in der „Zukunft" errichtet ist. Nur durch offene Aussprache ist die Verständigung zu erreichen; bis sie aber erreicht ist, kann es gewiß nicht schaden, wenn man weiß, was die Hadernden eigentlich wollen. Und daß aus den Zeitungen darüber so wenig zu erfahren ist, das mag auch den Herrn Erzbischof dem Gedanken eines neuen Blattes freundlicher stimmen, dessen Ankündigung er mit bedenklichem Schütteln des klugen Kopfes empfing, weil wir ja allzu viel bedrucktes Papier schon besitzen.

Das neue Haupt der Berliner Kommune.

In dem schönen Kapitel von der „Sozialen Organbildung" verbreitet Schaeffle*) sich über die verschiedenen Arten der Personal-Bestellung durch Ernennung, Wahl u. s. w. Er bespricht die Vorzüge und Nachtheile der einzelnen Wahl-Systeme und resumirt: „Die Gewinnung der geistig tüchtigsten Personen ist und bleibt der oberste Gesichtspunkt auch der Wahleinrichtungen."

Die Berliner Stadtverordneten sind im Begriff, einen Oberbürgermeister zu wählen; wahrscheinlich haben sie bereits gewählt, wenn diese Zeilen in die Oeffentlichkeit gelangen. Daß der bisherige Bürgermeister und frühere Stadtsyndikus Zelle aus der Wahl hervorgehen wird, ist heute eine Thatsache, die keinem Zweifel mehr begegnet. Die Frage liegt nahe, ob auch in diesem Falle die Wahleinrichtung zur „Gewinnung der geistig tüchtigsten Person" geführt hat.

Die Frage ist zu verneinen; sie wird sicherlich auch von allen kritisch überhaupt veranlagten Wählern des Herrn Zelle, wenn auch wohl nicht gerade förmlich und offen, verneint. Es giebt unter den für den Oberbürgermeister-Posten genannten Kandidaten Einen und den Andern, der den Gewählten geistig sehr erheblich überragt, und der auch sonst für das jetzt zu vergebende hohe Amt geeignet erscheint. Es giebt aber überhaupt in deutschen Landen ohne Frage noch eine weitere große Zahl von Männern, die auf wirkliche, organisatorische Leistungen, auf reiche administrative Erfahrungen blicken können und

*) Schäffle: Bau u. Leben des sozialen Körpers I, S. 775 ff.

die vermöge ihrer allgemeinen geistigen Superiorität wohl hätten in Betracht gezogen werden müssen.

Warum haben diese Männer nicht kandidirt, warum hat man jede nicht streng fraktionelle Kandidatur sofort niedergeschrieen und -geschrieben und dadurch den Kreis der Bewerber von vornherein in bedauernswerther Weise verengt?

Man braucht die getroffene Wahl nicht gerade für einen eigentlichen Mißgriff zu halten. Herr Zelle ragt über ein gewisses angenehmes Mittelmaaß in keiner Weise heraus, aber er ist geschäftsgewandt, eine honette und sympathische Persönlichkeit. An selbständigen Ideen, an individuellen Gedanken ist er wohl nie reich gewesen und in seiner langjährigen Stellung als Syndicus und Verwalter des städtischen Grundeigenthums hat er kaum Gelegenheit gehabt, organisatorische Fähigkeiten zu bekunden oder auch nur starke Impulse zu geben. Die Behauptung der Parteipresse, Zelle sei ein Organisations-Talent ersten Ranges, ist eine Phrase ohne Begründung. Wo hat er Talent gezeigt, was und wo organisirt? Eine besonders arge Geschmacklosigkeit begeht ein Herrn Zelle persönlich sehr nahe stehendes Berliner Blatt, wenn es des neuen Stadt-Oberhaupts „meisterhafte Bearbeitung des gesammten Rechtsstoffes" rühmt. Gemeint sein kann nur Zelles „Handbuch des öffentlichen und Privatrechts", ein Compendium und eine Eselsbrücke für Subaltern-Beamte, dem noch kein ernsthafter Mensch irgend welchen wissenschaftlichen Werth beigelegt hat. Bei Personenfragen endlich hat Herr Zelle sogar wiederholt einen Mangel an Scharfblick bethätigt, der eine Folge mangelnder eigner Individualität zu sein pflegt. Denn Herr Zelle besitzt weder Temperament, noch eignet ihm das intuitive Erfassen der Dinge, das vereint mit jenem zu administrativen Thaten befähigt. Als ein pflichtgetreuer Routinier und ein durchaus integrer Mann, als ein Kenner des etwas verwickelten und verzwickten Berliner Kommunalformalismus, wird er aber dessen ungeachtet auch auf seinem neuen Posten sich schlecht und recht zu behaupten wissen.

Zwei Umständen verdankt Herr Zelle hauptsächlich seine Wahl: seiner intimen Zugehörigkeit zur eigentlichen Fortschritts-Fraktion Richter-Parisius, und seinen verbindlichen Umgangsformen. Um mit der zuletzt erwähnten Eigenschaft zu beginnen, so unterschätze man

ihre Bedeutung nicht. Herr von Boetticher z. B., der schon vor der Welfenfondssache für jeden Abgeordneten ein freundliches Lächeln und ein Paar liebenswürdiger Worte hatte und der den Ton einer trivial scherzenden Konversation ausgezeichnet zu treffen weiß, verdankt dieser Praxis die Schwärmerei zahlreicher Parlamentarier und theilweise auch die milde Behandlung von Seiten der Presse. Herr Zelle hat ebenfalls zeitlebens für Jedermann eine verbindliche Miene übrig gehabt; sein konziliantes Wesen hat ihn im Parlament, wie in seinem amtlichen Berufe, allezeit vor ernstlichen Konflikten geschützt, denen ein kräftiges Naturell nie entgeht. Aber werden diese angenehmen Gaben auch ausreichen für den Magistrat, für die Stadtverordneten-Versammlung, für das ganze ungeheure Beamtenheer der weitverzweigten Berliner Kommune? In einem Kollegium von einigen dreißig Personen, wo neben vielen bequemen Nullen einige bedeutende Intelligenzen sitzen, ist die Leitung nicht ohne Mühe und Dornen. Forckenbeck hatte, ganz abgesehen von seinem unleugbaren Präsidial-Talent, hinter sich die Wucht eines historischen Namens, einer imponirenden Persönlichkeit; neben ihm aber wirkte, den bürgermeisterlichen Nimbus zu erhöhen, Hermann Duncker, ein kluger, scharf beobachtender Greis mit klarem Verstande und vornehmer Gesinnung, dessen Bedeutung für die kommunale Entwicklung Berlins vielfach unterschätzt worden ist, weil Duncker die billigen Mittel der im rothen Hause sonst vielfach üblichen Preß-Reklame stets verschmäht hat. Diesen beiden Persönlichkeiten ordneten sich die heterogenen Elemente des Magistrats unter, und trotz des in den letzten Jahren des Forckenbeck'schen Regimes eingerissenen Schlendrians in der formellen Behandlung der Geschäfte konnte man bislang immerhin von einer einheitlichen Führung durch den Magistrat sprechen. Jetzt liegt die Gefahr nahe, daß die grade die intelligentesten Elemente umfassende antifortschrittliche Fronde im Kollegium kühner ihr Haupt erhebt und daß trotz der Konzilianz und der nicht ungeschickten Taktik des Chefs sich die latent längst vorhandenen Gegensätze schärfer zuspitzen werden. Ein sehr einfaches, aber durchschlagendes Mittel hiergegen wäre die Wahl eines zweiten Bürgermeisters eben aus dieser Gruppe; das Naturell des Herrn Zelle läßt eine ausgeprägtere Individualität neben sich durchaus zu, mit der sich der neue Oberbürgermeister gewiß auch alsbald in Freundschaft auseinanderzusetzen bereit wäre. Dagegen

wäre es kurzsichtig und verfehlt, einen homo novus als zweiten Bürgermeister zu wählen: es hieße das, muthwillig Konflikte heraufbeschwören.

Viel bedenklicher noch muß uns die Frage stimmen, wie sich durch die Wahl des Herrn Zelle die Dinge mit und in der Berliner Stadtverordneten-Versammlung entwickeln werden. Nach unserer Ansicht muß es, gerade im Interesse der Selbstverwaltung, eine Hauptaufgabe des neuen Oberbürgermeisters sein, zu verhindern, daß die Versammlungen im Rathhause denen des Pariser Gemeinderaths immer mehr ähnlich werden. Die Entwickelung hat bereits begonnen. Die Gegenstände der eigentlichen Verwaltung werden im Fluge abgemacht, Millionen werden, allerdings nach Vorberathung in Kommissionen und Fraktionen, in wenigen Minuten bewilligt; der weitaus größte Zeitraum aber wird mit dem üblichen parlamentarischen Firlefanz ausgefüllt, in dem namentlich die sozialdemokratischen Stadtverordneten aus Agitations-Rücksichten sich hervorthun. Wird Herr Zelle die persönliche Kraft besitzen, um diese Gefahr beschwören zu können, die den lebendigen Inhalt der Selbstverwaltung zu leerem, nichtigem Spiel mit parlamentarischen Formen zu verflüchtigen droht? Man wird einwenden, daß der Schutz hiergegen eigenste Sache der Stadtverordneten-Versammlung ist, daß die Redefreiheit Einschränkungen nicht duldet und dergleichen noch mehr. Darauf kann nur erwidert werden, daß eine Hauptaufgabe einer weitausschauenden Exekutive darin liegt, für die gesunde Fortbildung der Organe zu sorgen. Auch Städte und städtische Verwaltungen kämpfen den Kampf ums Dasein, und für den gewaltigen sozialen Körper der Kommune Berlin gelten die ewigen Gesetze von Evolution und Anpassung nicht minder, als für physische Organismen. Eine Millionenstadt will anders regiert sein als Bernau und Fürstenwalde; sie kann nur etwa in demselben Rahmen verwaltet werden wie der größte Kommunalkörper, die Provinz: durch Berufsbeamte, möglichst mit bureaukratischer Spitze, und einem ständigen, selfgovernementalen Exekutiv-Ausschuß. Und an die Stelle des jede Woche mehreremals sich versammelnden und ganze Bücher redenden Stadtparlaments trete ein das Jahresbudget beschließender städtischer Landtag, der im Uebrigen nur in außerordentlichen Fällen tagt und die Ueberwachung der laufenden Verwaltung seinen Vertrauensmännern, dem Ausschuß, überläßt. Wird eine solche,

oder wenigstens ähnliche, Organisation für Berlin nicht baldigst durchgeführt, dann wird, vielleicht mit einigen Schwankungen, aber unwiderstehlich, das radikale, rabau- und rebelustige Element in der Stadtverordneten-Versammlung vordringen; es wird die Executive direkt oder indirekt terrorisiren und dadurch höchst verderblich auf die gesammte preußische Selbstverwaltung wirken. —

Daß Herr Zelle ein organisatorisches Reform-Programm nach der angedeuteten Richtung hin sich stellen wird, halten wir für nicht gerade wahrscheinlich. Ja, wir halten es sogar für zweifelhaft, ob er Lust und Kraft besitzt, die seit Seydel und Hobrecht ruhenden Dezentralisationsbestrebungen aufzunehmen und durchzuführen. Hat doch durch seine Wahl die Stadtverordneten-Versammlung bekundet, daß alles beim Alten bleiben soll. Und so wird es denn kommen, wie es nach dem Willen des Herrn Stryck wohl auch kommen soll: der Schwerpunkt wird fortan in der Stadtverordneten-Versammlung liegen, der Magistrat wird nur das ausführende Organ und Herr Stryck der mächtigste Mann im rothen Hause sein, — wenn er inzwischen nicht an seiner Unvorsichtigkeit zu Grunde gegangen sein wird.

Es ist vorhin behauptet worden, daß Herr Zelle seine Wahl zunächst seiner Zugehörigkeit zur eigentlichen Fortschrittspartei, Berliner Observanz, verdankt. Wer das bestreitet, wird doch wohl mindestens die Eigenschaften nicht nur zu benennen, sondern auch nachzuweisen haben, die sonst zu dieser Wahl Anlaß gegeben haben. Mit den nichtigen Redensarten, Herr Zelle sei der tüchtigste Mann, der zu haben war, und mit ähnlichen haltlosen Unwahrheiten, ist natürlich gar nichts bewiesen. Die Eigenschaft als Fortschrittsmann würde in unseren Augen Herrn Zelle auch nicht um ein Jota weniger geeignet zum Oberbürgermeister machen, sofern er nur sonst das Erforderliche an geistiger Potenz besitzt. Und wenn der Abgeordnete und Stadtverordnete Herr Dr. Barth in seiner „Nation" neuerdings sich scharf gegen die Auffassung wendet, als sei es ein großes Entgegenkommen, eine Gnade der Staatsregierung, wenn sie einen Freisinnigen bestätigt, so hat er gewiß Recht, kämpft aber doch ein Wenig gegen Windmühlen. Der Vorwurf, den man der Berliner Stadtverordneten-Versammlung macht, daß sie als erste, unerläßliche Eigenschaft des Kandidaten die Zugehörigkeit zur freisinnigen, der ehemaligen Fort-

schritts-Partei, verlangt hat: diesen Vorwurf gilt es zu entkräften. Die Bestätigungs-Frage kommt dabei garnicht in Betracht; wir halten eine Nicht-Bestätigung des Herrn Zelle einfach für undenkbar, ganz abgesehen davon, daß sie materiell ungerecht, und eine schwere politische Ungeschicklichkeit wäre. Daß die Wähler im Berliner Rathhause einen Mann als Oberbürgermeister haben wollen, der ihrer allgemeinen, geistigen Himmelsrichtung entspricht, ist verständlich und berechtigt; ausgesprochene Reaktionäre werden sie schwerlich Lust haben zu wählen, auch wenn es, wie das manchmal der Fall ist, tüchtige Männer sind. Aber zwischen dem Freiherrn von Hammerstein und Herrn Eugen Richter wohnen doch auch noch Leute, die etwas können, obwohl sie vielleicht seltsamer Weise in keinem Parlament sitzen. Und was die erforderliche Unabhängigkeit des Stadtoberhauptes anlangt — Rückgrat sagt man ja wohl im Berliner Rathhaus — so ist doch bis zur Stunde auch noch nicht der Schatten eines Beweises für die fable convenue geliefert, als sei „Rückgrat" eine Parteispezialität. Auch Herr Stryck ist ein Fortschrittsmann.

Der ganze traurige Spuk, daß bei der Aemterbesetzung in Stadt und Land zuvörderst auf Gesinnungtüchtigkeit gesehen und dadurch jede wirkliche soziale Auslese verhindert wird, würde zur Freude aller verständigen Menschen in dem Augenblick ein Ende haben, wo man sich entschlösse, keine Beamten, weder staatliche noch kommunale, fortan mehr in eine Volksvertretung zu wählen. Man weise die Präsidenten und Landräthe, die Bürgermeister und Stadträthe aus den Parlamenten an ihre Arbeit, für die sie mit dem Gelde der Bürger bezahlt werden; und wenn ohne diese Herren das deutsche Volk die für einen Reichs- oder Landtag erforderliche Zahl von Intelligenzen nicht aufzubringen vermag, dann hole der Henker seinen ganzen Parlamentarismus!

A. E.

Ergebnisse der Münchener Ausstellung.

Einer Riesenausstellung wie der Münchener Internationalen gegenüber empfindet man es als einen Nachtheil, daß man ohne die Ausdauer ist, so viele Bilder mit Genauigkeit zu studiren. Dabei aber nimmt man die allgemeinen Kunstzustände, die nationalen Nuancen der Malerei gleichsam durch die Bilder hindurchsehend wahr, wie über ihnen befindlich und von aller Arten Vorurtheilen freier.

Der augenblickliche Zeitpunkt tritt folgendermaßen hervor.

Die Epoche, in der von jenen Malern unseres Landes, die man als die Eclaireure bezeichnen kann, die Meister von Fontainebleau als Muster empfunden wurden, ist vorbei. Ein Maler von Finesse war damals Herr Jettel, der nach Paris gegangen war, und sein Auge nach dem Pariser Auge einstellte. Er strebte die schöne geschlossene Wirkung an, wie sie die Meister von Fontainebleau, deren Werk wir jetzt als den werthvollsten Besitz nächst dem der Alten anerkennen, so geschätzt haben. Heute ist Herr Paul Baum (aus Weimar) ein Typus eines deutschen Eclaireurs. Bei ihm ist weniger Finesse, dafür in stärkerem Grade eine naive Naturanschauung zur Spiegelung gekommen. Sie stützt sich ebenso auf den Meister Monet wie der hohe Geschmack Jettels sich auf die Meister von Fontainebleau gestützt hatte. Das ist der Unterschied zwischen heute und damals in den Vortruppen.

Während nun unser Vortrupp nach Frankreich hin den Bahnen Monets gefolgt ist, treffen wir auch mit Vergnügen eine Reihe freierer jüngerer Maler, in denen allen ein feiner Natursinn, eine zarte Betrachtung, ein lyrisches Empfinden lebt, die Herren Reiniger, v. Volkmann, Ubbelohde seien genannt. Ihr Gemeinsames ist, daß sie Landschaften malen voll Natur und Wahrheit (also breiter als z. B. Kubierschky) und doch durch Geschmack zusammengehalten, daß sie aber, bei all dem anzuerkennenden Wesen ihrer

Begabung, uns als Gruppe wohl erfreuen, doch nicht als einzelne, glänzende Koryphäen bemerkbar werden. Das Niveau unserer Malerei hat sich also wieder einmal gehoben; aber ein solches Talent, wie es Oswald Achenbach immer noch ist, obwohl er eine Richtung hat, die wir jetzt überwunden zu haben glauben, zeigt sich in dieser jungen und idealeren und geschmackvolleren Gruppe noch nicht an.

Wir sagten idealer und geschmackvoller. Idealer: sie denken nicht an Verkauf, malen unmöglich für den Käufer. Und geschmackvoller: sie malen nicht auf Effect.

Letztere Gabe, nicht auf Effect zu malen, ist indessen eine Eigenschaft mit zwei Seiten. Die gute liegt auf der Hand: während ein Oswald Achenbach, jetzt in einer Ausstellung wie der Münchener Ausstellung wahrgenommen, ob er nun eine Straße in Sorrent oder einen Blick auf das Sabinergebirge gemalt haben mag, entschieden den Eindruck von Feuerwerk macht, mit der Bestimmung, eine angenehme Wirkung hervorzubringen sind sie die ernsten, sie die durchseelten Künstler, sie die Künstler, die an der Natur wirklich Freude haben. Aber während ein Osw. Achenbach noch heute in jedem Zimmer einen ausgezeichneten Platz ausfüllt, wunderbar geschickt eine Dekoration, eine Leuchtkraft im Zimmer herstellt, würde ihr Bild im Zimmer reizlos sein.

Solches Gefühl von geringem dekorativen Werthe spitzt sich, wenn man von diesen jungen deutschen Künstlern zu den skandinavischen Völkern in der Ausstellung übergeht, zur höchsten Schroffheit zu.

Einem Ausfall gleich, der gegen ihre Malerei unternommen wurde, tritt die Separatausstellung Franz v. Lenbachs vor uns hin. Jedes der beiden Gegner Lichtseiten wurden infolge des Hervortretens von Schattenseiten bei dem Andern heller; absolut siegreich ist keiner gewesen.

Lenbach, der mit seiner Ausstellung — so wie er es gewollt hatte — ein Reflex alter Kunst war, hatte eine Ausstellung ohne den Odem des Lebens. Sammlungen, die aus Liebhaberei für das Schöne der vergangenen Zeiten entstanden sind, können sehr leicht, besonders wenn sie subjektiv angeordnet werden, den Odem des Lebens verlieren, das Leben, welches ja immer als etwas bestimmtes, sich nur einmal zeigendes in die Erscheinung tritt, speichern sie in verschiedenen seiner Erscheinungsformen auf, ein Leben, ein zweites, ein drittes, so vielleicht die Leben des fünfzehnten Jahrhunderts, der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts und der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts werden neben- und durcheinander zugegeben — sie vermischen sich, verwischen sich, es wird ihnen die Präzision geraubt, die Wahrheit geraubt — das Leben entflieht. Allerdings bleibt es, just bei dem subjektiven Sammler nach Geschmacksauswahl,

ein sehr schöner Anblick, alle diese zusammengekommenen Gegenstände der höchsten Kultur ihrer Zeit, harmonisch durch ihn angeordnet, in mildem Lichte aufgestellt als komfortable Einrichtung zu sehen.

Die Skandinaven hingegen, fast ganz ohne Geschmack, haben in ihren, aus einer richtigen Entfernung gesehen, einen absolut nicht schönen Anblick gewährenden Bildersälen — Leben. Es findet ein Wiederschein der Zeit statt. Manche Stimmung, die gerade unsere Epoche beschäftigt, nie früher ein solches Interesse erregte, ist wiedergegeben. Darum ist ihre Abtheilung frisch, wenn sie auch geschmacklos sein mag, während die Abtheilung Lenbachs, die so viel Reiz hat, des Lebens entbehrt.

Das Urtheil über die Abtheilung Lenbachs mischt freilich seine von ihm selbst gemalten Bilder nicht ein. Die sind freilich modern, aber die waren nicht ausgestellt, um Agitation gegen die Skandinaven zu machen. Und von der Abtheilung der Skandinaven mischen wir einige Schweden nicht ein. Die Schweden heißen nicht umsonst die Franzosen des Nordens; Zorn, ihr erster Maler, wetteifert mit jedem Franzosen in der Koketterie der Mache, und in der Uniformität, die er manchmal im Ausdruck seiner Figuren hat, kommt er ihnen nah.

Lenbach hatte, um nachdrücklichst seine Meinung zu sagen, als Bundesgenossen Titian, Rubens, vlämische und holländische Stilllebenmaler aufgeboten, dazu Künstler der Gobelins herbeigezogen, Ciseleure von Vasen, alte griechische Marmorarbeiter und Teppichkünstler aus Persien, einen Schreiner, welcher die Decke machte, und einen Glaser, der die Scheiben kleiner, als sie waren machte; und im Uebrigen sagte er zwar denen etwas Neues, die die Kunstschätze seines Ateliers noch nicht kannten, hat denen aber eine etwas geringere Wirkung von Pracht geboten, die das Glück haben, sein Atelier zu kennen. Nehmen wir nun, indem wir einen Schleier über das in seiner Ausstellung nicht so Gelungene werfen, statt dessen die Wirkung der Schätze, die seine Atelierausstellung ausmachen, so scheinen sie uns die Worte zuzurufen:

„Farben sind Sinnlichkeit, Kunst ist Luxus, Ideen sowohl wie auch vollkommene Naturtreue können die Kunst begleiten, sind aber, wenn sie, was nicht nöthig ist, sich ereignen, brauchbar nur dann, sobald sie nicht auffällig den Charakter dekorativen Schmuckes durchbrechen, den die Kunst haben muß, von welcher vollkommen einerlei ist, ob sie Oelgemälde, silberne Vasen oder Teppiche sich als Ziel gesetzt hat. Man soll nichts durch die Kunst wollen, als geschmackvoll-reich logirt sein — und, was in ihr dargestellt, nicht angenehm aussieht, etwa darzustellen, würde Barbarei sein."

So spricht die reizende Wirkung aller der Dinge, die Lenbachs Atelier zusammensetzen.

Da die Skandinaven nie einen Antheil an einer der schönen Phasen der alten Kunst gehabt haben, zudem vielleicht die jetzigen Skandinaven ohne viel Unterricht von alten Kunstdingen aufgewachsen sind und in ihren Erziehungsmethoden vielleicht nicht viel übrig gehabt haben für die „Malerfürsten" und das, was sie in die Malerei trieb, etwas ganz Anderes war; — nämlich wenn sie Italien besucht hatten, so waren es vielleicht nicht die Museen, sondern die Menschen, die sie interessirten — und die Gegenden (unreif wie sie waren, die Kunstblüthe der vergangenen Zeit nachempfindend, eklektisch zu verstehen); — besonders aber die Heimath gefiel ihnen, und drückte ihnen gleichsam den Pinsel in die Hand. Wie als wäre plötzlich für sie die Manipulation von Pinseln und Farben erfunden worden, beginnen sie, Dinge und Erscheinungen, weil sie aus ihrer Heimath sind, oder weil sie sie überraschen, darzustellen, mit Augen so klar, wie sie nur Naturvölker haben. Ob das eine Kunst ist, oder keine, gilt ihnen gleich — sie malten nicht, um angenehm einen Raum auszufüllen — ja wie hätten sie daran gedacht? ohne Paläste und Treppenhäuser, das hatten sie weder in der Tradition überkommen, noch durch Bildung empfangen, noch durch Intuition, Lenbach gleich, begriffen. Sie malen vielmehr zweckvergessen in irgend einem Zimmerchen, das ihnen vielleicht Wohn-, Schlaf-, und Malraum zugleich ist, all' ihren Naturssinn, ihre erwachte Freude an der Außenwelt und intime nordische Zärtlichkeit für die Familie der Menschen und für das Licht der Natur, hineinlegend. Und wenn sie auch ihr Bild mit Augen malen, die innerhalb der vier Kanten der Leinwand eine höchst zarte Harmonie schaffen, bleiben ihre Augen doch ohne Interesse für den Raum über die vier Kanten hinaus. Sie malen ihr Werk ganz ohne den Gedanken, daß es (sowie es bisher war) eine Berechtigung, zu existiren, erst dann erhält, sobald es mit irgend einer Räumlichkeit in Verbindung kommt, wenn auch nur in der Form, daß es in ihr hängt. Bei ihnen ist die Malerei frei, ganz frei, unabhängig vom Raume — so frei wie ein Gedicht, das man auf einen Zettel schreibt: und es läßt sich denken, daß die Malerei, die sie verfassen, ein Anblick werden konnte, wie nie früher ein Anblick von Malerei gewesen ist und daß er gute Augen empören kann.

Alle frühere Kunst, auch die geistigste, immateriellste, die Cartonkunst und jede, war immer mit dem Gedanken an dekorative Bestimmung, wenn nicht in erster Linie, doch in dritter oder letzter, vertraut gewesen: bei ihnen aber ist das Bilden so etwas wie Schreiben. Lenbach entsetzt sich — wir auch. Er findet, sie wirken häßlich — wir finden's auch. Er sagt, ich sehe meine Gobelins, meine Titians, meine Teppiche, meine verdunkelte Beleuchtung, meine rothe Sophaecke an und mir wird behaglich —

uns in Lenbachs Zimmern auch. Und er sagt, sehe ich diese barbarischen Dänen und Norweger an, so wird mir barbarisch zu Muthe — uns vielleicht auch. Und dennoch gehen wir auf diese nordischen Bilder mit Interesse ein, ja sehen Lenbachs Reise — ein wenig für Gourmandise, Leckereifreude, und, dürfen wir's sagen, Mangel an moderner Zärtlichkeit, Empfänglichkeit, Naturnaivetät an — und sehen sie für etwas zukunftsbaar an .... Was ist es nur, daß wir so unentschlossen sind, Lenbach, da er so triftige Gründe hat, recht zu geben? Es ähnelt vielleicht dem Gefühl, das man im alten Rom haben mochte, als man sich an der Bildung ganz gesättigt hatte, und da nun die germanischen blauäugigen Blondköpfe etwas wie den Hauch ihrer Tannenwälder als eine neue Anregung ins alte Rom brachten.

Dieses Duell Lenbachs mit ihnen verfolgt einen während des ganzen Besuchs der Ausstellung.

Man wird besonders dann beengt, wenn einem ein skandinavisches Werk aufstößt, welches, obzwar ganz aus der modernen Klangfarbe entstanden, harmonisch im Raum wirkt. Diese Bilder sind freilich sehr selten. An ihnen wird die Theorie zu Schanden, und alle vorgefaßten Begriffe verlieren sich. Von dem Kampfe, der zwischen dem Festsaal Lenbachs und den hellen Sälen der Skandinaven geführt wird, denkt man dann, daß nicht wir es sein können, die seine Entscheidung erleben.

Aber wie reich die Anregungen sind, die uns in dieser Wirrniß der Zeit geboten werden; wie wir natürlich alles, was Lenbach herbeizog — aber auch das, was, weil wir eben gleichzeitig mit ihnen leben, von uns in den Werken der Skandinaven als lebendig und psychisch fein geschätzt werden kann, zu genießen vermögen, auch wenn wir unschlüssig sind, es als vollkommene Malerei gelten zu lassen. Da ist z. B. ein Frauenportrait, ziemlich ohne Haltung was Malerei anlangt, doch habe ich folgende Empfindung beim Betrachten dieses Portraits.

Das ist eine Frau von Bildung und alter Familie aus der Stadt. Sie und ihr Mann leben auf dem Lande. (Ihr Mann ist dort Maler — das weiß ich aus dem Kataloge der Ausstellung.) Sie hat Lust an dem Berufe bekommen und nichts, das sie, wenn sie in der Stadt lebte, zerstreuen würde, begegnet ihr hier; so malt sie denn. Sie ist energisch. Und sie hat Talent.

Heute steht sie in der Thür ihres Landhauses; es ist früh am Morgen. Ihr kühnes, entschlossenes, nordisches Profil bewundern wir (ein kleiner Höcker, Näslein auf der Nase). Sie mag vierzig Jahre zählen. Ein breiter einfacher schwarzer Hut beschattet sie. Ein schon halb ehrwürdiges schwarzes Kleid umschließt etwas nachlässig ihre vollwerdenden Formen. Scharf lugt

sie in die Ferne — wo grüne Wiesenflächen und eine weite Luft zu erwarten sind — Motive suchend, die sie malen kann. Ihre Hand legt sich leicht auf den Rücken des schönen Hundes, der mit ihr auf die Schwelle des Hauses hinausgekommen ist .... Gutes Wetter ist ... Wetter, wo es angenehm ist im Freien zu malen ... Alles dies mitzufühlen, die eigenthümlich moderne Frau verstehen zu lernen, ganz genau werden wir dazu in den Stand gesetzt. Wie das Bildniß lebt, für uns lebt — das ist fast nicht zu sagen. Obgleich es haltungslos ist, ist es ein seiner Charakteristik wegen sehr schätzbares Bild. Hier und vor manchen Bildnissen auch in der polnischen Abtheilung mußte ich daran denken, daß mancher moderne Maler, der längst nicht über die Kunstsicherheit Lenbachs verfügt, eine komplete Persönlichkeit runder, freier vor uns hinzustellen vermag als Lenbach.

Herr Michael Ancher, ein guter dänischer Maler, hat dieses gute Bild gemalt.

Und seine Frau hat in der That merkwürdig viel Talent. Ihr „Begräbniß" genanntes Bauernbild ist ein im Ton wunderschönes Werk, der ganze Stolz, die Pracht und Männlichkeit ihres Malens findet sich auch in einem Bilde ausgeprägt, wo ein hellblaues Zimmer von Sonnenschein ganz grell durchfluthet dargestellt ist. Der gelbe Blondkopf eines Kindes, das im Zimmer sitzt, ist derartig mit den Farben der Sonnenflecke an den Wänden in Zusammenhang, daß sie zu seiner hellleuchtenden Freudigkeit gleichsam die zweite Stimme spielen. Ihr Mann hatte sehr stimmungsvolle Fischerbilder ausgestellt, Herr Ilsted hat Talent für das Darstellen von Zimmern mit allen den großen Reizen, welche ihnen die Art des Lichtes giebt, Herr Johann Rohde hat einen merkwürdig feinen „Winterabend", auf dem Marktplatz in einer kleinen Stadt, ausgestellt, sehr delikat im Tone, Herr Hammershoi ist der dänische Terborg. Eine Matrone sitzt still vor einer silbergrauen Wand ... Ein weiß gedeckter großer runder Tisch (mit nichts darauf) steht in einem silbergrauen Zimmer ... Herr Hammershoi ist ein sehr feiner Künstler. Aber Johannsen malt Dänemark; das Land der Idylle, die stille Provinz, in der nichts vorgeht, im Sommer die lieblichste Luft ist und still die Buchenwaldungen blinken, und im Winter der Schnee in die Zimmer zwingt und es mollig ist.

Da sitzt dann am Abend der Ehemann am runden Tische, den letzterschienenen, vorzüglich geschriebenen Novellenband vor sich. Die Kinder machen Schularbeiten. Die Federn kritzeln und kratzen. Die Wanduhr tickt. Aus dem eisernen Ofen bricht dann und wann die Glut vor, sonst ist die Ecke dunkel, in der der eiserne Ofen steht. In ihr zieht die Mama die Kleinste aus, von der röthlichen Wärme ein bischen beleuchtet;

Waschwasser und Schwamm hat sie neben sich auf einem Stuhle. . . Wir ahnen Plätschern und zufriedenes, unverständliches Glucksen des Kindes, und dann sagt man gute Nacht und es wird hinausgebracht. Eine eigene Wohnzimmeratmosphäre, eine Zimmer für Alles Atmosphäre. . . Häßlich an der Wand zu sehen vielleicht. Aber anziehend, das Bild zu betrachten! Die Gedanken für und wider Lenbach wird man nicht los.

Und weil man sie nicht los wird und die Lösung des Conflictes wahrscheinlich einem Volke bevorsteht, das sowohl der alten Kultur, wie noch der Urfrische nahesteht, interessiren einen die Jungschotten und die Amerikaner.

Die Jungschotten haben diesmal sich nicht betheiligt, aber von den Amerikanern ist viel da. Sie haben eine rücksichtslos empfindende, aber in der Kultur Westeuropas längst abgeschleifte Malerschaft. Das Problem, modernes Leben und Empfinden wiederzuspiegeln und zugleich wie ein alter Meister ganz in Tonschöne aufzugehen, hat schon seit zwei Decennien den besten amerikanischen Maler, Whistler, beschäftigt. Er ist außerordentlich begabt, giebt das Moderne wieder in einer noblen, sauberen, gobelinhaften Gebrochenheit. Er hat den conservativen Reiz und das Lebensgefühl der jüngeren Parteien vereinigt, den Reiz frischer und eigenthümlicher — das Lebensgefühl allerdings der naiven Frische schon entfremdet.

Whistlers Lebenslauf ist dieser: er kam aus Amerika nach Paris, stand dort im Kreise der jungen Männer, die die Evolution der französischen modernen Malerei machten und die für Delacroix geschwärmt hatten, für Courbet schwärmten und für Manet im Begriff waren, ins Schwärmen zu gerathen. Dann ging er nach London. In London ging er auf alles ein, was seltsam und reizvoll ist: die Frauengestalten Rossettis schwebten ihm vor mit dem weichen Blick und den vielen Haaren, dazu kam der Geschmack am Sammeln von Japan, am Streben nach der eigenthümlichen Tiefe und Harmonie ihres Tons. Die Frauengestalten Rossettis — und noch etwas mit dem Frauengeschlecht des Kreises, dem er in Paris angehört hatte, Zusammenhängendes, — dies in der stärkeren und harmonischen Klangfarbe Japans ausgedrückt, und gemalt in einer im Gegensatze zu Rossetti höchst leichten, eleganten Technik, die noch aus Frankreich stammte — das malte er jetzt. Aber es kam ein großes Ereigniß in Whistlers Leben: er verliebte sich in Velazquez. Und seitdem ist alles, was er malt, eine Komposition von Rossetti, Paris, Japan, Velazquez — und Whistler. Velazquez hat aber den bei weitem größten Antheil in dieser Masse. Von den vier oder fünf Bildern, die in München von Whistler ausgestellt sind, ist eines, wie es scheint, noch aus der ersten Zeit, ehe Velazquez eingetreten war. Es ist dies eine ganz wundervolle Dame in Weiß, vor einem Kamin mit einem Fächer (man kann

dies Bild nicht mehr kaufen, es ist von der Pinakothek gekauft). Eine Dame in einer Pelzjacke in Schwarzgrau auf schwarzgrauem Hintergrunde ist echt, aus der Whistler'schen Hauptperiode, sehr charakteristisch für seine Liebe zu Velazquez. Und endlich folgen zwei Seestücke, welchen ihrerseits ein Spezialverdienst innewohnt: sie lehren den Blick noch einmal zu den beiden wundervollen Bildnissen sich wenden. Unstreitig gehören diese zu den vornehmsten Werken der Gegenwart überhaupt.

(Whistler ist übrigens auch eine Art Verbindungsglied zu den Jungschotten. Mir wenigstens scheint, als ob sie durch keinen lebenden Maler in höherem Grade als durch ihn zu ihrem Stile gelangt seien, der breiter ist, und etwa eine Technik, wie sie jetzt die Holländer haben, mit der Whistlerschen Phantasie und mit altmeisterlicher Tönung combinirt.)

Von sonstigen Amerikanern machen sich bemerkbar Herr Harrison (einer viel späteren Epoche als Whistler angehörend, daher mehr realistisch), Herr Dannat (sehr sprechend), Herr Marr, der diesmal anstatt eines kalten großen Historienbildes ein kleineres, gleichfalls kaltes, aber doch vorzügliches Genrebild brachte, und einige Amerikaner, die in Holland domiciliren.

Diese haben die große Einfachheit von Holland, worin ja ein Reiz besteht, klug, aber zu fabrikhaft, auch in zu großen Leinewänden, herangezogen. Es ist, als hätten sie ein Patent in allen europäischen Ländern zum Erfolg zu bringen vor.

Die Lösung des aufgetretenen Problems, unbekümmert um Alles die Natur in die Kunst hereinzuziehen, hat weder die Holländer beunruhigt, mit ihrer seit längerer Zeit feststehenden, schönen Einheit des Tones, noch die Belgier, mit ihrem gleichfalls seit längerer Zeit feststehenden, etwas gelblicheren Kolorite (außer Verstraete), noch die Spanier, mit ihren glänzenden kleinen Scenen, darin das Vorzüglichste Pradilla schafft, und mit ihren Aquarellen des Villegas, noch hat es die Italiener ernsthaft belästigt, trotzdem ihr Tito brillant die Sonnenstrahlen, Bezzi die Marine, den Wald Emilio Corsa mit Meisterschaft behandeln. Wenn man sagen kann, daß das bezeichnete Problem am meisten den Völkern naheliege, die noch im Malen jung sind, so versteht es sich, daß es die Holländer, Belgier, Italiener, Spanier nur etwas nebenbei beschäftigt hat. Die Polen haben im Portrait manches für die Lösung beigesteuert; aber im Allgemeinen zeigen sie mehr, daß sie in der Kunst halbe Asiaten, als daß sie in ihr ein allerdings auch junges Volk sind; ähnliches die gleichfalls talentirten, doch vulgären Ungarn. Oesterreich ist die langweiligste aller Abtheilungen. Ein furchtbares Portrait ist von L'Allemand. Alles ist grau. Es scheint hier ein grauer Staub von Stillestehen, von Zahmheit, kaum noch liebens-

würdiger Bescheidenheit auf den meisten Bildern zu liegen, ganz wenige haben Frische. Die englische Abtheilung athmet Cultur, wenn auch des Inselandes abgesonderte und abgeschlossene, und alte Kunst, wenn auch nur auf der Insel erzeugte. Obgleich die Ausstellung der Engländer keine große ist, würde es interessiren, ihre Veteranen — Millais, der zu einer Zeit, da es noch keine norwegische Malerschaft gab, schon etwas wie skandinavische Landschaften produzirt hat und der jetzt in einiger Abnahme, aber immer noch talentvoll eine Studie eines jungen Mädchens in die Ausstellung gab —, Vertreter des englischen Classicismus, Vertreter der englischen Romanschöne (Arthur Hacker; Marianne Stokes), Vertreter der Individualität (Reid), Abkömmlinge Whistlers mit freier Entwickelung (Stott of Oldham), zarte feine modern-cultivirte Dichter (Dudley Hardy), endlich noch mehr französisch gewordene Maler zu unterscheiden.

Die französischen Maler gliedern sich auf der Ausstellung in zwei Gruppen, von denen die ältere (Henner; Carolus Duran) auf dunklem Grunde leuchtendes Fleisch, wirksame Bilder hervorbringen, während die jüngeren — man möchte sagen durch skandinavisches Vorbild unterwühlt, aber, da sie Franzosen sind, alles aufzunehmen derartig geschickt sich gezeigt haben, daß sie gefällig bleiben. Man versteht in Frankreich, sich alles zu eigen zu machen. Alle italienische Geschmeidigkeit liegt in Boldini, norwegische Landschaftsmalerei hat ihnen Anregung zu reizvolleren, wenngleich ebenfalls fast kalt-klaren Landschaften gegeben, Zorn endlich hat sich unter ihnen heimisch gemacht, der mit seiner „Omnibusscene" und zwei Bildnissen auf der Ausstellung in München erschienen ist. Und Alle haben in dem Born der französischen Kunst getrunken und das zu sehr auf die Spitze Getriebene ihrer Kunst hier mehr oder minder mäßigen gelernt. Es münden hier noch jetzt alle Bestrebungen.

Zorn hat alles, was die Skandinaven Gutes haben, sein Sehen ist so vorzüglich wie das eines rein skandinavischen Auges; er hat dazu ein Quentchen Manierismus schon, Pariser Spätcultur, Ueberreife und Chic.

Seine Omnibusscene hat den nicht kleinen Fehler, zu groß zu sein (etwas über lebensgroß). Hierzu gedrängt wurde der Maler durch sein summarisches breithinwischendes Arbeiten. Das — an sich so künstlerische, vornehme — Verschwindenlassen kleiner Charakterzüge und Einzelheiten in die Lichtfluth, welche die ganze Figur umstrahlt und sie einfacher und größer erscheinen läßt, als sie bei Menzel wirken würde, wenn Menzel etwa lebensgroß malte — dieses Verschwindenlassen der kleinen Charakterzüge und Einzelheiten in die Lichtfluth ist vielleicht bereits um ein Etwas über das zu Wünschende hinaus erreicht. Vielleicht ist Zorn doch schon zu allgemein, daher der Eindruck des zu Großen — Leeren. Zu Menzel, der möglichen-

falls zu sehr „Cabinet" war, gar zu spitz, geistvoll, manierirt nach der erzählenden Seite, — ist Zorn ein zu großer Gegensatz. Er ist bis zur Langweiligkeit, zur Manier das Gegentheil. Man empfindet das alles bei aller Bewunderung doch. Seine Omnibusscene hat denselben Fehler auch. Hiervon überzeugt man sich, wenn man sie mit der — ebenso meisterhaft hingewischten — Omnibusscene vergleicht, welche die Brüder Goncourt in „Manette Salomon" geschrieben haben. Die Goncourt'sche Scene, wenn auch vielleicht in ihr der Inhalt an Leben nicht größer sein mag, als der Inhalt an Leben in dem in dieser Hinsicht erstaunlichen Bilde Zorns, wirkt doch lebensvoller, mehr voller Leben, lebendiger — infolge der kleineren Technik.

Die jüngeren Franzosen, die mit den Skandinaven zusammenhängen, wenn sie auch liebenswürdiger in ihrer Tönung genannt werden müssen, sind Cazin, Dagnan-Bouveret, der interessante Raffaelli, der poetische Billotte, Forain der Zeichner, der in einer Portraitskizze leicht, kühl und scharf charakterisirte, Martin der Symbolist, Carrière der verfeinerte Ribot, Besnard ihr in allen Mitteln begabtester Künstler. Billottes Portrait hat Carolus Duran (also ein Aelterer einen Jüngeren) gemalt. Es ist in München ausgestellt. Billotte ist Beamter in einem Ministerium Vormittags, Nachmittags malt er seine Landschaften, wo er die Dämmerung abwartet, die über die Pariser Vorortgegend fällt, auch wohl bis der Mond aufgeht und fein und leis die Scene tönt . . . und Abends ist er im Frack ein liebenswürdiger Gesellschafter (so malte ihn Carolus Duran), ein Mann, der leise und fesselnd über die Kunst spricht, dem die alterthümlichen, großen Historienschinken ein Gräuel sind und der wahrscheinlich Rochegrosse's „Ende von Babylon", das gleichfalls in der Münchener Ausstellung ist, zermalmt.

Von der deutschen Abtheilung jetzt noch zu sprechen, gebricht es mir an Platz. Herr Exter hat sich mit Stuck und Klinger verbunden, v. Hofmann nicht ohne Talent sich an Puvis de Chavannes gelehnt. Aber für keinen Deutschen wurde die Ausstellung ein so günstiger Boden, wie für Stuck selber, dessen Name mit einem Schlage durch die Ausstellung beinah' in München populär ward.

Er ist durch das Bild der Kreuzigung als Maler über den Erfolg von Klinger hinausgekommen, zu welchem er bisher im Verhältnisse eines Jüngeren, noch nicht so verdienstvollen, gestanden hatte. Jetzt bilden beide die Gruppe, um welche sich der junge Idealismus schaart. Vergleichen wir Stucks Talent mit Klingers, so ist kein Zweifel, daß der ungleich interessantere Künstler Klinger bleibt; aber Stuck hat vor Klinger, der — immer etwas hart technisch; in der Malerei aber noch härter als in dem Stiche — mit Bildern überhaupt noch nicht annähernd den Erfolg wie mit seinen radirten

und gestochenen Blättern erzielt hat, das voraus, daß seine Malerei sich in einer Weise giebt, welche Impressionisten und Luministen näher liegt. Darum hat er auch großen Erfolg in den Kreisen moderner Maler, von denen keineswegs die Mehrzahl solche Themen zu ergreifen vor hat, wie Stuck sie wählt.

Um von Stucks Auffassung dieser Themen zu sprechen, wäre fast erforderlich, daß man ein Stück neuester Kunstgeschichte zum Vergleiche mittheilte. Bei aller seiner Unreife scheint Stuck nämlich schon jetzt die Weiterführung jener Künstler bedeuten zu sollen wie Feuerbach, Böcklin, Thoma. Bei den großen Unterschieden, die in der Begabung der Genannten herrschen, da Feuerbach ein begabter Stilist, Böcklin ein sehr starkes koloristisches Talent, Thoma ein begabter Naturmensch ist, wird man Stuck dazusetzen dürfen — alle vier behandeln hohe Themen und drücken eine bestimmte Phase unserer Kunstverhältnisse aus. Feuerbach war Stilist: Aber ohne schon den Glanz der Herrschaft über die Oelmalerei erlangt zu haben — mit Böcklin wird ein Gipfel unserer Neuromantik bestiegen, romantisch sind die Personen, die er z. B. als Heilige giebt — bei Thoma werden sie deutsch-ländlich, bäuerlich, kleinbürgerlich, idyllisch — bei freiem Zug, ohne Naturalismus und dergleichen, aber mit viel Natur. In Stuck kommt nun wieder ein stilistisches Element stärker zur Geltung. Wie dieses aber sich von dem Stile bei Feuerbach unterscheidet, begreift man am leichtesten, wenn man sich erinnert, daß Stuck allmählich von zeichnerischen Entwürfen kunstgewerblicher Natur, mit viel Ornamenten, wofür er sehr großes Geschick hatte, zur Malerei gekommen ist. In der Malerei aber ward er dann vom Stil moderner Franzosen gelenkt. Er vertiefte sich indessen, rückte über das französisch gefällige Lineare in den Kreis des Dämonischen hinaus, wie es in früheren Arbeiten des talentvollen Rochegrosse wahrzunehmen war — die dämonischen Dinge zogen ihn, der von Haus aus mehr auf linearen Schwung angelegt war, mehr und mehr an; er vertiefte sich indessen wiederum und gelangte über die fast kindlichen furchtbaren Engel Rochegrosses hinaus zu den geistvollen, packenden Fabelscenen der Radirungen Klingers. Wohl kaum aber im Stande, so geistvoll zu individualisiren wie Klinger, blieb er in seinen Ausdrucksformen doch Rochegrosse'isch allgemein, hingegen war zu bemerken, wie seine Kraft zunahm, wie er sich mehr und mehr erhob und steigerte. Dann nahm auch sein Malertalent zu, in der letzten Zeit förmlich überraschend. Und dieses wohl noch längst nicht als reifes Kunstwerk einen Platz behauptende Bild der Kreuzigung entstand, dessen Zeichnung mächtig, starr und gezerrt, gedrängt ist — im Stil, der an Dürer anklingt und doch auch etwas an Caran d'Ache denken läßt — und die Farbe ist kühn, kräftig, herbe. Der Mann, der diese Entwicklung durchgemacht hat und auf den

bei allen seinen augenfälligen Schwächen, als auf eine bezeichnende moderne Mischung die nüchterne Welt mit Achtung und großem Respecte vor seinem Talent blickt, ist heute ungefähr dreißig Jahre alt, ein einfacher, ruhiger, stilllächelnder Mann, aus Passau, glauben wir. Er hat die Ruhe der Starken; noch vorwerfen muß man ihm aber, daß seiner Ruhe so wenig das Mitleid anhaben kann. Hierin sehen wir sowohl seinen gleichsam noch kindlichen Zustand als auch eine gewisse allgemeine Eigenschaft der Modernisten unserer Malerei. Zorn hat denselben Mangel, dieselbe Gleichgültigkeit — man möchte sagen, es seien Früchte der Erziehung unserer Maler durch die Kunstausstellungen. Es ist dieser Umstand, der mir noch nicht gestattet hat, vor Stuck'schen Bildern warm zu werden; und in demselben Umstande liegt Stucks mit seinen allgemeinen Zügen Hauptunterschied mit dem ganz persönlichen und in der Kunst intim zarten Max Klinger.

Herman Helferich.

Die Peſt.

In einer aſiatiſchen Rieſenſtadt
Bin ich auf meinen Reiſen einſt geweſen,
Und während meines Aufenthaltes dort
Schritt finſter durch die Plätze, Höfe, Straßen
Ein ſchwarzer Engel viele Wochen lang.
Dem Urgrund eines breiten braunen Stromes
Aus Schlamm und Schlick war hämiſch er enttaucht,
Und ſeine ſchweren Schwingen tropften Moder.
Die Rechte hielt, wie ein gezogen Schwert,
Wie Genien goldne Palmenzweige tragen,
Ein giftig Kraut, das ſchlug er an die Pforten,
Und tauſend, abertauſend winzige Käfer
Entſtoben dann dem giftigen Kraut und fielen
Auf alle Menſchen, alle überſäend,
Und wem ſie zierlich durch die Lippen krochen,
Der mußte ohne Gnade in den Tod.

Ganz überraſchend war die Peſt gekommen.
Daß ihr Kommerz ja nicht darunter litte,
Verheimlichten die großen Handelsherren
Die Gräuelkrankheit in der erſten Zeit,
Bis ſie mit unerhörter Wuth dann ausbrach.
Und Vieles fehlte nun: Baracken, Aerzte,
Schutzmittel. Alles ſtarb wie hingemäht.
Und drohend ballte ſich die Hand der Armen,
Um Schloß und Park der Reichen zu zerſtören.

Gelähmt ſchien jedes Leben, jede Kraft;
Nur nach wie vor, wie ſtets und überall,
Klang Kinderſpiel und Kinderjubelruf,
O ſüßer Schall, durch Wehgekreiſch und Schweigen.

An einem Abend ging ich durch die Gassen,
Die unheimlich in warmem Nebel lagen.
Die Ladenlichter blinzten durch die Feuchte,
Die perlend am Laternenglase schwitzte.
Gleichgiltig schob und drängte sich die Menge,
Gleichgiltig hoben Augen sich und Ohr —
Gewohnheit macht den Tod selbst zur Gewohnheit —
Wenn unaufhörlich die Transporte jagten,
An uns vorüberjagten . . .
Da schlug mir eine kleine Hand die Schulter,
Ich sah mich um und sah ein Hindumädchen,
Schlank, überschlank, fein, zart, mit hohen Brauen,
Nein doch, ein Mädchen, das ich einst gekannt,
Fern, ferne in Europa einst gekannt,
Und das ich schmählich dort verlassen hatte.
Sie schaut mich an und spricht ein Wort nur: Komm!
Ich ihr dagegen: Hast du mir vergeben?
Sie schaut mich an und spricht ein Wort nur: Komm!
Und ich ging mit ihr durch den Völkerschwall.
Wie sie nun vor mir herschritt, blies ein Hauch
Die Asche in mir auf zu neuen Funken,
Zu Funken, deren Glut mich schier verbrannte.
Wir traten in ein mächtiges Haus hinein,
Das, schlecht erleuchtet, schmutzige Treppen zeigte.
Dreihundert Menschen wohnten hier beisammen:
Parias, Dirnen, Gott weiß, welch Gesindel
Hier Unterkunft und Schlupf gefunden hatte.
Ein Zimmer, drin ein rother Ampelschein,
Umfing uns traulich, gastlich und behaglich.
Kannst du vergeben? Doch sie spricht nur: Komm!
Ein Feuer brach, ists auf dem Hundsstern so?
Aus unsern Herzen in einander über;
Wir liebten uns in nie gefühlter Gluth.

Auf einmal welch Geräusch! Ich springe auf,
Und aus dem Fenster seh ich Gräßliches:
Leiche auf Leiche trägt man auf die Straße,
Und zwischendurch, o Graun, Kranke auf Kranke.
Die Fackeln schwirren, werfen zuckende Lichter
Auf all dies Furchtbare: Nein sieh, nein sieh,

Die Gugelmänner mit den Kappkapuzen,
Sieh, nur die Augen ſiehſt du, komm doch, ſieh!
Die Gugelmänner ſchleppen Leichen, Kranke,
Schleppen und ſchleifen roh, beſtialiſch roh,
Betrunken ſind die Kutſcher, Träger, Sprenger,
Verzeihen wird wohl jeder ihnen gern,
Auf ihre Wagen, ihre Karren unten
Das ganze peſtverſeuchte Haus hinaus.
Und ein Geſchrei tobt wahnſinnig vom Flur,
Von jeder Stufe, jeder Stube her.
Die Mütter werfen wüthend ſich entgegen,
Umſonſt — Greis, Säugling, Mann, Weib, Braut und Jüngling
Muß Alles mit, ob tot, ob noch lebendig.
Und vor Entſetzen ſträubte ſich mein Haar.
Das Hindumädchen, das ſich an mich lehnte,
Umſpannte meine Hüfte leicht und lachte:
Wie, du biſt ängſtlich? Aber, Lieber doch . . .

So ſtand und ſtand ich bis zur Morgenfrühe;
Das Hindumädchen, lächelnd, war ſchon längſt
Auf unſern weichen Polſtern eingeſchlafen.
Zuletzt noch riſſen dieſe Höllenknechte
Einen ſich wehrenden, zappelnden Knaben
Im Hemde, untern Arm gepreßt, ins Freie.
Und dann, befremdlich war das anzuſchaun,
Unnennbar rührend nach den wüſten Gräueln:
Zu allerletzt, geſchmückt mit Blatt und Blumen,
Erſcheinen, feierlich und ungeſtört
Von den paar Ueberlebenden begleitet,
Drei Kinderſärge, und verſchwinden ſtumm.
Als ich mich endlich in das Zimmer wandte,
Lag nackt, ein ſchwarz und blau Gedörre, tot,
Das Mädchen vor mir auf dem Liebeslager.

Am Abend dieſes neuen Tages ging ich
Hinaus zum Friedhof; es war Mitternacht.
Da hört' ich anrollen die Totenwagen,
Befrachtet alleſammt wie Kaufmannsfuhren,
Die Leichen eingeſackt in Zwilch wie Waaren.
An einer Fuhre bricht ein Rad, wie Kolli
Entkullerten die Leiber auf den Fahrdamm.

Und durch einander liegt die volle Ladung:
Die Frau Brahminin und die Bajadere,
Der Reisgroſſiſt, der Elephantenwäſcher,
Und aus der Leinwand ſpringen Kopf und Bein
Und krampfgekrümmte Hälſe, Hände, Finger.
Die Fackeln huſchen wieder hin und her.
Die Gugelmänner: Kutſcher, Träger, Sprenger,
Die Sprenger mit den großen Malerquaſten,
Sind alle heute noch beſoffener.
Und unter ſchauderhaften Scherzen fliegen
In lange Gruben die Verröchelten.
Da zerrten ſie mein Mädchen auch hervor,
Doch ihrer grauſigen Fauſt entrang ich ſie
Und trug ſie durch die Nacht in einen Hain,
Wo ſtill ich einen Scheiterhaufen aufwarf.

Schon ringeln Rauch und Qualm in dicken Ballen,
Schon leckt die Flamme aus dem trocknen Reiſig
Und ſchlingt und ſchließt und giert ſich um den Leichnam,
Und liſcht, und nochmal zieht ein dicker Qualm,
Bis nur die heiße Aſche übrig bleibt.
Da kommt die Sonne, und ein ſcharfer Wind
Nimmt jauchzend meines Mädchens weißen Staub
Auf ſeine raſchen, unentweihten Flügel.

Und ſeit dem Tage war, ſeltſam Geſchehniß,
War alle Krankheit aus der Gegend weg.
Nahmſt du ſie mit, mein braunes Mädchen du,
Warſt du an jenen dunklen Schooß ein Opfer?
Ein Opfer du, mein ungeborener Sohn,
Du Sohn der Peſt, den geſtern wir gezeugt
Im tollen Hundsſternliebesbacchanal?

Des alten Ganges Wellen hör' ich fluthen;
Mit frohen Wimpeln, ruhig, ſegeln wieder
Hinauf, hinab den Fluß die Handelsſchiffe,
Und Freude, Dank und Frieden ſind der Schluß.

Hamburg, September 1892.

Detlev von Liliencron.

Vom Bel zu Babel.

Als unter dem Drommetengeſchmetter der feſtlich beleuchteten und befeuchteten Zeitungſchreiber dereinſt der inzwiſchen unſelig entſchlummerte Kaiſerbazar eröffnet war, da ſprach von den alten Großkaufleuten Berlins zu ſeinen Freunden der Tüchtigſte: „Den Kaiſerbazar fürchte ich nicht, aber ich fürchte den Ausverkauf, der ihm folgen muß."

Des guten Wortes gedachte ich, als unter den Berliner Linden das Ronacher-Theater die Thore aufthat und ein freches Gelärme uns verkündete, nun erſt ſei Berlin eine Weltſtadt geworden, nun erſt ein wahrhaft weltſtädtiſches Unternehmen, Stolz und Zier unſerer Reſidenz, dem heiteren Frohſinn eröffnet. Das Ronacher-Theater fürchte ich nicht, aber ich fürchte den Ausverkauf, der, wie die Thrän' auf den herben Zwiebel, ihm folgen muß. Dann erſt, wenn — hoffentlich recht bald — der Bankerott vor der Thüre ſteht und die Eintrittspreiſe herabdrückt, wenn nicht die verkommene vertrüffelte, verjobberte Minderheit mehr allein in dieſen an ein Frauenhaus weit eher als an ein Theater erinnernden Räumen herrſchen, wenn die Maſſen hier erquickenden Genuß ſuchen werden, dann erſt wird man erkennen, daß da Unter den Linden das neue Berlin in ſeiner unkünſtleriſchen, rohen, perverſen Prunkſucht ſich ein leuchtendes Symbol geſetzt hat. Dann auch wird, nach der ſiebenten Poſaune, die große Dame von Babylon, die ſich jetzt noch unter der Maske der Muſe ſpreizt, offenbaret werden und die Getäuſchten, die bewundernd heute vor dem Ronachertempel ſtehen, werden wehklagend ausrufen, in apokalyptiſchem Jammer: „Weh, weh! Die große Stadt, die bekleidet war mit Purpur und Seide und Scharlach, und übergoldet war mit Gold und Edelgeſtein und Perlen!"

Mir iſt ſchon jetzt die Ronacherei nur ein Symbol. Was drinnen, im ſogenannten Theater, geboten wird, das iſt, von den ſchweißtriefenden, abgequälten Witzen des Herrn Stettenheim bis zu dem bunten Unfug eines phantaſieloſen und darum phantaſtiſch genannten Ballets, ſo ſpottſchlecht, ſo erbärmlich langweilend, daß ſelbſt unſere gefällige Preſſe es nur mit

halber Lungenkraft anzupreisen wagte. Aber was verschlägt es, daß die Sänger keine Stimme, die Witzbolde keinen Humor und die Hüpferinnen keine Ahnung von Tanzkunst haben, da doch das Haus gar so herrlich zu schauen ist und man einander verschmitzt in die Ohren raunt: Die Künstlerinnen wohnen hier im Hotel?

Das Haus ist herrlich zu schauen. Und wer in üppig überladenen Prunkgemächern wandeln, wer auf und vor der Bühne die „étalées" von Berlin, die dümmsten und rübesten der bewohnten Erde, bewundern und in verschwiegenen Loggien mit ihnen anbandeln will, der wird immer auch dort seine Rechnung finden, und eine hohe sogar. Millionen sind aufgebracht, alle Mittel schillernder Decadencekünste sind aufgeboten worden, um einen Tempelbau aufzuführen, in dem auch die Niederste von allen Künsten nicht einmal eine Heimath hat, der aber, und ohne die dünnste verhüllende Gardine, sich in den Götzendienst eines protzigen Kitzels stellt. Denn was weiß Herr Ludwig Pietsch, der Kunstkritiker des Vossischen Blattes für gute Sitte und deutsches Bürgerthum in Stadt und Land, von den Darbietungen der Ronacherei Rühmliches zu berichten? „Cupido (Ada Walden) sah in ihrer originellen Tracht, die über die Vorzüge des Wuchses der damit halb Bekleideten kaum die geringste Unklarheit ließ, ungemein reizend aus." Und weiter: „Ganz Außerordentliches wird geboten in Trachten von raffiniertestem Schnitt, der sie möglichst wenig von den hübschen Gliedern ihrer Trägerinnen verhüllen läßt." Also zu lesen im ersten Beiblatt der Vossischen Zeitung vom 24. September, in demselben Blatte, das als die vornehmste Vertretung des bürgerlichen Anstandes und des, ach, du lieber Himmel, entschiedenen Liberalismus von Rechtes und Lessings wegen gilt. Allerdings ist die sittsame Tante immer für die Kasernirung der Prostitution eingetreten und zum entschiedenen Liberalismus zählten sich stolz die bewährtesten Depotdiebe und Börsenkorsaren.

Das Haus ist herrlich zu schauen. Und herrlich zu schauen ist auch das Apollo-Theater, dessen Stern jetzt eine ebenso stimm- wie temperamentlose, aber mit Brillanten übersäte Dame ist, herrlich zu schauen ist das Café Friedrichshof, sind alle die anderen Orte, wo das in seinen Wohnungen unheimische Berlin sich geräuschvoll jetzt erlustirt. Dicke, üppige Teppiche allüberall, überall Ströme von Licht, überall Sammet und Seide, bunter, vergoldeter Stuck. Wenn jetzt ein kluger Mann in Berlin eine Bude aufschlagen und durch ausgezogene Mädchen eine Million in gemünztem Golde den gierenden Blicken vorzeigen lassen wollte —: ich garantire ihm den Erfolg. In keiner Stadt der Welt giebt es solche Pracht, solche geistlose Genußsucht; und dabei florirt die Bevölkerung der gefeierten Weltstadt flott ihrem Untergange entgegen. Dorthin, in diese strahlenden Tempel, sollten

unsere profunden Sozialkritiker gehen, die sich einbilden, sie kennten das Leben, weil sie täglich drei Zeitungen lesen; da sollten sie, und nur da könnten sie die Wolff und die Sommerfeld und die Löwy verstehen und mit eigenem Auge erfassen, wie die Bourgeoisie von Ganzberlin sich amusirt.

Es wird die Zeit kommen, und sie ist nahe, da werden in die Ronachereien die Handelslehrlinge mit ihren Eintagsgesponsen einziehen, die kleinen Kaufleute mit Weib und Kind, die Kellerbewohner der Wissenschaften, der Beamtung und des Gewerbes, die Näh- und Dienstmädchen sogar; sämmtlich werden sie ihre Spar- und Schmuggelgroschen zum neuen Lusthause hintragen, an Sammet und Seide, an Edelgestein und vergoldetem Stuck, an den Kniestrümpfen der Diener und den gestrafften Trikots der halbnackten Springerinnen höchst sich ergötzen, unter künstlichen Palmen wandeln, künstliche Düfte athmen, von bunten Lichten sich blenden lassen, von köstlichen Torten, von schäumendem Wein und strotzenden Frauengestalten. Dann werden sie heimkehren und tausendfach schmerzlicher noch als zuvor die bedrückende Enge, den schmucklosen Zwang eines armsäligen Vegetirens empfinden. Der große Modebazar „Au bonheur des hommes" aber wird auf seiner Höhe dann angelangt sein, die gut bürgerliche Presse wird ihm wöchentlich mindestens zweimal begeisterte Hymnen singen, Direktor Bordenave wird sich die Hände reiben und jammernd werden seine Kollegen bei Seite stehen, weil ihren Theatern das Publikum fehlt. Keiner aber, dessen bin ich gewiß, wird reuig an seine Brust schlagen und vor allem Volke bekennen, wie sein eigenstes Freveln die Katastrophe herbeigeführt hat.

Denn nicht von gestern und vorgestern erst datirt ja der gleißende Unfug; wer für Berlin seine Genesis aufzeichnen wollte, der müßte also vielmehr anheben: Adolf Ernst zeugete Ludwig Barnay; Ludwig Barnay zeugete das Ronachergeschlecht.

Adolf Ernst, der von einem jetzt im Leichenraub unredlich sich nährenden Rezensentlein dafür zu den Himmeln erhoben ward, nahm der Berliner Posse den Geist und gab ihr das Fleisch; ein schlaues Kompromiß schloß er und schrieb an die Pforten den ehernen Grundsatz: Hier können Familien Zoten hören, hier kann in Gesellschaft der nicht fragenden Frau der Mann nackte Beine beäugen. Und es kam Ludwig Barnay, steckte dem Manne in's Knopfloch ein Blümchen, der Frau einen Strauß in die Hand, spielte mit grellen Lichten, mit bunten Fetzen, trieb aus dem Hause mit zornigen Streichen letzte Reste einfacher Schauspielkunst, bevölkerte mit nett entkleideten Mädchen den Markt von Venedig, das Forum von Rom, Messinas düstere Burg und kletterte von der Trikotklassik behende zur blitzblöden Hüttenmeisterlichkeit hinab. Und die Sache

ging und Alle folgten den Findern nach und Flitter und Dickbeine herrschten, wo Kunst der Natur sich vereinen gesollt. Ist es wirklich ein Wunder, wenn zwischen Theater und Prostitution die sorglich bisher noch verhüllten Zusammenhänge immer offenbarer wurden, wenn in den Bier-, Wein- und Kunstkneipen der vermeintlich weltstädtische Geschmack immer mehr sich verdarb, bis er schließlich nur noch das Trikot und die prangenden Brüste verlangte, ohne störende Textbeigabe? Adolf Ernst zeugete Ludwig Barnay; Ludwig Barnay zeugete das Ronachergeschlecht, das geschaffen ward, am Ende aller berlinischen Kunsttage uns zu erscheinen.

Die Polizei — ich bin nicht „liberal" genug, um den Anruf zu scheuen! — kann Einiges thun, nicht aber Alles. Sie kann — ich werde es nächstens hier mit Ziffern beweisen — bündig feststellen, daß in den meisten Berliner Kunstkneipen die weibliche Bedienung durch die Anforderungen der Kneipenpapas und durch deren schamlos schlechte Bezahlung gezwungen ist, aus einer beinahe schon völlig öffentlichen Prostitution ihren Unterhalt zu gewinnen. Was den Kellnerinnen billig ist, kann den ungleich barbarischer ausgebeuteten Schauspielerinnen, Tänzerinnen, Figurantinnen und Solodamen ganz sicher nur recht sein. Ferner könnte und sollte die Polizei, die den noch nicht achtzehnjährigen Knaben verbietet, durch Straßenkolportage einige Pfennige zu verdienen, auch darauf achten, daß nicht ganze Heerden abgerichteter Kinder bis um Mitternacht auf den verqualmten Brettern der Spezialitätenbühnen, läppisch angeputzt, vorgeführt und durch unsaubere Berührung in Grund und Boden verdorben werden. Und schließlich müßte sie erforschen, ob wirklich, wie ein noch genauer zu betrachtender junger Herr neulich drucken ließ, bei der Eröffnung des Ronachertheaters den Zeitungschreibern „alle Räume", ist zu sagen: auch die Garderobenzimmer der weiblichen Bedienung, offen gestanden haben.

An des Uebels Ursitz freilich vermag keine Polizeikunst vorzudringen. Denn es handelt sich um eine Krankheit, der nur homoeopathisch beizukommen ist. Similia similibus curantur: — durch die Presse nur herrscht der neue Bel, durch die Presse nur kann er entthront werden und in Asche gestürzt.

Es hatten, als Cyrus das Reich des Astyages noch regierte, die zu Babylon einen Abgott, der hieß Bel: Dem mußte man täglich opfern zwölf Malter Weizens und vierzig Schafe und drei Eimer Weins. Alles Volk glaubte an diesen Gott und es fragte der König seinen Diener Daniel, warum er allein dem Allmächtigen Glauben versagte, da der doch täglich isset und trinket und also lebendig wohl sein muß. Aber Daniel lachte und sprach: Herr König, laß dich nicht verführen, denn dieser Bel ist inwendig nichts denn Leimen, und auswendig ehern, und hat noch nie

nichts gegessen. Und daß er wahr sprach, bewies Daniel dem Herrn; die schlauen Priester nämlich gingen des Nachts hinein, nach ihrer Gewohnheit, mit ihren Weibern und Kindern, fraßen und soffen Alles, was da war, und beredeten am andern Morgen die Gläubigen, es sei der Gott, der täglich isset und trinket und also lebendig wohl sein muß. Als er Solches erkannt hatte, ward der König zornig und ließ die Priester fangen mit ihren Weibern und Kindern. Und sie mußten ihm zeigen die heimlichen Gänge, dadurch sie waren ein- und ausgegangen, und verzehret hatten, was auf dem Tische war. Und der König ließ sie töten und gab dem Daniel den Bel in seine Gewalt und Daniel zerstörte ihn, und seinen Tempel dazu.

Aus den Priestern wurden die Journalisten und Bel heißt heute: Die Presse. Der opfert man täglich Zeit, Geld und Geduld, an die glaubt gläubig nun alles Volk, aus der schöpft es, zu träge und bierdumpf, um selber zu sehen und selber zu hören, seine Bildung, sein Wissen, sein Meinen von Gott und der Welt, von Natur und Kunst. Die heimlichen Gänge aber, dadurch das Federvieh aus- und eingeht und gierig sich Nahrung pickt, die hat keinem Cyrus noch ein neuer Daniel gezeigt.

Fürst Bismarck erzählte mir einmal, seine Ehrfurcht vor der Presse sei in dem Augenblicke geschwunden, auf Nimmerwiederkehr, wo er den ersten Redakteur in der Nähe sah. Nicht jeder hat seine Augen, nicht jedem lacht auch sein Glück. Der Bel-Anbeter, der nicht weiß, wie's gemacht wird, der muß mit dem Hofmeister des Candide schließlich glauben, daß wir in der besten aller möglichen Welten leben, daß der Götze ein Gott und die Ronacherei eine „Zierde der Reichshauptstadt" ist.

Deshalb, und um an einem vom Tage gebotenen Beispiele einmal, wie's gemacht wird, zu zeigen, will ich hier die Geschichte des Ronachertempels erzählen. Es ist die Geschichte aller ähnlicher Unternehmungen im neuen Berlin und es wäre, trotz Herrn Delbrück, die Geschichte der Berliner Weltausstellung geworden, wenn ein persönlicher Wunsch des Kaisers, der den geleiteten Staatsmann zurückpfiff, uns nicht diese Weltblamage erspart hätte. Die Hauptstadt des deutschen Reiches ist nicht arm an bedeutenden Intelligenzen und tüchtigen Elementen; lärmend aber beherrscht, weil sie die „maßgebende" Presse mit ihrem Geldsack gepachtet hat, eine pöbelprunksüchtige Minderheit hier den Markt und der übel berufene Berliner Geschmack und Berliner Ton wird das ganze Volk noch durchfressend verseuchen, wenn rechtzeitig nicht noch die Filter der so zu sagen geistigen Wasserleitung auf ihre Dichtigkeit untersucht werden.

In einer Zeit wirthschaftlichen Niederganges, die zugleich mittelalterlichen Moderprunk aus den Gräbern erstehen und soziale Abgründe sich aufreißen sieht, wird auf dem theuersten Boden von Berlin ein Prachtbau

errichtet. Das Geld findet sich, obgleich Niemand, auch der Erbauer nicht, weiß, was in dem Märchengemäuer denn eigentlich vorgehen soll. Die Zeitungen sagen: Es wird großartig, unerhört, es wird wie in Wien. In Wien nämlich hat mit demselben Unternehmen derselbe Unternehmer eine schändliche Pleite gemacht, nicht ohne zuvor eine anständige Kunststätte ruinirt zu haben. Aber was schadet das? Bel wird zu essen bekommen, Bel wird mobil und tutet über alle Dächer den Ruhm des echt weltstädtischen Planes und seines Ersinners, von dem man weiß, daß er für jeden schreibenden Freibilletbettler auch noch ein warmes Abendessen mit Champagner und niedlichen Mädchen übrig hat.

Erste Etappe: Die Besichtigung des Hauses durch die Presse. Es giebt Sekt und in einem höflichen Rundschreiben erklärt die süddeutsche Firma, die ihn liefert, sich zu weitgehendem Entgegenkommen „schon in den nächsten Monaten" bereit, für den Fall, daß ihre Marke rühmlich in den Besprechungen zuvor erwähnt wird. Nicht eine einzige in Berlin erscheinende Zeitung weist diesen schamlosen Bestechungantrag öffentlich zurück, denn er würde beweisen, was man bereits diesen Machern der öffentlichen Meinung zu bieten wagt. Uebrigens aber wird fortgetutet.

Zweite Etappe: Die Besichtigung des Hauses durch die ehrwürdigen Häupter der Stadt Berlin, die Herren Zelle und Stryck und Genossen, die vorurtheillos einer Einladung in ein Haus Folge leisten, das — siehe Pietsch! — der Ausstellung entkleideter Mädchen dienen soll. Es wird berichtet, aber ich kann für die Wahrheit dieses Details nicht einstehen, an diesem Tage sei auf das Wohl des kommenden Oberbürgermeisters angestoßen und auch getrunken worden. Prosit!

Dritte Etappe: Die Generalprobe vor geladenem Publikum, im festlich, mit bisher unerhörtem Luxus, geschmückten Hause. Bum, Trara, Bum! Berlin ist groß und Ronachers sind, weil es Einer nicht schafft, gleich seine beiden Propheten. Den Vertretern der Presse stehen sämmtliche Theaterräume offen und, wer will, kann vielleicht gleich im Hotel übernachten und Morgens im Café dann lesen, was er in seiner Unbefangenheit über das herrlich vollendete Werk gestern geschrieben hat.

Im „Berliner Tageblatte" fand ich den äußersten Enthusiasmus. Ich kenne den Priester, der diesen Bel speist. Er nennt sich Theodor Wolff, ist heute vierundzwanzig Jahre jung und darf, seit er neunzehn zählt, einer viertelmillionköpfigen Leserschaft seine gereiften Ansichten über die wichtigsten Erscheinungen des künstlerischen und literarischen Lebens suggeriren. Anfangs ging es nicht recht und die erschrecklichsten Aeußerungen einer fast rührenden Unbildung waren an der Tagesordnung. Eine nette Geschicklichkeit aber war stets vorhanden, das Handwerk der Belpfaffen lernt sich kinderleicht,

und seit er sein Militärjahr abgedient hat, spricht der junge Herr von Darwin, Lamarck, Leopardi und Humboldt, als ob er sie wirklich gelesen hätte. Das „Berliner Tageblatt" besitzt da ein hübsches Beispiel für die Nothwendigkeit einer verkürzten Dienstzeit. Wenn ein mäßig begabter Einjähriger so viel Zeit zum Studium behält, braucht man die Bauernjünglinge, die so gelehrt gar nicht werden wollen, doch wahrhaftig nicht drei Jahre bei der Fahne und bei dem Knöpfeputzen festzuhalten.

Herr Wolff ist für die Leichtfertigkeit, die ihn so den Blicken aussetzt, gewiß nicht verantwortlich zu machen. Ihn wähle ich hier zum Exempel, weil ich fest davon überzeugt bin, daß er für keinen Preis käuflich und keiner direkt unlauteren Handlung fähig ist. Er weiß eben gar nicht, in naiver Sinnesverwirrtheit, daß er an seinem unvergleichlich großartigen Berufe sich frevelnd vergeht, wenn er einem ungeheuern Leserkreise Weisheiten kündet, die er selbst erst erlernen müßte, und wenn er, ohne die leiseste Ahnung von den sozialen Zusammenhängen, durch die Auflobung der Ronacherschen Trüffelburg einer im Kern schon korrupten Lebensanschauung arglos die Wege bereitet. Er ist, mit seiner geknickten Sekundanerbildung, der Herr Doktor hier und der Herr Doktor dort, alle Direktoren rutschen vor ihm auf dem Bauch, alle Schauspielerinnen lächeln ihm, Hoffnung hauchend, zu, alle Theaterräume erschließen sich ihm und in einem Taumelrausche von Düften, Genüssen und Reizen wird vor seiner Gottähnlichkeit gar nicht ihm bange. Bel schützt ihn, Bel stützt ihn, der mechanische Gott, der statt der Eingeweide eine geölte Rotationsmaschine im Leibe hat und der zum entlaufenen Schüler spricht: Eritis sicut deus, scientes bonum et malum! . . .

Und dabei noch immer die brennende, jagende Angst, nur ja nichts zu versäumen, bei Allem nur ja auch dabei zu sein; denn — wenn morgen Herr Mosse zum Bewußtsein kommt und einen anderen Kuli einstellt, ist's mit der Herrlichkeit gleich vorbei. Der Herr Doktor stirbt, der Herr Doktor ist tot und seinem Leichenwagen folgt das befreite Kichern der schönen Schauspielerinnen. Armer Theodor Wolff! Dein Bel ist inwendig nichts denn Leimen, und auswendig ehern, und hat noch nie nichts gegessen. Deinem Sarg aber spende ich einen Kranz, denn Du warst der Schlimmste noch nicht, deine Feder ward nie zum Revolver.

* * *

Der „Zukunft" sollte ich ein Geleitwort schreiben, was man so einen Programmartikel nennt, einen tüchtigen, mit voll und ganz und unentwegt, mit „Was wir wollen", und „Für Kaiser und Reich." Ich hab's nicht vermocht; durch eigenen Werth, nicht durch tönender Prologe gestelztes Pathos, sollen diese Blätter sprechen. Für üble Vorrede haben gute Menschen und getreue Nachbarn genugsam gesorgt, da sie geschäftig, die ärmlichen

Lumpen, verbreiteten, mit bismärckischem Gelde würde hier ein bismärckisches Organ jetzt geschaffen. Dröhnend mag, wenn er's erfährt, in den pommerschen Wäldern der große Mann lachen, den Einer nach der Korrupten Meinung nur noch für baares Geld ja verehren kann. Aber weil irgend ein kläglicher Soldschreiber, ein proletarischer war's diesmal sogar, seinen hungrigen Neid in den stinkenden Abort dummer Verläumdungen entleert, soll ich vor allem Volke betheuern, daß ich reine Wäsche trage? Die alten Kindlein, die Solches mir riethen, die wußten nicht, was sie thaten. Wenn die Presse sonst kein Unheil anrichtete, wenn sie nur mich verläumdete, mich totzuschweigen und totzuheulen abwechselnd versuchte, nicht einen Federstrich setzte ich deshalb an. Weil sie aber in Berlin ihr großes Färbemagazin, ihren Fälschertempel errichtet hat, weil sie ein Millionenvolk verdummt und verderbt, deshalb nur bestreite ich hier diesen neuen Bel und künde ihm Fehde, ohne Erbarmen, und rufe, so laut, wie der Fälscherchor zwingt: Glaubt ihnen nicht, glaubt ihnen kein Wort, denn dieser Bel ist inwendig nichts denn Leimen, und auswendig ehern, und hat noch nie nichts gegessen.

Und die Freunde auch möchte ich beschwichtigen, die verängstet mich warnen, als sei's eine große Heldenthat, die Dutzendphalanx der Tintenkulis stark zu bestehen, Einer gegen so Viele.

Einer?

In Deutschland und in Europa giebt es, frohe Zustimmung macht mich dessen gewiß, noch ein Halbhundert Männer, die den Muth haben, ohne von ihren Parteibonzen und Annoncenverlegern den großen Kirchenbann zu fürchten, rückhaltlos hier die Wahrheit zu künden und der Zukunft Zeichen zu deuten.

Und Daniel, derselbe, der den Bel und dessen Tempel in Asche warf, war nur Einer und lag sechs Tage lang in einem Graben mit sieben Löwen. Denen gab man täglich zween Menschen und zwei Schafe, aber diese Tage gab man ihnen nichts, auf daß sie Daniel fressen sollten. Und da am siebenten Tage Cyrus, der König, zum Graben kam und hineinschaute, siehe, da saß Daniel mitten unter den Löwen und kein Haar hatten sie auf seinem Haupte gekrümmt.

Apostata.

Ein Brief von August Strindberg.

Ich habe seit mehr als einem halben Jahr mit meinem Landsmann Strindberg Briefe darüber gewechselt, daß er einen Abstecher nach Deutschland machen solle. Ich hatte viele Gründe, ihn hierher zuziehen: zunächst die persönliche Bekanntschaft mit seinen, nicht eben an Zahl großen, (dazu ist er zu fragmentarisch und in zu schlechten Ausgaben verbreitet und zu sehr von der Buchhändler-Reclame vernachlässigt) aber desto wärmeren Bewunderern und Verstehern, den freiesten und kritischesten Geistern der nach Neuem begehrlichen deutschen Gegenwartgeneration. Mehr noch bestimmte mich der Wunsch, ihn aus der seelenmordenden Einschnürung der schwedischen Zustände zu reißen, wo Pietismus und Weiberemancipation das große Wort führen, gemeinschaftlich die öffentliche Meinung beherrschen und die freie Persönlichkeit und das freie Denken stranguliren. Ich merkte, wie selbst seine ungeheure Produktivität anfing, unter dem Druck allzu ungünstiger Verhältnisse zu erlahmen, und ich wollte ihn aus der mordenden Stagnation heraushaben, der ich selbst entronnen war.

Ich bekam gestern von ihm folgenden Abschlag, den ich nicht nöthig zu kommentiren habe:

Lieber Ola Hansson.

Die ganze Kunst ist ja eben, von hier wegzukommen ... ich bin neulich zweimal ausgepfändet worden; ich habe Schulden, ich kann nicht fort, ohne daß ich durch die Zeitungen verfolgt werde. Der Herbst ist da. Ich wohne noch in der Sommerfrische und kann nicht einmal von hier weg.

Sechs Stücke habe ich fertig — davon zwei große — wie der „Vater" und „Fräulein Julie", aber ohne Unsittlichkeithinderniß für die Aufführung — im Auslande. In Schweden giebt es das Hinderniß der Unbußfertigkeit für Alles was August Strindberg thut.

Wäre ich nur mit den Stücken in Berlin, so wären sie für die Theater gerettet; wenigstens könnten sie als ein noch unveröffentlicher Band Theater herausgegeben werden. Man schreibt mir ja auch von Berlin, daß drei Bände: „Gesammelte dramatische Arbeiten von August Strindberg", alle schon früher veröffentlicht, neuverlegt werden sollen.

Aber wie heraus aus dieser Hölle? Hätte ich 200 Mark Reisegeld, ich würde durchbrennen.

Um mein Leben zu fristen, habe ich Bilder gemalt und verkauft! zu Schleuderpreisen versteht sich!

Ich denke daran, Photograph zu werden, um mein Talent — als Schriftsteller zu retten.

Kannst du eine Möglichkeit sehen, mich von hier freizumachen, um mein psychisches Leben zu retten?

Man lacht hier über meine Misere und ich hätte ihr ganz ein Ende gemacht, wenn ich nicht die Kinder hätte.

Freundschaftlichst
August Strindberg.

Dalarö, 13. Sept. 92.

Dalarö ist eine Lootsenstation in den Stockholmer Scheeren. Es wird früh kalt und rauh dort oben.

Ich setze diesen Brief in extenso hierher, damit man in der Welt wisse, wie das größte lebende schwedische Genie nach fünfzehnjähriger rastloser, strömender Produktivität in Schweden auf Rosen gebettet ist, wie Schweden seinen größten Sohn zu schätzen weiß und sich selber in ihm ehrt.

Ich weiß, daß auf diese Zeilen ein Zetergeschrei aus dem Lande der Eisenindustrie erschallen wird — aber ich habe Thatsachen und Erfahrungen, die ich nicht ermangeln will, ihm entgegenzustellen.

Auf die spezifisch schwedischen Verleger- und Publikationsverhältnisse will ich jetzt nicht eingehen.

Nur Eins will ich noch berühren.

Strindberg hängt am Leben nur noch wegen seiner Kinder. Diese Kinder hat er nicht, sieht er nicht. Er lebt nach schwedischem Gesetz, da sie minderjährig sind, von ihnen getrennt. Denn er hat sich — schwer und spät — von ihrer Mutter scheiden lassen.

Es gingen vor einiger Zeit zwei ehrenkränkende Notizen über Strindberg durch die deutschen Blätter. Die eine betraf ein angebliches Plagiat aus Shakespeare in der Irrsinnsszene im „Vater". Die Absicht war böse, aber die Sache ist nebensächlich und hat auch bereits in Deutschland selbst ihre Abweisung erfahren.

Die andere Notiz beruhte auf einem hämischen dänischen Zeitungsartikel, dahin gehend, daß Strindberg zu ein paar hundert Kronen Buße verurtheilt worden sei, weil er eine Dame die Treppe hinunter geworfen.

Wer diese Dame war und von wessen Treppe er sie herunter geworfen, davon brachten die Blätter nichts.

Ich kann die Aufklärung geben, daß Strindberg zu diesem Mittel als dem letzten griff, um seine unmündigen, von ihm getrennten Kinder vor dem täglichen Umgang mit dieser Dame zu schützen, da das Gesetz ihm keine Mittel an die Hand gab, die Umgebung seiner Kinder zu beaufsichtigen. Es war eben eine „Dame", die es darauf ankommen lassen wollte, sich hinauswerfen zu lassen.

Ola Hansson.

Zur Psychologie der Börsen.

Einem harmlosen Menschen könnte andächtig zu Muthe werden, wenn er die fast feierliche Stille der Börsen sieht. Nur Paris macht eine kleine Ausnahme. Dort begegnen sich zwei günstige Momente: der reiche Geldstrom und der Pari-Cours der Rente. Alle Papiere, die noch unter Pari stehen, reizen also unwillkürlich den Appetit der französischen Spekulation. So ist es gekommen, daß man sich an der Seine an Italienern einen kleinen Spitz trinkt und den Enthusiasmus in Genua selbst bis zu einem Handelsvertrag verdichtet. Auch beschäftigen sich die Pariser Finanzorgane noch so lange mit dem tieferen Studium der Türkischen Wirthschaftverhältnisse, bis das Publikum den großen Vorkäufern eine ordentliche Portion dieser Effekten abgenommen hat. In London kann man überhaupt erst von einem Augenaufschlagen nach langer Ohnmacht sprechen Daß Griechenland endlich ein Vorschußgeschäft erringen konnte, daß die Besserung des Brasilianischen Wechselcourses wie eine nahrhafte Fleischbrühe auf die Portugiesen wirkte, daß Mexiko sich nur ein ganz kleines Defizit für sein Budget herausgerechnet hat, alle diese exotischen Glückzufälle haben in Lombardstreet ein wenig galvanisirt. Tritt indessen das kleinste ungünstige Moment ein, so werden in Paris alle Papiere zu theuer erscheinen; und zeigen sich in London die ersten Anfänge eines Goldabzuges nach New-York, so wird es wieder die alten Beklemmungen geben. Wie oft haben wir es in Deutschland erlebt, daß ungünstige Depeschen aus dem Orient vorlagen, die Course aber dennoch stiegen, nur weil die Bank von England 100 000 Lstrl. Gold erhalten hatte. Die Goldbasis der Welt ist schmal, aber die Politik ist groß.

Das war der Westen, nun ein wenig mehr nach Osten. Von allen Spekulationen hat die Wiener letzthin am gescheitesten operirt, notabene nicht etwa die niedere, die am Schottenring mit sehr wenig zufrieden ist, um dieses Wenige dann sofort in den Prater hinauszutragen. Nein: die große Spekulation hat dort verdient; sie hat nicht etwa Rente, die sie sehr großmüthig den Kapitalisten überläßt, sondern Kreditaktien zu billigen Coursen gekauft und zu den noch hohen in Berlin angebracht. Trotz alledem hat der Wiener Platz nicht das, was man börsentechnisch Geld nennt; einzelne Wiener Börsen-Journalisten blasen zwar über die Kraft und die Erholung ihrer Vaterstadt das bekannte vieljährige Trompetensolo, allein da sie, wenn der Ultimo naht, unmöglich alle Wiener Positionen allein prolongiren können, so pflegt eben Wien — was sehr charakteristisch ist — in Berlin zu prolongiren. Was helfen alle Gewinne, sobald glückliche Geschäftsleute sofort den Kavalier spielen müssen! Der Wiener kommt wohl zum Geldverdienen, aber keineswegs zum Geldsparen. So wird die dortige Börse noch lange schwach bleiben und dem spö tischen Beobachter dürfte sich auch noch lange die Thatsache darbieten, daß, sobald Kreditaktien nur um einen Gulden fallen, an den dortigen Retiraden stürmischer Andrang herrscht.

In Berlin und Frankfurt hat schon seit Wochen gleichsam eine Vorfeier der stillen israelitischen Festtage stattgefunden. Die Banken, die priestergleich das heilige Feuer der Hausse zu unterhalten pflegen, haben sich

angesichts der unbehaglichen, zuweilen auch geradezu lähmenden Cholerastimmung strenge Zurückhaltung auferlegt; und die Baissespekulanten? Ach, wie gern möchten diese ihre ganze Energie entfalten, wie sehen sie Stockungen in Hamburg voraus, wie schwören sie auf das Versprengtwerden der Kohlensyndikate, aber — es fehlt ihnen die Kraft. Sie haben in den letzten Monaten zu große Verluste gehabt und müssen jetzt ihr schönes Feuer dämpfen. Und so wird die Oede an unsern Börsen bewacht, auf der einen Seite von Haussiers, die nicht wollen und auf der andern Seite von Baissiers, die nicht können. Für den augenblicklichen Pessimismus der Berliner Börse ist es überaus bezeichnend, daß ihr die Wochenschau, die Herr Dr. Moritz Meyer am 18. September in der „Vossischen" emportrieb und die nichts weiter als die gewöhnlichen statistischen Regimentsübungen aufwies, denen als Kritik dann die bekannten Kassandrarufe zu folgen pflegen, daß diese Wochenschau zahlreichen werthpapiernen Seelen den höchsten Genuß bereitet hat, ja, daß sie sogar vielfach nach auswärts versandt wurde, als treueste Photographie der gegenwärtigen Stimmung.

Aber unseren Börsen fehlt nicht allein das Feuer, auch der Stoff geht ihnen aus. Wenn ein Papier wie die Staatsbahnaktie, das letzte der alten ungeheuren Spekulationseffekten, einfach vom Courszettel gestrichen wird, wenn über einen Handel, dessen Umsätze fast jedem Börsenbesucher Tausende jährlich ausmachen, eine Art Leichentuch ausgebreitet wird, so ist das ein Ereigniß, dessen Bedeutung man gar nicht hoch genug anschlagen kann. Es ist wahr, als die Herren in Wien die Steuer von den Staatsbahnaktien auf die Obligationen abwälzten, haben sie nicht gedacht, daß die deutschen Börsen, gegen das eigenste Interesse, die Aktien ausschließen würden; und die deutschen Börsen, als sie in gerechte Entrüstung geriethen und mit der Excludirung drohten, dachten wiederum nicht, daß der Aufsichtsrath jener Bahn es so weit kommen lassen würde. Aus diesem gegenseitigen Irrthum ist dann aber vorige Woche eine That entsprungen, wie sie die Geschichte des deutschen Effektenhandels noch nicht gekannt hat; die Börse hat nun, einerlei ob sie selbst oder Herr von Hansemann die Obligationen besitzt, ein unermeßliches Opfer zu Gunsten des Kapitalistenpublikums gebracht. Dieses selbst wird vielleicht seine Dankesschuld noch nicht fühlen, aber jedenfalls hat das Ausland zum ersten Male vor der Energie deutscher Gläubiger Respekt bekommen. Diese langen Gesichter in Wien! Wie gern spekuliren gewisse Herren in einer Aktie, bei der sie die guten wie die schlechten Meldungen beherrschen, und nun schwindet ihnen der internationale Markt dahin. Herr Dr. Siemens von der deutschen Bank hatte ihnen seiner Zeit durch enorme Käufe von Staatsbahnaktien geholfen, die Franzosen aus dem Verwaltungsrathe zu drängen. Angeblich sollte das eine patriotische That sein, möglicherweise wurde dies Herrn v. Caprivi sogar in jenen allwöchentlichen Vorträgen versichert, die einige Berliner Financiers unserem neuen Reichskanzler halten. Aber die erste Folge war, daß den Aktien der Pariser Markt verloren ging, wie man denn dort keine 100 Staatsbahn mehr an einer Börse handeln kann. Was Wunder, daß die Wiener Herren angesichts der neuerlichen deutschen Bedrohung sich an Herrn Siemens wandten: „Du hast uns um den Pariser Markt gebracht, erhalte uns wenigstens den deutschen." Der General-Direktor der Deutschen Bank, besorgt um sein Prestige in Wien, wo es noch Renten-Ge-

schä'te giebt, setzte sich in seiner Aufregung nieder und verfaßte jene traurig-bekannte Fürsprache zur Beibehaltung der Staatsbahnaktien. Der Erfolg war ein merkwürdig rascher, nur gerade umgekehrt, wie der Schreiber sich gestattet hatte, ihn zu erhoffen. Was die Leiter der deutschen Bank an „Prestige" gewonnen hatten, als sie am Abend nach Entdeckung der Riesendefraudation sehr zahlreich bei Abs erschienen waren, das haben sie durch ihr Eintreten zu Gunsten der Staatsbahnverwaltung und durch ihre Niederlage dabei wieder eingebüßt. Jedenfalls ist in dieser ganzen Bewegung die Reinheit der arischen Race völlig gewahrt geblieben. Der Angreifer: Herr Parrisius von der Genossenschaftsbank, der Vertheidiger: Herr Siemens von der deutschen Bank.

Pluto.

Mode-Katechismus.

Zu den vielen Büchern, die noch immer geschrieben werden müßten, gehört auch eines über die häusliche Aesthetik, das dann freilich zwischen Vischer und Gerson die richtige Mitte zu halten hätte, zwischen dem angeborenen Bedürfniß nach Schönheit, das jedes Kätzchen sich glatt lecken und jeden Spatzen sich aufplustern läßt, und der öden Modekupfersucht, die von Schneidern genährt und von den auf den Mann dressirten, zum Vergnügen des Mannes aufgehätschelten Weibchen eifrig gepflegt wird. Eine geschmacklos und lüderlich gekleidete Frau in einer schlecht gehaltenen Wohnung bietet gewiß kein erfreulicheres Schauspiel als eine müde Salonpuppe, deren Gehirnchen nur um stilvollen Tand noch sich regt. Nicht die Wohlthätigkeit allein, auch das Kunstgefühl hat im Hause zu beginnen, denn nur dort, wo die früheſten Eindrücke haften, läßt die schwere und doch so leichte Kunst sich erlernen, der individuellen Artung und Lebensstellung auch das ästhetische Bedürfen anzupassen. Dieser häuslichen Aesthetik will der kleine Modekatechismus winzige Bausteine herbeischaffen; nicht von der neueſten Pariser Hutfaçon soll er, oder von sechszehnknöpfigen Handschuhen, erzählen, sondern das ganze Gebiet der mehr oder minder reizenden Dinge betrachten, die unser Leben schmückend verschönen. Damen, die Einkäufe machen, Herren, die Rechnungen bezahlen müssen, sind zur Mitwirkung freundlichſt geladen.

Zwei wichtige Gebote zum Anfang:

I. Du sollſt Dir niemals etwas anschaffen, nur um damit
   a) es dem lieben Nächsten nach oder vorzuthun,
   b) gute Freunde und Freundinnen zu ärgern,
   c) die Welt über Deine wahren Verhältniſſe zu täuschen,

sondern immer nur um Dir selbſt oder Deiner Umgebung Nutzen, Bequemlichkeit oder Freude zu bereiten.

II. Du sollſt beim Erwerb schmückender Gegenstände niemals greifen
   a) nach dem Neueſten,
   b) nach dem Theuerſten,
   c) nach dem Auffälligſten,

sondern immer nur nach dem Zweckmäßigſten und nach dem Deiner Individualität und Deinen Lebensverhältniſſen Angemeſſenſten.

Notizbuch.

Wunderſam verſchlungen ſind die Wege, auf denen der neue Kurs **Kolonialpolitik** treibt. Zuerſt wurde unter dem Jubelgeſchrei aller Leute, die Afrika aus dem Atlas und ein Seeſchiff aus der Afrikanerin kennen, auf Sanſibar, auf Wadelai, Uganda und Witu leichten Herzens verzichtet. Dann mußte, weil er von der Sache zu viel verſtand und als der weiße Mann im Oſten weithin gefürchtet war, Herr von Wiſſmann vom Platze weichen und nach ihm erſchien der Freiherr von Soden, ein liebenswürdiger Bureaukrat mit ländlichen Neigungen, der in Kamerun einen ſchönen Garten angelegt und höchſt eigenhändig die erſten deutſch-afrikaniſchen Kartoffeln gebuddelt hatte. In den gänzlich anders gearteten Verhältniſſen Oſtafrikas fand Herr von Soden ſich nicht zurecht, und weil er über das Negerpack, deſſen viehiſche Brutalität man geſehen haben muß, um über die humanen Wünſche ſeekranker Abgeordneter herzlich lachen zu können, im Stil eines königlich preußiſchen Landrathes walten wollte, ging die Sache natürlich ſchief. Irgend welche Wahehes vernichteten den Zug Zelewskis, am Kilimandſcharo fiel der tapfere Bülow, nachdem Herr Dr. Peters etwas plötzlich auf Urlaub gegangen war. Jetzt ſoll, wie man ſagt, auf das Syſtem Soden das Syſtem Rüdiger folgen. Dieſer beſtändige Wechſel, den in Europa eine Regierung ſich immerhin eine Weile geſtatten kann, ohne das Land völlig zu ruiniren, bedeutet für Afrika einfach die Abdankung unſerer Macht. Für die Schwarzen muß ein weißer Häuptling, wenn ſie ihn zitternd verehren ſollen, ſo etwas wie der liebe Herrgott in Uniform ſein; an einen von Halbjahr zu Halbjahr ſich verändernden Herrgott zu glauben, reicht ihre Kultur noch nicht aus. Freilich — der Geheimrath Kayſer, der hohe Chef des Kolonialamtes, der als Repetitor der Grafen Bismarck offenbar koloniſatoriſche Fähigkeiten bewieſen haben muß, war drüben, und er nahm, ein ungewöhnlicher Vorgang, auf die vom Reich bezahlte Dienſtfahrt ſeine Gemahlin mit. Zur Bequemlichkeit der Herrſchaften wurde auf dem Schiffe die trennende Wand zwiſchen zwei Kajüten niedergelegt und dem Herrn Geheimrath ſo ein Salon geſchaffen. Ob er auf der eiligen Küſtenreiſe etwas mehr geſehen hat als Sodenſche Dörfer, wird man nächſtens erfahren. Wer Herrn Kayſer kennt, der wird einigermaßen zweifelhaft ſein, ob gerade dieſer gewiß verdienſtreiche Herr geeignet erſcheint, den Negern die Ueberlegenheit der weißen Raſſe zu offenbaren. Ein Witzbold behauptet, die ſchwarzen Brüder hätten beim Anblick des hohen Cheſs auf gut Deutſch ausgerufen: „So ſollen wir alſo werden?“

* * *

In Glasgow hat vom 5. bis 9. September der **Kongreß der englischen Gewerkvereine** getagt, die heute fast alle gelernten Arbeiter Großbritanniens und bereits einen Theil der ungelernten umfassen. Den Hauptpunkt der Verhandlungen hat die Einführung des achtstündigen Arbeitstages gebildet. Daneben sind die Fragen der Ausdehnung des Schutzes der Gewerkvereine auf das Weib, die Bekämpfung von Armuth und Trunksucht, die Schaffung einer „unabhängigen" Arbeitervertretung im Parlament, die Stellung der Gewerkvereine zum Sozialismus, die Gründung von Produktivgenossenschaften und — die Grundlagen einer Bevölkerungspolitik diskutirt worden, mit deren Hilfe ie Regierung die britischen Arbeiter vor der Konkurrenz fremder Einwanderer schützen soll. Damit in Verbindung steht, daß der Kongreß einen weit stärkeren nationalen Zug aufweist als je einer zuvor und trotz gegentheiliger Aeußerung der internationalen Arbeitervereiniguag ferner steht als je. Bei einem Kongreß von Vereinen, die Alles durch sich selbst erreicht haben, kann dies kaum anders sein. Ueberdies steht England dem Weltbürgerthum von allen europäischen Staaten am fernsten. Im Laufe des nächsten Jahres wird der achtstündige Arbeitstag mit Ausnahme einiger Bergwerksdistrikte wohl für die organisirten Arbeiter Thatsache werden — und jedenfalls auch ohne Parlamentshilfe. In der öffentlichen Meinung des vereinigten Königreiches sind die Gewerkvereine durch ihre maßvollen, sachlichen Verhandlungen enorm gestiegen. Der Ton der englischen Presse gegen sie ist heute ein ganz anderer als vor sechs Wochen.

Dr. A. T.

* * *

In einzelnen Blättern wurde kürzlich erzählt, Fürst Bismarck hätte dem Kaiser zur Geburt einer Tochter gratulirt. Diese Meldung beruht auf einem Irrthum; der Kaiser hat die Güte gehabt, die glückliche Entbindung der Kaiserin telegraphisch dem Fürsten Bismarck anzuzeigen.

* * *

Vom „Kapital", der Bibel des Sozialismus, wird nächstens der dritte Band erscheinen. Seit mehr als neun Jahren ist das Manuskript des Werkes von Karl Marx im Besitz des greisen Friedrich Engels in London, der es nun endlich abzuschließen und der Oeffentlichkeit vorzulegen hofft.

* * *

Herr Poultney Bigelow, der mit dem Prinzen Wilhelm einst auf einer Schulbank gesessen und zuletzt durch ein pöbelndes Bismarckgeschimpfe in der Contemporary Review manchen Machthabers frohen Beifall gewonnen hat, ist in Berlin eingetroffen. Nicht einmal das Rathhaus hatte geflaggt.

* * *

Nemrod et Cie. Par Georges Ohnet. Paul Ollendorff, Paris 1892. Papa ist ein Jude und der Liebste ein Graf. Papa wuchert den Liebsten aus und am Ende kriegt doch der Graf den Engel von Wuchererkind. Es ist immer dieselbe Geschichte, die Herr Ohnet zusammenklebt, mit der einzigen Variante, daß abwechselnd der Mann stolz und das Mädchen schlicht oder der Mann schlicht und das Mädchen stolz ist. Mit einem Wort: Hüttenbesitzer. Die Sache wäre nicht widerlicher als sonst, wenn diesmal der fleißige Kunsthandwerker sich

nicht an die Judenfrage herangeschlichen hätte, die er in einer toleranten Himbeersauce zu ersäufen versucht. In den Fenstern der Buchläden sieht man das kindische Machwerk mit der Lockung: Vient de paraître; man sollte weit eher draufschreiben: Kein Trinkwasser. n. n.

* * *

Das Leben auf der Walze. Roman von Wolfgang Kirchbach. Verlag von Friedrich Pfeilstücker in Berlin, 1892. (Verein der Bücherfreunde.) Wenn Herr Paul Goehre, der treffliche Verfasser der Studie „Drei Monate Fabrikarbeiter", die liebe Dame Bürstenbinder heimgeführt hätte, dann könnte man zu dem Sohn solchen Paares sich wohl des Romans „Das Leben auf der Walze" versehen. Wolfgang Kirchbach vermag Besseres als so familienblattfrommen Naturalismus, der mit einer Gaunersprache kokettirt, wie sie nie und nirgend wird vernommen. Aus eigener Stromtid, wie der strotzende Reuter, hat er dieses Werk wohl kaum geschöpft, das aber immerhin zu den besten Büchern der letzten Ernten gezählt werden muß. Denn es amusirt, ohne zu verletzen, und es ist spannend, so sagt man ja wohl, ohne abspannend zu sein. Vom Verein der Bücherfreunde, der mit und nach Oscar Welten gegen die Leihbibliotheken kämpft, wird man noch reden müssen. Aus seinen Mittheilungen sieht man, daß es im Jahre des Heils 1891 sage und schreibe 9000 Bücherfreunde in Deutschland gab. Wär's nicht gedruckt, man sollte's nicht glauben. n. n

Epigramme.

Der Lehrer muß wie ein Pferd sich schinden,
Um Nahrung wie ein Gaul zu finden.

Welche Figur!
Steht und bewundert das Werk der Natur! —
Freund, o leider:
Es sind nur „Gesammelte Werke" vom — Schneider!

Dummheit ist die größte Macht des Lebens,
Gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens;
Drum die Götter schlau sich ihr verbinden,
Weil sie keine bess're Hilfe finden.

Ihr lobt die Armuth viel zu laut,
So laut schreit nur, wem still es graut.

G. A. E.

Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, 8. Oktober 1892.

Fürst Bismarck und die Militärvorlage.

Nach der Herbstparade sollte der Kaiser im Kreise seiner Offiziere eine Rede gehalten und sich das Wort des Fürsten Bismarck angeeignet haben, wonach eine kleine, aber tüchtige Armee einem an Kopfzahl größeren, in der Ausbildung aber weniger erprobten Heere vorzuziehen sei. Diese Wendung konnte überraschen, nicht nur, weil sie den jungen Monarchen und den alten Kanzler in erfreulicher Uebereinstimmung zeigte und so einen längst schon selten gewordenen Anblick bot, sondern auch, weil es längst feststand, daß der Kaiser eine wesentliche Vermehrung der Truppenzahl für nöthig hielt. Die Rede war denn auch mißverstanden worden, es erfolgte, wie üblich, eine offiziöse Korrektur und nun soll das preußische Staatsministerium mit einer Militärvorlage beschäftigt sein, die auf der Grundlage einer nur unbeträchtlich eingeschränkten zweijährigen Dienstzeit die Präsenzstärke des Heeres zu erhöhen bestimmt ist, von deren Inhalt und Kostenansprüchen aber bisher bestimmte Angaben fehlen.

Die Zeitungen verwundern sich jetzt darüber, daß die Militärvorlage erst nach der Genehmigung durch den Kaiser an das Ministerium gelangt ist. Ganz abgesehen von den Auffassungen des Grafen Caprivi aber, der erst neulich die Segnungen des Geleitetwerdens pries, wäre es doch gänzlich zwecklos, das Ministerium mit einer Vorlage zu bemühen, der die Billigung des obersten Kriegsherrn nicht völlig gewiß ist. Nach Artikel 63 der Reichsverfassung bestimmt der

Kaiser den Präsenzstand des Heeres; und die Minister haben Zeit genug gehabt, sich an die Thatsache zu gewöhnen, daß der Kaiser eine numerische Verstärkung der Armee wünscht. Denn diese Frage ist seit dem ersten Stadium der Kanzlerkrisis eigentlich nie mehr zur Ruhe gekommen.

Als nach den Februarwahlen von 1890, die unter der Nachwirkung der Arbeiterschutzkonferenz und unter der Vorwirkung des ablaufenden Sozialistengesetzes der bisherigen Opposition, dem Freisinn und der Sozialdemokratie, so reichlichen Vortheil brachten, dem Fürsten Bismarck der Gedanke sich aufdrängte, seine Dienste könnten als unbequem und entbehrlich betrachtet werden, und als er dieser Auffassung ehrerbietige Worte lieh, da wurde ihm von seinem Herrn erwidert, er möchte wenigstens noch mit seinem Ansehen die Erhöhung des Militäretats im Reichstag vertreten. Die Absicht dieser Erhöhung bestand also damals schon. Zur Ablehnung dieses Wunsches bestimmte den Fürsten zunächst der Umstand, daß von manchen Stellen aus geflissentlich der Oeffentlichkeit die Ansicht suggerirt wurde, der leitende Staatsmann sei auf dem Rückzug begriffen. Um im Parlament einen schweren Militärkampf siegreich durchfechten zu können, wie er es in der Konfliktzeit gethan, dazu bedurfte Bismarck seines ungeschmälerten Prestige und schon damals war ja das Wort gefallen, selbst Friedrich den Zweiten hätte die Geschichte nicht den Großen genannt, wenn er neben sich einen übermächtigen Minister gefunden hätte. Es gab eben in einzelnen Reichsämtern Leute, die dem verhaßten Fürsten eine militärisch-parlamentarische Niederlage wünschten, um ihn bei der Gelegenheit ruhmlos aus dem Wege zu räumen. Sie vergaßen nur, diese schlauen Herren, daß vor seinen Kreaturen der Schöpfer an Geist immer noch etwas voraus behält.

Von einer Verkürzung der Dienstzeit, mit der man früher so schlechte Erfahrungen gemacht hat und die trotzdem in liberalen Wahlaufrufen niemals fehlen darf, war damals noch nicht die Rede; man hielt sich noch an den Artikel 59, der jeden wehrpflichtigen Deutschen drei Jahre bei der Fahne festhalten will. Für die Vertretung der zweijährigen Dienstzeit wäre Fürst Bismarck auch unter anderen Umständen nicht zu haben gewesen, denn eine Erhöhung der Präsenzstärke scheint ihm dafür kein genügendes Aequivalent. Das deutsche Heer hat sich im Kriege gegen Frankreich so gut bewährt wie nie zuvor in der Ge-

schichte ein Heer von ähnlicher Stärke. Ob dieser Armee noch weitere 100000 Mann angegliedert werden, ob sie in ihrer jetzigen Verfassung verharrt, das ist ihm eine Frage von immerhin erst untergeordneter Bedeutung; die Hauptsache ist, daß an der Qualität des Materials nichts geändert wird, und alle Troupiers, die den letzten Feldzug mitgemacht haben, stimmen darin überein, daß unsere Stärke in den gedienten Leuten des dritten Jahrganges und in deren anerzogener Tüchtigkeit lag. Vielleicht wäre es richtiger gewesen, einen minder beträchtlichen Theil der Milliardenbescheerung in den Bau von Festungen zu stecken, deren strategischer Werth nicht unbedingt und bei jeder Digression eines Gegners unzweifelhaft ist, die aber sicherlich an Besatzungsmannschaften eine ungern entbehrte Soldatenzahl konsumiren werden. Fürst Bismarck hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß er für den Militäretat etwa frei werdende Geldmittel nicht zu einer Vermehrung der numerischen Stärke verwendet hätte, sondern zur Konsolidirung des Vorhandenen, insbesondere zur Beschaffung der genügenden Anzahl von Offizieren und Unteroffizieren, sowie von Geschützen und Bespannung, an denen es namentlich hier und da mangelt. Der Versuch, die Dienstzeit abzukürzen und den dritten Jahrgang nur noch als eine Art von Strafkolonie gelten zu lassen, hätte in ihm stets einen entschiedenen Gegner gefunden.

Zwei Jahre lang hat die jetzige Regierung die Militärvorlage zurückgehalten, weil sie in weiser Selbsterkenntnis sich nicht die Kraft und den Einfluß zutraute, die Verwirklichung der sogenannten Scharnhorst'schen Gedanken durchzusetzen, von denen General Verdy etwas voreilig ausgeplaudert hatte. Vielleicht sollte das Volksschulgesetz und die neue Wendung der Polenpolitik ihnen die Wege ebnen. Aber gerade das Volksschulgesetz führte eine neue Schlachtordnung der Parteien herbei, die nur in der Abneigung gegen die Persönlichkeit des alten Kanzlers sich zusammengefunden hatten; une haine commune vous unit, das hatte schon 1887 Bismarck ihnen zugerufen, und als er gegangen war, erfüllte sich seine Prophezeihung: die fortschrittliche Satrapie sagte dem zentralen Sultanat auf, und seitdem spricht man von einem schwarzen und von einem rothen Kartell. Es ist nicht undenkbar, daß erst dieser Szenenwechsel dem Gedanken der zweijährigen Dienstzeit auf die Beine half. Da für eine solche Forderung schwerlich alle Konservativen und — nach dem Scheitern des

Volksschulgesetzes — auch kaum alle Ultramontanen zu haben sein dürften, so empfahl es sich, auch dem liberalen Programm liebäugelnd einige Avancen zu machen. Daraus würde sich dann auch der Uebergang vom Septennat zu einer etwa fünfjährigen Festsetzung des Präsenzstandes erklären, eine Aenderung, die den Raum zwischen den stürmischen Militärdebatten wiederum verengt und die deshalb allen redelustigen Berufsparlamentariern und Civil-Moltkes hochwillkommen sein muß.

Die Regierung, die den Wunsch des Kaisers nach einer Truppenvermehrung den thatsächlichen Machtverhältnissen im Reichstag zu accommodiren sucht, wird vermutlich, wenn sie im letzten Augenblick nicht wieder dem Treffen noch ausbiegt, ihren schwersten parlamentarischen Strauß zu bestehen haben. Ob sie den Reichstag, wenn die Herren Lieber und Ballestrem sich nicht vertragen, unter dieser Parole auflösen wird, erscheint zweifelhaft. Die Militärvorlage ist unpopulär und sie wird an Popularität schwerlich gewinnen, wenn man erfährt, daß Fürst Bismarck jedes Experimentiren mit unserem in Schlachten erprobten Heer nicht günstiger betrachtet als die Versuche eines neugierigen Kindes, das an der blanken Weihnachtsuhr so lange herumbohrt, bis sie entzwei ist.

Von Dunajewski zu Trczieniecki.

Minister sollten keine Schulden machen. Ich weiß nicht mehr, am Wievielten und welchen Monats und Jahres es war, aber eines Tages verlas man im österreichischen Abgeordnetenhause Schriftstücke seltener Art, nämlich an einen Geldagenten gerichtete Briefe eines k. k. aktiven Ministers. Diese Briefe betrafen keine politische Angelegenheit, sondern ein Verhältniß, wo, wie in der Liebe, Jeder giebt und Jeder nimmt. Der Minister verlangte Vorschüsse, die Ehrerbietung, mit der der Andere gehorsamte, war um 100 pCt. größer, als sie sonst je ein Minister erfuhr, und kurz und gut, das Portefeuille eines Wucherers war zum Ministerportefeuille geworden.

Man muß nun wissen, daß es gerade die Zeit war, wo wir frisch zum Moralischsein eingenommen hatten, und nicht leicht kann daher eine Feder den Sturm schildern, den die Aufdeckung der passiven Angelegenheit erregte. Verzeih, Muse Stettenheims, die Anleihe, aber der eiserne Ring der Majorität erbebte in seinen Grundvesten, denn, kaum mit dem Putzpulver der guten Sitte und Antikorruption auf den Glanz hergerichtet, war er nun wieder schäbig blamirt. Tage der Wonne aber waren es für den Liberalismus, er dokumentirte es täglich in dreiunddreißig Zeitungen und siebzehneinhalb Reden, daß er die Partei war, die die Verletzungen der Wohlanständigkeit außerhalb ihrer Fabriken und Komptoirs unnachsichtlich bestrafte, und so fröhlich war das Gelärme, daß es bald überall rief und knatterte: Hoch an, setzt an, los. Vielleicht nun war es damals zum ersten Male, daß Graf Taaffe die Gefährlichkeit allzu eisiger Skepsis erkannte. Er hatte einige Prinzipien, und zwar: niemals in dem Augenblick nachzugeben, in dem man Nachgiebigkeit erwartete, niemals eine Nothwendigkeit für zwingend zu halten, und niemals die Mähre zu glauben von der Macht der Moral über das Gemüth des Volks. Und so erfüllte ihn auch die Razzia gegen den Minister Pino mit heiterem Gleichmuth,

und je stürmischer man den Rücktritt des Verschuldeten forderte, desto fester hielt ihn Trutznachtigall im Amt. Bis es eines Tages offenbar wurde, daß der Bogen bereits überspannt war, denn — es gehört nicht hierher, in welcher Form es sich zeigte — zur Sühne für den Wechsel eines einzigen Ministers drohte ein Wechsel des Gesammtkabinets.

Als nun aber die Dinge zu einem solchen Stande gediehen waren und einmal schon zwei, drei Tage vorübergingen, wo der sonst heitere Ministerpräsident nicht einen einzigen halsbrecherischen Kalauer riskirte; als der Zorn der Opposition in Freude, die Schadenfreude in Erwartung, die Erwartung in schüchternes Flüstern und athemlos Hoffen und Sehnen bereits überging; als die kompetenten Ortes eingeschlafene Moral wieder zu erwachen begann und der Sieg der liberalen Kämpfer für Freiheit, Recht ꝛc. ꝛc. immer näher und näher winkte, —, da geschah es, daß eines Tages im Kabinet ein Mann sich erhob, der in noch schöneren Worten als Andere den Geist der Moral anrief. Bald darauf hatte man schwarz auf weiß die Meldung vor sich, daß Baron Pino gegangen worden; und der ihm den Gnadenstoß versetzt und dadurch die Regierung gerettet hatte, war ein Ministerkollege, der Doktor von Dunajewski.

Und die Liberalen — nun, sie hatten den Lohn der guten That „in sich" und thaten, als wär's ihnen ganz egal.

Damit war's ex, denn wir Füchse, wenn wir gefoppt worden sind, hüten uns, noch weiter zu medisiren. Und was gab es denn auch noch weiter zum Reden? Einer ging und Einer kam, auf dem Platze eines unbemittelten saß nun ein bemittelterer Minister, und daß die Führung der Handelspolitik merklich strammer wurde, bedeutet in unserer inneren Politik nicht viel — und so schien das Zwischenspiel zu Ende. Allein, was weißt du, mein Volk, von dem Werden der dich bestimmenden Einflüsse? Für uns muß es genug sein, wenn die Schultern plötzlich den Druck einer still gereiften Macht spüren; daß wir aber in der Geburtsstunde dieser Macht dabei seien, das müssen wir denn doch nicht fordern. Die kleine Affaire mit Herrn von Pino hatte Herrn Dunajewski vom Minister zum schier allmächtigen und mitführenden Staatsmanne gemacht, so daß man nur noch ein Kabinet Taaffe-Dunajewski kannte und nannte; und zugleich stieg der Schweif, der dem großen Kometstern nachlief, stieg der Polenklub zum Range der geehrtesten Partei des Abgeordnetenhauses empor. Zwar, was ist

daran, wenn man an dem Bischen abgeschabter Politur einer Ministerbank ästhetisch nachbessert; und ferner, was hatte der Polenklub dabei zu thun, daß er an dem Lohne für Dunajewskis Energie und Feingefühl Theil nahm? Aber wir erklären nicht, wir erzählen nur, was sich begeben; und erzählen also, daß dieser Minister als Personifikation seines Klubs nicht nur ein Einzelmensch, sondern sozusagen eine moralische Person war. Und darum war durch seine Rigorosität in der Pino-Affaire auch seine Leibgardeeskadron zu einer höchst moralischen Partei geworden.

Die Moral wurde also damals mit Agio gehandelt. Die Liberalen waren moralisch gewesen, die Polen waren moralisch geworden, und Herr von Dunajewski — ja, sprechen wir einmal auch von ihm. Er war bis dahin ein Minister gleich hundert andern gewesen und Graf Taaffe war alleiniger Herr der Politik, der ohne viel Kummer und Beschwer einem Mitarbeiter den Scheidebrief zu geben gewohnt war, wenn nur der Feind kein „Etsch, etsch"-Geschrei dazu machte; und Dunajewski stand ihm nicht näher, als jeder andere Mann. Auch hatte Herr von Dunajewski verschiedene Eigenschaften, die ihn nicht leicht Jemandem sympathisch machten. Er war ein geschickter Parlamentarier, ein gefährlicher Taktiker, er hatte den Dolch des Witzes, Glück, Geistesgegenwart, Muth; aber — er spielte zuviel mit dem Dolche. Er war hochfahrend und hatte zuviele Eitelkeiten verletzt; er hatte, theils boshaft, theils nach allgemein sarmatischer Art, zu Viele, auf deren Rücken er emporgeklommen war, fühlen lassen, daß sie jetzt unter ihm standen; er hatte in seinem engeren Klub unversöhnliche Feinde. Und wenn das am grünen Holze geschah, wie verfuhr er erst, als er kämpfte und haßte. In unserem Parlamente hat die Wonne, als Sieger hinter einem Feinde drein zu sein, Niemand so ausgekostet wie er; da gerieth ihm jede seiner Reden zu einer riesigen Seitenzahl, und überall auf den Folien galoppirte der Esprit und „frozzelte", höhnte, stach, bohrte, spie, und bot dem Grafen Taffee ein erfrischend und nutzbringend Schauspiel. Wenn man aber mit Eventualitäten rechnet und bedenkt, daß denn doch einmal Frieden werden könnte, was beginnt man dann mit solch einem Kollegen? .... Auf diese Frage des Kandidaten Jobses haben die Tage, in denen wir nun leben, die Antwort gebracht, und man geht vielleicht nicht fehl, wenn man glaubt, daß Graf Taaffe wirklich schon damals den heutigen Zu-

stand kalkulirte. Aber, wie dem sei, damals war noch Arbeit und Kampf, Kampf und Arbeit noch für den nicht zu bändigenden polnischen Ulanen. Und da berührte es nun wie eine Entdeckung, daß der Mann, dem nach dem Urtheile seiner eigenen Gefolgschaft nur die Macht und ihre Ausübung höchste Lebenswonne war, auf einmal ernst, rauh und mit der Entschiedenheit eines — ich weiß nicht wessen, die Ministerbank vor dem Anhauch selbst eines unpassenden Gedankens geschützt wissen wollte. O Gott, da war ja die Moral auf der Tagesordnung, o Gott, und ein Pole führte den Kampf der Reinheit gegen die Korruption. Und so hatten denn die Polen, während Pino ging, den Triumph, es den Liberalen an Moral gleichzuthun, und überdies hatten sie den Besitz eines our own, ihres niemals verschuldet gewesenen antikorruptionistischen Ministers.

* * *

Nun einige Fragen. Was geschieht am Besten mit einem Beamten, der sich in irreparabler Weise kompromittirt hat? Antwort: Als Herr Pino ging, machte man ihn zum Landeschef einer unserer Provinzen. Weitere Frage: Was fand Herr Pino vor, als er die Gemarkungen der Bukowina erreichte? Antwort: Im Palast der Finanzlandesdirektion residirte der jetzt durch seine Verurtheilung zu vier Jahren schweren Kerkers berühmt gewordene Hofrath Trczieniecki. Letzte Frage: Und wer war dieser Hofrath, der Gelder veruntreute, Schmuggler begünstigte, mit Amtsstellen handelte und seine Finanzwache lehrte, auf Raub auszugehen, damit sie in der Verfassung sei, ihren Vorgesetzten zu kontribuiren? Wer war dieser Meister der polnischen Wirthschaft, der mit einem ganzen Stabe von nun ebenfalls verurtheilten Beamten zum Zwecke der Polonisirung der Bukowina nach Czernowitz geschickt worden war? Antwort: Hofrath Trczieniecki war ein Günstling des Herrn von Dunajewski. Und wenn es z. B. geschehen wäre, daß Herr von Pino es gewagt hätte, ihn ernstlich anzufassen, dann hätte Trczieniecki ihn mit dem großen polnischen Blick von oben bis unten gemustert und kalt erwidert: Herr Landespräsident, haben Sie schon ihre Schulden bezahlt?

* * *

Es lebe die jüngste der staatserhaltenden Parteien! In Deutschland votiren sie Korvetten, deren Kurs nach dem Hardanger Fjord geht, in Oesterreich inthronisiren und stürzen sie auch nach Duna-

jewskis Rücktritt die Majoritäten. Ihre Prieſter haben Biſchofsſitze und Kardinalate, ihre Beamten unſere Protektionen, ihre Frauen unſere Herzen, und auf unſeren Redouten tanzen ſie bereits die große Mazur — ſie befinden ſich ſehr gut, die Polen. Und geſchieht es, daß ſie im Tanz einmal ſtolpern, ſtill, ſtill, es wirft die Geſchmeidigen nicht hin, und — klipp, klapp — geht die Mazur wieder weiter.

Als der liebe Gott uns Oeſterreicher ſchuf, gab er uns allem Theatraliſchen zur Beute. Uns unterwirft Sonnenthals königlicher Gang, uns beſiegte Beuſt, als er hoch zu Roſſe im goldgeſtickten Rocke photographirt wurde. Kein Politiker iſt je in die Irre gegangen, wenn er auf unſere naive Hingabe an das Aeußerliche ſpekulirte. Sehe einer die Menge mit glühen Augen an und herrſche ihr ſein Selbſtbewußtſein ins Geſicht — und ſie wird ihm glauben. Eine alte Kokette, der die Sünden der Jugend noch im Geſichte geſchrieben ſtehen, übe ſich nur im Tugendlichten und zeige ſich fleißig mit dem Gebetbuch — es wird ihr nicht ſchaden. Und Parteiführer ſowie Parteien, ſie werden dauern und des Daſeins genießen, ſofern ſie die Fertigkeit beſitzen, zähe und geſchmeidig zu gleicher Zeit zu ſein: zähe feſtzuhalten an ihrer eingebornen Natur, und geſchmeidig auf jeden Aſt zu klettern, auf den die Stimme eines Mächtigen ſie hinruft.

Die Deutſchliberalen wollen im flotten Tanz um den Miniſtertiſch nicht zurückſtehen und faſt neidiſch hört man heute hier die Verſicherung, die Korruption ſei keineswegs ein von den Polen gepachtetes Gut. Liberale und Polen ſind wieder innig liirt, und ſo neugierig man auch auf die Schandbarkeiten hingeblickt hat, die vor dem Wiener Gerichtshofe ſich abſpielten —: öffentlich ſpricht man von ihnen nicht gern, nicht viel und nicht laut. Denn das Wort der Madame de Pompadour gilt heute hier in noch erweiterter Form: nicht die Eitelkeit nur, auch die moraliſchen Vorurtheile muß man ſich abgewöhnen, wenn man ein großer Staatsmann werden will. Catoniſche Sittenſtrenge iſt ein Luxusartikel, der höchſtens noch in Oppoſitionsparteien geduldet wird, den man aber, wie im Theater die Hüte und Schirme, ablegen muß, ſobald man ſtaatserhaltend zu werden beginnt und regierungsfähig.

Wien. A. G.

Zukunftseuchen, Seuchenzukunft.

Aus einem Colloquium beim Professor Schweninger.

Wenn die Kuh aus dem Stall gelaufen ist, schlägt der Bauer die Thür zu; wenn das Examen in Sicht ist, fängt der Student zu arbeiten an; und wenn eine Seuche da ist, werden die Aerzte und die Regierungen mobil und beginnen zu überlegen, woher die Seuche denn eigentlich kam und wie man sie wieder weg bringt. Ob es am Ende nicht doch richtiger wäre, die Thür zu sperren, bevor die Kuh noch herauslief? Die Studenten sollten immer so arbeiten, daß sie in heiterer Ruhe das Examen erwarten können; die Regierungen und die Aerzte müßten in gesunden Zeiten daran denken, wie man der Seuche den Boden versperrt.

Aber unsere landläufige Medizin, wie sie so oft und so gern von den Machern der Wissenschaft und den Possenreißern der Therapie in Universitäten und Kliniken fortgepflanzt wird, hat ihre Praxis der katholischen Kirche abgeguckt. Die sagt dem Gläubigen: Sündige soviel Du willst, aber dann komm zur Beichte; und der Arzt spricht zum Opfer seiner papiernen Kunst: Lebe so unvernünftig, wie Du willst, aber dann komm zur Sprechstunde. Dort thut's der Beichtzettel, hier das Rezept. Und auch den bequemen Wechsel von Fasttagen und Sonntagen kennt unsere Medizin; wenn sie den Leuten immer ein vernünftiges Leben empföhle, dann würden sie in Seuchenzeiten nicht mit schlotternden Knieen herumlaufen und vor jeder sauren Gurke angstgrün werden. Die Methode: hier Krankheit, hier Mittel, ist billig und schlecht. Es giebt keine spezifischen Mittel gegen eine Krankheit, höchstens gegen ein Symptom, und die medizinische Praxis hat nicht nur die Aufgabe,

Schmerzen zu betäuben und weg zu bringen — das ist doch am Ende mehr Nebensache und schon durch die Humanität geboten —, sondern sie soll den Organismus so pflegen und kräftigen, daß nicht jede winzige Ursache solche scheußliche Krankheit hervorrufen kann.

Deshalb sollte die Hauptfrage, die mit manchen gleichgiltigen und nebensächlichen Fragen bei Seuchen erörtert zu werden pflegt, etwa so gefaßt werden: „Welche Maßnahmen zur Verhütung des Auftretens, der Weiterverbreitung und des Wiederauftretens von Seuchen kommen in Betracht?"

Man zerbricht sich jetzt den Kopf darüber, von wo die Cholera eingeschleppt worden ist, ob die russischen Auswanderer oder die indischen Heizer sie mitgebracht haben, die auf vielen Hamburger Schiffen angestellt sind, weil sie billiger arbeiten und mehr Hitze aushalten können als die Weißen. Beides ist möglich und noch viel mehr. Aber muß denn die Cholera überhaupt eingeschleppt worden sein? Wir haben sie ja seit dem Jahre 1818 immer in Europa gehabt, und daß sie nur in Intervallen aufgetreten ist, das beweist doch noch nichts für die Nothwendigkeit der Einschleppung. Es giebt gute und schlechte Pilzjahre, aber an der Theorie von der Ubiquität der Pilze ist ernstlich noch nicht gerüttelt worden. Keineswegs kann doch angenommen werden, daß alle Giftkeime aufgefangen oder vernichtet sind, deshalb kann die Seuche immer wiederkommen, ohne daß sie erst eingeschleppt worden ist. Es ist eben der alte Unfug in neuem Gewande: der Kranke will nur gleich wissen, wie seine Krankheit denn heißt, und er erklärt den vorigen Arzt für einen Erzdummkopf, weil der Gicht nannte, was der jetzige Rezeptschreiber Rheumatismus nennt; und das Volk will geschwind erfahren, woher die Cholera kam, und es ist höchst zufrieden, wenn ein schön klingendes Wort sich einstellt, wo Begriffe fehlen.

Auf die Hamburger wird vielfach mit Unrecht geschimpft. Sie haben nichts verheimlicht und nichts vertuscht; die Cholera mußte doch erst da sein, bevor sie konstatirt werden konnte, und wer den schwerfälligen Apparat kennt, der weiß auch, daß solche Konstatirungen nicht im Handumdrehen abgemacht sind. Und die Menschen mußten doch erst tot sein, bevor sie begraben werden konnten. Gewiß sind die sanitären Verhältnisse Hamburgs miserabel, aber warum hat man diesen berechtigten Vorwurf nicht früher gemacht, als er nicht weniger berechtigt war?

In den Tagen des Unglückes und der Noth jemand anzuklagen, ist inhuman und zwecklos. Was in Hamburg geschehen ist, das konnte ebensogut auch anderswo geschehen, aber wer sich erwischen läßt, auf dem wird dann herumgehackt, und die moralische Entrüstung regt sich immer am lautesten da, wo man alle Veranlassung hätte, lieber vor der eigenen Thür den gehäuften Schmutz wegzukehren.

Wir brauchen zunächst, was wir anderswo zum Theil wenigstens schon haben, pragmatisch angestellte und gut bezahlte Sanitätsbeamte, die viel unabhängiger und auf private Einnahmen weniger angewiesen sind. Was will denn so ein Amts- oder Bezirksarzt machen? Er ist nicht fest angestellt, er hat nicht die Rechte eines Vollzugsbeamten, er braucht, um nicht zu hungern, die Einnahmen aus seiner Praxis. Darum drückt er leicht zu der Schmutzwirthschaft die Augen zu, beide gleich, wenn's verlangt wird, und besinnt sich dreimal, ehe er eine perniziöse Seuche konstatirt. Denn die Schwierigkeiten, die durch eine solche Anzeige den Familien der Seuchenkranken in ihrem Privatleben und in ihren Geschäften erwachsen, lassen gegen den Arzt, der die Bescheerung angerichtet hat, gewiß keine freundlichen Gesinnungen aufkommen. Und er muß doch auf die Erhaltung jedes Kunden ängstlich, bedacht sein, — es geht ja um's liebe Brot.

Uebrigens — wie steht es denn mit den Pfuschern, die doch ein sehr erhebliches Kontingent der Menschheit behandeln? Sollen die vielleicht von der Anzeigepflicht ausgeschlossen werden? Die Folge würde sein, daß noch mehr Leute sich von Pfuschern behandeln ließen, weil sie sich sagen würden: der Arzt muß melden, der Pfuscher nicht. Und wo fängt denn der Pfuscher an und wo hört er auf? Schon jetzt erkranken und sterben etwa 60 bis 70 pCt. unserer Bevölkerung ohne die Hilfe legitimer Aerzte — und Jeden, der nicht legitim Arzt geworden ist, nennt man ja wohl einen Pfuscher. Leider muß es aber gesagt werden, daß es unter diesen Pfuschern eine ganze Anzahl von Praktikern giebt, die mehr von der Heilkunst verstehen als unsere allerlegitimsten Aerzte. Ohne den Priesnitzschen Umschlag kann ein Arzt heute kaum auskommen, und doch ist Priesnitz ein Bauer, ein Pfuscher. Da ist auch Heßing in Göggingen, ein Mann, der ausgezeichnete Apparate gemacht hat, den aber gerade die Pfuscherhetze verdorben und über sein eigentliches Gebiet hinausgetrieben hat. Da ist Wolff aus Frankfurt, dem seine Schreibkrampfkuren von den

Trägern der berühmtesten Namen bescheinigt sind und der offenbar eine ungewöhnlich große technische Erfahrung besitzen muß. Und was man auch gegen den Pfarrer Kneipp sagen mag, ein großes Verdienst hat er doch: er hat die Bauern an's Waschen gewöhnt, — und ob er das nun Oberguß, Unterguß oder sonstwie benennt, ist ja ganz einerlei. Man muß eben von Allen lernen, positiv oder mindenstens negativ. Sehr gebildete und wissenschaftliche Aerzte sind heute der Meinung, daß wir gerade aus dem Pfuscherthum und den Naturheilversuchen, deren Unfug ja oft genug auf der Hand liegt, doch vielleicht die Reform zu erwarten haben, nach der unser medizinisches Treiben so dringend verlangt. Der Rezeptschwindel muß den Leuten abgewöhnt und es muß ihnen immer wieder gesagt werden, daß es auf den Namen der Krankheit, an der sie sterben, ja doch nicht so sehr ankommt.

Die Mehrheit der Aerzte glaubt selbst nicht mehr an den überlebten Rezeptschwindel; aber die Patienten wollen betrogen sein und darum erhalten sie ihr Rezept und können, was sie schwarz auf weiß besitzen, getrost nach Hause tragen. Die Medizinmänner sind oft genug nur die gefälligen Diener des lieben Publikums und fast noch öfter die Handlanger der Chemie. Da wird eine neue Tinktur zusammengegossen, für einige Hundert Mark findet sich ein Reklameschreiber und das neue, das einzig wahre und allein unfehlbare Heilmittel wird mit Glanz in die Welt gesetzt. Es geht noch immer so zu wie bei Faustens Vater, dem dunkeln Ehrenmann: „Hier war die Arzenei, die Patienten starben, und Niemand fragte: wer genas?"

Ueberhaupt sollte man auf die Fortschritte der inneren Medizin nicht gar zu stolz sein; diese Entwickelung vollzieht sich häufig in Spiralen. Wir erleben das heute mit der Cholera. Es sieht fast so aus, als sollten wir in die Anschauungen der dreißiger Jahre zurückfallen, wo man die Choleraverdächtigen am liebsten gleich verbrannt hätte und wo man sie vielleicht noch mehr ausgeräuchert hat als jetzt. Im Universal-Lexikon der praktischen Medizin und Chirurgie, einem Buche, das 1837 gedruckt ist, stehen über die Cholera Urtheile und Vorurtheile, die heute wieder ganz lebendig geworden sind. Daß die Seuche aus Indien stammt, daß sie hauptsächlich durch die Schifffahrt verbreitet wird, daß sie dem Laufe der Flüsse folgt —: alle diese Dinge wußte man damals auch schon, und ganz wie heute

arbeitete man damals bereits mit Hitze, Bauchbinden und Absperrungen, mit Chlorkalk, allerhand Säuren und ähnlichen schönen Sachen. Daß noch etliche Sorten von Choleratropfen erfunden sind, macht ja nicht viel aus und der Wechsel der Desinfektionsmittel bedeutet gerade so viel und so wenig wie der Wechsel von blauer und rother Medizin. Und auch Herr Stanhope, dessen Briefe jetzt durch die Zeitungen die Runde machen, ist schon einmal dagewesen, in der Gestalt eines Warschauer Arztes, der sich zu den Cholerakranken in die Betten legte und ihren Auswurf verschluckte. Was beweist uns Herr Stanhope, auch wenn er wirklich davon kommt? Im besten Falle bleibt er vor der Ansteckung bewahrt wie Tausende von Aerzten, Wärtern und barmherzigen Schwestern, die nicht mit Cholerin geimpft sind. Aber der Welt wird wieder einmal ein neues Mittel angepriesen und bei der nächsten Epidemie wird vielleicht ein großer Andrang nach Cholerinrezepten sein und die Apotheker werden gute Geschäfte machen.

Einstweilen sind die Droguenhändler obenauf, denn die ganze Welt wird desinfizirt. Nützt es nicht, sagt man, so schadet es doch nicht. Aber das ist noch sehr fraglich. Natürlich nützt es nicht, weil man die Därme ja doch nicht desinfiziren und die Menschen nicht auskochen kann. Vielleicht können die hervorragendsten Vertreter der heutigen strengen Desinfektionsmethode uns darüber Auskunft geben, wie die Bazillen es anfangen, um trotz der energischsten Maßregeln in vollständig lebensfähigem Zustande sich verschleppen zu lassen; wenn den Bazillen im Glase die Desinfektion so gut bekommen ist, warum sollten die Bazillen, die man sonst mit sich herumträgt, empfindlicher sein? Für Nichtkranke aber ist die Geschichte entschieden gefährlich und die Fälle sind nicht selten, wo gesunde Menschen — namentlich Frauen — während der langen Eisenbahnfahrt erst durch die Chlor- und Karbolgerüche und durch die damit verbundene Angst von Brechreiz, Cholik und allerlei nervösen Zuständen befallen worden sind. Dann kamen sie in's Spital und konnten froh sein, wenn sie da nichts erwischten. Man streut den Leuten stinkenden Kram in die Gossen und zugleich streut man ihnen Sand in die Augen, daß sie denken können, nun sei die Gefahr vorüber. Die Cholera wird kommen und gehen, so gut wie andere Seuchen und es kann sich, vom lokalistischen Moment abgesehen, nur darum handeln, die Menschen wider-

ſtandfähiger und geſünder zu machen. Dieſem Zweck dienen zwei Eier oder ein ordentliches Stück Fleiſch viel beſſer als alle Desinfektionsmittel ſämmtlicher Droguengeſchäfte.

Profeſſor Koch hat das unſterbliche Verdienſt, das ſicherſte Merkmal der aſiatiſchen Cholera entdeckt zu haben; der Bazillus iſt der beſte Index und man darf der fortſchreitenden Wiſſenſchaft die Löſung der Frage überlaſſen, welchen Platz der Bazillus in der Entwickelung der Krankheit einnimmt. Feſtgeſtellt iſt darüber noch nichts. Jedenfalls aber thut es der Bazillus nicht allein: es muß auch noch der Menſch dazu kommen, ſonſt giebt's keine Cholera. Aerzte, die ſich praktiſch nennen, müßten deshalb auch nicht den Bazillus allein, ſondern auch den Menſchen und ſeine Umgebung etwas anſchauen. Seit den jetzt leider ſchon halb vergeſſenen Forſchungen Pettenkofers ſteht es feſt, daß zeitliche, örtliche und individuelle Momente zuſammenwirken müſſen, wenn eine Cholera-Epidemie entſtehen ſoll. Die zeitlichen Momente haben wir nicht in der Hand; wir können Sommer und Winter, Regen und Froſt, den Grundwaſſerſtand und dergleichen nicht erzwingen; die örtlichen und individuellen Momente aber, die Emanationen des Bodens und ähnliche Dinge, unterliegen ſehr wohl unſerer Einwirkung. Wir können die Städte aſſaniren, die Kommunen zur Anlage einer guten Kanaliſation und Waſſerverſorgung zwingen und der Durchfaulung und Verunreinigung des Bodens vorbeugen. Und ebenſo können wir den Menſchen beſſere Wohnungen, eine geſündere Nahrung und verſtändigere Lebensweiſe verſchaffen. Nicht mit Unrecht hat man die Cholera eine Krankheit der Elenden genannt. Vermindert das Elend, und Ihr vermindert die Seuchengefahr. Die ſoziale Frage hat eben auch ihre mediziniſche Seite. Wenn jeder Menſch nur ſoviel ißt und trinkt, wie er zur Erhaltung ſeiner Kräfte braucht, wird ſehr viel übrig bleiben, was jetzt nur zur Zerſtörung der Geſundheit verwendet wird.

Heute ſchwatzen die dümmſten Geſellen etwas über die Bazillen daher und ſelbſt unter den Aerzten befolgen die Meiſten nur zur Hälfte Hufelands Lehre: ſie generaliſiren zwar die Krankheit, aber ſie individualiſiren nicht die Kranken. Dem Theoretiker wie dem Praktiker wird die Cholera noch lange zu ſchaffen machen, denn noch immer, wie in den dreißiger Jahren, iſt das Weſen dieſer Seuche in Dunkel gehüllt, und zur Kontagion, die heute wieder den erſten Platz behauptet, iſt nur die wundervolle Hypotheſe des Miasmas hinzu-

getreten. Vielleicht wird man klarer sehen und weniger ängstlich sein, wenn die Cholera endemisch geworden sein wird. Die praktischen Aerzte aber würden sehr unpraktisch handeln, wenn sie so lange warten würden. Jeder Weg führt zum Ziel, und man weiß nie vorher, welcher der kürzeste ist. Es giebt zehntausend Krankheiten, aber nur eine Gesundheit, und die Krankheiten kommen so „plötzlich", wie Leben und Tod eben auch. Ein Arzneimittel, das eigentlich nie ein Heilmittel ist — oder welches wäre ein solches? -- wird immer nur mehr oder minder symptomatisch wirken und sollte deshalb auch eigentlich nie zweimal hintereinander verabreicht werden, weil es eben nur ein nothwendiges Uebel ist und in den Bedürfnißkram des Körpers nicht hineinpaßt. Wer einen Schmerz, ein Symptom, anstatt sie aus dem Organismus hinaus zu treiben, nur einmal „weg bringt", wer mit dem medizinischen Beichtzettel die Leidenden nur beruhigt oder getröstet heimschickt, der sollte die Pfuscher nicht gar so geringschätzig über die Achsel ansehen. Denn er arbeitet mit Palliativmittelchen und für Seuchenzukunft und Zukunftseuchen muß man sich's merken, daß man im Koth nur umso eher ersticken kann, wenn ein Mäntelchen drüber gedeckt worden ist, das ihn den Augen entzieht, um ihm durch die Nase erst den Eingang zu sichern.

Erneſt Renan.*)

Kein anderer Schriftſteller vielleicht hat gerade die beſonders wähleriſchen Feinſchmecker unter ſeinen Zeitgenoſſen mehr beſchäftigt, verfolgt, beunruhigt und entzückt, als es Erneſt Renan gethan hat. Ob man ſich ſeinem Zauber willenlos ergiebt, ob man leiſe Gegenwehr verſucht, immer muß man doch geſtehen, daß kein Anderer es beſſer verſtanden hat, ſo ſchmeichleriſch und ſo zwingend zugleich unſere Gedanken zu umklammern. Der große Skeptiker zählt unter der modernen Jugend gläubige Anbeter, wie kein Apoſtel und kein Dogmatiker ſich brünſtigerer rühmen durfte. Und wenn man die Menſchen liebt, dann möchte man ſie auch von Angeſicht ſehen.

Wozu aber? Lernt man nicht aus ihren Büchern und nur aus ihren Büchern die Schriftſteller am eheſten kennen, namentlich die Philoſophen und die Kritiker, die uns ihre Gedanken und ihre Weltanſchauung unverhüllt und direkt mittheilen, und damit ihren ganzen Geiſt und ihre ganze Seele? Was können ihre Geſichtszüge, was kann der Klang ihrer Stimmen zu der Erkenntniß ihrer Individualitäten beitragen? Brauchen wir wirklich zu wiſſen, wie ihre Naſen geformt ſind? Wenn ſie nun zufällig ſchlecht geformt wären? Oder nur ſo wie ganz gewöhnliche Naſen ganz gewöhnlicher Menſchen? Zum Glück ſieht man ſtets, was man ſehen will, wenn man gutgläubige Augen mitbringt; denn den Buckel der Anbetungſucht kann die arme Menſchheit nicht abſchütteln. Nur für laue Anbeter aber verlieren die großen Künſtler bei näherer Betrachtung; vor wirklich Liebenden kann ihnen dieſe Probe nicht ſchaden. Im Gegentheil, ſie gewinnen dabei, denn ſie werden beſſer gekannt und doch nicht weniger geliebt.

*) In Daten und Zahlen iſt von den Zeitungen das Leben und Sterben Renans eiligſt bilanzirt worden; die eifrigen Herren trieben zumeiſt den Geiſt heraus, um die Theile dann beſſer in der Hand zu haben. Hier ſoll des lebendigen Renan geiſtige Phyſiognomie gezeichnet werden, in einem Portrait, das der feinſte und graziöſeſte Kritiker des neuen Frankreichs dem Herausgeber der „Zukunft“ freundlichſt zur Verfügung geſtellt hat.

Ich glaube, das gilt auch für Ernest Renan. Eine Frage verfolgte mich lange schon: Ist er wirklich traurig, dieser außerordentliche Mensch, oder ist er im Grunde eine heitere Natur? Seine Bücher entscheiden die Frage nicht. Er thut auf den Optimismus seiner Logik sich etwas zu Gute und doch kann seine Auffassung der Welt und der Geschichte, können seine Ideen über die moderne Gesellschaft und ihre Zukunft eben so leicht zu ganz verzweifelten Schlußfolgerungen führen. Der alte Spruch: „Alles ist eitel", den er so oft und so freigebig kommentirt hat, könnte gerade so gut durch den Ausruf ergänzt werden: „Wozu überhaupt noch leben?" wie durch den andern: „Laßt uns trinken, ihr Brüder und seien wir vergnügt!" —

Wir wollen ihn sehen, ihn hören. Der Klang seiner Stimme, der Ausdruck seines Gesichtes, seine ganze irdische Verpackung wird uns gewiß Auskunft darüber geben, ob er wirklich heiter ist, der Mann, dessen Bücher so traurig uns stimmen. Was riskiren wir auch dabei? Er wird es ja nicht ahnen, daß wir da sind; er wird unsere Gesichter für die Gesichter irgend welcher Neugieriger halten und uns durch seine priesterliche Höflichkeit nicht erdrücken, die große Geister und Dummköpfe wie völlig Gleichberechtigte behandelt.

Im Collège de France suchte ich ihn also auf, im kleinen Lehrsaal der semitischen Sprachen. Ich habe die Probe gemacht und ich weiß nun, was ich wissen wollte. Renan ist heiter, sehr heiter, und sein Frohsinn scheut sogar vor absichtlicher Komik nicht zurück.

Das Auditorium des „grand cours" sieht ganz wie andere Auditorien aus. Sehr viele alte Herren, die allen alten Herren ähnlich sind, Studenten, einige Damen, manchmal versprengte Engländerinnen, die gekommen sind, weil Renan nun einmal zu den Sehenswürdigkeiten von Paris gehört.

Er tritt ein. Man applaudirt. Er dankt mit einem kurzen Kopfnicken, und mit behaglichem Lächeln. Er ist dick, kurz, fett und rosig. Große Züge, langes graues Haar, eine dicke Nase und ein feingeschnittener Mund. Uebrigens sieht er kugelrund aus, bewegt sich, als ob er aus einem Stück wäre, und trägt den Kopf tief zwischen den Schultern. Dabei blickt er vor sich wie Einer, der mit dem Leben recht zufrieden ist und erklärt uns ganz lustig die Zusammenstellung des historischen Corpus, das den Pentateuch und das Buch Josua umfaßt und das eigentlich der Hexateuch genannt werden sollte.

Seine Einleitung ist klar, einfach und lebhaft. Die Stimme klingt etwas heiser und verfettet, der Vortrag ist deutlich, stark unterstrichen und reich pointirt, das ungezwungene Spiel seiner Mienen fast allzu beredt.

Sein Vortrag hat nichts von der Grazie und Feinheit ſeines Schriftſtiles. Er ſpricht, um ſich verſtändlich zu machen, das iſt alles. Oft wird er ſogar inkorrekt. Er drückt ſich gerade ſo ungenirt aus, als ob er an ſeinem Kamin ſäße. Wie alle Profeſſoren hat auch er ein paar Worte und Redewendungen, die immer wiederkommen. Er verbraucht z. B. eine unglaubliche Menge bedingender Zwiſchenſätze wie „ſo zu ſagen" und einer ſeiner Lieblingausdrücke iſt „Zweifeln Sie nicht daran" — vielleicht als die mildeſte Form einer Behauptung, die uns ja ſtillſchweigend das Recht des Zweifelns zuerkennt.

Hier ſind ein paar Muſter ſeiner Katheberplauderei, die ich getreu der Natur nachgeſchrieben habe.

Er ſprach von der Unſicherheit über die Zeit der Niederſchrift und Redaktion der Torah, von der man, da ſie nur längſt Bekanntes ſammelte, ſo gar nichts erfuhr:

„Wie das anders iſt, nicht wahr? als in unſeren Tagen! Die Redaktion eines Geſetzbuches, — wie würde man das öffentlich diskutiren! Wie viel würden die Zeitungen darüber ſchreiben! Es wäre ein Ereigniß! Ja, und die definitive Redaktion des Pentateuch — 's war nicht die Spur von einem Ereigniß!"

Die orientaliſchen Hiſtoriker verglich er denen des Weſtens:

„Bei den Griechen und Römern iſt die Geſchichte eine Muſe. O, ſind das Künſtler, dieſe Griechen und Römer! Da bringt z. B. dieſer Titus Livius ein wahres Kunſtwerk fertig. Er verdaut ſeine Dokumente und aſſimilirt ſie ſich ſo gut, daß man ſie gar nicht mehr unterſcheiden kann. — So was giebt's im Orient nicht. — Da giebt's nichts als Kompilatoren. Sie freſſen die früheren Dokumente auf, doch ſie verdauen ſie nicht — man könnte ſie Stück für Stück aus ihrem Magen herausholen."

Ich fühle wohl, daß, losgelöſt von der Perſon des Sprechers und ſeiner Umgebung, dieſe etwas eckigen Fragmente beinahe grotesk erſcheinen, doch werden ſie durch die warme Herzlichkeit der Stimme gerettet und durch die Liebenswürdigkeit des Lächelns. Renan plaudert eben mit ſeinem guten, alten Publikum, mit dem er ſich nicht zu geniren braucht — und mir ſcheint ſogar, daß dieſe Abweſenheit jedes Apparates auf einem der vornehmſten Lehrſtühle des Collège de France ein hübſches Zeichen der Zeit iſt. Es wirkt ſehr lebendig und brennend modern, wie mit den Scholaren da der Profeſſor ſich amuſirt.

Immerhin wird man ein Bischen erſtaunt ſein und beinahe enttäuſcht, wenn man Renan ſieht. Er hat ſo gar nicht das Geſicht, das man nach ſeinen Büchern und ſeinem Leben von ihm erwartet hätte.

Erneſt Renan hat die ſchrecklichſte moraliſche Prüfung durchgemacht,

die eine Menschenseele bestehen kann. Mit zwanzig Jahren war er gezwungen, zwischen dem Glauben und der Wissenschaft zu wählen, unter Umständen zu wählen, die eine solche Wahl doppelt schmerzlich und tragisch machten. Er mußte die zartesten und stärksten Bande zerreißen, und da er tiefer als Andere fühlte, so mußte auch der Riß seiner Seele tiefer sein. Und er ist lustig!

Das wäre noch zu erklären, wenn er seine Religion gewechselt und die Ruhe eines festen Dogmas erworben hätte. Doch dieser Philosoph hat sich die Phantasie eines Katholiken bewahrt. Er liebt immer noch, was er verworfen hat. Er ist Priester geblieben. Selbst die Verneinung kleidet er in die Formen eines christlichen Mystizismus. Sein Gehirn gleicht, nach einem Worte Daubets, einer verödeten Kathedrale. Mag man darin Heu aufbewahren oder Volksversammlungen abhalten, immer bleibt dem Gebäude der kirchliche Charakter erhalten. Und dabei lacht er, und reckt sich behaglich und ist seelenvergnügt!

Zwanzig Jahre seines Lebens hat dieser Mann dem Studium des mächtigsten und räthselhaftesten Ereignisses der Weltgeschichte gewidmet. Er hat an der Wiege der Religionen gesessen, er hat die Gewissenstiefen der Einfältigen und der Erleuchteten ergründet; er hat erkannt, wie elend die Menschen sein müssen, um solche Träume zu spinnen, und wie naiv, um sich mit ihnen zu trösten. Und er ist seelenvergnügt!

Dieser Mann hat in seinem Brief an Herrn Berthelot in großartigen Zügen das gewaltige Programm der Wissenschaft entworfen und die bescheidene Bilanz ihrer wirklichen Errungenschaften gezogen. An jenem Tage war er dem Unendlichen nahe und theilte uns sein Empfinden mit. Stärker als irgend einen Andern hat ihn das Gefühl ergriffen, wie eitel all unser Bemühen ist und wie unentwirrbar im Schicksalsbuche der Text — und er ist seelenvergnügt!

Läßt ein keckerer Optimismus sich erdenken? Dieser Weise, der selbst zugeben muß, daß es immer und überall nutzlose und grundlose Leiden giebt, der den Riesenschrei der Weltqual in seinem Ohr erdröhnen gehört hat, dieser Mann vermag gleich darauf doch zu lachen! Wehe dem Lachenden! sagt die Schrift. Ich habe dieses Lachen schon in der Odyssee gehört, es ist ein erzwungenes, trauriges Lachen, das Lachen der Freier, die sterben sollen.

Nein, nein, Renan hat kein Recht auf Heiterkeit. Wie Macbeth den Schlaf gemordet hat, so hat in jedem seiner Bücher zwanzig- und hundertmal Renan die Freude getötet und die That, den Seelenfrieden und die ruhige Sicherheit festen moralischen Besitzes. Tugendhaft sein, mit dem Hintergedanken, daß jeder Tugendhafte schließlich doch ein Narr ist, sich

„eine zweiſchneidige Weisheit“ anſchaffen, das iſt ja alles hübſch, ſehr hübſch ſogar, es iſt eine gerade ſo reizende Abſurdität, eine beluſtigende Erfindung, wie der „gute Gott“, der nach Art der geſchickten Falſchſpieler die Würfel zeichnet. Aber niemals einfach gut ſein zu dürfen, immer und ewig in die Befolgung der Sittengeſetze jenes elegante Mißtrauen der allzuklugen Herren mitzubringen, die ſich nur dann täuſchen laſſen, wenn ſie es wollen, — ſcheint es nicht etwas kläglich, wenn es überhaupt möglich iſt? Zu behaupten, daß Gott zwar nicht exiſtirt, in der Zukunft als Gewiſſen des Univerſums aber vielleicht exiſtiren werde, wenn das Univerſum erſt gewiſſenhaft geworden ſein wird; daß Gott bereits gut, wenn auch noch nicht allmächtig iſt, es eines Tages aber ſein werde; daß die Unſterblichkeit eine ſpezielle Begabung der vollkommen, allwiſſend und allmächtig gewordenen Weſen ſei, die der ſchreitenden Menſchheit neue Wege gebahnt hätten; und dann hinzuzufügen: „Uebrigens kann auch das Gegentheil von alledem wahr ſein—: ſind das etwa nicht — für jeden, der nach dem Grunde der Dinge forſcht — gute und ſchöne Negationen, in ſeine Spöttereien eingewickelt? Man braucht nicht zu fürchten, für einen beſchränkten und für feinere Nuancirungen unempfänglichen Geiſt gehalten zu werden: die feinſten Nuancen ſind hier unhaltbar. Zweifeln und ſpötteln heißt einfach verneinen, und dieſer Nihilismus kann bei aller Grazie und Eleganz doch nur einen Abgrund ſchwärzeſter Melancholie und bitterſter Verzweiflung mit ſeinen Kunſtblumen verhüllen. Ich bitte zu bemerken, daß ich die Berechtigung dieſer Philoſophie nicht beſtreite, das iſt nicht meine Sache, ich konſtatire nur die tiefe Traurigkeit, die ſie in uns weckt, wenn ſie außer natürlichen Phänomenen nichts, gar nichts mehr anerkennt. Erneſt Renan ſcheut übrigens vor keiner Konſequenz ſeines Denkens zurück. Man findet bei ihm eine erſtaunliche Phraſe, in der „des Heiles theilhaftig werden“ ſchlechtweg bedeutet: „ſein Vergnügen nehmen, wo man es eben findet“, und in der er auch Heilige der Ausſchweifung, des Alkohols und morphiniſtiſcher Betäubung gemächlich anerkennt. Und dabei iſt er ſeelenvergnügt! Wie in aller Welt fängt er das an?

Man könnte mir antworten:

— Sie erſtaunen zu leicht, mein äußerſt naiver Herr. Es iſt ja, als ob ſie ſagten: „Dieſer Menſch iſt ein Menſch und hat die Kühnheit, doch noch fröhlich zu ſein!“ Schreien Sie ſeine Fröhlichkeit nicht als unheimlich aus, denn ich will Ihnen beweiſen, daß ſie heroiſch iſt. Dieſer Weiſe hat eine freudloſe, ſtrenge Jugend verlebt; er erkennt nach dreißigjährigem Grübeln, daß auch ſo ſtrenge Freudloſigkeit eitel war, daß er um einen Theil ſeines Lebens gefoppt worden iſt, daß die Einfältigen und die Leichtſinnigen Recht haben, daß es aber heute zu ſpät für ihn iſt, um

von dem leckeren Kuchen noch seine Portion zu verzehren. Er weiß es, er hat es hundertmal gesagt und doch ist er seelenvergnügt, und Sie sollten ihn in solcher Größe bewundern!

. . . . Und dennoch — nein! Ich habe den Verdacht, daß diese Fröhlichkeit weder unheimlich noch heroisch ist. Da bliebe denn also nur noch die Möglichkeit, daß sie natürlich ist, und daß Ernest Renan sich begnügt, sie mit seiner Erkenntniß von Menschen und Dingen zu nähren. Und das ist gewiß ihm erlaubt; denn, wenn die Welt als Räthsel auch verstimmend wirkt, als Vorstellung bleibt sie immerhin noch unterhaltsam genug.

Man kann den Versuch einer Erklärung noch weiter treiben. Es giebt keine Gründe, die dem kühnsten Verneiner es wehrten, ein fröhlicher Mensch zu sein, selbst wenn man annehmen wollte, daß die Negation und der Zweifel eine Art der Welt- und Menschenanschauung mit sich bringen, die mit Nothwendigkeit zu trübsinniger Trauer führt, — was ja auch noch nicht bewiesen ist.

Ob Skeptiker, ob Pessimist oder Nihilist, man ist es eben nur, so lange man daran denkt, es zu sein; die übrige Zeit aber, und das ist beinahe das ganze Leben, ja, da lebt man eben, man kommt und geht, man plaudert und reist, man arbeitet, amusirt und zerstreut sich auf mancherlei Art. Warum also sollte Renan nicht glücklich sein?

Vor allem ist ihm der Optimismus ein fester Vorsatz, den er bei jeder Gelegenheit und oft sogar ohne jede Gelegenheit laut bekannt hat. Er ist glücklich, weil er glücklich sein will, und ein besseres Mittel zu diesem Zweck hat man noch nicht erfunden. Er giebt seinen Zeitgenossen da ein lehrreiches Beispiel. Wir klagen so lange, bis wir wirklich elend werden. Das beste Mittel gegen jedes Leiden besteht vielleicht in dem Versuch, es einfach als vorhanden nicht anzuerkennen. Wir werden heute von einer Empfindsamkeit überschwemmt, die sehr menschlich, sehr edel sogar, doch auch sehr gefährlich ist. Man muß thätig sein, ohne zu jammern, und dem Nächsten helfen, ohne zuvor ihn in Thränen zu baden. Ich weiß nicht, ob das „arme Volk" nicht noch weniger glücklich ist, seitdem man es so innig bedauert. Sein Elend war früher sicher größer, und trotzdem, glaube ich, war es vielleicht weniger zu bedauern, gerade weil man es eben weniger bedauerte.

Ich will übrigens den schwachen Seelen gern zugeben, daß der Wille nicht immer genügt, um glücklich zu sein. Das Leben hat immmerhin Renan nicht allzu schlecht behandelt und ihn sogar beim Gewinne seiner Glückswette recht reichlich unterstützt. Alle seine Träume sind ihm in Erfüllung gegangen. Er gehört zweien Akademien an, ist Administrator des Collège

de France; er sagt uns selbst, daß die drei Frauen ihn liebten, an deren Liebe ihm einzig gelegen war: die Schwester, die Gattin, die Tochter; er besitzt endlich ein anständiges Vermögen, nicht in Grundstücken, die ein allzu materieller und fesselnder Besitz für ihn wären, sondern in Aktien und Obligationen, die ihm mehr zusagen, weil sie eine Art von Täuschung, höchst angenehmer obendrein, repräsentiren. Er hat freilich Rheumatismus, doch seine Koketterie verbirgt ihn geschickt, und außerdem ist selbst der zäheste Rheumatismus nicht immer da. Sein größter Kummer war der Tod seiner Schwester Henriette, doch auch dabei wurde er von dem Anblick des langen und schrecklichen Todeskampfes verschont, da er zu jener Zeit selbst sehr krank war. Sie verließ ihn, als schon ihr Werk vollbracht war und der Bruder ihrer nicht mehr bedurfte. Und wer weiß, ob die Erinnerung an dieses vollkommene Wesen ihm nicht gerade so reizvoll war wie ihre körperliche Nähe? Außerdem begeisterte ihn dieser Tod zu so schönen Worten, zu so zarten und harmonischen Tönen! Gewiß kehrt das Glück lieber und häufiger bei den Einfältigen ein, doch läßt es auch von der Atmosphäre eines hohen Geistes sich nicht immer verscheuchen, der dem Manne den Zauber prangender Frauenschönheit ersetzen muß. Eine wirklich schöne Frau genießt fortwährend ihre Schönheit, sie kann sie keinen Augenblick vergessen, sie sieht sie in aller Augen. Das verschönt ihr das Leben und schmückt es mit immer erneutem Reiz, wenn sie nicht gerade eine zügellos und blind leidenschaftlich Rasende, eine Glückverderberin ist, wie das ja auch manchmal vorkommen soll. Ernest Renan war sich immer seiner beherrschenden Klugheit bewußt, wie Kleopatra ihrer zwingenden Schönheit. Er durchkostete die Wonnen höchster Berühmtheit, die sich beinahe in jeder Minute wiederholen und die ich doch nicht gar so sehr verachten möchte.

Sein Ruhm lacht ihn aus allen Blicken an. Er fühlt sich fast allen Zeitgenossen überlegen, durch den weiten Umfang der Dinge, die er übersieht, durch die Deutung, die er ihnen giebt und durch die Feinheiten seiner unnachahmlichen Interpretation. Er fühlt sich als Erfinder einer äußerst raffinirten Philosophie, einer neuen und ganz bestimmten Art, die Welt und das Leben zu betrachten und er erblickt ringsumher die tiefen Spuren, die seine aristokratischen Theorien in so vielen Seelen gelassen haben. Und dabei erwähne ich nicht einmal die regelmäßigen und gesicherten Freuden einer täglichen Arbeit und das Vergnügen des Suchens und manchmal des Findens. Renan genießt sein Genie und seinen Geist. Renan genießt als der Erste in seiner Gemeinde die Herrlichkeiten des Renanismus.

Es wäre interessant — doch auch ziemlich unnütz —, die Liste der Widersprüche Renans aufzustellen. Sein Gott existirt oder existirt nicht, ist persönlich oder unpersönlich. Die Unsterblichkeit von der er manchmal

träumt, ist einmal individuell, ein andermal wieder kollektivistisch. Heute glaubt er an den Fortschritt der Menschheit, um ihn morgen zu leugnen.

Er hat traurige Gedanken und ein vergnügtes Gemüth. Er liebt und verachtet zugleich historische Wissenschaft. Er ist ein frommer Atheist. Obgleich er sehr keusch ist, weckt er doch ziemlich oft recht wollüstige Vorstellungen. Er ist ein Mystiker, der einen guten Spaß doch nicht verschmäht, ein Naiver, dem es doch faustdick hinter den Ohren sitzt, ein Bretone und ein Gascogner zugleich, und ein Künstler, dessen Stil von plastischer Fülle so fern doch wie möglich bleibt. Dieser scheinbar präzise Stil entgleitet wie Wasser uns zwischen den Fingern. Oft ist sein Gedanke klar und der Ausdruck dunkel, — oder umgekehrt. Unter dem Schein eines festen Zusammenhanges macht er die unglaublichsten Ideensprünge; in fortwährendem Mißbrauch der Worte und kaum merklicher Zweideutigkeit findet er manchmal einen entzückenden Galimathias. Er verneint, indem er bestätigt. Er ist so besorgt, von eigenem Spekuliren sich nicht foppen zu lassen, daß er jeder ernsthaften Behauptung sofort ein ironisches Lächeln folgen läßt und ein Spottwort. Weiß er selbst ganz genau, wo seine Ironie anfängt und aufhört?

Zuweilen glaube ich, er findet in allen Nuancen, in allen Vorder- und Hintergedanken seines geistig so reich bevölkerten Hirnes selbst sich nicht mehr zurecht.

Alle gütigen Feen hatten den kleinen Bretonen gnädigst beschenkt. Sie gaben ihm das Genie, die Phantasie, die Freudigkeit, die Ausdauer in der Gourmandise und die Schlauheit zugleich. Die Ironie kam dazu und sagte: „Ich bringe dir eine reizende Gabe; doch ich bringe sie in solchem Uebermaß, daß sie alle andern überwuchern und beschädigen wird. Man wird dich lieben; doch da man sich fürchten wird, in deinen Augen lächerlich zu erscheinen, so wird man nicht wagen, dir es zu sagen. Du wirst dich über die Menschen lustig machen, über Gott und die Welt, so gut wie über dich selbst, bis du endlich darüber die sorgliche Liebe zur Wahrheit einbüßen wirst. Du wirst die Ironie den ernsthaftesten Gedanken beigesellen, den natürlichsten und besten Handlungen; die Ironie wird alle deine Schriften unendlich verführerisch machen, doch auch brüchig und oft recht zerbrechlich. Dafür aber wird sich keiner so gut über die Welt und das Leben amusiren, wie du." So sprach die Fee, die alles in allem doch ein leidlich braves Mädchen war. Ist uns Renan ein Räthsel, so hat er am Räthsellösen doch die allererste Freude und quält sich vielleicht seelenvergnügt damit ab, immer neue Räthsel in sich zu errechnen.

Vor vierzehn Jahren schrieb er: „Dieses Weltall ist eine Vorstellung, die Gott zu eigenem Behagen aufführt; wir dienen den Absichten des großen

Chorführers, wenn wir dazu beitragen, diese Vorstellung so glänzend und abwechselnd wie nur möglich zu gestalten." Man muß dem Autor des „Lebens Jesu" die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er den Absichten des großen Chorführers recht munter gerecht wird. Er ist ohne Zweifel einer der originellsten und feinsten Mitspieler in dem unendlichen Ausstattungsstück. Sollen wir ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er sich auf eigene Faust amusirt, da er zugleich doch den göttlichen Direktor erfreut? Das wäre undankbar, denn an der Vorstellung haben auch wir Träger der Nebenrollen unseren Genuß und die Welt wäre wirklich viel langweiliger, wenn Ernest Renan ihr fehlte.

Jules Lemaitre.

Aus einer Rede Renans vom 17. August 1885.

„Ich bin sehr heiter, weil ich nach einer freudlosen Jugend die volle Frische und Illusionsfähigkeit mir bewahrt habe, dann aber auch, weil ich ganz genau weiß, daß ich in meinem Leben eine gute That gethan habe. Als Belohnung wünschte ich mir, noch einmal geboren zu werden, und wenn mich etwas verdrießt, ist es das Gefühl, zehn Jahre zu früh alt geworden zu sein. Ich bin kein Schriftsteller, ich bin ein Kind des Volkes, der letzte Sprosse eines ins Dunkel sich verlierenden Geschlechtes von Bauern und Seeleuten. Was sie an Gedanken erspart haben, davon zehre ich jetzt und ich bin den armen Leuten herzlich dankbar für eine geistige Bedürfnißlosigkeit, die mir jetzt so reiche Genüsse verschafft."

Theater.

In zwei große Lager kann man die Künstler vertheilen: in das Lager der Angreifer und in das Lager der Vertheidiger geheiligter Gesellschaftformen. Diese Unterscheidung, die einzige, die nicht an technischem Kleinkram kleben bleibt, zieht durch alle Künste und durch die Kunst aller Zeiten sich hin und trennt von den Starken die Milden, von den Gefälligen die Wilden. Immer und überall hat es fromme Künstler gegeben, brave Steuerzahler und Familienväter, die dem lieben Publikum sagten, was es hören will; immer und überall auch erstanden harte Schöpfer, die ihm unsanft in die Ohren gellten, was es hören soll und nicht hören mag. Nicht die Tonart und die Manieren, die durch die Lebensstellung, den Geschmack, durch Erziehung und Temperament bedingt sind, liefern hier das entscheidende Merkmal —: Racines elegante Seele, die süddeutsch-italisirte Liebenswürdigkeit Mozarts, die behaglich betrachtsame Skepsis Renans könnten im Lager der Vertheidiger doch nimmermehr heimisch werden, wo, all in ihrer angeschminkten Gewaltsamkeit, die vom Stamme der Richepin und Wildenbruch sich's so wohl sein lassen. Und die heute Befehdeten und Begeiferten, mögen sie nun Zola oder Dostojewsky, Ibsen oder Tolstoi, Manet oder Liebermann heißen und zum Naturalismus oder zu einer anderen Formel sich bekennen, sie Alle haben Eines gemein: sie sagen, was man nicht hören will. Das allein eint sie, das allein macht sie verhaßt.

Denn die bourgeoisen Klassen, die heute die Kunst sich leisten können, sind furchtbar empfindlich geworden; sie fühlen an einem dumpfen Zwicken und Kollern im Bauch, daß sie der Fäulniß täglich mehr anheimfallen, daß es mit ihrer Herrschaft zu Ende geht, und es fehlt ihnen die graziöse Frivolität alten Adels, der zu eigenem Kehraus noch wattirte Waden im Tanze sich drehen ließ. Die Gelddespoten von heute führen seit geraumer Zeit schon einen stillen Krieg gegen die revolutionirenden Künstler; sie rufen nicht nach Ausnahmegesetzen, beileibe nicht, dazu sind sie ja zu „liberal", viel zu begeisterte Anhänger des freien Spieles der Kräfte; von den Prole-

tariern haben sie gelernt und striken jetzt und schließen das Portemonnaie und drohen mit der Hungerpeitsche, wenn die Künstler nach ihrer Pfeife nicht tanzen. Im Schwindlerjargon des gassenläufigen Liberalismus nennt man das heute den Kampf mit geistigen Waffen. Warum auch nicht? Der Geist sitzt den Herren eben im Portemonnaie.

Für die dramatische Kunst, die auf der kaufkräftigen Menge Gunst immer angewiesen ist, bedeutet solche Erscheinung eine Krisis, und die erleben wir heute in ganz Europa. Allen europäischen Bühnen geht es jetzt schlecht, und das liegt nicht an dem Sinken der theatralischen Produktion, sondern es wurzelt tief in sozialen Verhältnissen, in dem Widerstreit des Angebotenen und des von der Kauflust Verlangten. So lange der gefällige Portraitist noch lebte, der den Kommerzienrath, wie er gemalt sein wollte, malte und der abwechselnd Kotzebue, Scribe, Pinero oder Lindau hieß, so lange hatte das Publikum, was es erwünschte, und die Geschäfte gingen gut und glatt. Heute hat sich das bitter gewandelt. Bilder, die man nicht sehen, Dichtungen, die man nicht hören will, bringen die Künstler zu Markte, der nun leer bleibt, weil die gesteigerte Nervosität der bourgeoisen Kunstkäufer sich verängstet zurückhält.

So blickt die Situation jetzt uns an und man braucht kein Wetterprophet zu sein, um vorauszusagen, daß dem Theater kritische Tage drohen und daß der Erfolg Denen nur in den Schooß fallen wird, denen Geschmeidigkeit und klügelndes Berechnen erlaubt, die alten, der altbürgerlichen Sittlichkeit schmeichelnden Geschichten so aufzuputzen, daß dem oberflächlich Hinschauenden sie wiederum neu erscheinen. Nicht das Neue nämlich stößt ab, etwa das starke Betonen geschlechtlicher Dinge oder die mikroskopische Technik, sondern das Grollen und Zürnen, der schwefelige Dampf, der wieder einmal in der Luft liegt und die nahende Geisterrevolution anzukünden scheint. Schon heute könnten die Theater ihre Pforten schließen, hätten sie nicht das Weib für sich, das für die Klasseninteressen weniger besorgt, von den Klassenvorurtheilen weniger befangen ist als der zum Staatsbürger und Klassenhelden aufgepäppelte Mann. Weil die Frauen für ihn votirten, drang Ibsen durch und die blöde Dummheit der Liberalen ließ diesen erbittertsten Feind, der ihnen irgendwo lebt, loben und preisen, denn sie glaubten, nur die skandinavische Arche würden seine Petarden zerschellen. Weil er die Frauen gegen sich hat, mußte Strindberg hungern und dem schönen Kadaver der Hedda Gabler winkt noch kein fröhliches Auferstehen. Ganz konsequent und logisch denken aber eigentlich nur Männer wie Sarcey und Frenzel, die alles Erneuende schroff abweisen und in Scribe und Putlitz leuchtende Gipfel theatralischer Künste verehren.

Manches Jahr dauert die Krisis schon und durch mancherlei Kur-

pfuschereien suchte man sie zu verhüllen. Es ist ja gewiß kein Zufall, daß auf die Lindauzeit allsogleich das Meiningerthum folgte; den Zahlungfähigen fehlte dramatische Nahrung und mit Tapeziererarbeit stopfte man ihnen den Appetit, in London und Moskau, in Paris und Berlin. Das ging eine Weile; aber auch Irving und Barnay werden, so gut wie der Meininger Herzog, ihr genialer Meister, ihren Tag erleben, denn die Klassiker sind zwar tot — sonst würden sie nicht gespielt — aber ihre aufrüttelnden, antibourgeoisen Tendenzen lassen auch unter Flittern und Leinwand sich nicht verstecken und immer stürmischer heischt die Plutokratie ihr baar und blank bezahltes Recht auf Schmeichelei und Schönfärbemittel. In Berlin sind wir schon so weit, daß z. B. der „Prince d'Aurec" von Lavedan, das beste Werk neufranzösischer Dramatik, weil es einen Börsenfürsten verächtlich macht, keine Bühne beschreiten kann, und daß die „Jobards", weil sie allzu glimpflich noch die Protzenwirthschaft behandeln, lautlos abgelehnt wurden. Sogar dem guten Schönthan zerriß man das „goldene Buch", denn er hatte sich im Thermometerstande geirrt und gewähnt, einem jüdischen Jobber dürfe man noch in die Zähne lachen. Der größte Dichter könnte mit seinem reifsten Werk heute vor den Theaterthüren hausiren gehen, wenn er das Tabu nicht respektirt: Börse und Presse, die weithin glühenden Geschwüre am bourgeoisen Körper, sind heilig und jedem Angriff entrückt. Das weiß Niemand besser als Herr Oscar Blumenthal und darum strich er noch auf den letzten Proben aus seinem neuesten Schwanke den echtesten Witz, der etwa so lautete: „Gegen die Diskretion unserer Presse läßt sich nichts einwenden; sie sagt zwar oft, was nicht wahr ist, aber sie verschweigt noch viel öfter, was wahr ist." Es ist immer gut, wenn ein Kunstpächter auch seine Käufer kennt.

Nicht Jeder darf solcher Witterung sich rühmen und Heulen und Zähneklappern herrschen darum in verwaisten Theatergebäuden. Aber der hungrige Magen sucht am Ende, wenn seine Pfleger nicht Nahrung schaffen, sich selbst zu helfen, und das liebe Publikum ist auf den grundgescheiten Einfall gekommen, die Stücke von eigenen Gnaden jetzt umzudichten und dem Poeten, nach Taschenspielerart, unter der Hand und ganz sacht die tiefste Absicht wegzueskamotiren. Zu einem Kunstgenuß gehört der Empfangende ja wie der Spendende; und warum sollte man nicht für den Präsidenten von Walter Partei ergreifen und Ferdinand und seine Luise, die thörichten Schwärmer, mitleidig belächeln? Der Dichter ist tot und das lebendige Publikum ist souverän.

Das war ehedem parador, aber nun bestätigt es die Zeit. Denn im „Deutschen Theater" ist Molière's „Misanthrop" aufgeführt worden und für Philinten ergriff Allewelt begeistert Partei und gegen Alceste. Und Alle-

welt hatte ganz Recht, denn Philint ist ein liberaler Dutzendschwätzer, ein geborener Vorsitzender aller Bezirksvereine, und Alceste ist ein einsamer Mensch, ist der Feind, und kann der Berliner Theatergemeinde dann nur gerettet werden, wenn sie herzhaft ihn auslachen darf. Also geschah es auch; und vielleicht hatte Herr L'Arronge diese Eskamotage gewünscht, da er durch eine unglaublich verkehrte Rollenbesetzung bis zur völligen Unkenntlichkeit den tiefen Sinn des Meisterwerkes entstellte.

In der zweiten Szene des „Impromptu de Versailles" hatte Molière 1663 sich gegen die Annahme verwahrt, dem Komöden könnten jemals lohnende Stoffe fehlen. Einem lächerlichen Marquis hatte er, der als lächerlicher Marquis selbst darin auftrat, zugerufen: „Eh! mon pauvre Marquis, nous fournirons à Molière toujours assez de matière, et nous ne prenons guère le chemin de nous rendre sages par tout ce qu'il fait et tout ce qu'il dit. Crois-tu qu'il ait épuisé dans ses Comédies tous les ridicules des hommes . . .? N'a-t-il pas, par exemple, ceux qui se font les plus grandes amitiés du monde et qui, le dos tourné, font galanterie de se déchirer l'un l'autre? N'a-t-il pas ces adulateurs à outrance, ces flatteurs insipides qui n'assaisonnent d'aucun sel les louanges qu'ils donnent, et dont toutes les flatteries ont une douceur fade qui fait mal au coeur à ceux qui les écoutent? . . . N'a-t-il pas ceux qui caressent également tout le monde, qui promènent leurs civilités à droite, à gauche, et courent à tous ceux qu'ils voyent avec les mêmes embrassades, et les mêmes protestations d'amitié? — Va, va, Marquis, Molière aura toujours plus de sujets qu'il n'en voudra, et tout ce qu'il a touché n'est que bagatelle au prix de ce qui reste." Die Gestalten, die dem Ahnen des Dichters hier begegneten, sollten alsbald zum Leben erwachen: drei Jahre später, 1666, wurde im Palais Royal der Misanthrop aufgeführt.

Es ist Molières persönlichstes Werk, ein Gedicht, das heiliger Zorn und gerechte Empörung entbinden half. Molière spielte und war Alceste, seine treulose Armande Béjard brauchte, um Célimène zu sein, sich nicht zu verstellen. Frei und hoch aber stand der Dichter über eigenem Schmerz, und wo Strindberg persönlichen Jammer in alle Lüfte kreischen würde, entstand dem Großen ein Weltbild von nimmer vergänglichem Werth. Molières Technik, seine Methode, wie im Reagensglase die Körper auf einander wirken zu lassen und alle Möglichkeiten einer moralischen Erkrankung gewissenhaft zu erschöpfen, Alles, was zeitlich ist an seiner einfachen, mit Tugend und Laster mehr als mit dem verzwickten Räderwerk der Menschenmaschine operirender Kunst, kann verblassen; auf seiner Weltanschauung lastet kein Körnchen Staubes und nach zwei Jahrhunderten

noch ist seine Gesellschaftkritik beklemmend modern. Der wahrhaftige Mensch steht einer Verschwisterung von gefälligen Lügnern gegenüber; er kämpft einen harten Kampf, um so härteren, als ehrliches Bewußtsein des guten Rechtes ihn zu Uebertreibungen lockt, die der Clique zu neuem Wuthgeheul dann billigen Anlaß bieten; Alle wenden sich von ihm ab und wie Timon muß er von Menschen scheiden, um in der Einsamkeit erst ein Mensch sein zu dürfen:

„Je vais sortir d'un gouffre où triomphent les vices,
Et chercher sur la terre un endroit écarté,
Où d'être homme d'honneur on ait la liberté."

Alceste ist stark, aber er gehört einer niedergehenden Klasse an und kann im Kampf deshalb auch nicht siegen. Ein Edelmann, der dem Adelsvorurtheil sich nicht beugen und die Last der Geburt doch nicht abschütteln will, ist so wenig lebensfähig wie heute ein strenger Kritiker der Bourgeoisie, der bei der Bourgeoisie doch Futter und Unterstatt suchen möchte. In seiner Liebe zu Célimène, in seiner Freundschaft für Philint trägt Alceste sein tragisches Verschulden mit sich herum, denn auch Philint gehört, mit seiner brüchigen und geflickten Kompromißsucht, der Gesellschaft an und es macht ihn nicht besser, daß er kein Narr ist, sondern ein schlauer Herr, den in Berlin man zum Oberbürgermeister erküren sollte. Alceste steht ganz allein, und als er am Herzen Eliantens in höchster Noth Trost suchen möchte, da kehrt auch der moralisirende Backfisch ihm den Rücken. Fräulein Eliante wird Frau Philint und wird wahrscheinlich Volksküchen gründen oder Friedensartikel schreiben, während der humane Gemahl in Arbeiterwohnungen spekulirt und in Stadt und Land das liberale Bürgerthum zu den Waffen ruft, um den Zwischenhandel, den theuren, zu schützen. Die Moral von der Geschichte ist, daß es nur den Halben wohl ergeht, daß nur sie lange leben auf Erden, indessen die Ganzen flüchten müssen, — wenn sie die Kraft nicht haben, den Feind zu bestehen, die All-Gemeinheit, die Masse, die dicke und dumme, bis zu dem letzten Wank.

Auf der Bühne des „Deutschen Theaters" erschien ein zappeliger Jüngling, der ein kokettes Bärtchen sich angemalt hatte, und seufzte und bangte und maulte und schrie um einer niedlichen Puppenschönheit sehnlichst erjammerte Gunst. Aus der mächtigen Sozialsatire wurde ein kindischer Eifersuchtschwank, und das liebe Publikum lachte Alcesten derb aus. Darob verwunderte sich Herr Kainz und dem Gehege seiner Zähne entfloh etwas wie: „Lacht nicht, Ihr Ochsen!" Und doch hatten die — ordentlichen Leute im Parquet ganz Recht, denn der Knabenzorn dieses Brünstlinges konnte mit tragischem Schrecken sie sicher nicht anwehen. Alceste ist ein Mann, und das war und wird Herr Kainz nie; von Alcestens Wiege flohen die

Grazien, und eine gewisse wilde Anmuth ist, mit der virtuosen Sprachtechnik, fast der einzige Reiz, den die meist flachen Künste dieses Schwächlingspielers noch üben. Ob ein toller Junge die Liebste kriegt: um solchen Gegenstand regte Molière sich nicht; sein Alceste schied von der Welt, und Herr Kainz kehrt übermorgen schon dorthin zurück, weil er seine Hjalmar-Anfälle nur vor einem klatschenden Publikum austoben kann. Daß Reicher, nach dessen ernster, tiefer und gar nicht gefallsüchtiger Kunst doch der Misanthrop verlangt, als Schwankreisender auf die Walze muß, damit ist die Verworrenheit neuberlinischer Theaterkonkurrenz eben so deutlich charakterisirt, wie das gleichgiltige Phlegma der Bühnenleiter durch die Thatsache beleuchtet wird, daß Frau Ellmenreich, die klügste und feinste deutsche Salonspielerin, vor den Thoren sich abplacken muß, während der erstarrten Holdseligkeit der Frau Petri die Aufgabe zufällt, mit ihren kleinbürgerlichen Gutestubemanieren das Arsenal hochadeliger Koketterie zu vertheidigen. So viel Achtung aber sollte der künstlerisch empfindende Direktor des „Deutschen Theaters" vor dem Kollegen Molière doch haben, daß er für die albernen Marquis seine besten Truppen, Engels und Kadelburg, ins Treffen schickt. Auch Alceste wäre bei Herrn Nissen immer noch besser aufgehoben gewesen, wenn auch ein Scheuklappenkritiker findet, das „kaum gekannte Stück" danke zunächst der Meisterschaft des Herrn Kainz den Erfolg.

Als der Misanthrop zum ersten Male aufgeführt wurde, blieb das Publikum kalt und zum verblüfften Dichter sprach Boileau, der immer kluge Poesiestaatsanwalt: „Attendez!" In Paris brachte die Tradition den Erfolg, und als Molière längst schon faulte, führten Bressant und Madeleine Brohan das unsterbliche, das schlimm vereinigte Paar zu hohem Ruhm. In Berlin, wo das Stück „kaum gekannt" ist, mußte die Absicht des Dichters zuvor erst verfälscht werden, ehe das Gedicht Aufnahme fand; denn aus dem Lager der Angreifer stammt ja der Poet und seine Abnehmer sind die bewährten Stützen der selben Gesellschaft, der seine Absage gilt. In seiner wahren Gestalt wäre Alceste nicht geduldet worden und der Dichter, der heute noch an Shakespeares abgekürzte Chronik der Zeit glaubt, der mag lieber gleich eine Höhle beziehen und von den Früchten des Waldes sich nähren, indessen Philint fette Tantièmen verschluckt.

Philint —: das ist Herr Ludwig Fulda, wie er leibt und lebt, der Sohn aus gutem Hause, der Alleweltfreund, dem Papiere und Wäsche in Ordnung sind und der jede bohrende Pein mit zierlichen Epigrammen bespricht. Es muß auch solche Musterknaben geben. Daß er den Molière glatt und platt verdeutscht, verzierlicht und verniedlicht hat, wurde Herrn Fulda zu hohem Verdienst angerechnet und zu schwerem Verschulden, daß

er eine blitzblöde Posse aus eigenen Mitteln hinzuthat. In beiden Fällen blieb er seiner Natur getreu, die darin eben besteht, keine Natur zu haben und, was verlangt wird, zu liefern. Wenn Sakuntala wieder Mode werden sollte, wird sein spieleriges Formentalent flugs eine Kasuntala schreiben, und da er ganz richtig erschnüffelte, daß in dem nächsten Winter gelacht werden soll, gelacht um jeden Preis, so ließ er die verlorenen Paradiese verdorren, die Sklavinnen im Joche verschmachten, und machte aus Anderer Schmaus den Brei von dem „Wunderkinde". Ich hatte ein Bekenntnißgedicht erwartet, so etwas wie die Geschichte eines wunderkindlichen Künstlers, der auf eigenen Beinen niemals das Stehen lernt und über die Satura-Sattheit nimmer hinauskommt. Als mir ein Lutschbeutel in den Mund gestopft werden sollte und es nach nassen Windeln zu riechen begann, lief ich fort, um den Misanthrop nicht gleich mit vomiren zu müssen.

Der Wind, den Herr Fulda arg listig sich abzufangen müht, sitzt der Firma Blumenthal-Kadelburg stramm im gestrafften Segel und vor Klippen braucht ihnen nicht bange zu werden. Jede Vollkommenheit fordert Anerkennung; und vollkommen ist die Geschicklichkeit, mit der diese Herren den Ton und Geschmack ihres Publikums treffen. Herr Blumenthal allein trifft die richtige Mischung nicht mehr recht: ein Rest von literarischem Ehrgeiz hängt schwer sich an seine Ferse; Kadelburg aber bringt die ganze unzünftige Frische des vielerfahrenen Schauspielers mit, der ganz genau weiß, wie gern alte Bekannte wieder begrüßt werden und wie ein Spaß, weil er gestern da war, heute nur um so kräftiger wirkt. So entstehen Erfolge, von denen ich vorhin schon sprach: die alten, der bürgerlichen Sittlichkeit schmeichelnden Geschichten werden „actuell" aufgeputzt und erscheinen wie neue. Freilich, die Sittlichkeit muß das Lessingtheaterformat haben, den Hautgout, der ein Bischen nach Fäulniß und ein Bischen nach östlicher Speisenbereitung riecht, so etwa zwischen altem Rebhuhn und frischem Knoblauch. Der Schwank von der „Orientreise" duftete den zahlreich und stattlich vertretenen Nasen süß und gegen das Ende erst wurden die trefflichen Leute etwas ungeduldig, weil nach so vielen netten Zoten und Zötchen sie auch noch eine leibhaftige Courtisane erwartet hatten, die sich plötzlich dann als ehrsame Malerin entpuppte. Den trefflichen Leuten fehlt eben die Einsicht in die höchsten Gebote dramatischer Kunst: wenn der Orientreisende seine Frau wirklich, nicht scheinbar nur, hintergangen hätte und wenn die Animirdame nicht mit einem hörbaren Ruck von der Sitte zur Sittsamkeit bekehrt worden wäre, dann wäre der Schwank für alle Provinztheater unmöglich gewesen, — und die bringen das Geld. Die Kunst ist eben lang und kurz ist unser Leben — in der Ressource.

Den Silbenstechern und Wortwitzlingen, den Schmeichlern und

Streichlern gehört die Gegenwart, die öde von entwirklichten Brettern uns angähnt. Und die Zukunft? Der Draht ist zerrissen zwischen der lustig deponirenden und dekadirenden Gesellschaft und den ernsten Künstlern der Zeit; und den Waffenstillstand, den auf der freien Bühne durch Maklervermittelung Beide geschlossen hatten, durchbrach mißtönendes Pfeifen. Wir brauchen ein besseres Publikum, wollen wir bessere Dichter empfangen. Aber selbst im Lessingtheater ist, nach Herrn Blumenthals witzigem Wort, das Morgenland eine Abendschönheit, deren Runzeln und Welke der kommende Tag schon vielleicht uns enthüllt. Wer weiß, wie bald auf den blauen Sammetfauteuils ein neues Geschlecht sich räkelt, Leute, die anstatt eines Portemonnaie wieder Geist und das unwägbare Ding, Seele genannt, besitzen.

Einstweilen ist Alceste eine komische Figur und den Dichtern, den harrenden, kann man zum Troste nur sagen: Attendez! M. H.

Dem Verdienst die Krone.

Welch' großer Mann, die ganze Brust voll Orden,
An Hals und Knopfloch Alles Sternenschein!
Was that er? Bändigte er wilde Horden?
Erforschte er den Süden oder Norden?
Entdeckte er vielleicht der Weisen Stein?
Ach nein!
Gemüthlich hat er auf dem Ohr gelegen
Und sich gepflegt und redlich fortgepflanzt.
So ist ihm regelrecht „Dienstalters wegen",
In richt'gen Pausen all' der Sternensegen
Auf seine Heldenbrust herabgetanzt.

G. A. E.

Der Dichter Richter.

„Friedrich der Große regierte von 1740 bis 1786. Als er den Thron bestieg, war Gottsched der angesehenste deutsche Schriftsteller, als er starb, bereitete sich Goethe auf seine italienische Reise und auf die Vollendung der 'Iphigenie' vor. In diese 46 Jahre fällt ein geistiger und ästhetischer Fortschritt ohne Beispiel, welchem der König ziemlich fremd gegenüberstand und den er gleichwohl durch seine innere wie äußere Politik mächtig beförderte. Ueberall begegnen wir seinen Spuren, überall lenkt er die Blicke auf sich, belebt und spornt, weckt und befeuert, zieht die Fürsten nach, giebt den Dichtern Stoff und allen Deutschen einen Helden, dessen Ruhm die Welt durchfliegt, und den auch seine Feinde bewundern."

Also läßt, im elften Kapitel seiner Geschichte der deutschen Literatur, Wilhelm Scherer sich vernehmen, da er von einem literarischen Zeitalter Friedrichs des Großen zu sprechen wünscht. Das trotz den Mängeln seiner ökonomischen Einsicht vortreffliche Werk Scherers führt uns nur bis zu Goethes Tod, bis zum Jahre 1832, und eine Fortsetzung ist ihm dringend zu erhoffen. Die Welt ist inzwischen etwas demokratisirt worden und selbst den Erben von Byzanz möchte es heute nicht leicht werden, die preußischen Könige der nachfriderizianischen Zeit mit der deutschen Literatur in einen lebendigen Zusammenhang zu bringen; bisher wenigstens hat weder die Allerhöchste Patronisirung des „neuen Herrn" noch der Empfang des Herrn Lubliner in der Kaiserloge Epoche gemacht. Wohl aber ist uns am 30. Juli 1838 zu Düsseldorf am Rheine ein Knäblein geboren worden, das bestimmet ward, ein neues Zeitalter der deutschen Literatur heraufzuführen und dem deshalb auch die Scherer der Zukunft den folgenden Absatz wohl weihen dürften:

„Eugen Richter redigierte von 1885 bis in den Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts hinein. Als er geboren wurde, war Goethe der angesehenste deutsche Schriftsteller; als er starb, war der Frau Wilhelmine Buchholz die Redaktion der Weimarischen Goetheausgabe übertragen worden und im

Nonachertheater hatte Adolph Ernst eine Filiale begründet. In diese 40 Jahre fällt ein geistiger und ästhetischer Fortschritt ohne Beispiel, welchem Richter ziemlich fremd gegenüberstand und den er gleichwohl durch seine innere wie äußere Politik mächtig beförderte. Ueberall begegnen wir seinen Spuren, überall lenkt er die Blicke auf sich, belebt und spornt, weckt und befeuert, zieht die Intelligenz des Volkes nach, giebt den Dichtern Stoff und allen Deutschen einen Helden, dessen Ruhm die Welt durchfliegt und den auch seine Feinde bewundern."

Der nächste Scherer würde nicht übertreiben. Nach der Bibel sind die „Sozialdemokratischen Zukunftsbilder" heute so ziemlich wohl das am meisten verbreitete Buch; ein gebildeter Mann wie Paul Leroy-Beaulieu, freilich ein wasserdichter Manchesterling, hat die Mühen einer Uebersetzung nicht gescheut, um den Franzosen die deutsche Intelligenz vorzuführen; sogar die Kölnerin und die Kreuzzeitung haben dem grünen Heft, das in Ramschpartien für acht Pfennige zu beziehen ist, ermunternden Beifall gespendet; und nachdem er so rasch so breite Erfolge errungen, war der Dichter Richter sich selbst und dem Vaterlande es schuldig, den poetischen Born, der im Busen ihm sprang, nimmer versiegen zu lassen. Er sah, wie in alle Wege sein Geist fruchtbar fortwirkte, wie sein Ruhm die Welt durchflog, wie selbst der Feind ihn bewunderte, und da er allen Deutschen nun einmal einen Helden gegeben hatte, mußte er des Helden Epopöe auch geben. Und er setzte sich hin und schrieb, für das vierte Quartal der Freisinnigen Zeitung, neu hinzutretenden Abonnenten wird der Anfang nachgeliefert, seine Jugenderinnerungen. Schließlich hatte das Goethe ja auch gethan, wenn er auch noch nicht mit sämmtlichen Nachtzügen spedirt werden konnte.

Soll ich es schamhaft verschweigen, daß an des neuen Dichters Entdeckung auch ich bescheidenen Theil nehmen durfte? Die Erscheinung ist so riesengroß, daß man sich recht als Wurm empfinden sollte. Und dennoch —: für die Geschichte vom Vergehen des Freisinns in Anführungstrichen ist der Dichter Richter eine zu typische Gestalt, als daß auf den Ruhm ich verzichten könnte, hier Hebammendienste geleistet zu haben.

* * *

Zwei Jahre sind drüber vergangen, da erschien bei mir ein freundlicher Herr mit der Bitte, ich möchte für seinen sehr freisinnigen Kalender doch recht schnell mal Karl Marx vernichten, Bebel, und, da ich doch gerade dabei wäre, auch gleich Bellamy dazu; so zwischen Suppe und Rindfleisch, recht hübsch unterhaltsam, auch für nette Mädchen, viel Honorar gäbe es allerdings nicht, aber die Ehre könnte unter Umständen sehr groß sein. Ich fragte den freundlichen Herrn, der im Reichstage einen schlesischen

Wahlkreis vertritt, ob er den Marx denn kenne; nein, meinte er, der sei ihm zu „abstrus", aber den Bebel kenne er und das Uebrige aus einer ganz einfach erschöpfenden Broschüre des Herrn Barth. Na, es ist ja keine Schande, freisinnig in Anführungstrichen zu sein; jeder hat am Ende mal geglaubt, bei dieser spaßhaftesten und zugleich traurigsten Partei sei wirklich das viel gepriesene Rückgrat zu finden, während ein widrigeres Streber- und Phrasierthum doch nirgendwo zu entdecken ist. Der Kalendertabak war mir aber doch zu stark, und um gegen den freundlichen Herrn nicht unfreundlich zu werden, bezeichnete ich ihm, kurz entschlossen, seine engeren Kollegen — oder seinen Chef, wie Herr Stryck sagen würde — Richter als den besten Mann für das zu vollbringende beste Werk. Das schien ihm bedenklich. „Er ist ja ein genialer Mensch, er kann Alles — aber wird er die Zeit haben?" Und so empfahl er sich.

In freudiger Aufregung sah' ich ihn wieder. Eugen hatte angebissen, im Sommer würde er die Sache machen, kurz und bündig, wie Heinrich Rickert einst, der gesträhnte Löwe, den Antisemitismus vernichtet hatte, und er wundere sich nur, daß er selbst noch nicht auf den glorioſen Gedanken verfallen sei. Der freundliche Herr war ganz berauscht von dem Glück einer Zwiesprache mit seinem direktesten Vorgesetzten und er schien wirklich zu glauben, der Begründer der Freisinnigen Zeitung würde dem obskuren Kalender seinen strampelnden Erstling zuwenden. Das war nun ein Irrthum; aber die Entbindung ging glücklich von Statten, und auf meine Diagnose würde ich viel stolzer noch sein, wenn Richter seither nicht als Dichter vor Aller Augen sich längst schon entpuppt hätte. Oder konnte für die Abonnement-Einladung ein gewöhnliches Durchschnittstalent solche Klänge ersinnen: „Parlamentarische Kämpfe im Reichstag und Landtag von großer Tragweite stehen bevor. Ungewöhnlich früh werden beide Körperschaften berufen. Heeresorganisation, Dienstzeit, Tabakbesteuerung, Vermögenssteuer, Kommunalsteuerreform kommen in Frage. Keine Zeitung unterrichtet anerkanntermaßen gerade über dergleichen ihre Leser frühzeitiger und gründlicher als die Freisinnige Zeitung. Man abonnirt bei allen Postanstalten ꝛc."? Muß da um Kopf und Busen dem guten Bürger nicht bang werden, wenn die vier Steuern ihm so um den geängsteten Schädel herumfliegen? Und wie allerliebst ist nicht die hübsche Briefkastennotiz vom zweiten Oktober: „Die Mittheilung der originellen Art, wie Sie für die Verbreitung der Freisinnigen Zeitung thätig sind, haben wir mit großem Interesse entgegengenommen. Ihrem Wunsche gemäß wollen wir Ihr bewährtes Verfahren öffentlich auch allen anderen Freunden unserer Zeitung mittheilen. Sie schreiben uns, daß Sie schon längere Zeit Ihren nächsten Freunden und Bekannten, wenn sie Umstände machen, zu abonniren, ein

Quartalsabonnement auf die Freis. Zeitung zum Geburtstage oder Weihnachten oder zu sonstigen Festlichkeiten geschenkt haben. Die betreffenden Herren hatten sich dann nach Ablauf des Quartals derart an die Freisinnige Zeitung gewöhnt, daß sie das Abonnement später auf eigene Kosten fortsetzten. Ganz abgesehen, so schreiben Sie, von dem großen Nutzen, den die Weiterverbreitung der Freisinnigen Zeitung der freisinnigen Sache bringt, würde auch den meisten der Beschenkten ein derartiges Präsent mehr Freude bereiten, als die sonst unter Herren üblichen häufig zwecklosen Geschenke, welche in vielen Fällen nur die Zahl der unnütz liegen bleibenden Streichholzbüchsen, Cigarrentaschen u. s. w. bei jedem Geburtstag erhöhen. Den Freunden der Freisinnigen Zeitung aber würde durch Mittheilung dieses Beispiels in vielen Fällen manches Kopfzerbrechen und langes Suchen nach einem passenden Geschenk erspart werden."

Das ist doch noch ganz andere Poesie als die Lyrik des Reichsblattes, in dem der Verfassungwächter Rickert nach der Düsseldorfer Rede des Kaisers die herrlichen Strophen erklingen ließ:

„Wie sie sich ihm auch schmeichlerisch jetzt nähern, —
Die Pappenheimer kennt er sicherlich!
„Einer ist der Herr im Lande", dröhnt es ehern,
„Und der bin Ich"!

Der Kaiser sprach's! — So mög' der Zoll auch fallen,
Der auf den Armen lastet doppelt schwer,
„Einer ist Herr im Land", — ein Mann vor allen, —
Und das ist er!

Ein Kaiserwort soll man nicht dreh'n und deuteln,
Es folgt dem „Ja"! das „Also"! sicherlich!
Was Junkerhochmuth sinnt, — er wird's vereiteln!
„Der Herr bin Ich"!

So klingen die Psalmen der „todten Männer", die unter Kaiser Wilhelm gern Hoffnungen neu beleben möchten, die der sterbende Kaiser Friedrich mit in die Gruft zu entführen schien. Richter steht, darin irrt auch Herr Mehring, auf keinem Fackeltanzbein; er weiß, daß die Stellung des Oppositionführers heute noch immer die sicherste ist und daß Ministersein mitunter gleich nach dem Pferdestriegeln kommt. Ihm ists, dem Tribunen, nur um die Sache, und die Sache — et hoc meminisse juvabit — das ist die Freisinnige Zeitung.

Nein, wirklich, einen Mann, der mit unnütz liegen bleibenden Cigarrentaschen so lustig zu manipuliren versteht, der als Führer und absoluter Tyrann einer Achtung fordernden Partei so frech den Klingelbeutel klappern läßt, den als beherrschenden Dichter der Zeit früh schon erkannt zu haben,

das ist kein Verdienst. Es wäre einfach ein nationales Unglück gewesen, wenn der Dichter Richter bei den unnütz liegen bleibenden Talenten verkümmert wäre, anstatt seines Wachsens und Werdens herrlichen Gang herrlich uns zu offenbaren.

* * *

Bei dem ersten Wurfe der Richterpoesie, bei den Zukunftsbildern, brauchen wir uns nicht lange aufzuhalten. Herr Franz Mehring, der viel zu intelligent ist, um mit Haut und Haar sich an eine Fraktion zu verdingen, hat den grünen Quartalunfug in einer Entgegnung*) so gründlich abgethan, in so plastischer Sprache, mit so bezwingender Logik und mit so blankem Gewaffen, daß auf dem Schlachtfeld kaum mehr als dampfende Trümmer man noch finden kann. Das Kind ist, ein kurzlebiger Wechselbalg war's ja immer, niedergemäht, aber der Vater lebt und runder nur wölbt ihm der Bauch sich. Denn allzu heiß hat ihn Mehring umarmt, um ihn ersticken zu können; er schob ihm in die Moral, was doch viel eher Mangel des Geistes ist, und aus dem korpulenten Dümmling, der arglos in das Budget stiert, anstatt in die Welt zu gucken, und der, ganz ehrlich, neben dem strotzenden Junker den verkrüppelten und vereideten Makler für das bessere Menschenmaterial hält, machte er einen hämischen Finsterling, dessen Sinnen und Trachten nach kapitalistischem Verschwörerthum strebt. Gerade die Klugen wollen und können auch eben nicht begreifen, daß auf dieser so zu sagen zivilisirten Erde Dummheit viel mehr Schaden stiftet und viel länger dauernden als alle schlau schleichende Gemeinheit. Wenn Richter so wäre, wie Mehring ihn sieht, er wäre nicht halb so gefährlich; weil er aber das ganze Brimborium herzinnig glaubt, das die Skepsis des Thiergartenviertels nur des Geschäftes wegen mit in den Kauf nimmt, deshalb ist er ihrem Pfeilschleudern unüberwindlich. Die Thiergartenherren ahnen selbst nicht einmal, daß in ihm sie ihrer Partei besten und sichersten Besitz heimlich befehden: die biedere, ein Bischen „jemiethvolle" Beschränktheit. Was in der Provinz so an altem und angeführten Freisinn noch sitzt — gute, rechtschaffene Männer, die wirklich noch wähnen, es käme heute darauf an, ein fabelhaftes Junkerthum und eine mythische Plusmacherei der Regierung zu bekämpfen, während wir wirthschaftlich längst bis an den Hals in liberaler Geldanbetung stecken —, das kann zu den abgegessenen Austernschüsseln der staatsmännischen Börsenherren nie ein Verhältniß finden und muß sich an Richter halten, den ami de la vertu mit dem Bullengenick, der zwischen Leitartikeln und schlechten Kolportageromanen schlichte

*) Herrn Eugen Richters Bilder aus der Gegenwart. Nürnberg, Wörlein & Co.

Tage spinnt und beim Schoppen Krätzer in einfacher Größe alle Portefeuillesklaven dieser Welt schnöde verachtet.

Anders nämlich als sonst in Menschenköpfen malt sich in diesem Kopf die Welt. Wer's nicht glaubt, dem will ich recht gern die Jugenderinnerungen zu Weihnachten schenken, selbst wenn er an die Freisinnige Zeitung dann sich so gewöhnt, daß er das Abonnement auf eigene Kosten fortsetzt. Bisher kannte man nur den Richter, der, man denke, Assessor war und in Neuwied Bürgermeister werden wollte, als die Regierung, die Bismarck hieß, ihn — hinc illae irae — dort nicht bestätigte. Jetzt erst naht uns der Dichter, dessen kaufmännische Anlagen schon frühzeitig sich zeigten, da er gleich nach dem Abiturientenexamen die alten Klassiker „um ein Billiges" beim Antiquar zu verkaufen strebte und später für fünf Pfennige die kleine Zeile — etwa der Satz der Freisinnigen Zeitung — einem illustrirten Blatte zwanzigjährige Artikel über erlesene Themata schrieb. Pastor sollte er werden, schmunzelnd erzählt ers und scheint zu meinen, das sei ein schlechterer Beruf als der eines demagogischen Schaumschlägers; die Deputationen aber, die Adressen und Ständchen, mit denen Papa hoch geehrt wurde, „machten auf den Knaben einen bleibenden Eindruck" und vor seines frühreifen Geistes Auge erschien, wer weiß, schon der Tag, da Virchow und andere Großkapitalisten den Fünfzigjährigen zum Lohn für so viele schöne Reden mit baaren 100,000 Mark ausstatten sollten.

Die Kraft seiner Phantasie darf man nicht unterschätzen und erst seine poetische Begabung erklärt sein politisches Ansehen. Dieser Mann, der heute noch den ernsthaften Nationalökonomen spielt und sich vermißt, mit einem Geharnischten wie Marx in die Schranken zu treten, der hat Jura studirt, ist Auskultator, Referendar und Assessor gewesen und lebt, seit ihm die Kommunallaufbahn verschlossen ward, in einer künstlichen, in einer holzpapiernen Zeitungwelt, ohne die leiseste Ahnung wirklicher Zustände, ohne die geringste Berührung mit Ansprüchen des offenen Tages. In Heidelberger Kollegien beim alten Rau lernte er „die allgemeinen Lehrsätze der Nationalökonomie begreifen und erklären", redet von „wissenschaftlichen Ueberzeugungen", die er auf der Hochschule erwarb, und glaubt den Bauern zu kennen, sein Begehren und sein Entbehren, weil er seit manchem lieben Jahr an volkswirthschaftlichen Kongressen mitsalbadern half. Der Jurist, der einer absterbenden, einer kabbalistischen Geheimlehre ja dient, ist immer verdächtig, und allen Unheiles größter Theil schreibt davon sich her, daß auf Plätzen, die Menschen gebühren, mit Paragraphen gefütterte Juristen sich breit machen dürfen; der schrecklichste der Schrecken aber, Herr Wichert mags zu dem Uebrigen legen, ist doch der Jurist, der die Pandekten mit dürren Lorbeerblättern auszuputzen strebt.

Advokaten herrschen, uns zum Verderben, in allen Parlamenten und es ist kein Wunder, daß der verpfuschte Jurist und einstweilen wie eine Cigarrentasche unnütz liegen gebliebene Dichter Richter im Parlamentarismus, den er ja auch in das Kalbsbratenland seiner Agnes hinüberzuschmuggeln versucht hat, schon für die unreifere Jugend jeden Segens Quelle erblickt. „Rede und Gegenrede", so schreibt er, „im Parlamentssaal zu hören, ist oft geeigneter, das eigene Geistesinteresse lebendig zu machen und Anregungen zum Selbststudium über öffentliche Fragen zu geben, als das Diktat eines Kollegienheftes, welches man schwarz auf weiß nach Hause trägt." Der Stil ist echt richterisch, der Gedanke ganz dichterisch. Dann erst, wenn schon die Studenten sich an die parlamentarischen Schaumkünste gewöhnen und mit Sachverständigen, denen von gewissenhafter Arbeit der Kopf noch brummt, über Alles und noch Einiges, was sie nicht verstehen, zu streiten beginnen, wenn in den Kollegien es zugeht wie in den Versammlungen der, daß Gott erbarm, selbstverwaltenden Stadtverordneten, — dann erst darf man auch hoffen, im neuen Reiche deutscher Nation das Geschlecht emporkommen zu sehen, das da bestimmt ist, zur köstlichsten Blüthe ein Zeitalter zu bringen, wie es mit ahnender Seele der Dichter Richter erschaut hat.

Apostata.

Industrielle Ueberraschungen.

Schade, daß die lenkbare Luftschifffahrt noch in weiter Ferne liegt — bei nur annähernder Möglichkeit wäre vielleicht schon ein Gründungprospect darüber erschienen — aber wie gesagt: Schade! Es wäre doch lehrreich, so um zwölf Uhr Mittags an der Burgstraße in Berlin niederzusteigen, in die Börse zu gehen, da wo die Montanpapiere gehandelt werden — „Harpener zu 132 nehme ich!" — „Jelsen! zu 132¾, 50 000 Thaler an Sie" — „Jelsen, wer nimmt Jelsen?" Diese jugendlichen Stimmen, die hier über den Tageswerth einer riesigen Arbeitsmaschine entscheiden!

Und dann wieder das Ballonschiff bestiegen, um gegen ½2 Uhr etwa in Ueckendorf bei Gelsenkirchen anzukommen, das der Berliner Börsenjargon so neckisch „Jelsen" benennt. In den Gruben arbeiten die Bergleute so emsig wie sonst, die Aufseher, die ihnen auf dem Nacken sitzen, machen ihr gewöhnliches freundlich-grimmiges Gesicht und selbst im Direktionsgebäude merkt man noch keiner Rauchwolke irgend einer Havana- oder Deutsch-Guinea-Cigarre den heutigen Berliner Cours an. Sucht man dann einzelne größere Geschäftsleute auf, so hört man von dem Einen, was bereits der Andere gesagt hat; sie sind eben auf spekulative Fremde vorbereitet, wie die Galeriediener auf die Engländer und schließlich läuft ihre Rede auch wohl in die Wendung aus: „Wenn Sie vielleicht Stimmungsdepeschen von unserm Platze fortsenden wollen — drüben ist das Telegraphenamt."

Wie viele Ortsbewohner und Nachbarn haben nicht Actien, wie sie einst Gewerke hatten, aber sie geben ihren Besitz nicht her, weder wenn ein übertrieben hoher Börsencours sie locken könnte, noch wenn ein unaufhaltsamer Niedergang auch sonst muthige Kapitalisten ängstlich macht. Dieser starke Gegensatz eines Actienpublikums, das sich wie der alternde Goethe vor jeder Aufregung hütet, zu jenen großstädtischen Interessentenkreisen, die Montanpapiere nur wie ein Bad ansehen — „rein und raus" — ist durchaus noch nicht genug gewürdigt worden. In unsern Tagen der Schnellzüge, Telegraphen, Zeitungen und last not least der Börsencirculare von Breest & Gelpcke ein solches Unberührtsein von der Außenwelt auf weite Strecken hin zu finden, alle die jahrelangen wilden Schwankungen in Eisen- oder Kohlenactien an einem größeren Theil der Besitzer ganz ruhig vorübergehen zu sehen, ist gewiß hochachtbar.

Aber ach! damit kommt unsere Großindustrie nicht aus. Wie heute einmal die Entwickelung der Dinge vor sich geht, im struggle for life, in dem

sich unsere Uebervölkerung an gebildeten, anspruchsvollen Elementen bewegt, kommt jedes bedeutendere Unternehmen ab und zu vor die Entscheidung entweder einer kräftigen Neugestaltung oder eines verhängnißvollen Rückganges. Geld wird gebraucht und dazu kann in so enormen Summen nur die Börse helfen, dieses Mühlrad, das durch die Silberfluthen rollt und von seinen Speichen die kostbaren Tropfen gleichsam abstäubt. Die Gründungen resp. Kapitalsvermehrungen zahlreicher Gesellschaften sind also in erster Linie keineswegs um der Agiotage willen geschehen, die Frage kommt erst beim Maßhalten der Finanzirung ins Rollen. Was aber gerade hierin gesündigt worden ist, haben die letzten vierzehn Tage mit ihren Ueberraschungen gelehrt.

Die Harpener Bergbaugesellschaft, die in dem Gründungsjahre 1872 ihr Actienkapital von M. 3 300 000 auf M. 4 950 000 erhöhte, hat gegenwärtig für M. 30 Millionen Actien ausgegeben, M. 1 399 000 beträgt ihr Hypothekenkapital und M. 4 448 000 ihre Spezialanleihen; ferner hat sie einen Reservefonds (a) von M. 14 628 000, der durchaus im Betriebe verwendet werden kann und als Reservefonds (b) nahezu eine Million. Trotz dieser enormen Kapitalien zeigt die kürzlich erschienene Bilanz eine schwebende Schuld von über 6½ Millionen, und indem jetzt die Nothwendigkeit einer Hypothekaranleihe von M. 9 Millionen, offen dargelegt wird, zeigt es sich 1., daß die Inhaber der schwebenden Schuld ihre Forderungen fundirt, also verkäuflich wissen wollen und 2., daß die Gesellschaft noch mindestens M. 2½ Millionen neues Geld braucht War dieser Weg der Ueberanspannung von Kräften wirklich der richtige? Die Antwort giebt sich von selbst, wenn man Produktion und Gewinn für 1891/92 einander gegenüber stellt. An Kohlen wurden Tonnen 36 000 mehr gefördert, für M. 1 270 000 weniger eingenommen, an Cpke wurden Tonnen 82 000 mehr erzeugt und M. 1 189 000 weniger erzielt. Es ist also klar, daß man die Produktion steigert, je schärfer die Preise sinken; wäre dies aber ohne den steten Ankauf und Anbau neuer Schächte möglich gewesen?

Jetzt gilt es die Personen anzusehen. Die eigentlichen Bankiers des Unternehmens waren Oppenheim in Köln, sowie der Schaaffhausen'sche Bankverein, der allerdings nicht mehr wie in den siebziger Jahren seine Rheinische Effektenbank zur bequemen Ablagerungstätte hat. Was haben aber noch andere Banken dabei zu thun? In dem jetzigen Aufsichtsrath finden wir auch den Justizrath Winterfeld von der Berliner Handelsgesellschaft, den Mann, der neben dem ideenreichen Fürstenberg und dem formenfindigen Rosenberg das juristische Element seiner Bank vorzüglich wahrt, ferner Gustav Hartmann von der Dresdener Bank, der als eine so große technische Kraft gilt, daß ihn sogar die Disconto-Gesellschaft zur Prüfung der Druckluftanlagen, von denen er vielleicht ganz wenig versteht, nach Paris bat. Diese beiden rührigen Banken, die auf der Jagd nach Geschäften einander an der Pforte der Harpener A.-G. begegnet sind, repräsentiren auch deren Aufschwung; im guten Sinne: der Kapitalsgebung an sich, im verhängnißvollen Sinne: des Zuviel dabei. Hier sprach allerdings die Agiotage temperamentvoll mit und wie richtig das s. Zt. gleich erkannt werden konnte, beweist die pikante Thatsache von einer gewissen, sehr großen Bank, die an dem Contreminiren von Harpenern so enorm verdient hat, daß sie in Verlegenheit gerieth, in einem so schlechten Jahr wie dem verflossenen mit den betreffenden Coursgewinnen deutlich hervorzutreten.

Wenige Tage nach der Harpener Ueberraschung — die Herren von der

Staatsbahn hatten gerade schlecht geschlafen —, wurde der offiziösen Wiener „Presse" eine Enthüllung über die Druckluftanlagen in Paris, resp. über die Betheiligung der Berliner Discontogesellschaft daran, zur Veröffentlichung übergeben. Diese arme Discontogesellschaft, die sofort in den Hintergrund trat, als es sich ernstlich um die Streichung der Staatsbahnactie handelte und an der sich dennoch der Kreis des Generaldirektors Taussig durchaus rächen will; des Mannes, der wie kein Anderer in Oesterreich Carrière gemacht hat, dem jetzt aber der ungarische Finanzminister Weckerle gefährlich grollt. Was nun die Wiener „Presse" schreibt, würde bei uns weder gelesen noch citirt werden, aber in ihrer Redaction sitzen zwei Redacteure, von denen gegen die übliche Provision der Eine süddeutsche, der Andere berliner Blätter bedient. Wie es in der Nacht um deutsche Redactionen bestellt ist, wissen jene Herren wohl und siehe da, als die Redacteure in Berlin und Frankfurt am Morgen den Depeschentheil ihres Blattes ansahen, entdeckten sie dort mit einem fast komischen Aerger jenes Kukuksei aus Wien. Der Contremine in Berlin kam aber dieser Zwischenfall sehr gelegen und ihre Angriffe gegen Discontocommandit zwangen sogar den exclusivsten aller Aufsichtsräthe zu einer beruhigenden Erklärung.

Es ist hier nicht der Ort, sich über die Druckluftangelegenheit zu verbreiten, ihr Roman sollte einmal von einem Zola geschrieben werden und es wäre vielleicht sein größter, denn nirgends wäre ein so satirischer Gegensatz wiederzufinden, von dem unternehmungluftigen Rheinland (Oppenheim) dem bureaukratischen Berlin (Herr v. Hansemann und Konsorten), denen Paris, das sich amusiren und bereichern will (Victor Popp) ein Schnippchen nach dem andern schlägt — und notabene unter bemerkenswerthen Zuckungen des gesammten Spekulationmarktes. Des Uebels Quelle kann jedoch hier rasch aufgefunden werden. Es ist das zu große Kapital der Internationalen Berliner Druckluftgesellschaft, ohne deren 30 Millionen einem so verwegenen Gesellen wie Victor Popp nicht so überwältigend viele Millionen unter schier unerschöpflichen Vertrauensbezeugungen übergeben werden konnten. Als die Vermittler des ganzen Geschäftes den Ausspruch einer technischen Autorität ersten Ranges — für Bankiers vernahmen, nämlich des Herrn Baurath Lent, daß seine Discontogesellschaft die Sache mit 30 Millionen gründen wolle, war des Staunens kein Ende. Indessen waren die Aufschwungsjahre da, mit Aussicht auf — lohnende Emission.

Auch die Mannesmannschen Röhrenwerke leiden von Geburt an ihrer Kapitalsgröße. Hier hatte Herr Siemens von der Deutschen Bank die schöne Emissionsidee. Der neueste Abschluß von Mannesmann mit seiner bedeutenden Unterbilanz plaudert aber Vieles aus. Von M. 16 Millionen, die s. Zt. allein für Patente und Licenzen bezahlt wurden, von den Kapazitäten ersten Ranges, wie Werner v. Siemens und Gruson, die im konstituirenden Aufsichtsrath saßen, und zwar zusammen mit den Finanzgrößen der Handelsgesellschaft, der Nationalbank, der Württembergischen Vereinsbank und des Wiener Bankvereins. Die deutsche Bank hatte sich also damals, trotzdem man schon das Niedergangsjahr 1890 schrieb, der „Gefährten" nicht erwehren können. Heute sind ihr diese jedenfalls angenehmer.

Montanus.

Distanzritt Berlin—Wien.

20 000 Mark dem Sieger! Ehrenpreise und Lorbeerzweige in der Hofburg zu Wien. Ein munterer Ritt durchs Land und goldene Festtage hinterdrein. Das wiegt schon ein paar arme verreckende Gäule auf. Nicht bei Nacht und Nebel, nicht in plebejischem Civil, nein, in „full dress", gestiefelt, gespornt und im Rock des Mars freundnachbarlich begrüßt, als Helden des Sattels gepriesen und als kavalleristische Friedensengel, reiten die preußischen Offiziere ins schöne Böhmerland hinein; dann giebt es nach vollbrachter That zu Berlin und Wien wunderschöne Feste: an den Höfen, bei allen Regimentern, schließlich noch eine große Jubelfeier bei der Heimkehr in Dresden. Die Studenten haben für dergleichen Verbindung-Feste eine eigenthümliche Bezeichnung, die thöricht, sinnlos und doch fabelhaft zutreffend ist: „Salat stechen." Wenn nämlich Hund und Katz sich die Pfote reichen und wirklich nun für zehn Minuten sich einreden, daß dieses herzliche Entgegenkommen das Werk großartiger innerer Ueberwindung und edelmüthigen Entgegenkommens sei, da quillt das Herz über, Thränen füllen die Augen und es giebt einen „erhebenden Moment." Nun freilich: Deutschland und Oesterreich-Ungarn sind ja gute Freunde, lange schon, und dieser große Wettlauf über Böhmens Felder ist die Krönung der Freundschaft. Also kein „Salat stechen."

Wenn nur die Zeche nicht so theuer wäre. Ein Thier hat Natur erschaffen, das beim Zeche-Zahlen fast immer herhalten muß, das Pferd. Wenn die Völker sich prügeln oder zu der Prügelei sich rüsten, bei den Schlachten und den Kontrol-Versammlungen, das Pferd ist immer dabei. Mit dem weiblichen Geschlecht hat man in Kriegsnöthen Mitleid, die Stute aber hat als frommes und gebildetes Thier vor den männlichen Vertretern des Pferdegeschlechtes im Kriege den Vortritt. Während Rindvieh und Borstenvieh, Hammel und jegliches Geflügel ein fröhliches und behagliches Leben führen, muß der arme Gaul im Schweiße seines Angesichts seinen Hafer verdienen. Zu Tode geprügelt, auf den Feldern des Ruhmes niedergeknallt, je älter, je armseliger, je müder, je mehr gequält. Freilich gehört auch ihm der Ruhm. Seiner Adelsgeschlechter Ahnen datiren bis in graue Vorzeit, Arabiens Dichter und Englands Barden singen ihm ihre schönsten Lieder und im Circus jubelt man ihm zu. Nun gar dieser große Distanzritt! Hier soll das nobelste aller Thiere zeigen, daß kein Lebewesen so treu seine Pflicht erfüllt, daß der Klepper nicht eher den wandernden Fuß für immer niedersetzt, ehe der letzte Athemzug gegeben wurde. Sterben für eine große Sache, was giebt es Schöneres!

Freilich sagt man, es habe wenig Werth, in dem Zeitalter der Eisenbahnen das Pferd auf Parforce-Touren zu prüfen, die im praktischen Leben nie gefordert werden, aber wer hat denn Schuld daran, daß Spree und Donau so weit von einander entfernt sind?! Und im Sattel sind ja auch Herren, die ihr Handwerk verstehen. Die ganz genau vom Ersten bis zum Letzten wissen, wie viel ein Pferd und speziell ihr Pferd tagtäglich zu leisten vermag, die genau fühlen, wenn es ermüdet, und die vor Wiens Thoren Halt machen, wenn sie merken, daß ein zusammenbrechender Gaul sie trägt. Natürlich giebt es auch faule Pferde, die man ernstlich an ihre Pflicht mahnen muß.

Es ist nämlich ein großer Irrthum, der dem völkereinenden Unternehmen zu Grunde liegt. Man hat die Sache „Distanzritt" genannt, in Wahrheit aber handelt es sich um einen „Wettritt". Bei einem Distanzritt kommt es darauf an, daß ein erfahrener Reiter mit einem leistungfähigen Thiere in möglichst kurzer Zeit eine weite Strecke überwindet. Dabei soll es sein wesentlichstes Bestreben sein, ein absolut gesundes Thier, ein frisches Thier zum Ziele zu bringen, ein Thier, das hier am Ziele im Stande sein soll, neue große Strapazen zu beginnen. Oder kann einem Reiterregiment etwas daran liegen, rasch von der Spree zum Rhein zu kommen, dann aber totmüde Pferde unter sich zu haben? Die wesentlichen Momente sind also bei Prüfungen dieser Art: ein wirklich gutes Pferd, ein besonnener, humaner Reiter, große Erfahrung in Hinsicht auf das Können eines Thieres. Scheint unterwegs das Experiment nicht zu gelingen, so steigt der Reiter ab und beginnt später einmal das Ganze von Neuem. Bei dem großen „Distanzritt" Berlin—Wien trifft keine dieser Bedingungen ein. Das Ganze ist ein Reiten auf Tod und Leben — der Pferde, ein Wettritt, wie er in dieser Ausdehnung und mit solch' lockenden Geld- und Ruhmes-Preisen nie da war. Das Pferdematerial, das an dem Distanzritt Theil nahm, war nur zum kleinsten Theile einer solchen Aufgabe gewachsen, und wie dieser kleinste Theil am Ziele angelangt ist, davon mögen die Berichte der Fachzeitungen ein Näheres noch melden.

Ja, die armen Klepper haben die Zeche bezahlt, aber schön war die Sache doch. Wer das vor Jahren gedacht hätte, daß zweier einst feindlicher Armeen Offiziere freundlich salutirend auf den großen böhmischen Landstraßen an einander vorbeireiten würden, und daß die alte niedliche Posse von den „Wienern in Berlin" eine so liebenswürdige Neu-Inszenirung erfahren würde! . . .

Giebt man dem Ding nur einen großen Namen,
Gleich schreien tausend Esel Ja und Amen!

G. A. E.

Notizbuch.

Eines Morgens, es ist so zwei Monate her, vielleicht auch länger, erwachte der **Graf Caprivi** und fand, daß es ihm doch eigentlich recht gut ginge und daß er alle Veranlassung hätte, möglichst lange die hübsche Wohnung, mit Wasserleitung und Gartenbenutzung, sich zu erhalten; so behaglich hatte er es mit Nichten jemals gehabt. Nur, weil man so um die erste Frühe immer Neigung zu moralischen Katergefühlen hat, schien es ihm am Ende doch nöthig, der Welt wieder einmal ein Lebenszeichen zu geben, auf daß sie ihn nicht vergäße. Er ahnte eben nicht, der General-Gentleman, wie tief er durch seine nach der Seite des Stils ebenso wie nach Geschicklichkeit und Gesinnung denkwürdigen Erlasse gegen Bismarck sich in die Blätter deutscher Geschichte eingezeichnet hat. Nun kurz, er wollte mal wieder eine That thun, ut aliquid fiat, aber er wußte nicht recht, welche. Da hatte der ministre étranger aux affaires, der als Rathsherr berufen ward, einen Einfall. Er erinnerte seinen hohen Chef an den bisher so bewährten, erhabenen Grundsatz, aus seinem Amte einen Jeden allsogleich zu entfernen, der gezeigt hatte, daß er was könne. „Richtig", rief der Graf, „der Fall Wissmann". Und da er vor dem Schlafengehen gerade gründlich die Geheimnisse der diplomatischen Kunst studirt hatte, da auch gegen Walbersee augenblicklich nichts Rechtes zu machen war, so wurde, ut aliquid fiat, geschwind ein **Revirement in der Diplomatie** beschlossen. Da war in Rom der Herr von Schloezer, ein Mann, der als preußischer Gesandter beim Vatikan gezeigt hatte, daß er seinem Amte gewachsen war, und der als liebenswürdiger und kluger Junggeselle mit gutem Weinkeller zu den höchsten Spitzen der vatikanischen Politik Beziehungen unterhielt, die ein Anderer schwerlich erreichen könnte. Der Mann mußte fort, um so mehr, als einige Geheimräthe sich noch erinnerten, wie Bismarck zu sagen pflegte: „Den Schloezer laß' ich nicht fort, so lange noch eine Fleischfaser an ihm ist." So erhielt Herr von Schloezer denn einen Brief, in dem ihm mitgetheilt wurde, es stände ein diplomatisches Revirement bevor, das die Vakanz seines Postens zur Voraussetzung hätte. Also reichte Schloezer sein Abschiedsgesuch ein, ging und wurde durch Herrn von Bülow abgelöst, einen gewiß trefflichen, aber etwas steifbeinigen Bureaukraten, der in Bern jedenfalls sehr verdienstlich gewirkt hat, dem aber die Beziehungen Schloezers in Rom kaum als Erbe zufallen werden. Dieses war der erste Streich, doch der zweite folgte sogleich. Herr von Radowitz, ungefähr der beste Mann für den schwierigen Posten am goldenen Horn und durch die russische Abstammung seiner Frau dort sehr günstig unterstützt, mußte von Konstantinopel scheiden und ihn löste Fürst Radolin ab, ein Herr ohne diplomatische Erfahrung, ein allerdings ralliirter Pole, auf den aber die Russen dort dennoch mit einigem Mißtrauen blicken, in kräftig erwidertem Polenhaß. Aber — das Revirement war vollzogen und der alte Grundsatz zu Ehren gekommen, daß jeder fort muß, wenn er gezeigt hat, daß er seinen Posten ausfüllen kann. Augenblicklich wird für den Grafen Philipp Eulenburg, dem das Münchener Klima nicht recht

behagt, Umschau gehalten und man ist nur noch zweifelhaft, ob „Philipp", wie er in Hofkreisen heißt, nach Wien oder nach Dresden geschickt werden soll. Da Prinz Reuß sich in Wien bewährt hat, wird er wohl auch nicht mehr lange bleiben; aber Graf Eulenburg hätte es von Dresden viel näher nach Berlin, und das ist auch nicht unwichtig. Wir wollen in Geduld das nächste Revirement abwarten; leider ist kaum darauf zu rechnen, daß es diesmal bei der höchsten diplomatischen Spitze, beim Kanzler, beginnt, da wohl auch fernerhin der Grundsatz befolgt werden wird: Wer was kann, der muß fort.

* * *

Der Erzbischof von Posen und Gnesen mag wohl unruhige Tage verlebt haben, denn durch deutsche und polnische Blätter fegte ein Herbststurm, den des geschickten Weltmannes kluge Rede eigentlich nicht recht verdient hat. Ein Glück noch, daß es wenigstens in Berlin einige Zeitungen giebt, die wohl die Inserate, nicht aber den Herausgeber der „Zukunft" leiden mögen und die sich deshalb in ihr bekanntes Totschweigen hüllten, das einem Jeden noch, den es betraf, bisher so vortrefflich bekommen ist. Ein andere publizistische Gruppe fühlt sich bemüßigt, gegen Herrn von Stablewski den alten Kanzler in Schutz zu nehmen, der einer Schützerschaar doch wahrlich nicht bedarf und dessen Antwort nicht ansbleiben wird. Endlich fordert eine dritte Gruppe, die aus Polen und Centrumsleuten besteht, unter mehr oder minder heftigen Invectiven gegen mich, vom Erzbischofe ein bündiges Dementi. Ich fürchte sehr, die Herren werden vergebens warten. Als der Erzbischof mich an seinen Tisch bat, da war er über meinen Wunsch, seine Ansichten gegen Entstellungen zu verwahren, so wenig im Zweifel wie über den Ort, den ich seinen Aeußerungen bestimmt hatte. Einzelne Zeitungschreiber beehren mich mit dem Namen eines Interviewers, und wenn sie damit vielleicht einen Menschen bezeichnen wollen, der es für wichtiger hält, die Ansichten des Primas von Polen der Welt mitzutheilen, als die durch Kenntniß selten getrübte Weisheit des Herrn Dr. Levy von der „Vossischen" oder des Herrn Dr. Marcour von der „Germania", dann habe ich gewiß nichts dagegen einzuwenden. Da ich aber doch kein gewerbmäßiger Interviewer bin, so habe ich während der fast dreistündigen, zwanglosen Unterhaltung auch mich keiner Feder und keines Bleistiftes bedient. Trotzdem wird an der Wiedergabe der bischöflichen Worte nicht zu rütteln sein. Wir sprachen ein Bischen de omnibus rebus et quibusdam aliis und im weiteren Verlaufe der Discussion wird sich die Gelegenheit bieten, nach mancher Richtung noch den Aeußerungen des Herrn von Stablewski ergänzende und erklärende Mittheilungen folgen zu lassen. Ich hatte keineswegs den Eindruck, als stehe der Kirchenfürst der neuen Regierung allzu vertrauensselig gegenüber, und wir werden uns vielleicht hier noch über manche Bemerkung unterhalten können, die seine Nüchternheit außer allen Zweifel stellt. Wohl aber hält Herr von Stablewski, der sehr interessant über die großpolnischen Tendenzen sprach, klüglich sich von der Ueberschwänglichkeit einer Politik fern, die, ohne mit der rauhen Realität der Dinge und mit den Schwierigkeiten für Hof und Regierung zu rechnen, jetzt lärmend verlangt, es solle mit einem Schlage und auf der ganzen Linie nun tabula rasa gemacht werden. Der Erzbischof ist eben ein vorsichtiger und erfahrener Mann, der ganz genau weiß, daß man am Montag noch nicht zu sagen braucht, was man am Sonnabend zu essen wünscht, weil doch die Verkaufshallen jetzt immer geöffnet sind. Das Geschrei in der Presse aber beweist nur, wie wenig man

in Deutschland gewöhnt ist, in den ruppigen Zaufereien des Tages auch einmal einem Sachverständigen zu begegnen, anstatt eines Haufens vom Verleger gedungener Journalisten.

* * *

Dem großen alten Mann, wie liberale Pfaffen noch immer den Redesünder **Gladstone** nennen, bleiben die Bürden seiner Würden jetzt nicht erspart und, wo er einmal nicht gefrevelt hatte, gerade da wird er nun gestraft. Als er den seltsamen Muth zeigte, auf Parnell den großen Kirchenbann zu schleudern, nachdem er doch selbst oft genug in der Gegend von Westminster bei appetitlichen Abenteuern abgefaßt und noch früher in einen bösen Ehehandel verwickelt worden war, da jubelte das keusche Old England ihm zu und dieselbe Gesellschaft, die ihm jetzt grollt, weil er Labouchere nicht zum Minister gemacht hat. Und doch hatte er ganz Recht, als er einem parteilichen und skrupellosen Journalisten, der auch in allerlei Börsentreibereien verstrickt ist, ein Portefeuille verweigerte. Gladstone besitzt eben bei aller Verranntheit noch die alten Formen des Anstandes und die Königin brauchte nicht einzuschreiten, um Labouchere unmöglich zu machen. Der enttäuschte Ministerkandidat weiß auch ganz genau, wem er seine Schlappe verdankt; in der Furcht des Parteihäuptlinges aber wälzt er seinen Zorn lieber auf die geduldige Queen ab, die nicht antworten kann. Das lustige Intermezzo läßt aber ahnen, wie es in der schon durch die irische Frage versprengten liberalen Partei einmal aussehen wird, wenn der große alte Mann die Augen schließt: es wird ein Krieg Aller gegen Alle entbrennen, den ein schwächlicher Kompromißmann, wie Roseberry, nicht zu beschwören vermag. John Morley wäre der Einzige, der vielleicht in der Zukunft der Liberalen eine ähnliche Rolle spielen könnte, wie sie ohne Zweifel der geniale Balfour bei den Konservativen spielen wird; aber Morley ist offener Atheist und das verzeiht man heute in England noch nicht. Inzwischen wird demnächst ja nun auch die famose Homerule-Bill ans Tageslicht flattern und die Welt wird staunend erkennen, was für ein mageres, dürftiges Hühnchen dieser aufgeblasene Raubvogel ist, der angeblich das Reich zersplittern sollte. Von einigen Gutgläubigen abgesehen, die ja nie alle werden, und die immer meinen que c'est arrivé, hat ja an die Entrüstung der Minister längst Niemand geglaubt und noch weniger an den biederen Eifer für's arme Irland, der so plötzlich den um ein Schlagwort verlegenen Redeautomaten Gladstone befiel. Wenn Parnell jetzt lebte, er hielte das Zünglein der Waage in starker Hand und für Irland wäre etwas zu hoffen. Er starb dem Alten von Hawarden eben sehr gelegen, dieser Mortimer, denn die jetzigen Führer werden sich in der großen Barbierstube bei schönen Reden natürlich einseifen lassen und viel zu spät erst erkennen, was die Arbeiter lange schon mit gesundem Menschenverstande erfaßt haben, daß es nämlich Gladstone und seines Gleichen nur darauf ankommt, für ein paar Jährchen wieder mal warm zu sitzen. Dazu dient einstweilen die Homerulebill, dazu wird, Gott hilft weiter, und durchfretten muß man sich doch, eines schönen Tages wahrscheinlich die Achtstundenbill dienen, — wenn die Gewerkvereinler unklug genug sein sollten, dem alten Vogelsteller auf den Leim zu gehen.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, 15. Oktober 1892.

Pobedonoszew.

Von England aus wird gegen das russische Reich seit Jahr und Tag Krieg geführt, ein unblutiger Krieg, der doch kein Erbarmen kennt. Die Waffen liefert die Börse, in Lombardstreet hat der Generalstab seinen Sitz, Feldhauptleute sind die Rothschilds und in der City schlagen sie ihre Schlachten. Kluge Männer hatten diesen Verlauf der Dinge gleich nach Gladstones historischer Russenrede vorausgesehen, und da Konservative und Liberale in Asien gleiche Interessen haben, brachte auch das Ministerium Salisbury keine Waffenruhe. Die stillen Mittel, vor denen Maria Stuart einst schon erbangte, sind in England eben noch immer modern und noch immer versteht man jenseits des Kanals die schlaue Kunst, von Andern heiße Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen. Nicht einmal besonders klug braucht man zu sein, um zu erkennen, warum jetzt dem Deutschen Kaiser Britannien zu Füßen liegt: er soll, so hofft man, gewiß vergebens, bei unseren Vettern, gegen Rußland Kanonen auffahren, wenn die City mit ihren Kräften am Ende ist, und die Rothschilds ablösen, wenn deren strategische Talente erlahmen. Die Rechnung ist sonnenklar; da die Presse aber den Sachverhalt fälscht, glaubt die Menge noch immer, wir müßten um eigenen Vortheil und eigene Noth mit Rußland uns messen.

Der Zorn gegen das Zarenreich wird in London fabrizirt; von dort flattern die Enten auf, die den deutschen Blätterwald dann durchschwirren, und dort hat man auch die Schilderungen heilig gesprochen, die der amerikanische Reporter Kennan vom russischen Gefängnißwesen

entwarf. Die Engländer waren froh, in Philantropie machen zu dürfen, während sie gleichzeitig die Iren barbarisch mißhandelten, und gegen Rußland hielt man entrüstet lärmende Meetings ab, ohne sich darum zu bekümmern, daß Fürst Krapotkin, als verbannter Nihilist und jetziger Anarchistenhäuptling gewiß ein unverdächtiger Zeuge, in einer englischen Revue erklärte, eine Behandlung, wie er sie im französischen Gefängniß von Clairvaux erfahren, könne politischen Verbrechern in Rußland niemals und nirgend begegnen. Was verschlug das? Herr Kennan, dem Tolstoi die Thüre wies, blieb dennoch der Held des Tages, denn er besorgte pünktlich die Geschäfte der Londoner Börse und der britischen Tropenpolitik. Lustig wurde fortgelogen, Kennans Bücher, bestellte Arbeit vermuthlich, gingen reißend ab und der britische Löwe vergaß, daß Mackenzie-Wallace ihm einst über Rußland ein verständiges Buch gegeben hatte.

In Deutschland fehlt solches Buch, und den Lügen erhebt sich darum nicht das bescheidenste Hinderniß. Die Werke von Schnitzler und Harthausen sind von der Zeit überholt und zu Anatole Leroy-Beaulieus „Zarenreich und die Russen" dringt selten nur Einer durch. Herr Buloz, der Leiter der Revue des deux mondes, hatte 1872 den gescheiten Einfall, für eine Entdeckungreise nach Rußland Leroy-Beaulieu — den Historiker, nicht den Manchestermann — zu werben, um nach dem Gefabel der Lamartine, Custine, Dumas und Verne den Franzosen über Rußland die Wahrheit zu sagen. Den Redakteuren deutscher Zeitschriften fällt dergleichen nicht ein; die lassen viel lieber, und auch viel billiger, von den Anbetern Kennans oder von verärgerten Bakten sich bedienen, hetzen die Völker gegen einander und sind höchst verwundert dann, wenn die Regierung mehr Truppen verlangt. Es gäbe keine Gerechtigkeit mehr auf der Welt, wenn diese feigen Hetzbrüder, noch ehe sie im Felde Wippchendienst thun können, beim Ausbruch des heraufziehenden Krieges nicht auf offenem Markte gelyncht würden; und der Lümmel zuerst, der im „Vorwärts" Herrn Virchow anpöbelte, weil der, wie jeder noch, wenn er Rußland mit Augen sah, gegen die gefährlichen Märchen der Börsenpolitiker von Lombardstreet entschieden Front machte. Herr Virchow hat politisch damit seine beste That vollbracht und es schadet nicht, daß sie vielleicht auch aus persönlicher Eitelkeit, die an der Newa ihm reichlich befriedigt wurde, entstand. Denn — nicht ohne Grund haut Fürst Bismarck stets in die selbe

Kerbe — die größte Gefahr für Deutschland liegt in der Möglichkeit, daß es sich von der antirussischen Politik der Kanalkaufleute doch noch einmal ins Schlepptau nehmen läßt.

Kein verständiger Mensch fordert Schwärmerei für die russischen Zustände, die namentlich auf dem wirthschaftlichen Gebiet nach Besserung so dringend verlangen. Einer Frivolität ohne Gleichen aber machen unsere Zeitungen sich schuldig, wenn sie in protestantischem oder in jüdischem Fanatismus, manchmal auch ganz einfach im Solde der englischen Börse, uns täglich vorlügen, das junge Riesenreich, das den sechsten Theil des Erdballes mit Eisenbahnen bedeckt, in Sibirien Universitäten geschaffen und in Asien eine ungeheure Kulturarbeit vollbracht hat, sei ein barbarischer Staat, eine Gemeinschaft von Talglichtefressern und ein unsicherer Gläubiger. An Rußland hat noch Niemand Geld verloren, — und das kann von den nächsten Freunden Deutschlands nicht immer gesagt werden. Ob denn die Herren, die mit Druckerschwärze den Zaren feig nennen und Wyschnegradsky einen Schwindler nannten, auch bereit sind, gegen die Kosaken ihre Haut zu Markte zu tragen? Gebt doch einem Kinde ein Schwert, einem Wicht eine Feder in die Hand; ihr werdet schon sehen, was daraus entsteht. Das deutsche Volk könnte doch ganz genau wissen, daß in einem Kriege mit Rußland nichts zu gewinnen und viel zu verlieren ist — Rußland kann jede Niederlage verschmerzen, wir keine —, deshalb sollte es der ruchlosen Lügerei endlich Schweigen gebieten. Rußland ist nach jeder Schlappe nur stärker geworden und in seinem dumpfen Kismetgefühle wird der russische Bauer auch eine deutsche Invasion hinnehmen, wie er den Hunger und die Seuche hingenommen hat, während die Schrecken eines fremden Einfalles in deutsches Gebiet bei unserer behaglichen Gewöhnung an civilisirte Zustände in ihren politischen und wirthschaftlichen Folgen kaum zu übersehen sind. Das sind selbstverständliche Wahrheiten, die aber einmal ausgesprochen werden müssen, ehe es zu spät ist. Skobelew wußte schon, was er wollte, wenn er zu sagen pflegte, beim Ausbruch eines Krieges würde er sich 100 000 Kosaken vom Zaren erbitten und mit denen dann einen Grenzdurchbruch versuchen.

Schon einmal ist in diesen Blättern von der Taktik berichtet worden, die darin besteht, einen schwarzen Mann auszustopfen und nach dem dann wacker zu schießen. Soweit Rußland ins Spiel

kommt, haben die Zeitungschreiber sich gewöhnt, diesem schwarzen Manne den Namen Pobedonoszew zu geben; und was zwischen dem Baltischen Meer und dem Stillen Ozean nun auch sich ereignen mag, immer heißt es: Neue Gräuelkunde kommt aus dem Lande des Herrn Pobedonoszew. Als der Angegriffene aufgefordert wurde, doch endlich sich zu vertheidigen, gab er zur Antwort, mit einem Glase könne er nicht einen ganzen See ausschöpfen und er müsse geduldig warten, bis von der Leibeigenschaft einstmals die europäische Presse befreit sein würde; vorläufig könne er nur die Achseln zucken und an das Wort des Matthäus über das falsche Zeugniß mahnen.

Die Legende sagt, Herr Pobedonoszew sei im Zarenreiche der wichtigste Mann, des dritten Alexanders intimster Freund und der absolute Beherrscher des religiösen Lebens und der Erziehung des Volkes. So oft in Rußland etwas Unkluges oder Schlimmes geschieht, und das kommt nicht ganz selten vor, gleich heißt es: Aha! Pobedonoszew! Bald soll er dem baltischen Adel, bald der evangelischen Kirche den Untergang geschworen haben und sein Einfluß wird in so leuchtenden Farben gemalt, daß man sich die Erledigung russischer Regierunggeschäfte schon im Stil der großen Szene zwischen dem König Philipp und dem Inquisitor denken muß, um auf der Höhe des Glaubens zu bleiben.

Was ist denn dieser schwarze Mann nun eigentlich? Konstantin Petrowitsch Pobedonoszew ist Oberprokurator der heiligen Synode, der Körperschaft, die nach Nikons Fall von Peter dem Großen an die Stelle des ökumenischen Patriarchates gesetzt worden ist. Peter war gar nicht dumm: er etablirte sich als einzigen Selbstherrscher und schützte sein Reich für immer vor andrer Unfehlbarkeit, denn ein Kollegium wie die Synode, deren Mitglieder in ihrer Mehrheit vom Zaren ernannt werden, kann nie daran denken, auf Unfehlbarkeit Ansprüche zu erheben. Durch die Kraft ihres Amtes sitzen in der Synode nur der Eparch von Georgien und die drei Metropoliten von Kiew, Moskau und Petersburg; die übrigen Mitglieder, auch den ersten Armengeistlichen und den eigenen Beichtiger, beruft der Zar. Der Oberprokurator ist ein Laie; er hat ein Vetorecht, das alle Beschlüsse der Synode aufhebt, und da in seinen Händen das Kollegium ziemlich willenlos ist, beherrscht er thatsächlich das religiöse Leben und den Seminarunterricht, — aber nur im Machtbereiche der orthodoxen russischen Landeskirche. Mit den heterodoxen

Konfessionen, mit Protestanten, römischen Katholiken, Juden und Mohamedanern hat die Synode gar nichts zu schaffen. Deren Angelegenheiten gehören zum Ressort des Innern, und Herr Pobedonoszew erfährt von ihnen überhaupt nur, wenn irgend eine Frage ins Ministerkomité oder in den Staatsrath, denen er angehört, gelangt; sich sonst um sie zu bekümmern, verbietet ihm das Reichsgesetz und die Satzung der griechischen Kirche. Wenn also in Rußland die Protestanten geschunden werden und die Juden verbrannt, dann ist es jedenfalls nicht Pobedonoszew, der Ruthen und Reisig herbeiträgt.

Die griechische Kirche ist viel selbständiger, als man gemeinhin glaubt; der Zar ist nicht summus episcopus, er ist nur Kirchenpatron und Chef der Verwaltung, die auch noch durch das kanonische Recht begrenzt ist; in dogmatischen und rein religiösen Fragen aber gilt nicht seine Stimme, sondern die eines ökumenischen Konzils. Diese Grenze hat noch kein Selbstherrscher zu überschreiten versucht; nur Paul I. hatte den brennenden Wunsch, selbst einmal eine Messe zu lesen. Daher hat der Oberprokurator der Synode, der eigentlich unser Kultusminister ist, ungleich seltener als seine Ministerkollegen Veranlassung, dem Zaren Vortrag zu halten; Pobedonoszew, in dem Alexander III. den ehrlichen Mann und seinen einstigen juristischen Lehrer schätzt, hält dem Kaiser, von den Sitzungen des Staatsrathes abgesehen, im Jahr höchstens sechsmal Vortrag; — schon aus dieser Thatsache mag man erkennen, wie märchenhaft heute sein Einfluß überschätzt wird, der in den letzten Jahren fast völlig geschwunden ist.

Es ist wahr: Die Andersgläubigen, die fremden Konfessionen und die Raskolniken (Sektirer), werden in Rußland arg bedrängt und oft mit einiger Brutalität niedergedrückt; auch Leroy-Beaulieu hat im dritten und letzten Bande seines Werkes diese Zustände beklagt und in beredten Worten die Sache der religiösen Freiheit geführt. Ihm antwortete der Vicomte de Vogué, der Schwager des Generals Annenkow und heute der feinste Erkenner russischen Wesens im Westen und einer der gebildetsten Europäer zugleich: „Ich habe das Glück, ein Franzose zu sein und einem Lande anzugehören, das den Priestern gestattet, im verschlossenen Wagen den Sterbenden die Sakramente zu bringen; als Franzose gebe ich Herrn Leroy-Beaulieu Recht, als Russe würde ich ihn um ein kleines Bedenken bitten. Rußland ist im ursprünglichsten Sinne des Wortes ein Islam, d. h. ein Volk, das sein nationaler

Gott einem bestimmten Ziele entgegen treibt, in der Faust das Schwert, dessen Knauf das griechische Kreuz schmückt, wie des Muselmanen Yatagan einst der Halbmond bestrahlte. Sollte dieser Vergleich die Russen kränken, obwohl die Geschichte ihn von den Dächern schreit, dann will ich sie daran mahnen, daß zur Zeit der Kreuzzüge auch der katholische Westen ein Islam war und nur daraus die Kraft empfing, den orientalischen Islam, ehe er uns verschlingen konnte, zu Boden zu zwingen. Ich glaube nun, derartige Missionen sind mit religiöser Toleranz nicht vereinbar und so wenig wie der Kalif oder der Frankenkönig der Kreuzfahrt kann der orthodoxe Zar Duldsamkeit üben, besonders dann nicht, wenn in ihm das Gefühl der nationalen Mission sehr lebendig ist."

In Alexander dem Zweiten lebte das Gefühl der nationalen Mission nicht eben kraftvoll; er umgab sich mit Deutschen und Deutsche thaten seinem zweiten Sohne, der jetzt die Krone trägt, manche Unbill an. Der Vater schwelgte in westlichen Idealen und konnte deshalb auch tolerant sein; der Sohn will als Russe unter Russen friedlich leben, hält sich für den Vollstrecker göttlichen Gebotes und ist deshalb toleranter Schwäche auch unzugänglich. Man darf den Wechsel beklagen; unklug aber ist es und durch die völlige Unkenntniß russischer Zustände nur erklärlich, wenn man heute ein Phantom erschafft und, wo es sich um den Ausfluß bestimmter politischer Ueberzeugungen handelt, die in der Zeit eines aufgetriebenen Nationalismus ihr Gepräge erhielten, jeden Versuch der Erkenntniß mit dem blöden Geschrei niederbrüllt, über Pobedonoszew, den Knebler freier Gewissen.

Mit der Politik des Zaren, die wir durch Paraden und Admiralsröcke nicht ändern können, müssen wir uns zu rechnen gewöhnen und wir müssen aufhören, an eine fremde Civilisation, die nach eigenem Gesetz sich entwickelt, mit unseren Maßstäben heranzutreten, die oft zu lang sind, mitunter aber auch zu kurz. Die lieben Engländer stecken uns den Kennan in die Hand und schwindeln uns einen fabelhaften Großinquisitor vor, weil sie ganz genau wissen, daß es immer gutherzige Deutsche gab, giebt und geben wird, die da wähnen, für Humanität und Glaubensfreiheit zu kämpfen, derweil sie mit Gut und Blut Englands indische Grenzen vertheidigen, die Dardanellen, das Pamir-Plateau und den Suezkanal.

Soziale Strömungen im Judenthum.

Die Geschichte des alten Judenthums ist das Beispiel, an dem man den Antagonismus politischer und sozialer Fragen am besten erkennen kann. Die israelitischen Denker waren die ersten, die sich gegen die Ungerechtigkeit der Welt empörten und die Ungleichheiten, Mißbräuche und Bevorzugungen, ohne die es keine Armee und keine starke Gesellschaft giebt, nicht länger ertragen wollten. Sie gefährdeten die Existenz ihrer kleinen Nation, begründeten aber zugleich den religiösen Bau, der unter den Namen: Judenthum, Christenthum, Islam, der Menschheit bis zu unseren Tagen ein Obdach gewährt hat. Es liegt darin eine Lehre, der unsere modernen Völker nie genug nachdenken können. Die Nationen, die sich den sozialen Fragen ergeben, gehen zu Grunde: soll aber diesen Fragen die Zukunft gehören, so ist es erhebend, für die einst siegreiche Sache zu sterben. Alle vernünftigen Bürger Jerusalems waren, etwa 500 Jahre vor Christo, wüthend auf die Propheten, die jede militärische oder diplomatische Aktion unmöglich machten. Und doch, wie schade wär's, wenn diese erhabenen Thoren in ihrem Thun gehindert worden wären! Jerusalem wäre dann etwas länger die Hauptstadt eines unbedeutenden Staates geblieben, die Religionshauptstadt der Menschheit aber wäre es niemals geworden.

* * *

Die Vernichtung der Stadt Samaria beförderte, nach althergebrachtem Gesetz der Geschichte, den Aufschwung ihrer Rivalin —: Jerusalems. Die geistliche und literarische Arbeit, die bis dahin in den beiden getrennten Reichen Jakobs geleistet worden war, wird von nun an durch Juda allein vollendet werden. Und Juda war Jerusalem. Die Religion Israels hatte bis jetzt keinen Namen gehabt: in der Form, die ihr der Genius Jerusalems geben wird, erhält sie den Namen: Judenthum. Durch diese straffe

Zusammenfassung erhielt die Kraft der durch die Propheten entzündeten religiösen Bewegung einen höheren Grad der Intensität. Die kleine Davidsstadt wird zum Schaffensherd, wie es auf dem religiösen Gebiete bis dahin noch keinen gab. Die sittlichen und die sozialen Fragen treten dort mit einer außergewöhnlichen Orignalität auf. Die erste organisirte Religion ist im Begriff, sich zu bilden; das Christenthum, der Islam, der Protestantismus und, mutatis mutandis, der moderne Sozialismus werden daraus entstehen.

Der Jahveismus, der Elohismus und die gottesdienstlichen Formen, die sich daran knüpften, sogar die Disziplinen, die seit Jahrhunderten den Prophetismus bildeten, waren noch keine Religionen, denen der Gedanke der Einheit Dauer verbürgen konnte. Es waren energische Keime, aus denen der Stamm des Religionsbaumes der Menschheit hervorwachsen sollte, — allein es waren eben nur Keime. Die Reformen des Hiskia und des Jesaia, die Bücher, die daraus entstanden sind, der furchtbare Fanatismus des Jeremias, die Gefangenschaft und die Rückkehr wurden zum Bande, das alle diese Erscheinungen zu einem von nun an unzerstörbaren Ganzen zusammenknüpfte. Mit dem Verschwinden des Reiches Israel verschwand auch dessen Religion; das Reich Juda verschwindet, doch seine Religion wird es überleben. Das Judenthum verwandelt sich aus einem lokalen Glaubensbekenntniß in eine Religion, die, durch keine Fessel an ein bestimmtes Reich gebunden, in allen Ländern befolgt und von den verschiedensten Rassen angenommen werden kann.

Zwei große Männer, Hiskia und Jesaia, stehen am Anfange dieser außerordentlichen Bewegung, die über das Schicksal der Menschheit entschieden hat. Die äußeren Verhältnisse kamen ihnen mächtig zu Hilfe. Die drei Jahre der Belagerung Samarias und die darauf folgenden waren für Jerusalem heiße Fieberzeiten. Jeden Augenblick glaubte man zu sehen, wie die Geißel, die Ephraim vernichtete, sich gegen Judäa wenden würde. Eine Art von Patriotismus verwehrte Jesaia und Micha, bei der Einnahme Samarias, allzu laute Freudenrufe auszustoßen: in der That jedoch war der Sieg des Jahveismus vollständig. Die Voraussagungen der Propheten von Juda hatten sich erfüllt. Das Reich Ephraims war gefallen, als Opfer seiner Untreue gegen Jehova. In ganz Syrien blieb nur Jerusalem verschont. Nichts konnte tiefe Absicht deutlicher offenbaren. Von dem Augenblick an, wo man zugab, die Assyrer wären die Geißel, mit der Jehova die Völker schlug, konnte diese Immunität Jerusalems nur die Folge eines göttlichen Schutzes sein. Eine schöne Stelle bei Jesaia,*)

*) Jesaia X, Kap. 5 und folgende.

die sich auf diese Zeit zu beziehen scheint, enthält die vollständige Theorie der Vorsehung, wie sie die Propheten verstanden und wie sie bis Bossuet als allgemeine Philosophie der Geschichte uns erhalten geblieben ist.

Gott regiert die Welt durch die Strafe. Zum Strafen bedarf er der Werkzeuge, doch diese Werkzeuge kennen die Hand nicht, die sich ihrer bedient; sie bilden sich ein, eigenmächtig zu vollführen, was doch Gott ihnen zu thun befiehlt. „Ich habe es durch meiner Hände Kraft ausgerichtet", sagt sich der Assyrer, „und durch meine Weisheit, denn ich bin klug. Ich habe die Länder anders getheilet und ihr Einkommen geraubt und wie ein Mächtiger die Einwohner zu Boden geworfen!" — Welche Thorheit! „Mag sich auch eine Axt rühmen wider den, so damit hauet oder eine Säge trotzen wider den, so sie ziehet? Wie der rühmen kann, der den Stecken führet und hebt und führet ihn so leicht, als wäre er kein Holz!"

Die Eitelkeit des Assyrers wird bestraft. Seine Aufgabe ist, die Völker nach einander auszurotten. Calno und Carchemis, Hamath und Arpad,*) Damascus und Samaria sind unterlegen.**) Die Stadt Jerusalem, die das Beispiel Samarias nicht weiser machte, wird das gleiche Schicksal haben. Der Prophet hört förmlich schon, wie die Schritte des Feindes, vom Norden kommend, Alles auf ihrem Wege zerstampfen.

„Er kommt — — gen Ajath***), er zieht durch Migron, er mustert seinen Zug zu Michmas.

Sie ziehen vor unserem Lager Geba vorüber; Rama erschrickt, Gibea Sauls flieht.

Du Tochter Gallim schreie laut; merk auf, Laisa, du elendes Anathoth!

Madmena weicht, die Bürger zu Gebims stärken sich!"

Man bleibet vielleicht einen Tag zu Nob; so wird er seine Hand regen wider den Berg der Tochter Zions und wider den Hügel Jerusalems!" —

Gerade in dem Augenblick, da der Assyrer der Einnahme Jerusalems sich sicher glaubt, ergreift Jehova die Axt wider ihn. Der Assyrer war, wie der Libanon, „bedeckt mit hohen Wäldern", — aber siehe, der Herr, Herr Zebaoth, wird die Aeste mit Macht verhauen, und was hoch aufgerichtet steht, verkürzen, daß die Hohen geniedriget werden.†) Die Niederlagen Israels haben die Eigenthümlichkeit, niemals vollständige zu sein. Ein Theil wird durch Jehovah immer aufbewahrt, um als Kern für die Wiedergeburt zu dienen, die das Zeitalter des Glückes sein soll. Die Gerechten sind die Bereiter des Sieges gewesen, die Gerechten werden herrschen unter

*) Tell Arpad, nördlich von Aleppo.

**) Merkwürdig, daß dabei von Tyros nirgend gesprochen wird.

***) Jesai Kap. X. V. 28 und folgende.

†) Jesai X. V. 33—34.

dem Szepter eines vollkommenen Königs, der, im Geiste des Propheten, Hiskia zugleich ist und der ideale König der zukünftigen Theokratie.

„Und es wird eine Ruthe aufgehen von dem Stamme Isai und ein Zweig aus seiner Wurzel Frucht bringen.*)

Auf welchem wird ruhen der Geist des Herrn, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Raths und der Stärke, der Geist der Erkenntniß und der Furcht des Herrn.

Und sein Richten wird sein in der Furcht des Herrn. Er wird nicht richten nach dem seine Augen sehen, noch strafen, nach dem seine Ohren hören;

Sondern wird mit Gerechtigkeit richten die Armen und mit Gericht strafen die Elenden im Lande; und wird mit dem Stabe seines Mundes die Erde schlagen, und mit dem Odem seiner Lippen die Gottlosen töten.

Gerechtigkeit wird der Gurt seiner Lenden sein und der Glaube der Gurt seiner Nieren.

Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen und die Pardel bei den Böcken liegen. Ein kleiner Knabe wird Kälber und junge Löwen und Mastvieh mit einander treiben.

Kühe und Bären werden an der Weide gehen, daß ihre Jungen bei einander liegen; und die Löwen werden Stroh essen, wie die Ochsen.

Und ein Säugling wird seine Lust haben am Loch der Otter und ein Entwöhneter wird seine Hand stecken in die Höhle der Basilisken.

Man wird nirgends verletzen, noch verderben, auf meinem heiligen Berge; denn das Land ist voll Erkenntniß des Herrn, wie mit Wasser des Meeres bedeckt.

Und wird geschehen zu der Zeit, daß die Wurzel Isai, die da steht zum Panier den Völkern, nach der werden die Heiden fragen und seine Ruhe wird Ehre sein.

Und der Herr wird zu der Zeit zum andern Mal seine Hand ausstrecken, daß er das Uebrige seines Volkes erkriege, so übergeblieben ist von Assyrern, Egyptern, Pathras, Mohrenland, Elamiten, Sinear, Hamath und von den Inseln des Meeres.

Und wird ein Panier unter die Heiden auswerfen und zusammenbringen die Verjagten Israels, und die Zerstreueten aus Juda zu Hauf führen von den vier Oertern des Erdreichs.

Und der Neid wieder Ephraim wird aufhören, und die Feinde Judas werden ausgerottet werden, daß Ephraim nicht meide den Juda und Juda nicht sei wider Ephraim."

Die beiden so vereinigten Stämme Israels werden die Philister, die Edomiter, Moabiter und Ammoniter besiegen. Jehova wird das Wunder des Auszugs aus Egypten erneuen und das Wasser des Euphrates zurückstauen, um den Resten seines Volkes, die in Assyrien zerstreut sind, die Möglichkeit zu geben, sich wieder zu sammeln. Dann jubeln die Gerechten des idealen Reiches einen Triumphgesang. Der Sieg wird die Frucht der

*) Jesaia XI.

sittlichen Erhebung sein, denn nur der Reine kann Jehovas Schutz genießen. Die wahre Politik basirt auf den Geboten der Sittlichkeit. Eine Nation, die diese Gebote erfüllt, kann geprüft, doch nimmer besiegt werden.

Niemals zeigt sich der Gedanke israelitischer Pietisten deutlicher als in diesem Augenblick. Der Staat ist ein Ausdruck der Religion. Feinde oder laue Diener Jehovas richten die öffentliche Wohlfahrt zu Grunde; so ist denn die erste Pflicht der Bewacher der öffentlichen Wohlfahrt, dafür zu sorgen, daß nach seinem Wunsche dem Jehova gedient wird. Der wahre Kultus Jehovas aber ist die Reinheit des Herzens und der Handlungen, und der Abscheu gegen materielle, aus Holz oder aus Metall geformte Idole. Jehovas Diener sind die Armen und Demüthigen. Die Reichen sind gewöhnlich hart, gottlos und jähzornig. Die erste Pflicht eines frommen Herrschers ist die Gerechtigkeit gegen diese Armen Gottes und die kraftvolle Unterdrückung ihrer Ausbeutung durch die Reichen. Schließlich werden die Armen zur Herrschaft gelangen.

Das war die Lehre aller Propheten des Jahveismus, ohne sonderlich merkbare Verschiedenheit in den Nuancen. Und die Partei der Propheten war in Jerusalem allmächtig während der auf die Zerstörung des Reiches folgenden Jahre. König Hiskia schloß sich ihr rückhaltlos an. Sein Charakter trieb ihn zur Gerechtigkeit und Frömmigkeit. Die Gesammtheit der hebräischen Schriften war bereits bedeutend und konnte recht wohl als Basis einer sittlichen Erziehung dienen. Hiskia hat daraus viele seiner guten Eigenschaften und den Ernst seines Geistes geschöpft. Er scheint jünger als Jesaia gewesen zu sein; die geistige Kultur, die Jesaia von Micha unterscheidet, durchdrang ihn noch tiefer. Er war beinahe ein Gelehrter.*) Er war vor Allem ein Pietist; man stand aber erst am Anfange; die Ausschreitungen des Eifers, zu denen der Pietismus leicht verleitet, werden für diesmal noch vermieden.

Man ist manchmal geneigt zu glauben, das Feuer, mit dem Hiskia sich der wahren Religion widmete, sei das Resultat einer plötzlichen Bekehrung gewesen, eines mächtigen, sittlichen Umsturzes, der ihn von nun an unwiderruflich an die Ideen festband, in denen er absolute Wahrheit erkannt hatte.**) Die offizielle Proklamirung des Judenthums würde so mit der des Buddhismus viel Aehnlichkeit haben, die durch die Bekehrung des Königs Asoka hervorgerufen wurde. Doch die jüdische Psychologie scheint einen Anlaß dieser Art nicht erfordert zu haben. Die Sprache des Jesaia und des Micha während der ersten Jahre der Regierung Hiskias

*) Sprüche XXV. 1.
**) II. Chronika XXX und XXXI.

unterscheidet sich nicht besonders von der, die sie unter Ahaz führten. Der Jahveismus barg in sich einen theokratischen Gährungsstoff, der sich naturgemäß entwickeln mußte. Der Jahveismus der Propheten von Juda ist hauptsächlich eine soziale Religion; sein Ziel ist die Reform der Gesellschaft nach den Gesetzen der Gerechtigkeit. Der König ist die Krönung des jahveistischen Gebäudes. Er ist gewählt und geheiligt durch Gott. Er ist der Maschiasch (der Gesalbte) des Herrn. Seine Pflicht ist, Gottes Herrschaft zu befestigen und den Rath der göttlichen Männer, d. h. der Propheten, zu befolgen. Hiskia brauchte also nur den Andeutungen der Ereignisse — die Eroberung Samarias, die Sklaverei des Hosea — zu folgen, die für ihn als sichtbare Offenbarungen des göttlichen Willens galten. In Hiskia lebten nicht zwei Menschen. Er war ein Ueberzeugter, der durch die mehr oder weniger augenscheinlichen Zeichen betroffen wurde. Hätte Salmanassar seinen Feldzug nach Syrien nicht unternommen, so hätte Jerusalem wahrscheinlich in unveränderter religiöser Lauheit fortvegetirt, trotz Jesaia und Micha. Was sage ich? Ohne die großen Ereignisse, die eine Rechtfertigung der jahveistischen Prophezeihungen schienen, wären Jesaia und Micha nicht das gewesen, was sie geworden sind. Jehova ist der lebendige Gott der Geschichte, der die Welt regierende Gott. Er triumphirt durch die Geschichte, die großen Weltrevolutionen sind die Aeußerungen seines Geistes.

* * *

Von 721—711 ungefähr scheint es dem Lande Juda ziemlich wohl ergangen zu sein. In den ersten Jahren nach der Einnahme der Stadt Samaria nimmt Hiskia dem assyrischen Reiche gegenüber die Stellung eines Vasallen ein. Doch ein Umstand kam dazu, der diese Stellung weniger peinlich machte, als man vermuthen sollte. Salmanassar starb vor dem Ende seines Feldzuges gegen Samaria und hatte als Nachfolger einen seiner Offiziere, Saryoukin oder Sargon, und der Anfang einer neuen Dynastie ist immer eine günstige Zeit für Alles, was durch die vorhergegangene geknechtet und niedergehalten wurde.

Sargon war ein zu mächtiger Monarch, als daß der vorsichtige Hiskia an eine Empörung gegen ihn denken konnte; trotzdem waren die Vorschläge Egyptens, ob sie nun offen ausgesprochen oder nur angedeutet wurden, für Juda eine ewige Verlockung, dasselbe etwa, was in unserer Zeit die russische Alliance für Frankreichs unruhige Geister ist. Die politischen Rathgeber des Königs waren ihnen günstig, darunter vor Allen ein gewisser Sebna oder Sebent (vielleicht ein Sebennite), sicher ein Fremder ohne Ahnen, der jedoch

den Titel „Soken" oder intimer königlicher Rathgeber zu erringen wußte und mit den Aemtern des Kanzlers und Finanzministers bekleidet wurde. Jesaia und die Propheten waren gegen die egyptische Verbindung, weil ihre Prinzipien menschliche Hilfe als eine Beleidigung Jehovas betrachteten, und auch, weil sie richtigere Begriffe über die militärische Lage hatten.

Im Jahre 711 war die Verlockung stärker denn je. Der Tartan oder Befehlshaber der Armeen des Sargon durchschritt das jüdische Land, um eine Expedition nach Egypten und Aethiopien zu führen. Die erste That des Feldzuges war die Belagerung von Asdod. Eine allgemeine Liga der egyptischen und palästinensischen Länder schien geboten zu sein. Jesaia machte gegen diese Politik die lebhafteste Opposition und verwandte, um sie zu bekämpfen, die energischen Mittel der sichtbaren Vorführung, die in seiner Gewohnheit lagen. Eines Tages sah man ihn barfuß und gänzlich entblößt durch die Straßen Jerusalems schreiten. Er erklärte, Jehova habe ihm befohlen, sich so zu zeigen, damit Jedermann den schmählichen Zustand sehen könnte, in dem der König von Assyrien seine Gefangenen aus Egypten und Aethiopien zurückführen würde.

Der Haß des Jesaia gegen den Finanzminister, den er „die Schande des Hauses seines Herrn" nennt, hat sich in weniger bizarrer Form in einer Strophe offenbart, wo die Hintertreppenintriguen am Hofe Hiskias deutlich zu erkennen sind.*) Sebna, dessen Vater niemals genannt wird und der von niedriger Geburt sein sollte, machte ein großes Haus und ließ sich sogar als echter Emporkömmling in dem Felsen des königlichen Hügels eine Grabstätte aushauen. Das empörte die Pietisten-Clique. „Jehova", sagten sie, „wird ihn von der Höhe seiner Ehren stürzen, seine Wagen und Rosse werden ihm nichts nützen". Augenscheinlich war die Intrigue, um Sebna zu ersetzen, schon fix und fertig. Der Kandidat der theokratischen und antiegyptischen Partei war Eliakim, Sohn Hilkias**), der nach den Gebräuchen des Orients seine ganze Familie mit sich zu den höchsten Ehren erheben sollte. Nach den Worten Jesaias redet Jehova den Sebna an und macht Reklame für den heiligen Mann, der die schweren Fehler des Missethäters verbessern wird.

„Ich werde meinen Diener rufen, Eliakim, Sohn des Hilkias, und werde ihn mit Deinem Mantel bekleiden und mit Deinem Schwerte umgürten und Deine Macht in seine Hand legen, und er wird ein Vater für das Volk Jerusalems sein und für das Haus Juda, und ich werde den Schlüssel des Hauses David auf seine Schulter legen. Wo er aufschließet, wird Keiner zuschließen, und wo er zuschließt, wird Keiner aufschließen. Ich werde ihn ein-

*) Jesaia XXII v. 15—25.
**) Jesaia XXXVI v. 3.

treiben wie einen Pflock in eine sichere Stelle, man wird auf ihn den ganzen Ruhm des Hauses seines Vaters aufhängen: edle Zweige und bescheidene Ableger, große und kleine Gefäße, von Töpfen bis zu den Krüglein.*) In diesen Tagen im Gegentheil, sagt Jehova Zebaoth, wird der Nagel, der fest eingeschlagen schien, erschüttert sein und nachgeben und fallen und die Last, die darauf ruhte, wird zu Grunde gehen, denn Jehova hat es gesagt."

In der That wurde Sebna aus seiner Kanzler-Stellung durch Eliakim verdrängt. Trotzdem behielt er bei Hofe eine große Macht. Alles in Allem hatte Jesaia Recht, trotz der Sonderbarkeit seines Beweises. Egypten war keine solide Stütze, Assyrien schien Jehovas richtiges Werkzeug zu sein, denn Assyrien war stark. Die Propheten, die in jeder siegreichen Sache die Hand Jehovas erblickten, mußten für Assyrien sein. Die heidnische Kraft, die mit der Mission betraut wurde, Jehovas Urtheile zu vollstrecken, sein Bevollmächtigter zu sein und seine Pläne auszuführen, mußte heilig erscheinen. So wurde die Partei der Propheten dazu gebracht, erst Assyrien, dann Persien als göttliche Institutionen zu begrüßen. Die römische Kurie, die sich stets auf die Seite des Mächtigsten geschlagen hat, ist die echte Erbin dieser Politik. Der Starke erfüllt den göttlichen Willen; ihm nicht gehorchen, heißt dem göttlichen Willen ungehorsam sein. Man muß hier noch bedenken, daß die Assyrer, die in religiöser Beziehung beinahe indifferent waren, von der frommen Bevölkerung Syriens etwa so betrachtet wurden, wie die Mongolen von den Kreuzzüglern. Sie griffen die religiöse Freiheit nicht an, die einzige, die von diesen Nationen stets gewünscht wurde. Politischer Unterthan eines Reiches zu sein, das seine Religion respektirt, das ist seit der ältesten Zeit die von Israel völlig logisch und konsequent erwünschte Stellung.

Die Organisation des Königthums scheint in den guten Jahren des Hiskia die Kraft wiedergefunden zu haben, die sie in den glücklichsten Epochen der Dynastie Davids besaß. Der König ist umgeben von „Soferim", die eine Art von Verwaltungbeamten bilden, und von „Sokenim", die als Minister und Geheimräthe fungiren. Der Palastpräfekt oder Kanzler ist der erste Soken, eine Art von Vezir. Diese Stelle brachte eine große Macht mit sich und war die Ursache lebhafter Intriguen, wie wir es bereits im Falle Sebna und Eliakim gesehen haben. Die Priester scheinen untergeordnet und auf den Tempeldienst beschränkt gewesen zu sein. Die Propheten waren Alles. Sie haben Alles gewonnen, was die bürgerliche Ordnung durch die Siege Assyriens verloren hatte.

---

*) Ein Gedanke, der in unserer Zeit epigrammatisch lauten würde: „Alle Mitglieder der Familie Eliakim, große und kleine, werden ein Amt erhalten."

Die öffentlichen Arbeiten in Jerusalem, die schon unter Ahaz sehr lebhaft im Gange waren, wurden es noch mehr unter Hiskia. Es begann eine wahre Umgestaltung der Stadt; die Bevölkerung vermehrte sich; es ist wahrscheinlich, daß viele seit der Vernichtung des nordischen Reiches heimathlos gewordene Israeliten sich dort ansiedelten.

Die sozialistischen Utopien bedürfen einer günstigen Zeit, um sich frei entwickeln zu können. Man deklamirt mit Bequemlichkeit nur dann, wenn man nicht sonderlich unglücklich ist. Und was Jesaia in Augenblicken schlechter Laune auch sagen mag —: die Regierung förderte die Ordnung und die Gerechtigkeit, soweit das die örtlichen und zeitlichen Umstände nur irgend gestatteten. Doch große Nationen sind unersättlich sie protestiren immer gegen die Lücken und Mängel der ihnen bewilligten Freiheit und Gleichheit. Es ist nicht gut, wenn man leicht zufrieden gestellt ist. Der Zustand religiöser Unruhe, in dem die Propheten lebten, war der große religiöse Fortschrittstrieb des Volksgenius, und der sicherste Bürge seiner Zukunft. Die Unmöglichkeit der Träume, die jene wundersamen Agitatoren nicht schlafen ließen, konnte sich noch nicht offenbaren. Sie wollten die Gerechtigkeit. Es war viel Zeit nöthig, um zu der Erkenntniß zu gelangen, daß die Mißbräuche, die sie Ungerechtigkeiten nannten, in den Daseinsbedingungen der Natur liegen, und daß man, um diese Mißbräuche zu beseitigen, das Leben der Menschheit zum Stillstand bringen müßte.

Ernest Renan.

Die Arbeiteinstellung auf den Kohlengruben Durhams im Jahre 1892.*)

Nachdem am 26. und 27. Sept. 1890 der Verein für Sozialpolitik über Arbeiteinstellungen und die Fortbildung des Arbeitvertrages verhandelt hatte, faßte der Vorsitzende den Gesammteindruck der Verhandlung, dahin zusammen, daß nach Ansicht zwar nicht der gesammten Versammlung wohl aber der großen Majorität nur dann eine Sicherung unserer staatlichen und gesellschaftlichen Zustände zu erreichen sei, „wenn wir für die Aufgaben des sozialen Lebens mit genossenschaftlich geeinten Arbeitern als gleichberechtigten Faktoren zusammenwirken, also nicht bloß für die Arbeiter, sondern mit den Arbeitern thätig handeln, wenn so die Arbeiter sich selbst als eingegliedert in unsern wirtschaftlichen Organismus empfinden, und wenn auf diese Weise das unabweisliche Bedürfniß der Arbeiter nach selbstthätiger Mitbestimmung ihrer Lebensbedingungen in einer mit dem Wohl und dem Frieden der Gesammtheit vereinbarten Weise befriedigt ist." Ein ähnlicher Standpunkt wurde in den letzten Jahren von nicht wenigen unserer Nationalökonomen literarisch vertreten. Während zahlreiche deutsche Arbeitgeber durch Befürwortung und Einführung von sogenannten Arbeiterausschüssen ähnlichen Gedanken Ausdruck gaben, fehlte es nicht an Widerspruch seitens mächtiger Interessentenkreise.

Die Polemik hat wiederholt an mein 1890 erschienenes Buch „Zum

*) Dr. Reißmann-Grone. Essen 1892. Vergl. auch Bericht der von industriellen landwirtschaftlichen Vereinen nach England entsendeten Kommission zur Untersuchung der dortigen Arbeitverhältnisse, Mitscher und Röstell, Berlin 1890. Nach S. 6 der erstzitirten Schrift gehört nur jeder zweite Bergmann in Northumberland dem Gewerkverein an, während er nach mir so gut wie alle Bergleute umfasse. Der Widerspruch löst sich dahin auf, daß die jugendlichen Arbeiter unter Tage in der Gesammtzahl der Bergleute inbegriffen sind, aber nicht dem Verein angehören, meist sind sie Söhne älterer Bergleute und Gewerkvereinler, doch indirekt durch den Verein mit vertreten.

sozialen Frieden" angeknüpft, so neuerdings in einer Schrift über die „Arbeiteinstellung auf den Kohlengruben Durhams 1892." Nicht aus Sucht der Ausländerei habe ich in jenem Buche englische Verhältnisse behandelt, sondern einfach aus folgendem Grunde. England ist dasjenige Land, welches nicht nur am früheſten zur modernen Produktionsweise übergegangen ist; noch heute beruht seine Volkswirthschaft mehr als die irgend welcher andern Nation auf großindustrieller Grundlage; daher sind dort die sozialen Probleme der Gegenwart, welche erst mit der Großindustrie in das Leben treten, am weiteſten entwickelt. England ist daher das geeignetste Beobachtungsfeld, wenn es sich um Feststellung der Tendenzen dieser Entwickelung handelt. Diese Untersuchung aber wird um so mehr patriotische Pflicht, als auch die deutsche Volkswirthschaft immer mehr auf industrielle Grundlage rückt.

Auf dem Standpunkt des „nec gaudere nec lugere sed intelligere" stehend, war ich weit entfernt, die sozialen Zustände Englands, insbesondere die englischen Gewerkvereine, zu „verherrlichen". Vielmehr behandelte ich jene Organisationen als Ergebnisse der modernen Produktionsweise, welche — ob gut, ob schlecht — mit einer gewissen Stufe der wirthschaftlichen Entwickelung nothwendig verknüpft seien. Hieraus ergiebt sich, wie fern mir der Vorschlag gelegen hat, die Trades Unions in Deutschland „einzuführen"; wiederholt, so auch neuerdings in meinem „Großbetriebe"*) habe ich auf die wirthschaftlichen Verschiedenheiten zwischen England und Deutschland hingewiesen, woraus für mich die Verschiedenheit der sozialen Verhältnisse von selbst folgt.

Während man aber in Deutschland vielfach an der Möglichkeit einer friedlichen Fortentwickelung zweifelt und in Pulver und Blei die letzten Rettungmittel sieht, habe ich für England, das eine spätere wirthschaftliche und soziale Entwickelungstufe darstellt, die Möglichkeit einer Weiterentwickelung auf gesetzlichem Wege betont. Demgegenüber wurden die englischen Gewerkvereine, so neuerdings in der oben zitirten Schrift, als „vorzügliche Leiter" des sozialrevolutionären Giftes bezeichnet.

Es ist die Aufgabe gerechter Würdigung gegnerischer Meinungen, sie als geschichtlich nothwendig zu begreifen. Indem man ihnen einen Platz in der Entwickelungkette anweist, erkennt man sie zwar als relativ berechtigt, dabei aber als unmächtig und vergänglich. Gehen wir ein Halbjahrhundert zurück. Die Frage der Arbeiterkoalitionen existirte damals nur für England, als dem Lande, welches zuerst den Uebergang zur Großindustrie vollzogen hatte. Wie standen zu dieser Frage der Staat, die öffentliche

*) Der Großbetrieb ein wirthschaftlicher und sozialer Fortschritt. Leipzig, Duncker und Humblot 1892.

Meinung, die Arbeitgeber? Sir Robert Peel, der damalige Premierminister verurtheilte auf das schärfste „jene verabscheuungwürdigen Vereinigungen, welche Freiheit und Gedeihen der Industrie schwer beeinträchtigten". Mit Gesetzen und krimineller Bestrafung suchte man sie zu unterdrücken. Daß die Verbündungen der Arbeiter Auflehnung gegen die bestehende Ordnung seien, stand der öffentlichen Meinung fest Die Nationalökonomen betrachteten sie als verwerflichen Eingriff in die Freiheit des Individuums. Die Arbeitgeber betrieben mit allen Mitteln die Politik der Bekämpfung. Nicht selten legten sie ihren Leuten die Bedingung auf, ihren Gewerkverein abzuschwören; sogenannte schwarze Listen mit den Namen aller der Arbeiter, die durch Theilnahme an jenen Vereinsbestrebungen kompromittirt erschienen, waren alltäglich.

Und fünfundzwanzig Jahre später? Gegen Ende der sechziger Jahre waren die Arbeiterverbindungen trotz aller Bekämpfung nicht nur nicht verschwunden, im Gegentheil langsam zwar, aber stetig gewachsen. Neu aber war dies: eine Reihe jüngerer Schriftsteller war aufgetreten, welche erklärten: Unterdrückungpolitik nutze nichts; sie sei auf die Dauer für die Arbeitgeber zu kostspielig, für die Gesellschaft zu gefährlich; das beste sei Anerkennung der bestehenden Vereine durch Staat und Gesellschaft; eine offene und den Gesetzen unterstellte Arbeiterbewegung sei besser als eine geheime und gesetzwidrige. Selbst die Zahl der Arbeitausstände hätte die Unterdrückung der Arbeiterkoalitionen keineswegs vermindert. Heftige Angriffe seitens der kapitalistischen Presse waren die Antwort. Aber jene publizistische Thätigkeit hörte nicht auf. Im Verlauf des nächsten Vierteljahrhunderts vollzog sich ein Umschwung der öffentlichen Stimmung und eine allmähliche Anerkennung der Arbeiterverbündungen durch den Staat; beide Parteien hatten daran Theil, die konservative wie die liberale. Allmählich folgten die Unternehmer derjenigen Gewerbe, welche die mächtigsten und ältesten Organisationen sich gegenüber hatten.

Fünfundzwanzig Jahre nach dem Auftreten jener englischen Publizisten sind heute vergangen. In England zweifelt niemand mehr an der Unvermeidbarkeit der Arbeiterorganisationen. Die Nationalökonomen erblicken in ihnen vielmehr den Mittelpunkt der sozialen Entwickelung überhaupt, vergl. z. B. die Elemente der Nationalökonomie von Marschall. Hin und wieder zwar mögen in der Presse noch Stimmen zu Gunsten der Bekämpfung- und Unterdrückungpolitik laut werden: ohnmächtige Auflehnungen der Vergangenheit gegen die Zukunft. Dieselbe Times aber, welche sich zum Mundstück dieser Stimmen machte, mußte offen anerkennen, daß der Verlauf der Gewerkvereinkongresse oft für das Wohl und Wehe Englands während des kommenden Jahres von größerer Bedeutung sei als die Parlamentstagung selbst.

Inzwischen aber war Deutschland zum Großbetriebe und damit zu den sozialen Problemen der Gegenwart übergegangen. Das Problem der Behandlung der Arbeiterverbindungen begann Lösung zu fordern. Auch hier war Bekämpfung die zunächst verfolgte Politik. Aber anderseits wurden publizistische Stimmen laut, ähnlich jenen englischen und ähnlich bekämpft wie jene. Sie werden wirkungslos bleiben, so lange es billiger ist, die Arbeiterorganisationen zu bekämpfen; denn die sozialpolitische Stellung der Unternehmer — und dies ist weit entfernt ein Tadel zu sein — löst sich in eine Frage der Produktionskosten auf. Wie wird diese Frage aber in abermals fünfundzwanzig Jahren beantwortet werden? Ruhig kann man die Entscheidung des Staates dem überlassen, was Carlyle den zuverlässigsten aller Lehrmeister nennt, „dem unbeugsamen Lauf der Dinge". —

Die erwähnte Polemik gewinnt, unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, ein erhöhtes Interesse. Anknüpfend an den diesjährigen Strike der Kohlenarbeiter Durhams erklärt die zitirte Schrift, ich schildere die idyllischen Verhältnisse der Vergangenheit, die Zeit „der reichsten und wohl auch schönsten Blüthe des Trades-Unionismus". Unmittelbar nach Erscheinen meiner Arbeit, ja eigentlich noch ehe die Arbeit abgeschlossen war, sei ein völliger Umschwung eingetreten. Der Trades-Unionismus von heute habe mit dem früheren nichts mehr als den Namen gemein. Die deutsche Sozialdemokratie nämlich sei es, die nach England eingeführt werde und die Unions staats- und gesellschaftfeindlich mache.

Wenn dies nach Ansicht des Verfassers der Fall ist, so leidet seine an mir geübte Kritik an einem Widerspruch. In dem angeführten Buche habe ich die geistigen Strömungen Englands während des XIX. Jahrhunderts geschildert und ihren Zusammenhang mit der äußeren sozialen Entwickelung nachzuweisen mich bemüht. Der Kritiker wendet demgegenüber ein, daß geistige Strömungen nichts als Erscheinungformen des wirthschaftlichen Lebens seien, die wirthschaftliche Entwickelung sei das primäre und maßgebende, den geistigen Bewegungen komme dem gegenüber geringe Bedeutung zu. Zugegeben — aber ist alsdann der deutsche Sozialismus nicht eben „eine Erscheinungform" der wirthschaftlichen Verhältnisse Deutschlands? Wie kann eine geistige Strömung, und noch dazu eine des Auslandes, die sozialen Verhältnisse Englands umgestalten, so lange nicht eine entsprechende wirthschaftliche Veränderung eingetreten ist?

Was aber führt die zitirte Schrift als Beweis für den behaupteten Uebergang der englischen Gewerkvereine in das sozialrevolutionäre Lager an? Der Ausstand der Kohlenarbeiter zu Durham in diesem Jahre besitze um deswillen ein besonderes Interesse, weil er jenen Umschwung innerhalb der

Gewerkvereine zum Ausdruck bringe. Der Verfasser entnimmt ihm eine Reihe von Merkmalen für den Uebergang der Bergleute in das Lager des revolutionären Sozialismus.

1. Zuerst wird die Thatsache des Ausstandes selbst angeführt. Die Unions verließen heute die alten Wege, stellten alles auf die „Machtfrage" und seien im Gegensatz zu früher „aggressiv" geworden. Demgegenüber lehrt die Geschichte der englischen Arbeiterbewegung im letzten Halbjahrhundert, daß die Unions gerade früher so „aggressiv" wie möglich waren. Hierin stimmten alle überein, Arbeiter, Arbeitgeber und unparteiische Beobachter. Der bekannte Dr. Spence Watson sagt z. B. bezüglich der nördlichen Kohlengebiete gegen Ende der sechziger Jahre: „Kaum irgend welcher Wechsel von Bedeutung, sei es in der Löhnung, sei es in der Art der Arbeit, geschah damals ohne einen Ausstand." Ebenso sah das englische Hüttengewerbe in den Jahren von 1860—1870 fast jährlich einen größeren Ausstand. Aehnlich verhält es sich, wo immer Arbeiterorganisationen vorhanden waren; man denke an das, was Sam. Andrew von dem Baumwollgewerbe, Mundella von der Wirkerei erzählen, was von dem Schiffsbau, dem Maschinenbau u. s. w. bekannt ist. Ueberall waren erbitterte Kämpfe an der Tagesordnung. Gehen wir gar zurück in die vierziger und fünfziger Jahre, so begegnen wir jenen wilden und gewaltthätigen Ausständen, die als „heilige Monate" von den Arbeitern bezeichnet, politische Forderungen des Proletariats erzwingen sollten.

Daß aber gerade die Durhamer Arbeiterbewegung eine außerordentlich wilde Vergangenheit hinter sich hat, schildert auf Grund der Quellen Auerbach „Die Ordnung des Arbeitsverhältnisses in den Kohlengruben Northumberlands und Durhams", Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Band 45. Ohne auf die frühere Vergangenheit zurückgehen zu wollen, waren danach noch die sechziger Jahre von Arbeiteinstellungen geradezu erfüllt. Fast kein Jahr ohne die ausgedehntesten Strikebewegungen. „Jeder Ausstand war begleitet von Ausweisungen, Tumulten, Gewaltthaten aller Art, Militäraufgebot und Gefängnißstrafen." Demgegenüber war in Durham während der letzten Jahrzehnte eine Arbeitergeneration herangewachsen, welche das Elend eines längeren Ausstandes aus eigner Erfahrung nicht mehr kannte, wie der Verfasser unter Bezugnahme auf David Dale mit Recht als Begründung des diesjährigen Strikes anführt. Wäre also die Zahl der Ausstände ein Beweis der revolutionären Gesinnung, so könnte von einem Umschwung in dieser Richtung innerhalb der Unions nicht die Rede sein, vielmehr müßte der gegentheilige Schluß gezogen werden. Nach Ansicht aller Autoritäten, z. B. Burnett's vom Board of Trade, ist die Zahl der Ausstände heute geringer als früher.

2. Daß die Unions neuerdings die Schiedsgerichte und gleitenden Lohnskalen verwürfen, wird als weiterer Beweis der angeführten Meinung geltend gemacht. Demgegenüber steht fest, daß gerade die sogenannten neuen Unions mit Vorliebe an das Schiedsgericht appelliren. Man denke nur des Ausganges des Strikes der Docker in London. Dr. Spence Watson, früher vielgeschätzter Schiedsrichter in den gelernten Gewerben, hat gerade in den letzten zwei bis drei Jahren seine Dienste als Schiedsrichter den neuen Unions häufig zur Verfügung gestellt. Aus der vorliegenden Schrift geht ferner hervor, daß auch im Fall des Durhamer Ausstandes die Arbeiter an dem Grundgedanken jeder gleitenden Lohnskala, daß die Löhne den Verkaufspreisen folgen sollten, fest hielten. Sie verlangten, wie S. 36 und 37 auseinander gesetzt wird, daß die Löhne in demselben Verhältniß wie die Verkaufspreise steigen und fallen sollten und verwarfen die vorhandene Skala, weil sie dieser Forderung nicht entsprach. Man stritt danach nicht um das Prinzip, sondern um die mathematische Proportion, in der die Löhne den Verkaufspreisen folgen sollten. Daß die gleitende Lohnskala aber keineswegs die Kämpfe um diese Frage aus dem Wege räumt, keineswegs „eine automatische Lohnfestsetzung" ist, habe ich wiederholt hervorgehoben.

3. Ferner kann als Beweis eines Umschwunges in der Gesinnung der Unions nicht gelten, daß heute die vertikale Gliederung, wie sie bisher die Unions in der Arbeiterwelt bedeutet hätten, mehr und mehr überbrückt werde. Die Idee einer Verbündung verschiedener Gewerkvereine, ja einer Förderation aller Unions ist recht alt. Das bekannte Buch von Howell „Conflicts of Labour and Capital" zeigt, daß gerade in der Zeit der „reichsten und wohl auch schönsten Blüthe des Trades-Unionismus", in den siebziger Jahren, diese Idee besonders im Schwunge war, lehrt aber auch die Schwierigkeiten kennen, an der alle derartige Versuche bislang scheiterten.

4. Ebenso wenig können etwaige Gesetzesverletzungen und Gewaltthätigkeiten, soweit sie gegen Widerspruch der Führer vorkamen, als Zeichen eines Umschwunges innerhalb der Gewerkvereine angesehen werden. Wer wissen will, wie es früher bei Gelegenheit großer Arbeitausstände in Nordengland zuging, der lese Disraelis schönen Roman Sybil; er wird zugeben, daß alles, was heute vorkam, Kinderspiel gegen jene Riesenbewegungen der vierziger Jahre ist, welche allemal zu Blutvergießen führten. Bezüglich der Kohlenarbeiter Durhams sagt Auerbach: „Keine Arbeiteinstellung in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, bei der nicht das Militär herbeigezogen und Blut geflossen wäre. Sehr oft endeten sie mit Schwurgerichtsprozessen und dem Hochgerichte." Bei dem großen Strike von 1832 kam es zu förmlichen Schlachten.

Diese Thatsachen widerlegen die Behauptung, daß der geringe Beigeschmack von Empfindlichkeit, mit dem Arbeitstreitigkeiten heute in England ausgefochten würden, in der kühlen, praktischen Veranlagung der Engländer seinen Grund habe. Wo blieb diese kühle praktische Veranlagung da in den dreißiger Jahren die Spinnereien Lancashires mit Kanonen armirt wurden, da O'Connor seine donnernden Volksreden hielt, da alle festländischen Beobachter England kurz vor dem sozialen Zusammenbruch wähnten? Möchten doch jene sozialpolitischen Entdeckungsreisenden, welche heute so zahlreich aus Deutschland nach England gehen, einige Wochen des Studiums in dem Kuppelsaal des britischen Museums verbringen! Die vergilbten Pamphlete und Broschüren, Zeugnisse der Arbeiterbewegung der dreißiger und vierziger Jahre, werden ihnen merkwürdige Dinge erzählen. Die vermeintlichen Anzeichen einer sozialrevolutionären Zukunft, welche sie in der Gegenwart erblicken, werden ihnen als Reste einer überaus wilden und in der That vielfach sozialrevolutionären Vergangenheit erscheinen. Diese Vergangenheit ist innerhalb der leitenden Gewerkvereine heute überwunden. Eine andere Bedeutung hat es, wenn gegenwärtig vielfach von einem Uebergang der englischen Arbeiter zum Sozialismus die Rede ist. Ich habe an anderm Orte eingehend geschildert, wie in England jene Richtung mehr und mehr um sich greift, welche, im Gegensatze zu der früheren individualistischen Nationalökonomie, staatlichen Eingriff in die Arbeitbedingungen fordert. Diese Bewegung gewann zuerst bei Gelehrten und Geistlichen Anhang; erst später griff sie unter den Arbeitern um sich, wo sie unzweifelhaft heute an Boden gewinnt. Da in England jede Maßregel, die einen staatlichen Eingriff in die individuelle Freiheit bedeutet, als Sozialismus bezeichnet wird — städtische Verwaltung von Gas-, Wasser- und Hafenanlagen, Tramway u. s. w. gelten in diesem Sinne als sozialistisch, Verstaatlichung der Eisenbahnen als weitgehend sozialistisch —, so kann man von einem Uebergang der englischen Arbeiter zum Sozialismus reden. Hierbei hat jedoch der Festländer sich vor folgenden Mißverständnissen zu wahren.

1. Es handelt sich nur scheinbar um einen Umschwung in der Politik der Gewerkvereine. Sie haben immer versucht, auch die Gesetzgebung dem sozialen Fortschritt dienstbar zu machen. Gegen fünfzig Gesetze werden heute dem Anstoß verdankt, welcher von dem parlamentarischen Ausschuß der Gewerkvereine in den letzten beiden Jahrzehnten ausging. Es handelt sich heute nur um eine stärkere Betonung dieser Politik, deren Opportunität im einzelnen Falle bezweifelt werden kann, und um ihre Ausdehnung auf Gebiete, die bisher der freien Vereinbarung überlassen waren, z. B. auf die Regelung der Arbeitzeit.

2. Trotz dieses sog. Sozialismus sind die englischen Arbeiter weit entfernt, Verstaatlichung aller Produktionsmittel zu fordern. Dahin zielende Anträge fielen auf allen Gewerkvereinkongressen gegen erdrückende Majoritäten durch, so auch auf dem diesjährigen Kongreß zu Glasgow. Hiergegen stimmte z. B. auch die große, von vorliegender Schrift als vollständig sozialdemokratisch bezeichnete National-Föderation der Bergleute, welche zumeist sehr junge Unions umfaßt und in der That weit links steht.

3. Das wichtigste aber ist, daß der an gewissen Punkten verlangte staatliche Eingriff vom bestehenden Staate verlangt wird. Der Sozialismus der englischen Gewerkvereine ist nicht revolutionär, sondern in deutschem Sprachgebrauch staatssozialistisch. Die offenkundigsten Thatsachen beweisen, daß heute die große Mehrzahl der englischen Arbeiter nicht daran denkt, gegen die bestehende Rechtsordnung und auf den Trümmern des bestehenden Staates einen geträumten Zukunftstaat aufzubauen. Vielmehr hofft sie in und durch den bestehenden Staat gewisse Reformen durchzusetzen. Die englischen Gewerkvereine stehen heute mehr denn je innerhalb der bestehenden Gesellschaft. Einer der hervorragendsten Männer der Gewerkvereinswelt, Thomas Burt, bekleidet gegenwärtig eines der höchsten Staatsämter. Ein hervorragendes Mitglied des gegenwärtigen Kabinets, Lord Rosebery, hat wiederholt seiner Sympathie für die Gewerkvereine, auch bei Gelegenheit des Strikes der Londoner Docker für die Organisationen der ungelernten Arbeiter offenen Ausdruck gegeben. Nicht etwa nur die Liberalen nehmen diese Stelle ein. Der Minister des Innern im letzten konservativen Kabinet hat wiederholt auf seinen Reisen im Lande die Bureaux von Gewerkvereinen besucht und sich die anwesenden Vertreter der Vereine vorstellen lassen. Die konservative Regierung hat nicht wenige Gewerkvereinführer mit dem verantwortungvollen Amte eines Friedensrichters betraut. Einer der ersten Männer der Gewerkvereinswelt Lancashires, James Mawdsley, wurde zum Ehrenmitgliede des konservativen Constitutional Club in London ernannt, wie denn das Votum der Baumwollarbeiter Lancashires die letzte konservative Regierung überhaupt an das Ruder brachte.

Ein Bild der Stellung der Gewerkvereine innerhalb der Gesellschaft bieten heute die Gewerkvereinkongresse. Von dem Bürgermeister der Stadt, wo sie tagen, werden sie empfangen; er dankt für die Ehre, die der Stadt durch die Tagung zu Theil werde; die Stadt stellt den Rathhaussaal zur Verfügung und sorgt für ein reichliches Vergnügungsprogramm während der Sitzungwoche. Auf dem letztjährigen Kongreß zu Newcastle war die konservative Regierung vertreten: außer dem bekannten Statistiker des Handelsministeriums, Herrn Burnett, war auch der auf dem Festlande

bekannte Sekretär der Royal Labour Kommission, Geoffrey Drage, offiziell anwesend. Die Vertreter der Regierung nahmen die Ehrenplätze auf der Plattform ein. Auf der diesjährigen Sitzung des Gewerkvereinkongresses waren mehrere Minister und andere hervorragende Mitglieder der liberalen Partei zugegen. Lord Rosebery vergaß auf mehrere Tage der Sorgen der Pamirangelegenheit, um den Verhandlungen des Kongresses zu folgen, welche diesmal wieder ein Ueberwiegen der alten Gewerkvereinpolitik bedeuteten. Die Anwesenheit hervorragender Damen der Aristokratie, wie der Gräfin Aberdeen, in Sachen der Arbeiterinnenfrage, ferner zahlreicher Geistlicher u. s. w., legte Zeugniß ab von der Verbindung der Arbeiterbewegung mit den Bestrebungen der Menschenfreundlichkeit in den bevorzugten Klassen der Gesellschaft.

Alles dies sieht in der That wenig nach der Stellung einer sozialrevolutionären Partei aus. Um den Unterschied zwischen der englischen Arbeiterbewegung und der deutschen Sozialdemokratie zu ermessen, frage man sich, ob Aehnliches etwa auf dem Kongreß zu Halberstadt möglich gewesen wäre.

G. von Schulze-Gaevernitz.

Theater.

Auf dem Ozean muß man Shakespeare lesen. In der großen Stadt, die zum flachen, runden Kieselstein jeden kantigen Klotz umschleifen möchte, versteht man seine heitere Menschlichkeit gar nicht und da kann es geschehen, daß die Ganzklugen ganz ernstlich darüber zu streiten beginnen, ob die Widerspenstige und ihr Bändiger modern oder nicht modern gespielt werden müssen. Und Shakespeare hat doch einen modernen Menschen nur gesehen, und der heißt Hamlet und harrt an der moosigen Pforte des Spiritualismus, und romantischer Fettansatz löst seines Fleisches Feste, und nichts thun kann er, — nur reden; nicht mehr reden zu können: das trübt seinen letzten Augenblick: der Rest ist Schweigen.

Auf dem Ozean muß man Shakespeare lesen. In einem Hotel auf Teneriffa hatte ich mit einem merkwürdigen Paare zusammen gewohnt: er ein Deutscher, aus Hamburg natürlich, sie ein Krumädchen mit Fetthaar und Wulstlippen, die zum Kusse stets blanke und breite Polster boten. Aber er liebte sie, denn draußen an der Fieberküste, wo das Beschwindeln der Käufer noch nicht so mühelos ist wie in nördlichen Breitegraden, hatte er sich an sie gewöhnt, seit er dem schwarzen Gauner von Vater das kaum vierzehnjährige Stück Fleisch abgehandelt hatte. Nun ging es heim, denn Geld genug war gemacht, und, des Scheidens Trauer zu dämpfen, wurden letzte Flitterwochen auf den Canarischen Inseln vertändelt, wo die Spanier am hellen Mittag auf sonniger Plazza schlafen und den Fremden, mählich und mollig, sacht das Gehirn erweicht. Da ließ an prachtvollen Typen der Menschheit ganzer Jammer sich studiren: er schämte sich seiner Unkultur, des Flanellhemdes und der groben Schuhe; sie schämte sich aufgeflickter Kultur, denn die straffe Brust mußte sie, wenn zum Lunch oder Diner das Tamtam rief, mit dem Korset umpanzern und ein Battistkleid anthun, das 1889 in Berlin modern gewesen sein mochte und in Monrovia nun erst als haute nouveauté galt. Als ich sie da unten im stattlichen Fachwerkhause neben der Faktorei zum ersten Male gesehen hatte — kaum bekleidet lag sie einer

Alten im Schooß und ließ sich frisiren —: es war kein übler Anblick, denn zu der sumpfigen Buschlandschaft draußen stimmte die schwärzliche Gruppe und in die Lippenpolster klemmte sich lustig ein blühender Kaffeezweig. Madame war zu Hause, Madame war natürlich. Den Herrn Gemahl aber kannte ich nur schwer wieder, als er — uns führte derselbe Woermanndampfer —, so in der Höhe von Curhaven etwa, geschniegelt an Deck erschien, höchst fein, mit steifem Kragen und festem Hut, und plötzlich von seiner Braut zu erzählen begann, die er nun heirathen würde und der ich beileibe nichts von der dummen Geschichte mit Mary verrathen dürfte. Furchtbar stolz war der Aermste, nun wieder modern zu werden, nachdem er draußen in den Kolonien seine Renaissance erlebt hatte.

Auf langer Ozeanfahrt erleben wir Alle unsere Renaissance; Standesunterschiede und sonstigen Firlefanz spülen die Wellen hinweg: das macht uns so heiter, so shakespeareweltlich. Der große Dichter der Renaissance lebte eigentlich immer ein Bischen wie auf hoher See, tummelte zwischen Prinzen und Matrosen, zwischen Ladys und Dirnen sich herum und wurde des künstlichen Gemäuers der werdenden Gesellschaft so recht nie sich bewußt. Ein großes Jauchzen ging damals ja durch die Welt, splitternd brachen morsche Schranken und aufathmend besann sich die Menschheit, daß sie nackt einst geboren war. Mutter Klio — für Herrn Mauthner ist sie wohl ein totes Symbol und ich fürchte, sie rächt sich und vergißt ihn in ihren Büchern — Mutter Klio nahm einen neuen Bogen und schrieb, selber vergnügt, daß sie kein Chignon mehr zu tragen brauchte, in munteren Zügen ein Wort nur: Wiedergeburt.

Als Adam beim Feigenbaum sich equipirt hatte, mag er zum ersten Male gelacht haben. Der ganz natürliche Mensch ist wohl heiter, aber er lacht nicht; worüber auch? Unser Bauer ist heute noch ernst und bedächtig, und großen Dichtern, Reuter und Anzengruber, begegnen lustige Konflikte erst da, wo mit Dörflichem Städtisches sich berührt. Der Antike entstand erst, als sie euripideisch empfindsam wurde und über eigene Schwäche, sittliche und politische, zu flennen begann, ein Komödе; Lysistrate war das erste komische Meisterwerk, denn die Widernatur mußte doch erst in die Welt gesetzt sein, ehe man sie verhöhnen konnte. Das nämlich scheint mir der Kunstgeschichte Extrakt: die Antike war natürlich, die Renaissance empfand ihre Unnatur und sehnte lachend Natur zurück, der die Romantik zimperlich dann sich verschloß, um hinter Spitzbogenfenstern bei künstlichem Dämmerdunkel sich einzuspinnen, weil ihr die Rationalisten gar zu hell ins geschminkte Gesichte geleuchtet hatten. Und die Herren, die heute sich besonders modern nennen, das sind Männlein, die, weil sie verkrüppelte Beine haben und nach neun kein Gebratenes mehr essen dürfen, nun meinen, krumme

Beine und ein schwacher Magen seien der Menschheit eigenthümlich und müssen um jeden Preis ihr erhalten bleiben.

Die aristophanische Komik ist unseren Sitten, die romantische Komik ist unserem Geschmack nicht mehr verdaulich; ist uns nichts, ist uns gar nichts geblieben als die Komik der Renaissance, das befreiende Lachen der Shakespeare, Sachs, Rabelais, Grimmelshausen und Molière. Und auch die können nur Kerngesunde vertragen oder Kränkelnde, die gern gesund sein möchten; für die Anderen, die gar nicht wissen, wie krank Stubenluft sie gemacht hat, führt der dicke Sarcey das Wort: Ce génie anglo-saxon est trop pour mon goût. Wir haben von der Sorte genug; sie sind jünger, schlechter erzogen und weniger offenherzig als der Pariser Theaterpapa; das angelsächsische Genie aber ist auch ihnen zu roh und deshalb streiten sie jetzt, ob die Widerspänstige und ihr Bändiger modern oder nicht modern gespielt werden müssen.

Wie ein starker Mann ein wildes Weib zur Raison bringt, das ist vom Nibelungenlied bis zur Geyerwally und zum Hüttenbesitzer oft genug uns vorgeführt worden. Tief im Sehnen der Menschheit, wie sie unter bestimmten sozialen Voraussetzungen einmal geworden ist, liegt eben der Wunsch nach der Herrschaft des Mannes über die Frau, des Ernährers über die Ernährte; neues Sehnen und neues Wünschen wird erst wach, da die Frau wieder ums Mutterrecht kämpft und als Erwerberin siegreichen Einzug hält in erhitztes Ringen ums Dasein. Der Nibelungenpoet, der zwei Freie, an Kraft und sozialer Ungebundenheit Gleiche, einander gegenüber stellt, konnte die Komik der Sache nicht sehen; Frau von Hillern aber und Herr Ohnet schwemmten in thränenreichem Gethue jede natürliche Regung hinweg. Der Dichter der Renaissance schüttelt lachend das Haupt über die ganz dumme Welt, wo die kleinen Mädchen gegen die großen Männer kraftlose Fäustchen ballen. Und ohne um eine Tarnkappe, einen Bergsturz, ein Duell sich zu bemühen, kurirt er sein zänkisch Käthchen homöopathisch, nach des wackeren La Fontaine erprobtem Rezept:

„Quand l'absurde est outré, l'on lui fait trop d'honneur
De vouloir par raison combattre son erreur:
Enchérir est plus court, sans s'échauffer la bile."

An und für sich ist nichts weder tragisch noch komisch, die Betrachtung macht es erst dazu. Deshalb darf Käthchen auch nicht absichtlich komisch gespielt werden, nicht als ein drolliger Balg, sondern als eine Brunhild, die lachend nur leuchtende Renaissanceaugen angeschaut haben. Frau Conrad, der die Leiter der Hofbühne die Aufgabe zumutheten, mit dem himmlischen Flegel, den im Petruchio Matkowsky schuf, zu raufen, sollte die Rolle schleunigst an Fräulein Poppe abgeben und im Stall zu Strahl oder in

Frau Marthens Garten Ersatz suchen. Das schlimme Käthchen ist, wie Brunhild, wie Medea, die Geyerwally und Ohnets Claire, eine alternde Jungfer, die des Mannes wartet und in den Freiern des Mannes zu wenig findet. Frau Conrad ist ganz geschaffen für die kleine Ringjägerin Bianca, die Nachgiebigkeit den Pantoffel schwingen lehrt; ihr Käthchengekeife aber ist trotz der Luccaperrücke und den Hedwig Niemann-Fäustchen viel Lärmen um nichts. Der Direktor Grube — er müßte selbst für Baptista eintreten, den ersten Bourgeois in der Dichtung — sollte vom Direktor Claretie lernen: der gab die Widerspenstige nicht der Reichemberg, sondern der üppigen Schöne des Fräulein Marsy, die Coquelins verteufelte Verve dann äußerst lustig gebändigt haben soll. Die Franzosen haben dafür den wundervoll bezeichnenden Ausdruck: mater une femme, sie matt machen, bis sie von selbst sich ergiebt.

Die Renaissance sehnte lachend Natur zurück und es wurde ihr leicht, denn noch war nicht jede Unnatnr in die Welt gesetzt. Shakespeare kennt keine Eifersucht der Frau: unser Leben mußte noch viel künstlicher erst werden, ehe dieses Thema zum beliebtesten in den Komödien wurde. Das war etwas für die Franzosen, die mit Geschick und Grazie von je es verstanden haben, das Verhältniß der Geschlechter auf den Kopf zu stellen. In den gallischen Landen haben die Männer so viel ausgegeben, die Frauen so viel eingenommen und — durch den Malthusianismus — so viel erspart, daß man wirklich von einer Superiorität des Weibes dort sprechen kann. Aber auch dort dämmert allgemach natürliches Sehnen herauf und der Riesenerfolg der Widerspenstigen ist, wie der Muth, die Walküre den Parisern vorzuführen, ein Zeichen der Zeit. Die Entmannten unter den Männern, also die französischesten unter den Franzosen, haben von Shakespeare nie etwas hören gemocht, von Voltaire bis zu Sarcey hinab, und es ist kein Zufall, daß der erste gescheite Kritiker, den der Brite im neuen Frankreich fand, den gar nicht gallisch klingenden Namen Paul Stapfer trägt.

Die französische Komödie hat das Sehnen nach dem Natürlichen eigentlich immer bewahrt und deshalb möchte ich, auch wo sie steilste Gipfel seruellen Frechheit erklimmt, sie nicht unsittlich nennen. Labiche, Meilhac und Halévy, Bisson und Valabrègue: sämmtlich lachen sie der Künstlichkeit einer entmenschlichten Welt und nichts Anderes haben die Herren Blum und Toché gethan, in der Posse „Parfum", die jetzt, arg verstümmelt, im Residenztheater aufgeführt wird. Es ist ein Musterstück mathematischer Komik, wie Bisson sie jetzt in die Mode gebracht hat, und sauber werden alle Exempel ausgerechnet, die aus der Voraussetzung sich ergeben können: A. ist alt und kaufte sich eine junge Frau B.; C. und D. sind jung und zu arm, um Liebe zu bezahlen, deshalb gierig nach Gratisgenüssen; was geschieht

nun, wenn alle Bande frommer Scheu fallen und in verschwiegener Nacht A., B., C., D. tastend einander suchen und, von Zufall und Dunkel genarrt, in den Thüren sich täuschen? B. kann mit C. und D. sich gepaart haben und beruhigt sich erst, da sie erfährt, daß ihr legitimes A., auf der Suche nach einem weiblichen E., sie unwissend umarmt hat. Nicht aus den Charakteren ergiebt sich die Komik; in Paris mag die geniale Céline Chaumont das B. wohl individualisirt haben, in Berlin blieben es vier gleichgiltige Buchstaben und der fünfte, das flotte E., war mit dem Soubrettenfingerchen sogar unausstehlich; über die Langeweile der Situationen aber, der längst bekannten, half das behagliche Gefühl hinweg, daß auch hier ein Stück Renaissance vor uns lebendig wurde, ein kecker Wunsch wenigstens nach der Wiedergeburt zum Natürlichen. Nicht natürlich ist es nämlich, wenn ein altes A. ein junges B. einhandelt und von dem dann, weil er es ohne Mitgift und Aussteuer nahm, tugendliche Treue verlangt; die Fünfmarkleute im Residenztheater, die ja meistens wie A. thun, schließen vor dem tiefen Sinn im kindischen Spiel die Augen und halten an derben Zoten sich schadlos; und was so an leiblicher und geistiger Impotenz nach der Censur schreit, das möchte den Zustand verewigt sehen, in dem man die Liebe kauft, — für Geld oder gute Kritiken.

Nur eine Renaissance, nur bewußtes Empfinden des Künstlichen und der Verschrobenheit gesellschaftlicher Zustände kann ein Lustspiel gebären. Weil ihnen dieses Empfinden fehlt, weil sie im Gegentheil allen Unsinn als Vollkommenheit uns aufschwatzen wollen, der, wie meiner schwarzen Mary die Berliner Mode von 89, der Menschheit zu Gesichte steht, weil sie dem Publikum schmeicheln, statt ihm lachend derbe Wahrheit zu sagen —: deshalb sind die Lindauer und die Blumenthaler mir so verhaßt und deshalb bekämpfe ich sie, wo ich sie finde. Vor der Sitte dienern sie und sündigen an der Sittlichkeit der Natur, indessen die wahren Komöden, die ganz großen Shakespeare und Molière wie die ganz kleinen Blum und Toché, der Sitte ein Schnippchen schlagen und lachend uns daran mahnen, daß wir das Paradies erst verloren, als das erste Hemd angeschafft war, menschliche Blöße zu decken vor menschlichen Blicken.

M. H.

Die Ehe der Gräfin Pasca.

I.

Die Geschichte beginnt romantisch — ein hochgeborener Herr hatte sich in eine arme Försterstochter verliebt —, sodann wird sie skurril, denn die Geliebte war achtundzwanzig, der Verliebte fünfundsechzig Jahre alt; doch wie sie sich weiter auswächst, ist die Historie durchfressen, durchschluchzt, durchpestet und verwest, daß man sich im Namen aller guten Geister nach einem Bischen Welt umsieht, in der die Menschen sich demokratisch blos stechen und morden.

Erzählen wir in der gehörigen Folge. Das Geschlecht der Waldsteine ist eines der reichsten und mächtigsten in Böhmen. Die Krone von Mecklenburg ging mit Wallensteins Tode wieder verloren, doch die Enkel haben zwei Fideikommisse, die auch nicht bitter sind. Was von Wallensteins Geiste in ihnen noch fortlebt, ist schwer zu sagen. Zuweilen scheint es in der Entfernung, als wäre über diese hageren, ernsten, schweigsamen Menschen ein Hauch von Melancholie gebreitet. Ihr Ahne sann über Schlachten, Reiche und Sterne — worüber sinnen sie? Und wenn sie die seltsam dünnen Lippen zu einem Worte öffnen, so geschieht es mit einer Bewegung, als zermalmten sie etwas zwischen den Zähnen — aber was? Sie sind nicht kriegerisch. Sie sind ein stolz und zurückhaltend Geschlecht, das nicht leicht dem Gerede des Tages sich preisgiebt. Nächst dem großen Herzog ist in der Zeiten Laufe nur noch Einer von ihnen zu Namen gelangt. In diesem Enkel war der diokletianische Zug des Ahnen gleichsam polarisirt. Wie jener Einsame aus der Schlacht zu den Planeten floh, so dieser aus dem Weltgedränge zur Kunst hin. In dem bald geistlosen, bald frivolen und unwählerischen Halbmedicäerthum, das im ersten Drittel dieses Jahrhunderts in Wien herrschte, inmitten dieser unbedeutenden Kunstgrafenwelt, die erst die Franzosen und dann Weimar plump imitirte, war der Graf Waldstein, von dem wir hier reden, ein vollwichtig medicäischer Geist, still und ungewohnt, mit seiner ernsten Liebe für die Kunst um die Wette zu prunken. Beethoven, der 2 mal 9 nicht multipliziren konnte, verstand sich um so besser auf der Menschen herzlichen und redlichen Sinn, und er hat eine seiner Sonaten nach dem Grafen Waldstein benannt. Was ist nun noch sonst vom Geschlecht zu erzählen? Die Schwarzenberge politisiren und sind verhaßt, die Auersperge mühten sich ab und konnten Unabwendbares nicht ändern, die Thuns, die Schönborn, die Lobkowitze, die Mensdorffs, sie alle grüßt die Zeit einmal auf ihrem Schneckengange mit besonders freundlichem Gruß, und sie sehen sich schmeichelhaft angegriffen und hofirt — die Waldsteine aber sind ein stolz und zurückgezogen Geschlecht, Erben des einsamen Sinns ihres Ahnen.

II.

Aber auch unter ihnen ist die Neuzeit nun eingekehrt.

Vor 165 Jahren theilte sich das Haus in zwei Linien. Die ältere residirt auf dem Münchengrätzer Fideikommiß, die jüngere in Dux. In der Kurszettelwelt ist Dux nicht unbekannt; zwischen Dünenland und Alpe hat jeder Börsenspieler schon einmal über Prag-Duxer und Dux-Bodenbacher geweint oder gelacht. Aber auch sonst ist der Name des Ortes nicht ganz fremd. In dem gräflich Waldstein'schen Schloßpark, der seinen schönsten Schmuck bildet, liegt der Mann begraben, der den Verismus aller Veristen beschämt, das Menschenwunder Casanova, das lachendste und schauderhafteste Märchen aller Zeiten, die ungeheuerste Vereinigung von Körperkraft, Abenteuerlust und Intelligenz, — der Strolch, der Gentleman, der diplomatische Agent — der Entnervende und niemals Entnervte, der Verderbliche und niemals Verderbte — ein riesenhaft Stück gesetzloser und wild-einschmeichelnder Natur. Als der Minotaur viel des Mädchenfleisches verzehrt hatte, kam der Helde Theseus über ihn und schlug ihn tot, denn die Griechen waren damals noch Barbaren, denn die Griechen verstandeu damals noch keinen Spaß. Die neuchristliche Aera ist billiger; als Casanovas Haare gebleicht waren, als die sechzigjährige Reise um den Genuß vorüber war, als die Herzoginnen, Gräfinnen und Bürgermädchen, die in seinen Armen geruht hatten, selbst schon Schwiegermütter waren und die jüngere Generation den Helden von einst nur noch bewunderte und zur Stillung des Hungers sich jüngere, wenn auch simplere Helden erkor —, da nun fand sich ein Graf Waldstein jüngerer Linie, der dem altgewordenen und verlassenen Riesen huldvoll eine Heimstätte bot. Er blieb den Traditionen des österreichischen Hochadels getreu, der alles Bedeutende warm in sein Herz schließt; er wurde Casanovas Mäcen, sowie sein Verwandter Beethovens Bewunderer gewesen. Der gesättigte Greis wurde sein Bibliothekar, und seitdem nun Casanova in dem Schatten der alten Bäume wandelte, wurde das Duxer Schloß von Edelleuten und Edelfrauen nicht leer, die da von weither gepilgert kamen, um bei den Erzählungen des heiteren Greises das Erröthen und Kichern zu lernen. Was er mündlich erzählte, schrieb er dann in freien Stunden auch nieder, und bis zur Sterbestunde stärkte und erheiterte ihn der Gedanke, daß er die Jahre auf Schloß Dux nicht in unfruchtbarem Müßiggange verlebt. Ein schönes Denkmal ziert seine Gruft im gräflichen Park und seine Denkwürdigkeiten werden von aller Welt verboten, gelesen und bestohlen.

III.

Einer der Erben nach Casanovas Mäcen, einer, der vielleicht selbst noch die heiteren Tage unter den Parklinden gesehen, war Soldat gewesen, und war dann nach mancher tapfer bestandenen Aventiure, der ererbten Neigung folgend, wieder zur stillen Bewirthschaftung seiner Güter auf seinen Stammsitz zurückgekehrt. Doch nun wird die Geschichte ein wenig schwierig zum Schreiben. Er war alt, schon fünfundsechzig Jahre, er war gebrechlich und litt an Epilepsie; er wollte noch immer jung sein und verliebte sich in ein achtundzwanzigjähriges Mädchen, er fand Gegenliebe und so war Alles gut. Denn in dem Punkte des Muthes war er ein echter Wallensteiner, und trotz dem Altersunterschiede, trotz der gefährlichen Veranlagung, trotz dem Widerspruche

der Verwandten und trotzdem die Braut eine Bürgerliche war, nahm er sie zur Frau, und — nach zwei Jahren starb er.

Aus dieser Verbindung zwischem welkem und gesundem Blut blieben mehrere Kinder zurück, deren eines der Knabe Georges war — derselbe, der, obschon seit zwei Jahren tot, in diesem Augenblicke der Held eines in Prag sich abspielenden unerhörten Prozesses ist. Die verwittwete Gräfin hatte nicht das Glück, in dem Kreise, dem sie durch ihre Ehe nun angehören sollte, freundliche Aufnahme zu finden, und vielleicht fehlte ihr auch Manches von den Fähigkeiten, die diesen Uebergang erleichtern. Sobald Aschenbrödel hinter dem Ofen sitzt, ist sie immer schön, und sobald der Prinz um sie werben kommt, ist man selbst in einer aristokratischen Mädchenschule gerührt und entzückt; doch wenn der Augenblick kommt, wo sie ernstlich die Schwelle des neuen Palastes überschreiten soll, da hat die Holdheit des Märchens ein Ende und Eisigkeit athmet sie an. Weh' ihr, wenn *sie* nicht eine Wärme mitbringt, die stärker ist. Gräfin Antonie mußte unter harten Urtheilen leiden. Man rechnete, daß sie allzuschlau gerechnet haben mußte, als sie dem Manne die Hand reichte, der fast ihr Großvater hätte sein können, und sie hatte kein Mittel, den Verdacht zu entwaffnen. Man zog sich von ihr zurück, und statt goldene Brücken zu bauen, riß ihr überweibliches Temperament die Kluft noch weiter auf. Sie hatte mehr Ausdauer und Energie als Klugheit und Grazie. Sie war eine geborene Czechin, und man sagt, daß es den Männern wie den Frauen dieses Stammes überhaupt an Zartheit und Grazie des Geistes fehlt. Sie sind entweder demüthig oder herrisch.

Später, nach Jahren, zwar gab der starre Adelsstolz äußerlich nach und Gräfin Antonie wurde an Sonn- und Festtagen als zur hohen Aristokratie gehörig anerkannt; doch blieb sie ihr tief innerlich fremd, und wer weiß, was ihrem Wesen dadurch an Herbheit hinzuwuchs. Halb nur aufgenommen, fand sie sich mit der Kraft des Trotzes in ihre neue Position. Wollte man sie nicht ganz, gut, so hatte man sie nicht einmal halb; sie lebte mit ihren Kindern auf ihren Gütern, und da schaltete und waltete sie im Kreise ihrer Bediensteten mit gut bürgerlichem Verstande. Es ging knapp her, denn sie war eine große Sparmeisterin, es gab keine anderen Gesellschaften, als Konferenzen mit Advokaten, Rentmeistern und Oekonomen. Sie tilgte Schulden und sammelte Kapitalien, sie lebte als Geschäftsfrau und Kreuzer wurde zu Kreuzer gelegt. Die Kinder, und so auch der obenerwähnte Georges, wurden in spießbürgerlicher Einfachheite und Zurückgezogenheit gehalten; fast niemals kamen sie nach Wien und sehr selten nur nach Prag. Da gab es keine Reizungen für die Phantasie, kein Aufzüchtung besonderer Bedürfnisse; Alles ging furchtbar nüchtern zu und solid Bürgerlichkeit ist eigentlich nicht der richtige Ausdruck für die Erziehung, die der kleine Georges erhielt; eher wäre sie modern-aristokratisch zu nennen. Denn ob auch die Gräfin nicht Blaublut im Leibe hatte, so traf sie doch auch die Kindererziehungskunst. Wußte sie nicht von ihrer Jugend her, daß man ohne Geld nichts und mit Geld Alles ist? Und so brauchte der junge Graf nur zu erlernen, was man im Leben braucht — und was braucht man, wenn man ein reicher, junger Graf ist? Er lernte reiten, fechten, turnen, tanzen, er hatte, er wußte selbst nicht wie, eines Tages auch das Gymnasium absolvirt, er wurde ein hübscher junger Soldat, dem die Uniform sehr gut zu dem freundlichen Gesichte stand, und der die komischesten Gesichter schnitt, wenn er einen Liebesbrief schrieb,

in dem es von orthographischen Fehlern wimmelte. Er war gänzlich ungebildet, nie las er eine Zeitung, ein Buch, nie interessirte er sich für einen Vorgang außerhalb der ihn eng umgebenden Welt, nie lockte ihm etwas Aufmerksamkeit ab, außer seinen Rennen, Jagden und Pferden. Aber er war ein frischer Junge, dem die Gesundheit vom Antlitz strahlte, ein bescheidener Junge, der nie Jemanden verletzte, ein gutmüthiger, tapferer Junge, der, soweit der Umkreis seines Geistes ging, kein Unrecht schweigend mit ansah und treu festhielt an dem, was er liebte — nun, und auch solche Geschöpfe haben ein Lebensrecht.

IV.

Zu allem, was dieser schuldlos beschränkte Geist an guten Eigenschaften hatte, kam noch die eine hinzu, daß er die Ahnung eines Besseren und Höheren besaß. Eines Tages lernte er — er war damals Offizier — eine junge Dame kennen, die ihn bezauberte und für immer unterwarf. Es war die Gräfin Pasqualine Metternich, Tochter jener Fürstin Pauline, die heute für die erste Dame Wiens gilt. Man bedeutete dem jungen Lieutenant zuerst, daß seine Bewerbungen nicht gerne gesehen würden, denn es berührte wie eine Skurrilität, ein Mädchen von blendender Erscheinung, ein so zartes, heißes, geistsprühendes und durch ungewöhnliche Bildung ausgezeichnetes Geschöpf einem jungen Herrn zu vermählen, der an Bildung nicht viel mehr als ein Bauer war. Allein Georges ließ sich nicht abweisen; zäh in Ausdauer wie seine Mutter, leidenschaftlich im Lieben, wie es sein Vater einst war, bettelte und flehte er bei Pascas Eltern so lange, bis sie sich zu fragen anfingen, ob der Gedanke einer Hingabe ihrer Tochter an diese inbrünstige Einfalt wirklich solch' eine Lächerlichkeit sei? Auch die Gefürsteten sind der Sorge unterthan. Gräfin Pasca hatte nur eine geringe Mitgift, und die Eltern dachten schließlich, daß es keine Thorheit sei, dem — Verstande zu folgen, und so wurden die jungen Leute schließlich Mann und Frau.

Man muß nun den vielen feierlichen Versicherungen glauben, daß die Ehe glücklich begann. Georges trug seine Gattin auf Händen und blickte mit unbeschreiblicher Verehrung zu ihr empor. Er liebte sie aus tausend und einem Grunde; um ihres Reizes willen, um des Stolzes willen, ein so viel bewundertes Wesen sein eigen zu nennen, um ihrer geistigen Höhe willen, die ihm imponirte, um der Herablassung willen, die sie ihm bewies. Sie war seine Lehrerin in allen Fragen der Lebensart, der Verstand, der für ihn dachte, der Sekretär, der ihm seine unorthographischen Briefe sanft wegnahm und sich hinsetzte und sie nach der Kunst verbesserte. Ja, sie begann, aus ihm völlig einen wirklichen Menschen zu machen; seltener verließ er das Haus, immer seltener jagte er hinter seinen Pferden und Turfbekanntschaften her.

Selbst die wirklichen Laster, oder sagen wir, die starken Unarten, die er aus seiner Junggesellenzeit herübergebracht hatte, begannen nach und nach zu weichen. Wie soll eine Frau einen Mann küssen wollen, dessen Gewänder mit dem Rauch von sechzig, achtzig Cigaretten täglich imprägnirt sind? Wie ihn küssen wollen, wenn aus seinem Athem ihr der Dampf einer halben Cognacflasche entgegenschlägt? Pfui, das sind die widerwärtigsten Abscheulichkeiten, und wenn die arme junge Frau die Brauen runzelt und in Thränen ausbricht, und wenn sie klagt: ist das Deine Liebe, daß Cognac und Cigarette mehr

Macht über Dich haben, als selbst ich? . . . wenn sie zum zehnten Mal so weint und klagt, so wird es auf den armen Jungen, der sie doch abgöttisch liebt, schließlich denn doch einige Wirkung haben. Und so war es auch: langsam, aber stetig fortschreitend gewöhnte sie ihm die Scheußlichkeiten ab, und einmal hatte sie denn auch einen Augenblick wirklicher Befreiung und beinahe auch des Glückes. Und sie hatte wahrhaftig Grund dazu. Sie, die Tochter des gewesenen Botschafters am französischen Hofe, sie, die Enkelin des allmächtigen Staatskanzlers, vor dem achtunddreißig Jahre lang ganz Europa bebte, sie, die Gemahlin eines Abkömmlings des Albrecht von Wallenstein, Herzogs von Friedland, sie konnte ihrem Vater die freudige Mittheilung machen: „Georges hat mir sein Ehrenwort gegeben, er trinkt keinen Cognac mehr!"

V.

Doch er hielt sein Wort nicht, und statt daß es besser wurde, wurde es ärger. Wie wenn geheime Wunden plötzlich sich öffnen, so brach in seinem Wesen plötzlich wüthende Zerrüttung aus. Es bemächtigte sich seiner große Rastlosigkeit. Er schrieb, schrieb, schrieb und vergaß jedesmal, was er schrieb. Er stand um drei Uhr Morgens auf, rauchte und trank, und schickte auf die Postämter, um die Beamten — um drei Uhr Morgens — aus dem Schlafe zu trommeln. Er stand dabei, wenn seine Frau frisirt wurde und verbrannte der Friseurin mit seinen Cigaretten die Hand. Er, der millionenreiche Magnat, lieh bei einem Wucherer einen geringfügigen Betrag. Er hielt sich einen Leibzwerg, den er von einem Kahn herab ins Wasser stoßen ließ. Er ließ ein Wildschwein mit dem Hirschfänger im Leibe Vergnügens halber im Hofe herumlaufen. Und zu allen diesen Aeußerungen einer in Entartung begriffenen Psyche kam noch ein schauerlicher Haß, den er mit sich trug und der ihn nun nicht mehr verließ. Die Person aber, die er mit diesem wüthenden Hasse verfolgte, das war seine eigene Mutter, Frau Antonie Gräfin von Waldstein. . .

Man ist um Worte verlegen, wenn man von diesem Haß sprechen soll. Im Prozesse, der sich jetzt in Prag abspielt, dreht sich schier Alles um die Gründe dieses Hasses. Es wird behauptet, Gräfin Waldstein habe die Vormundschaft über ihren Sohn zu ihrem eigenen Vortheil und dem ihrer anderen Kinder geführt; sie habe, so wird behauptet, aus Georges Vermögen 64 000 Gulden entnommen und nicht mehr zurückerstattet, und ferner, sie habe ihn übervortheilt, indem sie ihm einen Kohlenschacht um 400 000 fl. abkaufte, den sie dann gleich darauf um über eine Million verkaufte. Und als er diese ungeheuerliche Treulosigkeit der Mutter erfuhr, so wird weiter gesagt, da habe er sie mit der eingeborenen Heftigkeit seines Wesens aus dem Herzen gestoßen, und die Bitterkeit über diese, seit Fredegundens und Isabeaus Zeit von einem Sohne kaum mehr gemachte Erfahrung sei es gewesen, die sein Gemüth in Zerrüttung gebracht und ihn selbst dem Trunk in die Arme geführt.

Ob so oder so — die Ehe der Gräfin Pasca hat schrecklich geendet. Sie glaubte, ihn vom Trunke geheilt zu haben und erkannte, daß sie sich in Illusionen gewiegt hatte. Sie entdeckte ihn im Zimmer seines Leibjägers, wie er unter dem Bette eine mit Cognac gefüllte Kiste hervorzog. Sie wollte ihm das Glas aus der Hand reißen, er leistete ihr zum ersten Male Widerstand; sie bettelte bei dem Lakaien, er möge seine Mithilfe zum Ruine des Herrn verweigern — es

blieb vergebens. Den ganzen Tag ging es fort: Johann, ein Schluck — Johann, ein Schluck. Der Graf begann zu kränkeln. Sein Schritt wurde schwankend, das Antlitz fahl und welk, es stellten sich Anschwellungen ein und die Aufregungzustände nahmen kein Ende. Ewig, wie ein Gespenst, verfolgte ihn das Gefühl der von der Mutter ihm zugefügten Untreue; sie überschütteten einander mit Prozessen: drei und dreißig Prozesse wurden geführt. Und inmitten dieser gespenstischen Welt stand die Gräfin Pasca, die Tochter, einst die heitere, ach, der heitersten europäischen Dame, und litt, und litt, und litt.

Nun, sie ist gut versorgt; eines Tages, kurz nach dem Verlassen des Bettes fiel sie plötzlich hin und war eine Leiche. Tot, Frau Mutter, tot! Die junge, blühende, freudestrahlende, lebsenlustige, lebenswerthe Pasca ist tot, gestorben gleich dem elenden Weib, das aufathmet, wenn es den Tod kommen fühlt, der von der Stätte knechtischer Versorgung hinwegnimmt. Nach ihrem Tode war Georges völlig gebrochen. Man schleppte ihn noch nach Arco und nach Wien, und auf einer dieser letzten Fahrten gab er seine Unterschrift zu einem Testament, wodurch sein Vermögen der verhaßten Mutter entrissen und zweien seiner Lieblingbeamten vermacht wird. Bald darauf starb auch er — auf dem Sterbebett noch unsinnig aufgeregt, da ein Kardinal ihn mit der Mutter versöhnen wollte. Die Gräfin Mutter aber führt um die Erbschaft Prozeß, — und Dux ist ein denkwürdiger Ort, in dem Casanova gelebt und gewirkt hat.

Prag. Adolf Gelber.

Aphorismen.

Der Polemiker hat oft ein gutes Recht zu übertreiben; er handelt nach des alten Rabbinen Weisheit, der da sagt: Wer ein krummes Stäbchen gerade machen will, biegt es über die gerade Linie hinaus. . .

Die Zeitung ist das entartete Kind der Literatur. Jetzt, da das Töchterchen mündig — nur allzu mündig! — ist, hat es mit der Mutter nur noch das Papier gemein.

Märchen sind die Träume eines Volkes: hier geht in Erfüllung, was die Wirklichkeit versagt.

Ludwig Goldoni.

König Phaeton.

Am Nachthimmel ein lichter Streif, zwischen zwei helleren Punkten ein matt beleuchteter Steg —: die Milchstraße nennen die Menschen ihn und einen schönen Mythos ersannen sie, sein mildes Dämmern zu erklären. Doch die Mythen auch, die herrlichsten selbst, blühen ab, wenn ihrer Wurzel neues Erdreich nicht aufgeschüttet wird. Und weil der dunstende Herbst, der nach klarem Tage die Nebel emporscheucht, nachdenklich stimmt und weil uns neuerlich anbefohlen ward, rückwärts schreitend den Weg der Geschichte nun abzuwandeln, deshalb vielleicht kam mirs in den Sinn, dem Mythos der Milchstraße nachzugrübeln und, an losen Fabeln alter Sänger vorbei, zu dem Sehnen mich hinzufühlen, das erst den Mythos gebar.

* * *

Im Sagenlande, das man Arkadien nicht heißen darf, weil es von unruhigem Wünschen mächtig erschüttert war, hatte König Merops geherrscht, ein freundlicher Mann mit gütigem Blick, und ein Herr, der die Zeichen der Zeit wohl erkannte. In einem verblätterten Buche hatte er gelesen, der Tag sei nahe, wo aus den güldenen Kronen man Goldthaler prägen würde, mit dem Bildniß einer neuen Prinzessin, die den neuen Namen Demokratia empfangen sollte. Und da er buchgläubig war und holder Schwachheit geneigt, sah er mit mildem Mißtrauen immer die Krone an und ihrem mystischen Winken lächelte er in Wehmuth. Nicht zu majestätischen Gletschern flatterte sein Ehrgeiz; sein Gottesgnadenthum von dem beschränktere Ahnen das Heil erwartet hatten, schlug er gering an und heischte für Reden und Handeln eben nur das Maß von Achtung, dessen Reden und Handeln auch würdig waren und das kein Verständiger dem repräsentativen Manne des Volkes weigern durfte. Uebrigens verschloß er sich keinem guten Rath, wußte klug hinter Klügere zu verschwinden und prunkte und prahlte nie mit einer Detailkenntniß, die er nach dem Gange seiner Erziehung und in der prächtig dekorirten Enge seiner Palasteristenz doch

nicht erworben haben konnte. Er war ein guter König in schlimmer Zeit, und die da wünschten, gegen die drohende Gefahr einer Ochlokratie das monarchische Wesen erhalten zu sehen, die priesen ihn hoch und seufzten, als er zu sterben kam.

Ihm folgte der junge Sohn. Der hieß Phaeton und seinem Ruhm hatten Geberdenspäher und Geschichtenträger längst schon die Pauke gerührt; ein windiger Schreiber, von der Zunft Einer, die mit Feder und Tinte damals das alte Weglagererhandwerk aufzunehmen begann, hatte ihn dem Großen Alexander verglichen, ein Magister dem Cäsar, jedes unbedachte Wort, das ihm entfuhr, wurde als wunderkindliche Weisheit durch alle Gassen getutet und ein Lärmen vollführt, daß von der phaetonischen Aera das Volk sich ein Unerhörtes erwarten mußte. Die Bedächtigen standen bei Seite und dämpften ihre Befürchtung, denn ins Schwabenalter mußte ja Phaeton wachsen, ehe es ihm noch gelingen konnte, den reichen Schatz zu verstreuen, den Merops sorgend gehäuft hatte, und so fest stand im Fabellande die Monarchie, daß eine junge Laune sie nicht gleich zu erschüttern vermochte. Und als sie gar hörten, wie der neue Herr immer wieder gelobte, in allen Stücken dem weisen Merops und seinem Beispiel nachtrachten zu wollen, da schwand auch aus der Bedächtigen Sinn letzte Furcht und dem Jubel des Volkes lächelten sie freundlich.

Es geschah aber, daß König Phaeton andere Könige besuchte, und da vernahm er übel klingende Wahrheit. An den Kronen nagte gefräßiger Rost, der vor Edelmetall scheu sonst zurückkroch, und zum Gaste sprachen die müden Herrscher, wie zu Zarathustra sie einst, dem Weisen, gesprochen hatten: „Dieser Ekel würgt mich, daß wir Könige selber falsch wurden, überhängt und verkleidet durch alten vergilbten Großväter-Prunk, Schaumünzen für die Dümmsten und die Schlauesten und wer heute Alles mit der Macht Schacher treibt! Wir *sind* nicht die Ersten — und müssen es doch *bedeuten*: dieser Betrügerei sind wir endlich satt und ekel geworden. Es giebt kein härteres Unglück in allem Menschen-Schicksale, als wenn die Mächtigen der Erde nicht auch die ersten Menschen sind. Da wird Alles falsch und schief und ungeheuer.“ Viel noch von solcher Art mußte Phaeton hören und er erkannte, wie ein trauriges Sterben des Königsgedankens durch die vom Glauben geirrte Welt schlich. Hier sah er dumpfe Dummheit auf stolzem Thron, da zerrten hitzige Spieler und gierige Dirnen an einer Krone, dort entsank das Szepter einer von unheimlicher Krankheit zermorschten Hand. Das Schlimmste aber war, daß die Könige selbst nicht mehr an sich glaubten und zufrieden waren, wenn hinter hohen Gittern, die man Konstitutionen hieß, sie ein behagliches Leben in reichen Gewanden und bei standesgemäßer Ernährung verbringen durften.

Anders hatte Phaeton, ganz anders, sich seine Sendung geträumt. Von Otto dem Großen hatte er gelesen, dem der Statthalter Petri den Eid der Treue geleistet, und von Otto dem Dritten, den man das Weltwunder nannte und der auf seine Siegel prägen ließ: Renovatio Imperii Romanorum. Warum sollte er nicht, dessen winzigstem Worte die Erde doch lauschte, ein neues Weltwunder werden und mit frischem Glanze die Römerkrone umgolden? Auf den am meisten gefährdeten Thron war er gesetzt und dann erst, also lautete des Einsiedlers alte Verkündung, wenn den gefährdetsten Thron der gefährlichste Schwärmer besteigen sollte, würde es offenbar werden, daß die Vorsehung den Königsgedanken verworfen hat. Phaeton fühlte sich Mannes genug, um der Welt zu beweisen, wie fern diese Todesstunde der Monarchie ihr noch war.

Mit dem alten Wesen wurde rasch aufgeräumt; schlichte Einfachheit löste laute Pracht, stille Zurückhaltung kühnes Hervortreten ab und der König begann zu lächeln, so oft man ihm von seinem Vater sprach. Sein Vater! Nicht eines Menschen Sohn mochte er sein, nur ein Gott, Helios allein, der prachtvoll Strahlende, konnte aus seiner Mutter Clymene Schooß ihn gezeugt haben, denn göttlicher Art empfand er sich voll und göttlicher Odem blähte ihm trotzige Nüstern. Darin lag ja der Fehler, daß Merops in milder Schwäche zu früh sich des Gottesgnadenthumes entkleidet und das farblose Gewand eines geschäftigen Verwalters angethan hatte; sein Beispiel hatte die anderen Könige verführt und mit monarchischer Pracht, der neue Herr sah es wohl, war auch monarchische Macht nun gewichen. Der Vater hatte empfunden, daß er der Erste der Menschen nicht war, und drum mochte ers auch nicht scheinen; der Sohn klammerte sich an den Schein und wollte der Menschheit zeigen, daß er das Sein auch besaß und der Erste der Menschen drum auch heißen durfte. Alte Rumpelkammern thaten sich auf, vermottete Herrlichkeit wurde eilig wieder tragfähig gemacht, ein eifriger Wettbewerb entstand um neue Zierath und neuen Schmuck und den stolz aufgeputzten König blökte die Heerde der Höflinge unterthänigst an: Heil Phaeton, Heil ihm, dem Wunder der Welt, dem Neuschöpfer des alten Reiches! Und König Phaeton war höchst froh und allerhöchst zufrieden, denn er wußte ja nicht, der Aermste, daß es außer den Höflingen in seinem Lande noch Menschen gab.

Das erfuhr er auch nicht, als er sich ernstlich nun ans Beherrschen machte, Gesetze entwarf, Reformpläne spann und immer bedacht war, das Universum an seine, des Allumfassers, wachsame Existenz zu gemahnen. Die Heerde der Höflinge nämlich, der längst schon auch von den Ministern Alles, was sich im Amt halten wollte, zugelaufen war, hatte einen wundervoll schlauen Zauber erdacht, des Königs Gewissen in Ruhe zu wiegen.

Für gute Worte, für Geld, und auch, weil von den Parteien stets Eine sich freute, wenn die Andere die Ruthe bekam, fanden sich immer einige Schreiber, im Sagenlande oder auch in der Nachbarschaft, die den königlichen Schritten Beifall wieherten; und ihre Zahl wuchs an, denn ein König, der so viel zu schreiben giebt, an dem man mit Zeilen so viel verdienen kann, das ist eine Seltenheit, im Sagenlande sogar, und solchen Schreibermonarchen muß man wohl loben. Diese Lobschreibereien nun wurden, in sauberen Ausschnitten sauber zusammengeklebt, dem Könige vorgelegt, auf daß er erführe, wie seinen Weg die öffentliche Meinung mit wohlwollenden Wünschen begleitete. Und wiederum war König Phaeton höchst froh und allerhöchst zufrieden, denn er wußte ja nicht, der Aermste, daß es außer den Höflingen und außer den Schreibern in seinem Lande noch Menschen gab.

Es gab noch Menschen und allgemach wurden sie ungeduldig. Jahre lang hatten sie im Fabellande ruhig gelebt, den alten Merops ehrfürchtig gegrüßt, um sein persönliches Thun und Lassen aber sich nicht bekümmert und immer am Abend gewußt, wie am anderen Morgen der Wind pfeifen würde. Damit wars nun vorbei: hastig wurde regiert, hastig gelebt und kein Barometer half den rathlos nach Wetterzeichen Ausspähenden. Am meisten indessen verdroß es sie, daß nun das hohe Gitter, das man die Konstitution hieß, durchfeilt und durchsägt wurde, daß man den König nun immer und überall sah und der nun verlangte, von ihm, von dem Gottentsprossenen, müßten die Menschen sich, ohne nach Weg und Richtung zu fragen oder zu forschen, willenlos leiten lassen, einem Ziel entgegen, dessen Geheimniß der Führer im Busen barg. Von den Fabellandleuten meinten die Alten, zu solchen Experimenten seien sie nicht mehr jung genug und ein König sei doch am Ende auch nur ein Mensch und meistens an Reife und Einsicht gleichaltrigen Menschen nicht gleich, weil die im Kampfe des offenen Lebens ganz andre Erfahrung doch sammeln. Die Jungen aber unter den Fabellandleuten, denen das kecke Selbstvertrauen des Führers doch mächtig imponirte, weil er mit seiner Allwissenheit den Alten die Augen ausstach, die Jungen forderten — und schließlich stand ja auch ihnen Leib und Leben auf dem Spiel — eine Probe: Bist Du in Wahrheit Gottes Sohn, wohl, so zeige uns Deine Kraft! Helios, den Du als den Vater ansprichst, hat allen Menschen, den Armen auch und den Elenden, das Licht getheilt, daß ihrer nicht Einer im Dunkel blieb. Besteige Du seinen goldenen Wagen, bringe in Hütten, wo Dunkel jetzt lastet und bresthafte Trübsal, das Licht zurück und die Freude am Leben, und niedersinken wollen wir gern in den Staub und mit Deinen Höflingen um die Wette anbetend rufen: Heil Phaeton, Heil ihm, dem Wunder der Welt, dem Neuschöpfer des alten Reiches!

Ein erstes Wunder geschah: der Ruf drang zum Thron. Und da die Luftfahrt equestrischen Neigungen des Königs entsprach, da ihm dunkel auch die Höhe des Einsatzes aufdämmern mochte, denn eine Rückkehr zum alten System des Merops gab es nicht mehr und nur Sieg oder Tod bot noch das Schicksal dem Königsgedanken, so wurde dem Wünschen der Jungen Erfüllung und gefährlichen Höhen trieb der waghalsige Lenker die scheuenden Rosse zu. Auf güldnem Gefährt im Purpur der Jüngling: jauchzend sah der Erdball das Schauspiel, das auf die verdüsterte Welt immer helleren Glanz zurückwarf, immer gleißenderen — bis züngelnde Flammen emporleckten und in tollem Funkengestiebe die ganze durchmottete Herrlichkeit dann versank. In wildem Jagen hatte das Gespann den leichten Hütten der Armen allzu wärmende Strahlen entsandt, lichterloh flackerte das Gebälk und in heulendem Jammer wälzte es aus den Höhlen sich in die Gassen, der ganze Troß der Elenden, die das Licht gesehen hatten und denen im Dunkel nun das letzte Lager in Asche sank.

Als der Rauch sich, es war tief in der Nacht, endlich verzog, war in der Runde von Rossen und Lenker nichts mehr zu erblicken. Es gab keinen König mehr, denn Phaeton hatte mit brennender Deutlichkeit die Menschen gelehrt, daß die Vorsehung den Königsgedanken verworfen hat, da auf den gefährdetsten Thron sie den gefährlichsten Schwärmer gelangen ließ. Zum geschäftigen Verwalter berief man nun einen Bürger: im Purpur war ja nicht göttliche Macht, und ein schwarzer Rock ist viel billiger.

* * *

Am Nachthimmel ein lichter Streif, zwischen zwei helleren Punkten ein matt beleuchteter Steg —: die Milchstraße nennen die Menschen ihn und einen schönen Mythos ersannen sie, sein mildes Dämmern zu erklären. Dort fuhr Phaeton entlang, spricht wohl der Vater zum Sohn, doch sein Vermessen strafte der gewaltige Zeus und sein Blitz schleuderte ihn in des Eridanos Tiefen. Phaeton aber war ein König, der ein verblichenes Gottesgnadenthum zu der Sonne emporführen wollte, und der ihn schlug, war nicht Zeus, der Hochmögenden immer noch lächelte. König Phaeton fiel durch den alten Chronos, sein Vernichter war der rächende Gott der Zeit.

Apostata.

Mascagni in Wien.

Der in ihrer stilistischen Ausführung total verunglückten, erblich belasteten Musik- und Theaterausstellung in Wien hat die italienische Stagione ein sehr interessantes Profil verliehen. „Papa" Sonzogno, Mascagnis Columbus, führte uns die jung-italienische Opernkunst vor, in der homogensten, organischen Form so zu sagen, da er die Werke, Sänger und Orchester in untrennbaren, sichtbaren Zusammenhang mit den Komponisten und ihrem eigensten Wollen gebracht hat. So sahen wir nun Mascagni, Leoncavallo und die übrigen Autoren ihre eigenen Werke im vollsten Sinne des Worts reproduziren und es ist klar, daß eben diese Werke, durch den Geist desjenigen gebrochen, der sie zwar heute gleich Andern auch nur nachschafft, aber einmal neu erschaffen, vielfach andere Züge tragen, als wir sie ihnen von solchen aufgeprägt finden, die die Werke zu keiner Zeit anders als vermittelt und erworben besaßen. Speziell Mascagni verrieth deutlich die Absicht, durch solche persönliche Reproduktion seinem in der Existenz arg bedrohten Freund „Fritz" neue Freunde zu erwerben und er hoffte, es auch zu können. Ein so reicher, warmer, zierlicher und doch satter Ton zog durch die Aufführung des Werkes, daß wir dieses — fast ohne Hinderniß — als lyrisches Lustspiel erkannten und Mascagni schier Recht gegeben haben darin, daß er „Freund Fritz" der „Cavalleria rusticana" vorzieht. Mascagni fühlt es wohl, daß er in seiner zweiten Oper die eigene musikalische Originalität weiter und größer aus- und neu angebaut hat; er weiß es auch nur zu gut, daß er in „Freund Fritz", anders als in der „Cavalleria rusticana", dem weitaus schwereren, unzugänglicherem Problem gegenüberstanden, die dünne Poesie einer bequemen, nichtssagenden, kleinlauten, spießbürgerlichen Heiterkeit und die etwas erregtere einer in solcher Atmosphäre athmenden Liebe in gleiche musikalische Werthe umzusetzen; und sicherlich glaubt er, das Problem gelöst zu haben. Mascagni hat auch eine eigene musikalische Ausdrucksweise, also Originalität. Man ist originell, oder man ist es nicht, gleichviel ob im Ganzen oder einem Theil des Schaffens blos in diesem oder jenem Element, und man ist dort eben g a n z originell, wo man es ist, mag die Originalität geringeren oder tieferen Eindruck machen. Ist es wahr, daß, was wir hier nur andeuten wollen, musikalische Originalität (im Speziellen) mehr in einem neu entdeckten Ausdruck selbst erworbener Tonfolgen, schon geschaffene Harmoniefolgen und rhythmischer Figuren liegt und nicht durchaus immer mit einer Neuschaffung auf dem Gebiete der soeben genannten Elemente zusammenzufallen braucht, und ist es weiterhin wahr, daß, um von einem „Ausdruck" überhaupt zu sprechen, es auch noch subjektiver Voraussetzungen in dem die Musik empfangenden Individuum bedarf, so müßte eine Einigung in der Frage der Originalität irgend eines Komponisten angesichts solcher Schwierigkeiten von vornherein schier unmöglich scheinen. Und doch, welch' ungeheure Majoritäten haben schon den Bach'schen, den Beethoven'schen,

Schumann'schen, Wagner'schen Typus u. s. w. erkannt und vermögen diese Typen auch dort wiederzuerkennen, wo sie nicht mehr autochthon sind? Wir wollen uns nun bescheiden, auf Treu und Glauben zu versichern, daß Mascagni Originalität besitzt. Diese ist derzeit allerdings gering, erstreckt sich, was Richtung anbelangt, blos auf Melodie und Harmonie, keineswegs aber auf die Technik der Oper, und hat innerhalb dieser Richtungen auch nur wieder einen geringen ambitus, indem sie an gewissen Tonfolgen und Harmonieverbindungen haftet, die, mit unwesentlichen Modifikationen oft wiederkehrend den Charakter der Originalität deutlicher ausprägen helfen.

So ist auch „Freund Fritz" im Großen und Ganzen eine Erläuterung der in der „Cavalleria rusticana" bereits treibenden Keime der Originalität geworden, die als Keime erst jetzt erkannt werden — konnten, und wer weiß, an wie vielen Gestaltungen in der zweiten Oper wir heute achtlos vorübergehen, die wir durch die nächste, dritte, erst zu erkennen haben werden?

Mascagnis Originalität erscheint uns warm, temperamentvoll, naiv, unternehmend, fähig, Stimmungen und Leidenschaften sich anzupassen, und — aus der einzigen, wie wir glauben, gelungenen Probe zu schließen, — auch fähig, Charakterprobleme zu lösen, aber sie ist uns heute noch unbedeutend. Wir haben nämlich das Recht, Mascagnis Erfindung absolut musikalisch zu betrachten, da er, mehr, als man allgemein glaubt, geschlossene Musikstücke zu Opernzwecken benützt. Mögen diese nun im Orchester oder im Gesang liegen und wegen ihrer Tonartverhältnisse an geläufige Formen der Instrumentalmusik erinnern, sie dienen doch immer dazu, entweder die Atmosphäre gewisser Szenenbilder erklingen zu machen oder dem Worte gleichsam Wellen zu leihen oder endlich durch den an der Grenze zweier Musikstücke von selbst hervorbrechenden Kontrast einen Szenen- oder Stimmungwechsel zu verdeutlichen. Dadurch aber, daß das Gefühl zugiebt, dieses oder jenes Musikstück habe diese oder jene Stimmung der Szene ganz richtig getroffen, begiebt es sich keineswegs der Fähigkeit, Rechenschaft zu legen von der Macht, die, gleichsam mitten durch die Gesammtwirkung hindurch, jenes Musikstück im besonderen geübt hat. Hören wir z. B. das A-moll Ritornell aus dem II. Akte der Oper „Fidelio", wird es uns nicht, als hätte unser Gefühl nicht Fassungraum genug für die einströmenden Herrlichkeiten der Musik, als dehnte und weitete es sich, um ihnen gerecht zu werden? Beim Anhören einer Mascagni'schen Oper dagegen ereignete sich uns Aehnliches nie, und immer noch überragt das eigene Gefühl die Musik, so sehr es zuzugeben bereit ist, daß sie wohl entsprechend und treffend ist. Freilich hängt diese Thatsache mit der eigenen Geschichte der bereits erlebten Eindrücke zusammen. Mascagnis Taktstock erzählt die ganze Historie seiner Partituren, ist ein lebendiges Wesen, Sänger, Orchester und Dirigent zugleich. Ein Hochofen von Temperament! Es scheint uns, daß den Italiener die Erfindung seiner Werke viel, sehr viel Wärme gekostet hat, und daß an diesem chemischen Wärmeprozesse die Reflexion kaum theilgenommen hat. „Schrullen"? „Launen"? Ja, aber Schrullen des Instinkts, nicht der Reflexion. Sein Instinkt hat Tiefe. Ob nun Mascagni den Zweck seiner Propaganda für sich erreicht hat? Soviel ist sicher, daß das Publikum, das eine Oper mit den Augen hört, gegenüber „Freund Fritz" versagen muß, heute und später. Ebenso sicher ist es, daß ein gewisser Theil des Publikums blos der Angewöhnung noch bedarf, um diese Oper liebzugewinnen. Jene Minorität aber, die in Kunstangelegen-

heiten — man gestatte das Paradoxon — majorisirt, muß sich von gar zu vielen Dingen in der Oper verletzt fühlen. Hier Einiges. Im Libretto regirt das opportunste Gesetz des Zufalls. Nebenmomente belasten den Vordergrund. Namen ohne Individualität gehen durch die Idylle. „Lästige Wort- und Musikwiederholungen", die Mozart dem Großen, wie man sagt, nicht verziehen werden können, in Menge. Ein komisch-naives Citiren sogar der eigenen Gefühle, siehe Fritz Kobus im 3. Akt, mehr und schrecklicher als die bekannte opernhafte Wiederholung von Wort und Musik! (War einmal Gefühl bloße Romanze, und wird dann die Romanze repetirtes Gefühl?) Die Affektirtheit im Verschmähen des Chors am Schluß des 1. Aktes, lauer Schlendrian im Chor des 3. Aktes! Und gar der schwere Unernst im Intermezzo zwischen dem 2. und 3. Akt! Wahrlich, leibhaftige Sonzogno-Gedanken müssen in Mascagnis Kopfe gewirkt haben, als er beim Zigeuner Joseph die schreckliche Anleihe machte, um ein Intermezzo zu schreiben, blos, weil das Publikum schon einmal ein anderes bejubelt hatte.

Die „Cavalleria rusticana" brachte, trotzdem sie Mascagnis einflußreicher Protektion entbehren mußte, gleichwohl die hervorragendsten Momente der Stagione: Gemma Bellincioni als Santuzza. Die Tragweite der Genialität, die diese junge Dame („singende Muse" nannte sie unser Publikum) offenbarte, ist heute noch kaum zu ermessen. Ausreichend genug, der gegenwärtig schwer ringenden italienischen Opernkunst mächtig beizustehen, möchte ihr Genie berufen erscheinen, selbst der künftigen Opernproduktion neue Bahnen zu weisen. Ob doch Mascagni die Schatten, die die Kunst der Bellincioni auf sein Erstlingswerk warf, gesehen hat? Wir wünschen, daß er sie, sich und der Kunst zum Heil, gesehen haben möchte. Die Kunst der Bellincioni brachte die Tugenden der Partitur auch dort noch zur Geltung, wo andere Santuzzas kaum solche ahnten. Im Ganzen ging die geniale Schauspielerin und Sängerin durch das Stück wie das Gesetz der dramatischen Nothwendigkeit, verknüpfend, was organisch ist, bloßstellend, was unorganisch, zopfig in das Werk hineinragt.

Leider fand sie in Sign. Stagno, ihrem Turiddu, keinen ebenbürtigen Künstler. Sign. Stagno, ein bereits stimmloser Sänger von nicht hervorragendem schauspielerischen Talent, erfuhr denn auch hier eine capitis diminutio maxima, da er als der „Star" der Gesellschaft hergezogen kam und nun als „auch ein Turiddu" nach Hause geht. Es gelang ihm, das Trinklied zu großer Wirkung zu bringen, er verdarb dafür gründlich das Duett mit der Santuzza, so daß Mascagni — seltsam, unbegreiflich! — in einer Privataudienz bei einem unserer Erzherzöge dagegen protestiren zu müssen glaubte. Und doch leitete der Komponist selbst die Proben der Aufführung, ließ also diesen schweren Fehler unverbessert. Die „Cavalleria" übte trotz alledem eine wo möglich noch größere Wirkung, da sie so recht im Stil und Ton einer Dorftragödie gespielt wurde.

Es dürfte bereits in aller Welt bekannt sein, in welchen Paroxismus das Wiener Publikum, dem jugendlichen, naiven, schönen, liebenswürdigen und so temperamentvollen Mascagni zu Ehren, verfiel. Indessen verdient der berühmte junge „Meister" eine solidere Beachtung, als ihm ein solches Publikum gern zollen kann. Auch das Publikum hat seinen Irrsinn, seine fixe Idee.

Wien. Heinrich Schenker.

Haute Banque.

Es ist richtig, daß seit der Aera der deutschen Einheit einige Bankiers neue Reichthümer sammeln konnten; Bleichröder, dem ein ganzer Spezialband der Finanzgeschichte gebührt, ist eine Großmacht geworden, die Mendelssohns haben sich mit Hilfe von Robert Warschauer und durch russische Geschäfte von ihrer Vermögensminderung in den siebziger Jahren mehr als glänzend erholt. Das wäre aber auch fast Alles, was von Aufschwung erster Bankiers in unsere neue Zeit fällt; die übrigen Reichthümer derartiger Geschäftsleute häuften sich nur nach dem rechnerischen Grundsatze, daß ein Vermögen in 12 Jahren zu 6 pCt., in 14 Jahren zu 5 pCt. und in 18 Jahren zu 4 pCt. eben verdoppelt wird.

Gegenwärtig wird das Geld auf ganz anderen Gebieten errungen. Eisen hat jetzt dreizehn Jahre Schutzzoll; die Farbenindustrie birgt noch die Ausbeutung der Erfindungen Anderer und selbst der Hamburger Kaffeehändler Wille, der 70 Millionen hinterließ, findet im Effektenverkehr nicht seines Gleichen.

Es ist im Bankgeschäfte an sich, das heute den Münzeinheiten und dem Großkapitalismus der Emissionsinstitute gegenübersteht, nichts Rechtes mehr zu verdienen. Da nun diese Aussicht (auf Schierke und Elend hätte ich bald gesagt) mit einer etwas großthuerischen Mißachtung der Börse zusammenfällt, so haben unsere Bankiers viel zu viel Ehrgefühl, um an einem solchen Berufe erbhaft festzuhalten. Und sie lassen ihre Söhne Maler, Komponisten, Millionärprofessoren werden; nur die unbedeutenderen erhält man der Firma. Nehmen wir noch die alten großen Häuser hinzu, die wie Baring, Glynmills, Marpurgo, Günzburg, Hirschfeld & Wolf 2c. 2c. entweder gestürzt oder auch nur ins Gerede gekommen sind, so läßt es sich leicht feststellen, daß die Herrschaft von Börse und Bankfach aus den Händen der Einzelfirmen in die der großen Banken übergegangen ist.

Halt! Rothschild und der Türken-Hirsch wurden vergessen. Aber das Frankfurter Welthaus hat mit seiner Vermögensverwaltung genug zu thun und seitdem Baron Willy so hart gestraft wurde, der machtvollen Persönlichkeit seines Bruders Meyer Karl zu secundiren, folgt er wie mechanisch der Initiative Hansemanns. Die anderen Rothschilds haben sehr oft die triftigste Ursache, ihre ausgedehnten Unternehmungen hinter der Thätigkeit bedeutender Institute zu verstecken, auch fühlen sie genugsam, daß ein gewisser Jemand noch reicher als sie ist, nämlich Monsieur Toutlemonde, der, einen großen Theil des allgemeinen Kapitals in der Tasche, ihnen z. B. bei Coursangriffen auf Italiener und Egypter siegreich-haussirend entgegentrat. Die Rothschilds haben seit Generationen in

den überseeischen Ländern so entsetzlich viel Grundbesitz angehäuft, daß die vielen Millionen, die sie durch Ausheirathungen oder Privatspeculationen verlieren, nur einen kleinen Aderlaß bedeuten; ihr Milliardenthum muß alle heute Lebenden überdauern, ihre Geschäftslust und Geschäftsmacht ist im stetigen Sinken. Was endlich den Baron Hirsch betrifft, der an dem bekannten türkischen Eisenbahnnetz mit dem Loch in der Mitte Hunderte von Millionen verdient hat und dann noch einmal eine Portion mit der geschickten Anlage seiner Krösusthümer, so ist er heute ein Sport- und Wohlthätigkeitsmann. Seine Stimmungen, mögen sie nun, sehr edel, Vertriebene aus Rußland oder, rachsüchtigen Muthes, eine Pariser Clubabweisung betreffen, drücken auf seine Dispositionen, die reguläre Geschäftsthätigkeit ist heute gleich Null. Hirschs 400—500 Millionen werden sich später rasch zersplittern und als Thau vom Berge Hermon auf Häupter niederträufeln, die es gewiß nicht im Sinne haben, die riesenhafte Gemeinnützigkeit ihres einst kinderlos gewordenen Erblassers fortzusetzen.

Und jetzt langen wir bei den Banken an, deren Geschichte oder gegenwärtige Leiter bald Schein, bald wirkliche Macht ausstrahlen. Die erste ist natürlich die Diskontogesellschaft. Sie ist an der Berliner Börse ziemlich ungenügend vertreten und hat da auch keinen direkten Einfluß. Man sollte meinen, daß dieser Umstand ein bureaukratisch-gewollter sei, aber die Herren in der Behrenstraße sind sehr empfindlich, wenn der Cours ihrer Aktien fällt und engen zuweilen sogar danach ihre anderweitigen Operationen ein. Als Finanzmacht kommt der Diskontogesellschaft heute keine Bank gleich. Herr v. Hansemann täuscht durch den genialen Ruf seines vor Dezennien dahingeschiedenen Vaters, aber Traditionen und Erfolge haben ihm ein großes Selbstbewußtsein verliehen. Seine geschäftliche Eigenart wird am besten durch eine angebliche Gewohnheit markirt; er soll nämlich den Bankbeamten, wenn sie in seinem Bureau zu thun haben und er gerade beim déjeuner sitzt, die Frage zurufen: „Schon gefrühstückt?“ Natürlich wartet er die Antwort hierauf gar nicht ab, sondern räumt allein auf. Das ganze Jahr hindurch könnte aber so etwas keineswegs passiren, denn unser Mann ist auch Jäger und bei Erledigung wichtiger Geschäfte heißt es dann wohl: „Herr v. Hansemann ist zur Rebhühnerjagd!“ Sein Einfluß ist unbedingt der maßgebende und es hängt dies etwa nicht damit zusammen, daß er den Hauptgesellschaftantheil am Gewinn hat (in dem ungünstigsten Jahre 1890 noch einen Antheil von ca. 1 Million Mark), sondern daß er noch immer der überlegenste Kopf in der Leitung ist. Die industriellen Geschäfte läßt er, seit der noch immer ziemlich unaufgeklärten Gründung der Dortmunder Union, lieber von andern Gesellschaftern besorgen. Generalkonsul Russell gilt als einsichtvoller Kopf, aber auch als ein Optimist, der denjenigen, welche ihm Aufklärungen, oder besser Ernüchterungen bringen, zunächst eine stärkere Empfindlichkeit zeigt; eine ziemlich gefahrvolle Art, der Versumpfung verwickelter Dinge eine rasche Entwässerung zu bereiten. Ueber den Baurath Lent, der ohne Zweifel die technischen Gutachten auszuarbeiten oder zu prüfen hat, gehen die Meinungen auseinander. Größen aus der Provinz erzählen mit gottseligem Vertrauen, wie die Diskontogesellschaft in ihrer Verwaltung eigene Fachleute habe, die jedes industrielle oder Verkehrsunternehmen gründlich zu untersuchen haben. Diese bons villageois, sie kennen noch nicht die bis ins Feinste gehende Arbeittheilung, vor allem in technischen Gewerbszweigen, und haben

von dem Polytheismus keine Ahnung, der hier das Eingottsystem längst verdrängt hat. Beiden Herren aber, sowohl dem Generalkonsul Russell, als auch dem Baurath Lent, soll eine Art von staatsmännischem Air anhaften, die vielleicht Herrn v. Hansemann nachgeahmt ist, ohne dadurch an Unschädlichkeit zu gewinnen. Die Diskontogesellschaft hat nämlich Vertrauensmänner in den verschiedensten mit ihr liirten Unternehmungen; dieser Männer bedarf sie unbedingt, aber sie sagt ihnen die Dinge am liebsten nicht ganz. Halbe Fragen indessen, deren Endzweck erst errathen werden muß, wirken zunächst auf das persönliche Verhältniß entnervend und sodann werden die hohen Frager leicht verführt, sich über den Kopf ihrer Vertrauensmänner hinweg an weitere Adressen zu wenden. Dieses überlegene, aber in sich schwache Auftreten hat schon verhängnißvolle Irrthümer herbeigeführt. Wie man eben auch die Dinge dreht, über den Wassern der Diskontogesellschaft schwebt der Geist Hansemanns. Nachdem der Einzige, mit dessen persönlicher Souveränetät er rechnen mußte, Meyer Karl v. Rothschild, ins Grab gesunken ist, findet das Selbstgefühl des Hauptantheileigners jener Gesellschaft bei aller Ruhe und aller Kälte eigentlich keine Schranke; höchstens, daß ein heftiges Auftreten des Kölner Oppenheim einmal etwas durchsetzt. So ist die Leitung immer mehr eine bureaukratische geworden, das kaufmännische Element tritt stark zurück, und so lange dieser Zustand anhält, wird die Diskontogesellschaft den Wissenden und auch den Böswilligen ein breiteres Angriffsfeld darbieten.

Hierbei kommt natürlich auch die Beziehung zur Presse in Betracht. Diese Beziehung ist keine so fein despotische, wie sie andere Banken ausüben, die wir nächste Woche betrachten werden. Die Diskontogesellschaft müht sich durchaus nicht beständig ab, den Tagesblättern ihre Waschzettel zukommen zu lassen; sie hat nur dafür gesorgt, daß wenig oder nichts gegen sie aufgenommen wird. Ob hierbei nur wohlwollende Winke genügt haben, — wer weiß es? Die Thatsache aber, daß die meisten Zeitungen über Wunden dieses Institutes erst sprechen, sobald die Narben da sind, haben wir oft erblickt. Und noch Eins! Einzelne Organe, die wiederum die Unabhängigen spielen und grundsätzlich gegen die Diskontogesellschaft schreiben, thun dies vielleicht nur, weil sie bei noch ganz anderen Faktoren in Ketten gehen.

Also die anderen Banken nächstens. Pluto.

In dem Artikel „Industrielle Ueberraschungen" stand die Harpener Bergbaugesellschaft mit einer schwebenden Schuld von über 6½ Millionen Mark verzeichnet, während nach dem jetzt veröffentlichten Bilanz-Posten: „Kreditoren" mehr als ca. 1 000 000 Mark die ganze Summe nicht betragen kann. Neuerdings wird auch die so viel besprochene Hypothekaranleihe von 9 Millionen Mark als zum Theil nur für Convertirungzwecke bestimmt hingestellt.

Der Fall Löwel.

Neben dem Fall Stryck ein Fall Löwel. Gegen Herrn Stryck hat der Berliner Kommunalfreisinn sich einstweilen nur platonisch entrüstet, Herrn Löwel hat man sofort aus der Fraction ausgeschlossen. Der genannte Stadtverordnete hat bekanntlich in der Verwaltung-Deputation für Beschaffung der Brennmaterialien dem Vorsitzenden, Herrn Mamroth, einen unbesoldeten Stadtrath, den Vorwurf gemacht, er begünstige jüdische Lieferanten. Die Folge war: nicht etwa Untersuchung des Falls, sondern Vernichtung des Anklägers. Die Sache ist um so bemerkenswerther, vielleicht auch um so begreiflicher, als Herr Löwel notorisch zu den offiziellsten Intimen des Herrn Stryck gehört. Der also Excludirte kann nun, wenn er nicht klein beigiebt, am eigenen Leibe erfahren, was es heißt, Vorwürfe zu erheben, die der herrschenden Clique mißfallen. Es ist immer dieselbe Sache: eine Beschuldigung wird ausgesprochen, und alsbald ruft Alles, was freisinnig sich nennt, „au voleur“ — nach dem Anschuldiger. Das ist ein ruchloser Terrorismus, der einer angeblich radikalen Partei schließlich mehr schaden muß als alle politischen Fehler zusammen. Herr Löwel ist ein wohlhabender, unabhängiger, durchaus achtbarer, bisher untadelhaft fortschrittlicher Mann; seine Anklage mag unbegründet sein, aber er durfte nicht nur, er mußte sie, zumal im kleinen Kreise der dazu berufenen und nicht öffentlich, aussprechen, wenn er an sie glaubte und nicht gegen Pflicht und Gewissen handeln wollte. So weit sind wir nun, daß ein seit Jahren uneigennützig im Ehrenamt thätiger Mann nicht mehr Mißstände in seinem eigensten Ressort rügen darf, blos weil er damit vielleicht einen Juden beleidigt. Auch Herr Mamroth gilt als ein achtbarer und so vermögender Mann, daß jeder Verdacht, er könne aus eigennützigen Motiven gehandelt haben, ausgeschlossen erscheint. Aber ist es nicht trotzdem möglich und denkbar, daß er im guten Glauben jüdische Lieferanten begünstigt, schon weil er sie in der Regel besser kennt, schon weil sie ihm leicht durch ihm nahestehende Juden empfohlen worden sind? Und verdient nicht der erhobene Vorwurf, zu dem doch wahrhaftig unter den gegenwärtigen Verhältnissen Muth gehört, jedenfalls eine ruhige, vorurtheilloſe Untersuchung? Die sofortige Ausstoßung des Herrn Löwel *vor* dieser Untersuchung ist aber wieder eine jener schnöden Tact- und Geschmacklosigkeiten, durch die sich der Berliner Fortschritt von jeher ausgezeichnet hat. Nach der Personal-Nachweisung für 1892 bekleidet Herr Mamroth die Aemter eines Vorsitzenden des Sparkassen-Curatorii, des Curatorii für die Arbeithäuser und Asyle und der Brennmaterialien-Deputation. Er ist außerdem noch Mitglied verschiedener anderer wichtiger Verwaltungen und muß demnach eine tüchtige und bedeutende Arbeitkraft sein. Aber er vereinigt auch durch seine Aemter eine geradezu ungeheure ökonomische Macht in seinen Händen, und schon einmal wurde in einem kürzlich verhandelten sensationellen Prozeß gegen ihn der selbe Vorwurf erhoben, den jetzt ein Stadtverordneter ausspricht. Unter normalen Verhältnissen und in jeder geordneten Verwaltung würde ein sofortiges energisches Einschreiten der vorgeordneten Instanz, hier also des Oberbürgermeisters, völlige Klarheit zu schaffen suchen. Stellt sich dann die Grundlosigkeit der Anschuldigung heraus, dann wird dem Gekränkten jede Genugthuung werden und werden können, die er verlangt. Die

Fraction im rothen Hause aber fällt das Urtheil ohne Prozeß, ohne förmliches Verfahren und greift dem zunächst zuständigen Richter vor. Wir sind gespannt, was Herr Zelle thun wird. Bei dem jetzigen Stadium der Sache wäre der sicherste Ausweg der, daß Herr Mamroth den Herrn Löwel gerichtlich wegen verleumderischer Beleidigung verklagt. Unter dem Zwange des Eides werden dann die Zeugen der Parteien zu vernehmen sein und im Lichte vollster Oeffentlichkeit würde Klarheit geschaffen werden können, — vorausgesetzt, daß die Berichterstattung in der Presse nicht, wie dies so häufig geschieht, lieblich gefärbt wird. Die bloße disziplinarische Untersuchung, die ja nebenher zu gehen hätte, kann, nachdem die Angelegenheit einmal in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, nicht genügen. Weist Herr Zelle seinen Untergebenen, Herrn Mamroth, nicht an, gegen Herrn Löwel zu klagen, ja, eröffnet er nicht einmal das Verfahren gegen Mamroth, schon um eventuell dessen völlige Unschuld darzuthun, so würde es für solches Verhalten nur zwei Auslegungen geben. Entweder Herr Zelle wäre selbst nicht unbefangen, nicht unparteiisch und in seinen Ansichten von Gut und Böse getrübt — oder er läßt sich von der Majorität-Clique in unerhörter Weise terrorisiren. Beides wollen und können wir einstweilen nicht glauben.

Der Fall Löwel ist typisch und von hoher symptomatischer Bedeutung. Jeder anständige Mensch in allen Parteien hat das allergrößte Interesse daran, daß das hier beliebte Verfahren nicht immer mehr zur Regel wird, um sich frißt und Rechtschaffenheit und Ehrgefühl in der Nation ertötet. In jedem Staat, in jeder Verwaltung, in jedem Organismus können und werden Unregelmäßigkeiten vorkommen und es ist geradezu undenkbar, daß in der Riesenverwaltung Berlins Alles tadellos und makelfrei wäre. Es giebt eine große Anzahl von Männern, ja es giebt nicht ganz wenige Stadtverordnete, die genau wissen, es sogar sagen, daß in dem Gerede des Herrn Ahlwardt ein wahrer Kern steckt. Und wenn dieser Mann eine bedenkliche Persönlichkeit und offenbar nicht gut informirt ist, giebt sein Auftreten und sein stets wachsender Anhang nicht doppelt und dreifach Anlaß, bei jeder sich darbietenden Gelegenheit mit der Fackel hineinzuleuchten in alle Winkel und Ecken? Die Stadt Berlin ist einer der größten Arbeitgeber, eine Konsumentin allerersten Ranges. Wollen die Herren auf dem Rathhause wirklich einen vernünftigen Menschen glauben machen, es sei bei diesem ungeheuren Betriebe nicht unausgesetzt wenigstens die Gefahr vorhanden, daß „gemanscht" wird, daß Bevorzugungen und Begünstigungen stattfinden? An jedem Biertisch Berlins erzählt man sich, es sei dies der Fall. Aber angenommen selbst, das seien böswillige Verleumdungen, zum mindesten starke Uebertreibungen, so könnten doch alle ehrenhaften Männer dem Manne nicht dankbar genug sein, der unter voller Verantwortlichkeit den Finger in irgend eine wirkliche oder vermeintliche Wunde legt. Und statt des Ketzergerichts sollte man den Löweln und Genossen Bürgerkronen stiften: sie hätten sie redlich verdient. Herr Löwel hat dem Haß und dem Ingrimm einer zur Zeit schrankenlos herrschenden Coterie die Stirn geboten, ja noch mehr: er hat sich dem Gekläff einer Presse gestellt, von deren infamer Verworfenheit und Korruption kommende Jahrhunderte mit demselben stillen Entsetzen sprechen und hören werden, wie wir von Inquisition und Hexenprozessen. Und selbst wenn er Unrecht hätte und falsch berichtet wäre —: um seines Muthes willen sei ihm verziehen!

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, 22. Oktober 1892.

Lothar Bucher.

Als im letzten Frühjahr die Contemporary Review unter dem Titel William einen sehr bösen Aufsatz gebracht hatte, da nannte der Herausgeber einer freisinnigen Wochenschrift, nicht deutlich genug, um eine Abwehr möglich zu machen, doch so deutlich, daß es jeder verstand, als Verfasser der anonymen Bosheit den Wirklichen Geheimen Legationsrath a. D. Lothar Bucher. Ob diese wahrhaft liberale Denunziation, die noch dazu arg in die Irre ging, ihre Wirkung geübt, ob der erste Offizier des neuen Kurses es Bucher verdacht hat, daß er dem entlassenen Bismarck die Treue hielt —: genug, der Reichsanzeiger, der keinem Konsul die letzten diplomatischen Ehren zu versagen pflegt, hat, da Bucher nun gestorben ist, kein armes Wörtchen zum Gedächtniß des Mannes aufgebracht, der durch zweiundzwanzig Jahre der klügste und zuverlässigste Helfer am Werke des ersten Kanzlers im neuen Reiche war. Den lebenden Bucher hätte diese auffällige Schweigsamkeit nicht in Erstaunen versetzt; er kannte seine Leute und mußte nur einmal zugeben: „In Dem haben wir uns Alle getäuscht!“ Das war am 1. April 1890, als das überschwängliche Glückwunschtelegramm eines leider noch jetzt amtirenden Ministers in Fetzen unter den Friedrichsruher Geburtstagstisch flog.

Zur größeren Unehre des Hauses Bismarck wird jetzt die Mär verbreitet, Bucher sei in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre vom Fürsten Bismarck schlecht behandelt worden und er sei aus dem Staatsdienste geschieden, weil „des Kanzlers älterer Sohn zu größerem Einfluß in der auswärtigen Politik gelangte.“ Natürlich ist kein

wahres Wort daran. „Auswärtig" wurde die deutsche Politik erst nach dem 20. März 1890, und Lothar Bucher war dem Grafen Herbert Bismarck fast noch intimer befreundet als dem Vater. Wenn er an der Schwelle des siebenten Lebensjahrzehntes den offiziellen Dienstpflichten sich entzog, so geschah das mit Rücksicht auf seine in einem bewegten Leben zerrüttete Gesundheit, vielleicht trugen auch die Intriguen einer jetzt namentlich im Verkehr mit der Presse beschäftigten Diplomatengruppe, deren Fäden vom goldenen Horn bis an die Themse reichten, daran die Schuld, an seinem inneren Verhältniß zum Kanzler aber wurde dadurch nichts geändert: Bucher hörte auf, aktiver Geheimrath zu sein, aber er blieb der geheime Rath seines Freundes. Denn wie ein Freund war das „Büchlein", so hieß er im Hause Bismarck, seit Jahren betrachtet worden und wie ein Freund wird er jetzt betrauert. „Buchers Tod", so heißt es in einem vor mir liegenden Brief aus Varzin, „hat uns Alle gleich tief erschüttert, mehr als Alle aber den Fürsten, der zum Glück sehr wohl ist . . . . Den Toten zu schildern, so, wie er war, Alles, was er besaß, wird Keiner vermögen. Wir standen ihm nahe, verkehrten viel mit ihm, bewunderten sein Wissen und die Kunst, es zu verschließen, wenn ers nicht offenbaren wollte, und waren der höchsten Bewunderung voll". Stellt man diese beredte Totenklage neben das Schweigen des Reichsanzeigers, dann sieht man, daß Rache auch unter dem neuen Kurse noch süß ist; die Herren Bigelow, Knappe, Zelle werden mit Gnaden ausgezeichnet, Herr von Boetticher herrscht und thront, aber Herr von Schloezer muß aus dem Amte weichen, General von Lescinsky wird zum Abschied gedrängt und über Buchers Grabe verschließt sich der Mund beamteter Nekrologisten. Die Herren von Eckard und Rudolf Lindau und wie sie sonst heißen mögen, die wußten wohl, was sie thaten, als sie so eilig halblinks machten. Diesen Göttern mit Pensionberechtigung gefiel die siegende Sache.

Daß Lothar Bucher 1817 in Neustettin geboren wurde, daß er Assessor zuerst, dann rother Demokrat, hierauf Journalist und endlich vortragender Rath war: alle diese äußeren Umstände seines Lebens sind während der letzten Woche genau aus dem Lexikon abgeschrieben worden. Je nach der Parteistellung der verehrlichen Abonnenten wurde dann der landesübliche Vers drangehängt und damit war die Geschichte abgemacht; höchstens gedachten die Fabrikanten der öffentlichen Meinung noch der Biographie Poschingers, die dem Toten ein Gegenstand

ſtiller Wuth war, oder des Kongreßbildes, auf dem Herr von Werner auch aus Buchers Zügen den Geiſt herausgetrieben hat. Und doch liegen in dem Leben dieſes Mannes zwei Probleme, die für den ganzen Verlauf der deutſchen Geſchichte zwiſchen 1850 und 1890 entſcheidend waren. Wie Bucher den Liberalismus demaskirte —: das war die große und heilſame Enttäuſchung, wie er Bismarck fand —: das war das große und doch auch ſchmerzliche Glück ſeines Lebens.

Wenn die Liberalen von heute ſich ganz unbelauſcht glauben, in irgend einer Thiergartenvilla, wo gegen die Vertheuerung von Licht und Brot des armen Mannes energiſche Entſchlüſſe gefaßt werden, dann wird mit unverhüllter Verachtung von der Profeſſorenpolitik der Märzzeit geſprochen. Offiziell zwar, im Verein Waldeck etwa oder bei Wahlverſammlungen, wird das alte Banner noch immer entrollt und manches Thränlein zerdrückt, in gerührtem Aufblick zu den glorreichen Vorkämpfern der Demokratie. Aber die Büſte Waldecks iſt von totem Stein und unter ihr präſidirt der höchſt lebendige Herr Grelling, der auf den Helikon zwar zu Fuß, zum Kriminal aber auf Gummirädern eilt. Der Wundertrank, der als entſchiedener Liberalismus heute kredenzt wird, der iſt nicht von Profeſſoren in einer ſchwarzen Küche gebraut, den haben ſpekulative Kaufleute aus England bezogen und bieten ihn nun unter falſcher Marke den Dürſtenden feil. In der verſchwiegenen Thiergartenvilla aber, wenn die Auguren tafeln, da weiſen ſie Virchow ins mediziniſche Muſeum und trinken ein gutes Glas den Manen Richard Cobdens, des hochedlen Baumwollenhändlers von Mancheſter.

Als Lothar Bucher am 22. Mai 1848 in die preußiſche Nationalverſammlung eintrat, gab es für ihn keine Wahl: er ſtand auf dem Boden der Märzrevolution und konnte nur bei der Linken ſeinen Platz finden, denn auf der linken Seite ſaß ja die neue Zeit. Der General von Brandt, der als Unterſtaatsſekretär dem Miniſterium Pfuel angehörte, fand in dem dreißigjährigen blonden Pommern damals eine Aehnlichkeit mit Saint-Juſt und die Nationalverſammlung ſah ja überhaupt ein Bischen der Conſtituante gleich. Zwiſchen 1789 und 1848 aber lag die Emanzipation des Bürgerthumes, lag der erweckende Siegesmarſch des großen Napoleon, das Emporkommen der Louis-philippiſten und die Induſtrialiſirung der Welt. Noch ein letzter

Vorstoß der bedrängten Feudalherren und mählich traten dann die politischen Ideale zurück, den beginnenden sozialen Kämpfen das Feld zu räumen. Was heute noch vom Liberalismus, den Niemand mehr bestreitet, Niemand bedrängt, so lärmend uns vorgegaukelt wird, das ist eine Gespensterschlacht in den Wolken: die Geister der gefallenen Professoren führen mit schemenhaften Junkern ein Kampfspiel auf, das nun kein Blut mehr kostet. In der rauhen Wirklichkeit tobt indessen die Fehde zwischen dem Grundherrn und seinen Taglöhnern, dem Fabrikanten und seinen Arbeitern, und das Geschrei besorgt der liberale Zwischenhändler, der um den Absatz sich ängstet, die Landwirthschaft mit ihren geringen, meist selbst befriedigten Ansprüchen haßt und in möglichst großen Städten bei möglichst hohen Preisen mit Nachtmützen, Börsenpapieren oder Kaffeebohnen möglichst gute Geschäfte machen will.

Nur wenige sind in dem Haufen, dem der Freisinn befiehlt, des Wechsels der Zeit sich bewußt geworden. Der Aufmarsch dieser Partei erinnnert stets an eine Kirchenprozession: köstliches Geräth wird voran getragen, der heiligen Freiheit erschallen fromme Jubellieder, und das Ganze hat doch nur den Zweck, den Klingelbeutel zu füllen. Alle übrigen Parteien machen aus ihren Herzen keine Mördergrube. Die Konservativen wollen günstige Lebensbedingungen für die Landwirthschaft, ein starkes Königthum, das ihre Privilegien schützt, eine Kirchenordnung und ein Schulgesetz, das den Landarbeiter im Zustande beschränkter Unterthänigkeit erhält; die Nationalliberalen bilden die organisirte Vertretung der Großindustrie und fordern eine Gesetzgebung, unter der intelligente Arbeiter zu haben sind; das Centrum ficht für den Katholizismus, die Sozialdemokratie für das Proletariat —: gesunde und ehrliche Interessenvertretungen, mit denen man sich schlagen oder vertragen kann. Dem Freisinn allein, der als Vertretung des mobilen Kapitals und des Zwischenhandels nur in bescheidenem Umfange politische Geschäfte machen könnte, ist es vorbehalten, die Leiden der ganzen Menschheit auf seine gebrechlichen Schultern zu laden und, nimmer müde, uns einzureden, er und nur er sei der letzte Hort der bedrängten Freiheit. Weil er die Presse für sich hat, kann er mit dieser Unwahrheit auf dem Gewissen eine Weile leben; weil aber gerade in der Presse, deren Arbeit heute zum weitaus größten Theil von verkappten Sozialisten, gegen ihre Ueberzeugung, besorgt wird, diese Unwahrheit fortzeugend eine jetzt schon eiternde Korruption geschaffen hat,

muß eines besonders schönen Tages an seiner schlimmsten Sünde auch der Freisinn zu Grunde gehen. Im achtundvierziger Sinne ist heute jeder verständige Mensch liberal, darum brauchen wir keine Liberalen mehr.

In achtundvierziger Stimmung kam Lothar Bucher, nach seiner Verurtheilung als Steuerverweigerer, an das Gestade der britischen Insel. Die kurze Fahrt durch den Kanal ersetzte ihm mindestens zehn harte Lehrjahre, denn in England fand er ja fix und fertig das erträumte Ideal des Parlamentarismus vor. Es erging ihm wie dem Kind im Märchen, das sich süße Torten und leckere Schlagsahne gewünscht hatte und das zu spät dann bemerkte, wie schwer Torten und Sahne den armen Magen bedrücken. Der Flüchtling war noch nicht acht Monate in London, da schrieb er schon den gar nicht mehr liberalen Satz: „Politiker, die von Uneigennützigkeit, Weltbeglückung und dergleichen reden, sind entweder konfuse Köpfe oder Heuchler."

Und nun brach, Schlag auf Schlag, das Wetter los und immer zorniger wurde der Hohn, den Bucher in den Berichten für die Nationalzeitung zuerst und später in dem unsterblichen Buch über den Parlamentarismus, wie er ist*), auf die sündigen Häupter der liberalen „Nichtsalsfreihändler" ergoß. In England waren die Dinge längst weit genug gediehen, um eines scharfsichtigen Beobachters Blicke von der Gespensterschlacht in den Wolken zu dem rauhen Kampfe ums Dasein hinabzuziehen. Wer Bucher nur einmal gesehen hat, wie er ein neues Gesicht nur anblinzelte, aus dem Augenwinkel, und gleich dann die Lider schloß, wie er eine Zeitung, eine Broschüre nur so anschnüffelte, als zöge die lang gestreckte Nase das Parfum des Geistes ein, der da papieren sich offenbaren sollte —, der wußte auch, daß dieser Mann mit dem feinen Fuchskopfe und dem freundlichen Kinn nicht dazu geschaffen war, im Lebensspiel der Betrogene zu sein. Ohne Geld, aber mit einem Mantelsack voll von liberalen Schwärmereien war er nach London gekommen, und noch waren kaum zwei Jahre vergangen, da schrieb er die ketzerischen Sätze: „Die Männer von Manchester haben für alle Dinge unter dem Monde nur einen Gesichtspunkt, den kaufmännisch-geschäftlichen, den doppelt-italienischen. Die Gentlemen, die in Talg und Borsten machen, schreien jetzt ungestüm nach Frieden. Sie müssen nämlich jetzt ihre Bestellungen machen und gleichzeitig die

*) Franz Duncker, Berlin.

Hälfte anzahlen, wie es im Handel nach Rußland Usance ist. Da nun Schweineborsten notirt werden, Völkerrecht und dergleichen Fancyartikel aber nicht, so ergiebt sich nach der Theorie der Nichtsalsfreihändler, daß der Friede erhalten werden muß — um jeden Preis. Die Demokratie hat Veranlassung, für die Kollegenschaft der manchesternen Liberalen zu danken. Mr. Cobden spielt den Demokraten, weil er dadurch zum Frieden zu kommen hofft und er den Frieden braucht, um seine Nachtmützen abzusetzen ... Konservativ, Liberal, Radikal sind Wörter, und im Grunde giebt es nur zwei Parteien in der Welt, eine, die an Wörter glaubt und eine, die es nicht thut." Und wieder nach einer Weile: „Gladstone mag ein großer Gottesgelehrter, großer Protestant, großer Katholik, großer Aesthetiker, großer Nichtsalsfreihändler, großer Liberaler, großer Konservativer sein — Alles das wird an ihm gepriesen und Alles das mag ihm zugegeben werden; aber er ist unfähig, zusammenhängend zu denken, er ist a fussy creature, eine Kreatur wie ein Quirl. Schlimm genug, daß Deutschland mit diesen Leuten zu thun haben wird; schlimmer noch, wenn es sich über sie täuschte. Es sind zehn Jahre, daß ich Gladstones Reden lese, und nicht ein einziger Gedanke hat mich hinreichend frappirt, um hängen zu bleiben. ..... Wie der Musterreiter einen Bauernstand mit einfachen Sitten haßt, so muß Mr. Cobden, der ein Musterreiter en gros ist, eine Bevölkerung hassen mit wenig Bedürfnissen, viel häuslicher Industrie, unveränderlicher Tracht und festen Sitten. Die Kerle konsumiren nicht, geben keine Aufträge; man kann in nichts machen mit ihnen."

Mit unbarmherzigen Streichen, man sieht es, hat Bucher im liberalen Tempel die Götzen zerstört und es ist ganz begreiflich, wenn die Tempelwächter heute sein Buch über die prahlerische Lüge des Parlamentarismus als „völlig unzulänglich" bezeichnen. Die Armen quälen noch immer sich mit dem Schildwachestehen ab und merken gar nicht, daß im verfallenden Schiff ihres Heiligthumes nur noch brüchige Trümmer lagern.

Als Schriftsteller stammt Lothar Bucher von Heine, Jean Paul und Lawrence Sterne ab; von Heine hat er die Freude an stilistischem Gefunkel, das nicht immer aus echten Steinen strahlt, von Jean Paul den lockeren Periodenbau und die Lust am Gedankenbummeln, von Sterne das wehmüthig lächelnde Mitleiden. Mit Heine, dessen soziale Einsicht längst nicht genug gewürdigt ist, hat er auch das tiefe Miß-

trauen vor klingenden Schlagwörtern gemein, und wie einst Heine zu Börne, so konnte später auch Lothar Bucher nicht zu Lassalle den Steg finden; Börne und Lassalle gehörten eben bei aller Verschiedenheit, doch gemeinsam der Partei an, die an Wörter glaubt.

Nicht alle kontinentalen Vorurtheile über England hat Bucher abgelegt; aber er hat, klarer als sonst ein Deutscher, die Hauptvorzüge des britischen Volkes erkannt: die gesunde Lebensweise ohne Kneipen, die gesunde Ernährung ohne Kartoffeln und Wurst, den gesunden Eigennutz — und seine Hauptfehler: Mangel an Mitleiden und die soziale und sittliche Heuchelei. Man muß es lesen, wie er die Pariser Prostitution der von London vergleicht: „Die demi-monde ist aufs Gründlichste beschrieben; aber wer weiß von gewissen niedlichen Straßen in der Nähe von Westminster, wo die Gesetzgeber ihre verschiedenen Damen, „under protection" untergebracht haben, ein sehr ehrenwerther Baronet, der in den Ferien den Arbeitern Vorlesungen über Moral hält, deren gerade sieben, wie man sagt? Es besteht in England das stillschweigende Abkommen, über alle diese Dinge nicht zu sprechen". Heute dürfte ein deutscher Korrespondent nicht mehr ungestraft dergleichen Skandalgeschichten berichten, denn nach der Seite der Heuchelei hat uns der von England importirte Liberalismus ein gutes Stück vorwärts gebracht. Gerade darum sind Buchers Aufzeichnungen so lehrreich: er hat, wo er es fand, dem Manchesterthum, das sich demokratisch vermummen wollte, die Maske vom Gesicht gerissen und die heuchlerisch grinsenden Züge des mitleidlosen Ausbeuterthumes enthüllt. Und als er zum letzten Male öffentlich sprechen wollte, da geschah es, um den Beweis zu führen, „daß die Lehre der Manchesterschule, der Staat habe nur für die persönliche Sicherheit zu sorgen und alles Andere gehen zu lassen, vor der Wissenschaft, vor der Geschichte und vor der Praxis nicht besteht."

Als schwarz-roth-goldener Demokrat war er über den Kanal gezogen, als schwarz-weiß-rother Staatssozialist kam er zurück in die Heimath, wo er sein Glück finden sollte und seinen stillen Schmerz: Bismarck.

Der große Menschenkenner war immer der Mann schneller Entschlüsse. Wie er 1880 sich auf Gnade und Ungnade dem bayerischen Doktor Schweninger ergab, der auf der Durchreise ihn besuchte und mit Sack und Pack dann sofort bleiben mußte, so behielt er 1864 auch

Lothar Bucher gleich bei sich, da der Begnadigte nur um eine Erleichterung seiner Niederlassung als Rechtsanwalt zu bitten kam. In beiden Fällen ist er dabei gut gefahren: er fand einen Arzt, der ein Mensch war, und einen Menschen, der Geheimrath werden konnte. In beiden Fällen war auch hartnäckiger Widerstand zu überwinden: zuletzt bei den zünftigen Rezeptmännern, die schon die Krebsdiagnose gestellt hatten, zuerst beim König Wilhelm, der von dem Achtundvierziger, dem Steuerverweigerer lange nichts hören mochte. Hindernisse aber gab es nie für den wilden Junker vom Kniphof und sein König war der Letzte, ihm einen Wunsch zu versagen. Bucher kam nie an den Hof und die Excellenzherrlichkeit ward ihm versagt, aber er blieb und nach manchem Jahr konnte man die beiden Pommern an dem unverwüstlichen Humor des prachtvollen Bayern sich gesund amusiren sehen.

Die liberale Legende, die Buchers längst schon vollzogene Apostasie aus guten Geschäftsgründen totzuschweigen versucht, macht, wenn sie so weit gekommen ist, eine kleine Pause, besenfzt ein Weniges den Ueberläufer und meint dann, mindestens habe ihn kein äußerer Vortheil gelockt. Wer aber in Buchers Leben das erste Problem entstehen und schnell vergehen gesehen hat, der weiß auch, daß der Achtundvierziger keine Ueberzeugungen zu opfern hatte, um in den Dienst des großen Realpolitikers zu treten. Schon 1852 hatte Bucher geschrieben: „Wie die alte Diplomatie und Politik sich hier und anderwärts auch sträuben mag, sie wird von der Nationalökonomie verschlungen. Göttliches Recht, Solidarität der konservativen Interessen, historische Traditionen und theologische Phrasen müssen sich, zähneknirschend, unter eine Position des Tarifs beugen." Schon damals hatte er auch in der „zähen Bourgeoisordnung" den gefährlichsten Feind jedes wahrhaft modernen Fortschrittes erkannt. Und nun fand er Bismarck im erbitterten Kampfe mit dieser selben Bourgeoisie, die dem verhaßten Minister die Lebensmöglichkeit zu rauben, ihn an der Durchführung seiner zunächst nationalen und dann staatssozialistischen Politik zu hindern versuchte. Die beiden Männer konnten nicht nur, sie mußten einander sogleich verstehen. Und wo der adlige Landmann Wege einschlug, die dem bürgerlichen Juristen nicht ganz genehm waren, da wichen seine Bedenken dem Zauber dieser einzigen Persönlichkeit, die auf jeden, der sich ihr nahen durfte, wie ein großes Erlebniß wirken muß, und in die helle Freude

an der wundervoll menschlichen Prachtgestalt mischte für Bucher sich nur ein Tropfen Wermuth; des trennenden Unterschiedes wurde er sich bewußt zwischen dem Finder neuer Pfade und dem Betrachter abgeschrittener Straßen, zwischen dem Dichter und dem Kritiker der politischen Tragikomödie, zwischen dem Genie und dem Talent.

Deutschland besitzt kaum einen zweiten Publizisten, der an Bildung und Bescheidenheit, an Geist und Ehrlichkeit Bucher gleich gestellt werden kann. Er war kein „ernster Politiker", wie man heute sagt, wenn man einen Menschen bezeichnen will, der von der Wiege bis zur Bahre durch die nämliche Parteibrille glotzt und die nämlichen Leitartikel und Parlamentreden drischt; er ließ vom Tage sich belehren und ein neuer Mensch konnte ihm ganze Doktrinen stürzen. Dadurch und durch seine eifrige Naturforschung, denn er war auch ein großer Botaniker vor dem Herrn, wurde er fähig, die beiden Probleme zu lösen, an denen der deutsche Freisinn erlahmt ist: den Uebergang der Demokratie in ein flaches, mechanisches Nichtsalsfreihändlerthum und das Verhältniß zu Bismarck, der wie ein unerwartet hereinbrechendes Gewitter alle Vorkehrungen gegen die Schwüle einer dumm frömmelnden Reaktion über den Haufen warf. Wäre Denen nach Waldeck diese Erkenntniß aufgedämmert, oder hätten mindestens die späteren Sezessionisten ihren alten Haß gegen die wenig konsumirende Landwirthschaft gezügelt, dann hätten wir das Sozialistengesetz nicht erlebt und der Freisinn wäre vielleicht noch existenzfähig, während er nun, da die Arbeiter ihm für Zeit und Ewigkeit verloren sind, an der plutokratischen Zuckerkrankheit unrettbar verkommen muß.

Bismarck hat Geschichte gemacht, Bucher hat Geschichte beobachtet. Durch die deutsche Geschichte aber werden sie, in höherem Sinne vereint als Faust und Wagner, volksthümlicher als Lessing und Mendelssohn, Luther und seinem Melanchthon eher vergleichbar, als ein unsterbliches Paar schreiten. Und wenn der große Kanzler nur in Rembrandtfarben vor unserm Auge steht, so wünscht man dem Kleinen, zu dem er so oft, um geheimen Rath zu erlauschen, sich niederbeugte, zum Porträtisten den still kichernden, den gutmüthigen und doch listenreichen Frans Hals.

Modernes Recht und altes Recht.

Weh dir, daß du ein Enkel bist, rief ich einst seufzend in jenem schönen Heidelberg, das damals noch eine Hauptjuristenstadt war. Ich hatte Alles daran gesetzt, noch zwei oder drei Semester in Heidelberg zuzubringen, von wo man uns Wunderdinge erzählte, über die zündende Kraft Bangerows und das physische und seelische Feuer Renauds, und so zog ich im Frühjahr 1869 in die Musenstadt ein. Ein Neuling in der Welt, im ganzen Gefühle eines schlichten Erdenwurms, aus der Provinz heraus (wenn ich so meine Vaterstadt Offenburg mit ihrem lebhaften politischen Temperament bezeichnen darf) an den herrlichen Neckarstrom versetzt, oben die Schloßruine, das Zeugniß begeisterten, wenn auch theilweise perversen Kunstsinnes und wilder Kämpfe, in eine weltmännische Umgebung geworfen, inmitten einer Jugend, die als jeunesse dorée den schüchternen süddeutschen Provinzialen mit seinen beschränkten Mitteln über die Achsel anschauen mochte; so führte mich das Schicksal in den Hörsaal Bangerows. Ich denke noch jenes Morgens; ein Gefühl unendlicher Bangigkeit hatte mich ergriffen: werde ich auch vor so viel Weisheit bestehen? Der Hörsaal füllte sich in einer Weise, wie ich das noch nie gesehen: immer neue Gesichter; die Bänke — Kopf an Kopf; in banger Erwartung blickte ich nach der Thür, wo endlich ein ältlicher, abgezehrter Mann erschien und die Reihen hindurch nach dem Katheder wankte, von stürmischem Beifall begrüßt, der in Wirbeln Staubes von den Füßen der jubelnden Schaar aufstieg.

Ich würde täuschen, wollte ich sagen, daß sein Kopf meiner Erwartung entsprochen hätte, ein scharfes, durchdringendes Auge, der Mund wie von einem Redner, der die Süßigkeit seiner Suada mit einigem Entzücken selbst empfindet, aber nichts von einem weltumfassenden genialen Blick, im Gegentheil ein gewisser Fanatismus für einen festgeschlossenen Kreis von

Ideen, allerdings ein Fanatismus einseitiger und unschuldiger Art in der Weise, daß sein Vertreter für irgend eine abstruse Ansicht den Kopf auf den Block legen würde, ohne jedoch selbst irgend einem Dritten ein Haar zu krümmen. Eine liebenswürdige, sanfte, manchmal fast elegische Persönlichkeit, deren Fanatismus sich in einer Begeisterung für Dinge entlud, für die unsereins kaum einige Wärme empfinden konnte; das war der Hauptcharakterzug des Lehrers.

Da hörten wir denn das Lieblingsthema Vangerows, das römische Erbrecht, eine historische Erscheinung, die nur als solche zu erklären ist; ein Kampf der Cognaten- gegen die Agnatenfamilie, die Macht des Familienvaters in einem Testirrecht ausgeprägt, vor dem wir fast erschrecken, dabei eine Menge kleiner Knifflichkeiten, die wiederum diesem Rechte einen Gegenpart bieten; die Exheredation und der Satz: man darf den Hausſohn nicht übergehen, man muß ihn zum Hause hinausjagen, d. h. ausdrücklich enterben, wenn er daraus sein soll; dazu der allmähliche Umschwung des Familiensystems durch das prätorische Recht, aber doch wieder nur ein ziemlich verdeckter Umschwung, der das alte prinzipiell bestehen ließ, so daß die Sache in allen Farben schillerte. Dann die mehr oder minder glücklichen Aenderungen des Kaiserrechts, bis zu jenen Justinianischen Schöpfungen, denen man den unelegant-beschränkten Byzantinismus mit seiner mehr oder minder wohlwollenden Despotie ansieht, über alles dieses ein Gewebe unendlich feiner Scholastik gezogen, wie es die römischen Juristen von den Orientalen gelernt haben mögen — gerade im Erbrecht sind auch sie, selbst ihre Größten, der furchtbaren Gefahr des Formalismus unterlegen — alles dieses war so ein Ding nach dem Herzen des Lehrers, der die wunderlichsten Sätze des römischen Prälegaten- und Notherbrechts mit einer fast frommen Begeisterung vortrug und mit ehrfurchtvoller Scheu sich vor den Herren Julian, Paulus und Ulpianus verneigte. Nicht daß wir diese historisch-ethnographische Auffassung im Pandektensaale gehört hätten — eine solche Anschauung hätte schon als Entweihung gegolten. Das römische Recht nicht als ein Recht, sondern als das Recht und als unser Recht zu betrachten, das galt als guter Ton und Anstand, und die wunderſamsten Geschraubtheiten der römischen Juristen wurden mit einer Emphase gelehrt, deren stereotyper Satz war: dies gilt noch bis auf den heutigen Tag.

In diesem fremden Gebiete fühlte ich mich schwer zurecht. Immer und immer wieder schweiften meine Gedanken vom Pandektensaal auf die Straße, wo die Kutscher am Universitätplatze sich sonnten, als wollten sie etwas von der Universitätweisheit abbekommen; und der Gedanke: es ist das alles doch nicht richtig, dort draußen gilt das französische Civilrecht und lehrt etwas ganz anderes, hat ganz andere Testamente und kennt keine Enterbung:

dieser Gedanke wich nicht von mir. Freilich unterlag auch ich zeitweise der verführerischen Macht der formalen Dialektik, und Nächte lang studirte ich die Papiniansstellen — Papinian hat seitdem stets einen unvergänglichen Reiz auf mich geübt. Doch der Gedanke, daß es auf unserer Welt ganz anders aussehe und wir nach anderen Grundsätzen lebten, oder mit anderen Worten, daß wir nicht bloß rechtliche Epigonen, sondern Schöpfer und Bildner eines neuen Rechtes seien, wollte mich nicht verlassen.

Einige Jahre darauf, als ich in Mannheim in der Anwaltschaft praktizirte, fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Ich war in den Kreis eines mächtigen Handelsbetriebes gestellt; stundenlang betrachtete ich den Rhein von der Brücke aus, verfolgte im Geiste die Wasser bis in die mächtige See mit ihren stolzen Schiffen; majestätisch fuhren die Rheindampfer an, Güter wurden aus- und eingeladen; Fragen ganz neuer Art schwärmten herum, von denen der Vangerowschüler in dem Pandektensaal nichts gehört; Vermögen von vielen Tausenden hingen an einem Haar, der Kampf der Redlichkeit gegen den schleichenden Trug, des Geistes gegen den blinden, aber listigen Vampyrismus des Verkehrs, der Arbeit gegen den schnöden Müssiggang, alles das stürmte auf mich ein, und nachts kämpften die Rechtsfragen im Traum, wie die Geister der Hunnenschlacht, die sich untertags nicht ersättigt haben. Da heißt es, im Flug auf die Gerichte stürzen, an den Hafen, an einem Augenscheine theilnehmen, ob das amerikanische Getreide gut angekommen ist, in den Kommentaren des französischen Rechts herumwühlen (glücklicherweise hatte ich den Marcadé, Troplong und die vielen, vielen Bände Demolombe mit besonderem Eifer studirt). Ein modernes Leben schlang sich um mich; fast mit Jubel begrüßte ich jede Frage, die sich mitten aus dem Leben entwickelte.

„Das ist das Feld deiner Thätigkeit", und wenn ich untertags im Strudel geschwommen, suchte ich nachts die Gedanken wissenschaftlich weiter zu führen. Darum, als ich das erste größere Buch schrieb, war es nicht, wie ich früher geträumt hatte, eine Exegese zu Papinians Quästionen, sondern ein Lehrbuch des deutschen Patentrechts, jenes Rechts, das nun eben erst durch das Patentgesetz vom Jahr 1877 für uns eigentlich geschaffen war; umgewandelt und neugeboren verließ ich die Stadt, in der ich die mächtigsten Anregungen meines Lebens erfahren, und wandte mich dem akademischen Berufe mit dem festen Vorsatze zu, nicht als Epigone, sondern selbstschöpferisch zu wirken.

Jene Pandektenzeiten der 60er Jahre sind geschwunden. Unsere heutigen Pandekten sind etwas ganz anderes geworden. Niemand hat dem historischen Zug unserer Zeit entfliehen können, und uns alle umgeben tagtäglich neue rechtliche Fragen und verlangen ihre wissenschaftliche Lösung. W

ungefähr stürmen Problem auf Problem an uns heran; wie Geister, die uns bannen, bringt es auf uns; hier heißt es, unsere juristische Kunst erproben.

So trat auch mitten in das Bereich des Materialismus das Recht der geistigen Schöpfung ein, und diese Idee übte einen mächtigen Zauber. Eine einzige Gedankenkombination kann den geistigen Urheber zum Herrn der Schätze dieser Welt machen, und fast möchte man glauben, das Lächeln des Versuchers zu schauen, wenn er dem Geiste des Denkers die Freuden dieser Erde anbietet; aber der Verführer rechnet falsch: wen die Idee mächtig ergriffen hat, den läßt sie niemals los, und inmitten der irdischen Güter schwärmt er in einer anderen Welt. Jetzt erweiterte sich der Kreis der Rechte; jede Gedankenkombination kann ins Gebiet des Rechts eintreten: der Zauber der Sprache macht den Gedanken zum Kunstwerk und das Autorrecht verschwistert sich mit den Schöpfungen der Schönheit. Die neuen weltbeherrschenden Kräfte bedingen neue Rechtverhältnisse, und die Elektrizität mit ihrer Fernwirkung und mit ihrem Kampf gegen die verschiedenen störenden Elemente verlangt ihr Recht; mit Telegraphie und Telephonie ist unser Vertragsrecht in ein neues Stadium gerückt und die unzähligen Verkehrmittel erzeugen neue Rechtinstitute. Welches ist die Natur des Eisenbahnbillets, welches der Charakter der Pferdebahnkarte? Das sind alles Fragen des neuesten Datums, und ich erfüllte eine moderne Schuld, als ich jüngst über das Recht der Briefmarke schrieb. Unsere Assoziationverhältnisse bieten wesentliche Schwierigkeiten, die bis jetzt noch lange nicht völlig gelöst sind; in der rechtlichen Konstruktion der Aktiengesellschaft stehen wir trotz allen Bemühungen erst am Beginn unserer Thaten.

Unterdessen bringt wie ein Menetekel die Frage über das Recht des Individuums an uns heran. Die Assoziation wird in Amerika zu förmlichen Rings, die jede Konkurrenz unmöglich machen, die Engagementsverträge binden den Einzelnen auf ein halbes Menschenalter — ist das alles gestattet? Schwere und tiefe Fragen, Fragen, die an die Grundvesten unserer Kulturordnung hinanreichen, über deren Lösung häufig eine Welt erzittert! In dem Gewühle des Weltrechts ersteht auf einmal die Göttin des Rechts, das Lebensideal uns vor Augen haltend, und an Stelle einer unrichtigen Anschauung, die den Egoismus zum Schilde des Rechtes macht, treten die Lebensideale als leitende Genien der Wissenschaft; nur im Glauben an Ideale kann ein Volk groß bleiben, sonst fällt es in den Abgrund, mag es auch versuchen, den unersättlichen Schlund, der die Völker verzehrt, mit Säcken Goldes auszufüllen!

Jetzt noch ein Schritt und wir erfassen brüderlich alle Völker und suchen ihre Rechte zu erlernen. Wir sind nicht nur im Zeitalter eines

Helmholtz und Siemens, wir sind im Zeitalter eines Bastian, und die Lehre von der Kulturkraft aller Völker dringt an unser Ohr. Jedes Volk mit seinen Idealen, seinem Glauben, seiner Lebensweise hat sein Recht erzeugt, und wenn wir mit Checks und Wechsel hantiren, gedenken wir der babylonischen Steintafeln von über 2000 Jahren, worin Fräulein Kabta dem Herrn Schillibi eine Mine verspricht — oder auch mehr.

Vorwärts, lautet der Spruch der Zeit; wir leben in einer Periode des frischesten Schaffens und Wirkens, nicht in der Oede eines Epigonenthums; die Schriften der römischen Juristen sind Zeugnisse vergangener rechtlicher Bildung; aber auch wir weilen in einer Welt des Lebens und können für unsere Zeit Aehnliches schaffen.

So ist der schüchterne Vangerowschüler zum eifrigen Stürmer geworden, in die Schranken der alten Wissenschaft Bresche zu legen.

Der milde Geist Vangerows, der auch seinen Gegnern wohl wollte, hat ihm schon längst verziehen.

Professor J. Kohler.

Soziale Strömungen im Judenthum.*)

Während einer verhältnißmäßig glücklichen und ruhigen Periode der Regirung des Königs Hiskia wurde die jahveistische Religion festgestellt, wie die Propheten zur Zeit des Ahab sie geahnt, wie Jesaia und Micha sie ausgebildet hatten. Jehova hat beinahe jeden Zusammenhang mit der Natur verloren. Sein nationaler Charakter ist für den Augenblick verwischt, der Sieg des Monotheismus scheint vollkommen zu sein. Jehova ist der Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat. Er will das Gute. Der Mensch ehrt ihn, indem er Gerechtigkeit übt. Alle Welt kann ihm eine solche Verehrung erweisen, und in diesem Sinne ist die ganze Menschheit zu seinem Dienste berufen.

Jehova bethätigt seine Gerechtigkeit durch den gewöhnlichen Lauf der Welt, die er als absoluter Herrscher bis in das kleinste Detail selbst regirt. Die Wirklichkeit zeigte hier seltsame Widersprüche, für den leichtfertigen Denker sogar, da der ehrliche Mann oft unglücklich und der Lasterhafte oft scheinbar belohnt wird. Der Jahveismus verlor sich in diesen Abgrund. Jehova antwortete nur durch Donnerschläge auf die menschlichen Fragen nach dem Walten der Vorsehung, die gerecht ist, ohne daß der Mensch die Gesetze dieser Gerechtigkeit zu erkennen vermag. Niemals findet sich bei den Gelehrten jener Zeit auch nur die geringste Berufung auf Strafen oder Belohnungen nach dem Tode. Uebrigens ist Jehovas Gerechtigkeit recht allgemein gehalten. Er straft kranke Gesellschaften, auf die Gefahr hin, mehr als einen Unschuldigen mit zu treffen. Vor allem ist diese Gerechtigkeit unregelmäßig. Jehova hat seine Tage; er wartet, bis die menschliche Bosheit ihren Höhepunkt erreicht hat, dann erscheint er und straft.

Die ganze Weltgeschichte ist nichts als die Entwickelung eines von Jehova erdachten und gewollten Planes. Israel ist die Achse dieser Geschichte, Jehova hat es unter den aramäischen Völkern auserwählt, als einen privilegirten Stamm; ihn begleiten seine Blicke seit mehr denn tausend

*) Siehe Nr. 3 der „Zukunft".

Jahren. Das große Zeichen der Liebe, das er ihm gab, war die Befreiung aus Egypten durch seinen Diener Mose. Diesem hatte er in der Wüste des Sinai verschiedene Kundgebungen seines Willens offenbart, und die Quelle solcher Orakel ist auch später nicht versiegt.

Assyrien ist die Macht, die Jehova für die Ausführung seiner Pläne in Bewegung setzt, die auf nichts Anderes abzielen, als auf die Gründung einer gerechten Weltordnung durch Israel. Das Reich Samaria, das so weit von einer solchen Vollkommenheit blieb, ist bereits zerstört, auch Juda wird vermuthlich zerstört werden. Doch die Schicksale Zions sind ewig. Es wird der Mittelpunkt einer erneuten Menschheit sein. Der wahre König der Bethlehemitischen Dynastie, der ideale David, der noch niemals gesehen ward, wird nun erscheinen und ganz Israel unter seinem Szepter vereinen. Er wird, ein König und ein Prophet zugleich, das Volk auf den Weg des reinen Jahveismus führen. Dann muß die Welt Zions Ueberlegenheit erkennen. Die ganze Erde wird jahveistisch, die Opfer werden abgeschafft; die wahre Religion Jehovas wird sein: Gerechtigkeit und Glück.

In diesen großartigen Traum konzentrirte sich die ganze Liebens- und Glaubenskraft des frommen Judenthumes, von 720 bis 710 vor Christi Geburt etwa. Die Regirung des Königs Hiskia ist der Augenblick, wo man die Umrisse dieser goldenen Zeit festgestellt hat. Der Messiasglaube ist eine Schöpfung Jerusalems, nicht der nordischen Stämme. David, Zion und eine legitime Dynastie waren dazu nöthig, der König war unentbehrlich für Judas neugeschaffenes Ideal. Hiskia entsprach in einigen Zügen dem vollkommenen Könige aus Davids Stamme. Manchmal schien es, als ob Israels große Geschicke durch ihn sich offenbaren könnten. Doch die neuen Zeichen waren zu wenig sichtbar. Die Zeiten waren zu hart. Der theokratische König wurde in eine fernere Zukunft verwiesen und nahm die Gestalt einer Sonne an, die erst am Ende aller Tage erscheinen sollte. Doch dieser Abend der Welt sollte so schön sein, daß man sich in die Nothwendigkeit, ihn selbst nicht sehen zu können, willig ergab. An seiner Verbreitung mit gearbeitet zu haben —: dieses Bewußtsein beglückte und befriedigte schon.

In dieser der Philosophie bereits ziemlich ergebenen Zeit mußten sich wahrscheinlich schon viele Geister sagen, daß manches in dem neuen System nicht recht stimmen wollte, daß dieser Jehova, der eine persönliche Politik befolgte und seine eigene Vorsehung hatte, am Ende doch ein privater Gott war und sehr verschieden von dem absoluten El der alten Weisen, deren Schule bei den Themaniten und den Beni-Qedem fortlebte.*) Der große Wider-

*) Das Buch Hiob zeigt Spuren eines solchen Dualismus.

ſpruch, der im Grunde des israelitiſchen Gewiſſens ſchlummerte: — auf der einen Seite der abſtrakte und allgegenwärtige Gott des Univerſums, auf der anderen der partikulariſtiſche Gott Israels — war durch einen groben Kitt überdeckt, der vorläufig genügte. Man ſieht nicht, daß die reinen Elohiſten, wie die Verfaſſer des Buches Hiob und der Sprüche, ſich jemals gegen den heidniſchen und im gewiſſem Sinne ſogar polytheiſtiſchen Brauch, Gott einen Eigennamen beizulegen, aufgelehnt hätten. Man ſieht eben ſo wenig, daß die Jahveiſten wiederum gegen die reinen Deiſten gekämpft hätten, die den ſpeziellen göttlichen Protektor dem Volke Israel abſprechen wollten. Beide Parteien hatten zum gemeinſamen Gegner die Gruppe jener Thoren, die da ſagten: „Es giebt keinen Gott!“ Dieſe allein waren die Laſterhaften, die Gefährlichen. Da ſie ſich aber vor dem Schreiben hüteten, ſo wiſſen wir nicht, wie Viele ihrer waren. Die Geſchichte ſieht nur die Oberfläche; eigentlich aber haben auch nur die Oberflächen Bedeutung im Leben der Völker; ſie geben den Schein, und mit Ausnahme des rein wiſſenſchaftlichen Gebietes ſind ja alle menſchlichen Dinge nur Schein. Die gewonnene Schlacht iſt die, an deren Gewinn man glaubt; und die triumphirenden Anſichten ſind die, denen es gelingt, zu einer gewiſſen Stunde zu beweiſen, daß ſie einſt das Recht zum Triumphe hatten.

Weil die jahveiſtiſche Bewegung der Propheten eine Rückkehr zur Vergangenheit war, die Sehnſucht nach einer älteren und reineren Religion, deshalb iſt die große prophetiſche Bewegung des VIII. Jahrhunderts dem Proteſtantismus ſo ähnlich. Zwei Pflichten erkannten die Puritaner an: vor Allem die Vertilgung aller nicht jahveiſtiſchen Elemente und dann die Befreiung des Bekenntniſſes von Allem, was nach der Meinung der Propheten ſeine Reinheit trübte.

Die Vernichtung des nordiſchen Reiches und ſeiner Heiligthümer gab dem Tempel Jeruſalems eine große Bedeutung. Bis dahin war dieſes kleine naos nur die Privatkapelle des Königs von Jeruſalem geweſen. Von nun an wuchs es ſeinen Schickſalen mit jedem Tage mehr entgegen. Bald wird dieſer Tempel zum nationalen Heiligthume Israels werden, eine glühende Verehrung umgiebt ihn; zahlloſe Eiferer machen es ſich zur Ehrenpflicht, ſeine abſolute Reinheit zu bewahren.

Unter dem Tempelgeräth mißfiel den Propheten ein Gegenſtand am allermeiſten: der ſogenannte nehuſtan — (eine Abkürzung mit Wortſpiel von nehas nehoſt=Erzſchlange) —, ein alter Talisman, den — wie man ſagte — Moſes verfertigen ließ, um ihn als Schutzwaffe gegen den Schlangenbiß zu brauchen. Die Israeliten boten ihm Weihrauch dar, wie einem Gotte, und vielleicht war es in der That eine alte Abbildung Jehovas aus den Zeiten, wo man dieſen Gott nach den der egyptiſchen Mythologie entnommenen

Formen dargestellt hatte. König Hiskia ließ diesen Talisman zerschlagen. Für eine so kühne Neuerung bedurfte er einer sehr mächtigen religiösen Partei. Die nationale Religion ist immer abergläubig. An dem Tage, wo Hiskia die Erzschlange Mosis zu vernichten befahl, that er, wie die Protestanten des XVI. Jahrhunderts — theilweise sogar nach seinem Beispiele gethan hatten, als sie die gothischen Heiligen zerschlugen und die durch Tradition geheiligten Altäre zertrümerten. Der Abscheu vor dem priesterlichen Betrug und dem religiösen Materialismus besiegte die Ehrfurcht vor alter Ueberlieferung. Als ein Held der Abstraktion und der absoluten Wahrheit ist der jüdische Prophet mehr als patriotisch. Die Lügen, mit denen der Patriot sich so leicht begnügt, empören sein Herz. Eine Fabel, die einem natürlichen Gegenstande besondere Kraft zuschreibt, erscheint ihm als eine Verminderung der Macht Jehovas. Die Religion Jerusalems wird immer mehr ein humanitärer Glaube und hört auf, ein an einen bestimmten Volksstamm oder an ein einzelnes Land gebundenes Bekenntniß zu sein.

Weder Salomo noch einer seiner Nachfolger hatte bis jetzt daran gedacht, den Tempel Jerusalems zur ausschließlichen Opferstätte zu machen. Die Altäre der alten Zeiten wurden mmer noch als geweihte Plätze betrachtet. Wahrscheinlich verlangte Jesaia vom König Hiskia mehr als einmal die Abschaffung der außerstädtischen Opfer. Doch ließ sich der König niemals völlig von der Priesterpartei beherrschen, obgleich er in vollkommenem Einverständnisse mit ihr lebte. Seine Haltung erinnert an die des Heiligen Ludwig, der bei seiner tiefen Frömmigkeit eine gewisse Selbständigkeit gegenüber dem Klerus zu bewahren wußte. Ein Verbot der lokalen Opfer hätte sicherlich zu Unruhen und Widerwärtigkeiten geführt, wie es unter Josia der Fall war. Das aber, was die Bewegung des Hiskia und des Jesaia im Gegensatz zu der des Josia und Jeremia charakterisirt, ist gerade die Thatsache, daß sie, in dem ersten Theile wenigstens, von keinen inneren Unruhen oder Gewaltmaßregeln begleitet wurde.

Die Beschneidung verliert immer mehr ihren anfänglichen Charakter einer einfachen Vorbereitung zur Heirath und wird immer mehr als eine Glaubensregel betrachtet. Sie ist einer der ältesten nationalen Bräuche, doch ihre religiöse Bedeutung war anfangs nicht recht klar. Die Propheten sprechen niemals von dieser Sitte. Augenscheinlich sahen sie in der Beschneidung eine ziemlich gleichgiltige Sache. Trotzdem aber nahm ihre Bedeutung als religiöser Brauch immer mehr überhand. Alle vorsichtigen Menschen und guten Familienväter unterwarfen ihre Kinder dieser Operation, um ihnen später eine falsche Situation zu ersparen; gerade so, wie man es zu unserer Zeit mit der Impfung hält. Dabei wurde angenommen, daß Jehova es so

wolle, und daß man seinem Gebote ungehorsam ist, wenn man seinen Sohn in den ersten Tagen nicht beschneiden läßt.

Die jüdischen Feste entwickelten sich, ohne allgemein und national zu werden. Die Ostern, vereint mit dem Feste der ungesäuerten Brote, wurden zum großen Jahresfest. Die Frommen glaubten schon damals, es würde zur Erinnerung an die wunderbare Befreiung aus Egypten gefeiert, doch die Menge sah nichts Anderes darin als Jehovas großes Frühlingsfest. Dabei verbreitete sich der Glaube, daß alle frommen Handlungen wirksamer seien, wenn sie in Jerusalem, im Tempel stattfänden. Der kleine Umfang des jüdischen Reiches machte eine solche Idee ausführbar, da die entferntesten Gläubiger nicht viel über zehn Meilen zu gehen brauchten, um nach Jerusalem zu gelangen. Schon bildete sich eine Gruppe exaltirter Pietisten um den Tempel. Sie wurden dessen Wirthe — die gerim. Bis dahin waren diese gerim Jehovas nicht viel mehr als Parasiten gewesen, die von den Opfern und dem Wohlleben, das in dem Tempel herrschte, sich nährten: nun kam ein moralischer Zug in diese Institution, die nirgend sonst etwas Gutes geschaffen hat. Man glaubte, eine große Sittenreinheit nöthig zu haben, um in der Nähe Jehovas leben zu dürfen. Der Tugendhafte tröstete sich mit dem Spruche: „Der Böse kann nicht Dein ger sein."

„Herr, wer wird wohnen in Deiner Hütte? Wer wird bleiben auf Deinem heiligen Berge?*)

Wer ohne Wandel einhergehet und recht thut, und redet die Wahrheit von Herzen;

Wer mit seiner Zunge nicht verleumdet, und seinem Nächsten kein Arges thut und seinen Nächsten nicht schmähet;

Wer die Gottlosen nichts achtet, sondern ehret die Gottesfürchtigen; wer seinem Nächsten schwöret und hälts;

Wer sein Geld nicht auf Wucher giebt und nimmt nicht Geschenk von dem Unschuldigen. Wer das thut, der wird wohl bleiben."

* * *

So bildete sich eine vortreffliche, begrenzte Moral aus, deren Keime schon in den früheren prophetischen Schriften lagen, die jetzt aber durch eine Partei repräsentirt wird und eine Schule bildet. Es ist eine Moral für Mittelklasse und Proletariat, die nach Gerechtigkeit und Ehrlichkeit hungern und weder für die großspurige Art der Aristokratie noch für den Anspruch der Staatsnothwendigkeit Sympathie haben, die sich vielmehr in demüthigen, bescheidenen Lebensformen gefallen. Nachdem sie von den Propheten hartnäckig gepredigt, von den frommen Juden ausgeübt, in den

*) Psalm XV.

unserer Aera vorangehenden Jahrhunderten durch das Christenthum verbreitet worden war, ist diese Moral zum Sittlichkeitsgesetz der Menschheit geworden. Sie hat das Recht des Armen oder, besser gesagt, des Schwachen, überall zum Siege geführt, wenigstens bis zu der Zeit, wo das Christenthum, in völliger Fälschung seiner ursprünglichen Natur, sich mit dem Militär und der Aristokratie verbündete und dem Armen nichts mehr zu predigen hatte als die Resignation.

Bei der idealen Vertheilung der irdischen Güter unter sein Volk hätte Jehova nicht vorausgesehen, daß es einmal Reiche und Arme geben sollte. Die Existenz der Reichen ist in den Augen konsequenter Jahveisten eine Unbequemlichkeit. Die fortwährende Sorge der jahveistischen Politik ist der Schutz des Schwachen gegen den Starken und die möglichste Einschränkung der Vorrechte, die der Reiche über den Armen erlangen könnte. Der Herrscher ist ein König der Armen. Geld gegen Zinsen auszuleihen, gilt als Verbrechen. Der Reiche wird im Allgemeinen dargestellt als ein Gewaltthäter, der es ausschließlich auf die Beraubung der Schwachen abgesehen hat. Die jahveistischen Pietisten halten den Ursprung des Reichthums immer für unrein. Sie theilen die Meinung des heiligen Hieronymus: Omnis dives iniquus aut haeres iniqui. Es ist der allgemeine Glaube im Orient. Der Arme gilt dort a priori für gut, der Reiche für böse. Eines Tages sagte mir mein Dragoman, als ich die Bewohner des Dorfes lobte, das wir eben durchschritten hatten: „Ganz einfach, es sind eben arme Menschen."

Der Arme ist der Freund Jehovas. Diese Ansicht erzeugt seltsame Sprachwendungen. Das Wort anav (süß, mild) und das Wort ani (arm, betrübt), die Beide der selben Wurzelsilbe, die Bescheidenheit bedeutet, entsprangen, wurden allmählich als Synonyme betrachtet und gebraucht. Die Begriffe: „arm, betrübt, unglücklich, unterdrückt, sanft, ergeben, fromm, demüthig" unterscheiden sich nicht mehr von einander. Die Worte, die eigentlich „arm" heißen (dal, ebion), werden gleichbedeutend mit „heiligen Menschen, Gottesfreunden". Ausdrücke wie: „Gottes oder Jehovas Arme, die Elenden des Landes, die Schwachen der Erde, das duldende Volk" sind Namen, durch die sich reine Jahveisten bezeichnen. Alles das entstammte Gefühlen, die auch im Mittelalter ähnliche Benennungen geschaffen haben. Im Gegensatz dazu wurden die hebräischen Worte, deren Bedeutung „reich, groß, stark" ist (asir, gadol, aris) fast immer als tadelnde Ausdrücke gebraucht.

Seit der Zeit Hiskias steht diese Ideenverbindung unwiderruflich fest. Der wahre Diener Jehovas ist der Arme, der von dem Reichen Verfolgte und von den Vornehmen Erniedrigte. Ihn liebt Jehova, weil er bescheiden

ist und auch keinen Schatten auf seine Gottesgröße wirft. Jehova ist sein Protektor und sein Vertheidiger; schließlich wird er ihm den Sieg verleihen. Jehovas Feinde sind die Feinde der Armen, die Feinde der Armen sind Jehovas Feinde. Man fühlt, daß ein solcher Ideengang leicht in eine heimliche Heuchelei ausarten konnte und in eine falsche Bescheidenheit, besonders zu einer Zeit, wo der Glaube mit einer Entschädigung und Belohnung des Gerechten in einer anderen Welt noch nicht rechnete. Ein finsterer Ernst furchte alle diese Stirnen. Die Spötter (lecim) sind immer als Gottlose geschildert. Der „lec", das ist der Freche, der Dreiste, der Lachlustige. Es ist der Voltairianer jener Zeit, der Weltmann, der sich über die Kuttenträger lustig macht. Diese lecim bildeten eine besondere Coterie und hatten ihre Plätze auf einer besonderen Bank, die man „die Bank der Spötter" nannte. Von da aus wurde, wie es scheint, mehr als ein Pfeil auf die Heiligen abgeschossen, die wiederum nur mit Haß auf diese Gruppe von Verpesteten herabsahen.*)

Eine theokratische Demokratie, eine Religion, die sich fast ausschließlich um die sozialen Fragen bekümmert, das war das Judenthum des VIII. Jahrhunderts, das wahre Judenthum, aus dem das Christenthum hervorgegangen ist, als seine Entfaltung und Anwendung. Die anavim oder hasidim bilden die Elite der Menschheit; sie sind die „Süßen der Welt"; sie sind die Gerechten, die Geraden (isarim), die Treuen des Landes (neemne eres), die ruhigen Menschen, (rigee eres), die Gottesfürchtigen, die Jehova lieben und Vertrauen zu ihm haben. Von diesem Punkte aus kann man nur den Ausgang der Linien erblicken, die, zuerst parallel laufend, später so unendlich sich von einander entfernen. Um sich nicht zu verunreinigen, wollen die anavim mit keinem Anderen verkehren, und vereinen sich deshalb in einer frommen Brüderschaft. Als man später diese Art von Pietisten mit dem Namen Pharisäer bezeichnete, war das eigentlich nur ein Namensunterschied. Die Anavim der Zeit Hiskias lassen uns die Pharisäer des Evangeliums bereits ahnen. Man weiß heute kaum noch, wie deutlich das ganze Christenthum bereits in der Lehre des Jesai, in dem Geiste seiner Zeitgenossen und in der ganzen wunderbaren Bewegung lag, die das Gewissen Israels in diesem wahrhaft feierlichen Augenblicke ergriffen hatte.

Eines ist von nun an offenbar. Israel wird weder eine Republik, noch ein Königreich, keine Kommune und keine polis bilden. Israel begründet die Synagoge, die Kirche, die fromme Gemeinde, das Pharisäerthum und das Christenthum. Der Pietismus vernichtet den Bürgersinn. Nicht mehr die Gesammtheit Israels ist das Volk Gottes, sondern allein die

*) Psalmen I, 1.

anavim, die hasidim bilden die Herde Jehovas. Israel wird zu einer Auslese von Heiligen. Die Profanen sind nichts als das Erdreich für die Pflanzen, die Reben für den Wein. Alles das sieht dem Islam sehr ähnlich. Diese hasidim sind Muselmanen, die ihre Geschäfte Gottes Händen übertragen haben. Gott ist ihr vekil und er wird sie sicherlich rächen. Solche Tendenzen können der Welt eine hohe Sittlichkeitlehre geben, die Nationalität aber heben sie auf.

Der Staat und selbst die polis (man kann sagen besonders die polis) setzen Gesellschaftklassen voraus, erbliche Privilegien, Ungerechtigkeiten, Uebergriffe, Freiheiten für gewisse Laster und endlich strenge Ausstoßung sozialer Fragen. Israel wollte das Gegentheil von alledem —: die soziale Gerechtigkeit. Ein Hof, eine Militärklasse, eine Geburtaristokratie waren ihm unsympathisch. Der Ebion fügte sich in seine Armuth, doch nur unter der Bedingung, daß er ein Freund Gottes und die Achse der Nation bleiben durfte. Von den Opfern, die man dem Vaterlande bringen muß, übertrieb er die einen und verwarf die andern. Er wollte die strengen Pflichten, die in der Anerkennung der Ungleichheit und in der Ergebung in die Ungerechtigkeit liegen, nicht erfüllen, er dachte mehr an die Menschheit als an die Heimath und richtete das Land zu Grunde, das angeblich ihm bestimmt worden war. Israel war eben zu einem universellen Gährungstoffe auserlesen, nicht zu einem an die Scholle gefesselten Volk. Seine Zerstreuung war ihm voraus bestimmt; erst in der Zerstreuung konnte es seine Sendung erfüllen.

König Hiskia waltete über diese Wandlungen mit einer Art von wohlwollender Unparteilichkeit Seine Frömmigkeit war eine Gefühlssache, sie bestand in einem heißen Glauben, in einem absoluten Vertrauen zu Jehova. Wie David hoffte auch er, Jehova würde alle seine Unternehmungen segnen, zum Lohne für seine treuen Dienste. Wenn Jehova ihn manchmal zu verlassen schien, machte der König ihm zärtliche Vorwürfe, doch er verzweifelte nicht.*) Das Leben in dieser Welt war sein ausschließliches Ziel. Als ihm Jesaia seine stolzen Träume von einer grenzenlosen Zukunft vortrug, fand er das Wort: „Es wäre kindisch, so weit blicken zu wollen!" Das Eigenthümliche, das in dem Gewissen des Volkes Israel liegt, das Mysterium seiner Stärke und seiner Widersprüche, bestand ja gerade darin, daß seine Seele stets einen Reservefonds von Ideen verborgen hielt, die bestimmt waren, sich zu einer gegebenen Zeit zu entwickeln, und von denen ganze Jahrhunderte lang Israel selbst nichts zu wissen schien.

So steht Hiskia im Vordergrunde der Geschichte des Judenthums, die

*) Jesaia, Kap. XXXVIII.

nun nicht mehr mythisch, sondern positiv ist. Das Ideal der Anavim konnte ohne einen in ihrem Dienste stehenden König nicht begründet werden. Vielleicht schon zu dieser Zeit hatten fromme Dichter die Psalmen verfaßt, in denen die Vollkommenheit des theokratischen Königs in lebhaften Farben gemalt wird.*)

„Gott gieb Dein Gewicht dem Könige und Deine Gerechtigkeit des Königs Sohne**), daß er Dein Volk richte mit Gerechtigkeit und Deine Elenden rette.

Er wird das elende Volk bei Recht erhalten und den Armen helfen und die Lästerer zerschmeißen.

Zu seinen Zeiten wird blühen der Gerechte und großer Friede, bis daß der Mond nimmer sei.

„Denn er wird den Armen erretten, der da schreiet, und den Elenden, der keinen Helfer hat.

Er wird gnädig sein den Geringen und Armen, und den Seelen der Armen wird er helfen.

Er wird ihre Seele aus dem Trug und Frevel erlösen und ihr Blut wird theuer geachtet werden vor ihm".

Ein anderes Mal zeichnet sich der König selbst, durch die Feder seiner frommen Räthe, das vollkommene Programm eines theokratischen Herrschers vor:

„Ich handle vorsichtig und redlich bei Denen, die mir zugehören und wandle treulich in meinem Hause.***)

Ich nehme mir keine böse Sache vor. Ich hasse den Uebertreter und lasse ihn nicht bei mir bleiben.

Ein verkehret Herz muß von mir weichen, den Bösen leide ich nicht.

Der seinen Nächsten heimlich verleumdet, den vertilge Ich. Ich mag deß nicht, der stolze Geberde und hohen Muth hat.

Meine Augen sehen nach den Frommen im Lande, daß sie bei mir wohnen; und habe gern fromme Diener.

Falsche Leute halte ich nicht in meinem Hause, die Lügner gedeihen nicht bei mir.

Frühe vertilge ich alle Gottlosen im Lande, daß ich alle Uebelthäter rotte aus der Stadt des Herrn.

Dieser Psalm kann eben so gut aus der Zeit Josias wie aus der Hiskias stammen. Man sieht daraus, wie alt das Pharisäerthum in Israel ist. Die Frage des sozialen Verkehrs ist für den Frommen sehr wichtig. Unser Prinzip, daß es für den ehrlichen Menschen keine moralische Ansteckung giebt, daß man mit aller Welt in Berührung kommen kann, ohne selbst irgend einen Flecken zu erhalten, ist das Gegentheil von der Ueberzeugung der israelitischen Heiligen. Nach ihnen mußte man seine Gesellschaft sorglich prüfen

*) Psalm LXXII.

**) Des Königs Sohn ist sein Großvezier.

***) Psalm CI.

und sich so einzurichten wissen, daß man nur mit Angehörigen derselben Secte zu verkehren hatte. Dieses Prinzip, daß die Welt in kleine Sectencliquen theilte, machte im Orient das, was wir Gesellschaftleben nennen, unmöglich. Die scheußlichste Inquisition entwuchs als nothwendige Frucht solchen Ueberzeugungen. Ein König, der die Grundsätze des vollkommenen israelitischen Herrschers praktisch anwenden wollte, wäre ein furchtbarer Tyrann. Es ist gefährlich, die Säuberung der Stadt von Gottesfeinden, d. h. von solchen, die man dafür hält, zum Programm zu erheben, denn Gott macht keinen Menschen zu seinem Vertrauten und theilt die Liste seiner Freunde Niemanden mit. Um diesem Programm zu gehorchen, unterzeichnete Philipp II. die Verurtheilung seiner Brandopfer und ließ sie am nächsten Morgen vollstrecken. Israel hat viel eher die Sittlichkeit als die Freiheit begründet. Niemand hatte eigentlich 700 Jahre vor Christi Geburt eine Idee von dem, was wir jetzt unter Freiheit verstehen. Selbst Griechenland bekam kaum den ersten Schein davon zu Gesicht. Nach dem jahveistischen Redakteur der Genesis wenden sich die Gedanken des Menschen ganz natürlich dem Bösen zu; der König, als Gottes Vertreter in der Zeitlichkeit, muß also vor Allem unterdrücken. Unser Liberalismus mit dem weiten Herzen würde den jahveistischen Gläubigen den selben Eindruck machen wie den Muselmanen und den protestantischen Puritanern; er würde ihnen als der dreisteste Unglaube erscheinen, als die frechste Ableugnung der Rechte Jehovas. Die Stätte aber, von der wir hier diese milde Philosophie lehren, würden sie wie ein Katheder des Bösen betrachten, und sicherlich hätten sie dieser Teufelskanzel den Namen mosab lecim beigelegt — „Die Bank der Spötter!“

Ernest Renan.

Tennyson.

Er ist dahin, der glücklichste Versmacher Europas, der gekrönte Meistersänger Großbritanniens! Die großen Namen schwinden, Einer nach dem Andern, und der pietätlosen Neugier von uns „Jüngsten“ bleibt es vorbehalten, zu untersuchen, was denn daran gewesen sei, welche Werth-Ziffer hinter dem prahlerischen Prädikat Eins gesteckt habe, das unsere Väter als kritische Censur verabreichten. Da der Ehrengreis Victor Hugo als feierlicher Nestor in die Grube stieg und der Leichenfeier des Achilleus wuchtige Weihrauchwolken nachqualmten, konnte man auch den nicht Benebelten entgegenhalten: die Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit dieses Phrasengenies, die reiche Fülle seiner literarischen Hinterlassenschaft auf allen Gebieten. Aber hier stehen wir an der Bahre einer Weltberühmtheit und nichts fällt uns aus seinem geistigen Inventar in die Hand als ein paar Bändchen Lyrik. Außer einigen mehr als mittelmäßigen Dramenversuchen, die seine völlige Unfähigkeit zu größeren Leistungen bekundeten, hat Alfred Tennyson seit seinem ersten Gedicht „Timbuktu“, womit er 1829 als Undergraduate in Cambridge die Preismedaille für Poesie gewann, bis zu seiner Todesstunde als Achtzigjähriger (geboren 1810) dem angenehmen Berufe des Versschmiedens obgelegen, und damit war das Lied seines Lebens aus. Kaum je erwarb man höchsten Rang und Ruhm auf so wohlfeile Art, und die Gründe dafür müssen dem Deutschen stets unverständlich bleiben. Nur in England, dem gebildetsten Lande mit den ältesten literarischen Traditionen, kann der Sinn für die eigentliche Poesie, die „langue des dieux“, noch wach gehalten werden, nur dort, um es glatt heraus zu sagen, liest man noch Verse. Auch gehört die überfeinerte Hyperkultur der englischen Gesellschaft dazu, das wenige Werthvolle, das immerhin in Tennysons Poesie

verborgen liegt, zu würdigen. In Deutschland blieb dieser berümteste Autor der Viktoria-Epoche so gut wie unbekannt, sein in der schlichten Einfalt des Vortrags erschütterndes Seelenidyll „Enoch Arden" ausgenommen; nie konnte Tennysons Dichterthum über die Heimathinsel hinausdringen. Denn um seinem Pinsel, der das Clair-Obscure der Turner'schen Landschaften nachahmt, verständnißvoll folgen zu können, muß man selbst den Duft des englischen Landlebens geathmet haben. Schon vor ihm galt dies von einem Größeren, dem er sein Bestes als Schüler abzulauschen suchte, von Wordsworth, der auch nie außerhalb der insularen Grenzen verstanden werden kann, weil er ganz in nationale Beschaulichkeit versunken ist.

Tennyson hieß also ein großer Lyriker. Von welcher Beschaffenheit nun? Der Komet Byron hatte seine Flammenfurchen gerissen, Shelley, der Abend- und Morgenstern, war im Meere versunken, schon vor ihnen erlosch die Hochlandsonne Burns in den giftigen Nebeln der schottischen Haide. Auch Wordsworth und Scott ergossen nicht mehr ihr mildes Mondlicht. Da kam . . ja, kam da ein neues Gestirn? O nein, wir müssen das Gleichniß fallen lassen. Da kam ein sinniger Gentleman, etwas pastoral in der Haltung, doch in korrektem evening dress mit Frack und weißer Halsbinde, zündete einen vielarmigen Kronleuchter an und lud die Damen des High Life in eine zierliche Cottage zu einem ästhetischen Thee. Dort trieb der Schwerenöther allerlei Kostümverwandlungsscherze. Schon der niedliche Salonpoet Thomas Moore veranstaltete romantische Maskenbälle, wo er als Perser, Inder und alter Ire sich effektvoll drapirte und sentimentale Seufzer schmachtete. Allein, hinter der lächelnden Maske trat in den „Irischen Melodien" plötzlich ein leidendes, ernstes Antlitz hervor, ein Mensch entpuppte sich aus dem „Künstler". Tennyson aber, der in gar manchem Domino auftrat, als Farmer, Gralsritter, alter Grieche, Heide und Christ, spielte stets mit feinstem Anstand seine Rolle. Wer sah in ihm je einen Menschen! Er war so herrlich objektiv, der große Künstler, d. h. seine Molluskennatur entbehrte jeglicher Individualität. Da nun die gute Gesellschaft nichts ärger verpönt als wirkliches Menschenthum, d. h. Wahrheit und Sein, und nichts höher schätzt, als Maskerade, d. h. Lüge und schönen Schein, so kann ein Kind begreifen, warum Alfred der Große unter Flötentönen der Schmeichelei als moderner Frauenlob auf den höchsten Dichterthron erhoben und als Poeta Laureatus Großbritanniens offiziell gekrönt wurde. Damit nicht genug: als der Vielbeliebte so manche nette Ode auf die königliche Familie gestiftet, auch dem bekannten Kammerdiener John Brown einige sympathische Verse gewidmet hatte, genoß er endlich die Ehre, zum „Lord" ernannt zu werden, die er geduldig ertrug.

Bei diesem Punkte wollen wir verweilen, da das sonstige Leben des berühmten Mannes in so tadelloser Korrektheit verstrich, wie das jeden beliebigen Shop-keepers oder Landgentleman. Sohn eines Pastors, heirathete, zeugte Kinder und gewann ein hohes Einkommen durch seine Verse, die er mit 200 Mark pro Zeile zu berechnen pflegte. Dem deutschen Kollegen sträuben sich bei so mythologischen Ziffern die Haare zu Berge —: wie und außerdem noch Lord? Man denke sich einen deutschen Musenbiener, der zum erblichen Reichsgrafen mit dem Titel „Erlaucht" (lordship) ernannt würde — nahet der Welt Untergang, stürzt der Himmel nicht ein? Hier fängt der Fall Tennyson an, belehrend zu werden.

Der englische Poet Laureate war eben vorsichtig in der Wahl seines Geburtslandes. Anderswo wäre er verschollen und vergessen. Nur ein Lyriker! Und worin besteht das Wesen dieser vielbewunderten Lyrik?

Tennyson betrachtet die Natur rein mit dem Auge des Landschafters. Da ist nichts von der mystischen Natursymbolik Shelleys, von der göttlichen Idee der Erscheinungform weiß er nichts. Mit dem Landschaftlichen verbindet sich ein verliebtes Versenken in die Frauenseele und Sinn für historisches Kostüm. So entstehen „Kabinetstücke" von eigenthümlich keuschem Reiz, wie „Godiva", „Simeon Stylites", „Lukrez", „Ulysses", „Oenone", worin Tennysons meisterliche Sprachbehandlung, die bewußt auf das Angelsächsische zurückgreift, der germanischen Charakter des englischen Idioms in kräftig schlichte Blankverse voll austönen läßt. Taine geht so weit, das Bruchstück „Morte d'Arthur" für das Majestätisch-Einfachste seit Goethe zu rühmen. Allein immer überwuchert hier die bloße malerische Schilderung, das Behagen am Schildern um des Schilderns willen, am stärksten in den fremdartigen Moorland-Bildern „Mariana" und „Mariana im Süden", die uns Freiligrath trefflich verdeutschte. Das Spielen mit musikalisch zerflossenen Wortandeutungen giebt bereits der „Lady von Shalott" und der „Ballade von Oriana" einen bedenklichen Hautgout, das zur Parodie reizt. Fast nie tiefe, satte Farben wie bei Byron und Burns, Alles zarte, feine Aquarellmalerei. Als echter Romantiker bevölkert er besonders das Meer mit Böklin'schen Phantasiegeschöpfen oder sucht selbst alltäglichen Vorgängen des Dorflebens einen gespenstischen Reiz abzugewinnen. Seine „Meerjungfern" säuseln zu Aeolsharfen, als wären sie bei Fouqué und Oehlenschläger in die hohe Schule der Undinenschaft gegangen. Ja, diese genießende Phantasie, die in allen Formen und Stilarten der Vergangenheit nachempfindend und kopirend schwelgt, verirrt sich sogar auf die Insel der Lotosesser in einem seiner berühmtesten Gedichte, dessen erste Strophe ich in möglichst treuer Uebertragung als Probe des echten Tennysonismus hier wiedergeben will:

„Viel sanfter gleitet hier der Töne Fall,
Als Rosenblätter sinken auf das Gras,
Als Nachtthau fällt als stille Fluth am Paß
Schatt'gen Granits und tropft vom Mauerwall.
Musik, die milder an den Geist sich schmiegt,
Als müdes Lid ob müdem Auge liegt,
Musik entstammt dem seligen Schoos
Der Wolke, die in Schlaf uns wiegt.
Tief ist das kühle Moos
Und durch das Moos der Epheu kriecht,
Den schlanken Stengel beugt die Blum' in's Stromgetos,
Vom steilen Klippenrand der Mohn hängt schlaff und los."

Man erholte sich eben mit Tennyson, nach den Gewitterstürmen der Byron und Shelley, in „goldenen Träumen", die bis zu faul-wollüstigem Lotosesserthum ermatteten. Diese Traumseligkeit baut sich Luftschlösser und „ein Traum von schönen Frauen" (eines seiner bekanntesten Poeme), stellt sich ganz natürlich ein. Atlas glänzt, Seide rauscht, Erscheinungen weicher Lieblichkeit schweben vorüber. Wie heißen sie doch alle? „Gärtnerstochter", „Müllerin", „Maienkönigin", „Dora", oder auch „Die Prinzeß", „Schlafende Schönheit" (Dornröschen), „Maud", „Elaine", „Ginevra". Ja, so verschiedene Namen tragen diese rosig hingehauchten Frauenbildnisse in den vergoldeten Rahmen der Tennyson'schen Poesey, aber sie gleichen sich alle wie Schwestern, diese sanften blumigen Wesen voll ladyliker Grazie. Auch ihre Liebessaite bleibt stets auf den gleichen Akkord hin gespannt. Eine liebenswürdige Halbdämmerung herrscht in diesem Luxustreibhaus aromatischer Blüthen. Da blühen, von weißen Feenhänden gehätschelt, keusche Lilien, träumerische Narzissen und glückschimmernde Rosen bunt durcheinander. Hinter der Szene bläst dazu des Knaben Wunderhorn, wie in der seltsamen Elfenmelodie „The splendour falls on castle walls".

Tennyson könnte aber kaum der Familiendichter Englands geworden sein, wenn er nicht Ehe und Familie in schmucklos naivem Ton besungen hätte. Wir finden bei ihm naive Wiegenlieder, die ans Läppische streifen. Eines von unleugbarer Anmuth übertrage ich, um dem Leser auch diese Seite des britischen Hausdichters zu veranschaulichen:

„Süß und lind, süß und lind,
Wind auf dem westlichen Meer,
Lind, lind blase, o Wind,
Blase ihn heim zu mir her!
Ueber die rollenden Wasser geschwind
Komm vom scheidenden Mond, o Wind,
Wehe ihn heim zu mir her!
Doch mein Kleiner, doch mein Liebling schläft.

Schlafe fest, schlafe fest,
Vater kommt in der Früh,
Fest an Mutters Busen gepreßt,
Vater kommt in der Früh.
Vater kommt zum Küchlein im Nest,
Silbern ihm sein Segel im West
Silberner Mond überglüh!
Schlaf, mein Kleiner, schlaf mein Liebling, schlaf!"

Hier und da brechen halberstickte Laute verhaltenen Schmerzes hervor, so in „Maud" und dem leidenschaftgesättigten byronischen Monolog „Locksley Hall". Aber der Schmerz löst sich stets in Elegie, in langathmige Klage auf, wie in dem Cyclus „In memoriam". Doch ersingt sich der Dichter hier ein thatkräftiges Mitfühlen für die Leiden der Allgemeinheit in den Sylvesterversen „Ring out, wild bells" zu denen das Gedicht Longfellows, des amerikanischen Tennyson, „Christfestglocken", ein interessantes Seitenstück bildet. Zu männlichen Klängen erhebt er sich, in patriotischer Kriegsbegeisterung, im „Angriff der leichten Brigade", wo der stoßartig kurze Rhytmus den Sturmritt trefflich verdeutlicht.

Der freundliche Bummler durch alle Gartenbeete mußte „den Garten, den er liebt", wie er irgendwo singt, verlassen. Seine Rosen hatten keine Dornen, aber oft waren sie duftlos wie Papiergewächse. Sein Pegasus war ein schmucker Vollblutrenner, aber ohne Flügel.

Karl Bleibtreu.

Theater.

Witzige Unterthanen sind schlimm, witzige Könige sind schlimmer, denn sie verlangen, daß ihren Witzen das ganze Reich lachend die Steuer zahlt. Da war am 7. Januar 1842 im Berliner Hoftheater das Schauspiel „Columbus" von dem sechsunddreißigjährigen Dr. Karl Werder aufgeführt worden, und Seine Majestät der König Friedrich Wilhelm IV. hatten Allergnädigst geruht, einen Witz zu machen; während einer Pause wies der Monarch, der lieber reden als zuhören mochte, auf einen schnarchenden Logenschließer und sprach: „Der Kerl hat gehorcht!" Pflichtschuldigst lachte der Hof, pflichtschuldigst lachte Berlin, und wenn Columbus nicht leben konnte, so hat, neben Seydelmanns erkältender Darstellung, auch der königliche Witz ihm den Garaus gemacht. Es war deshalb doppelt liebenswürdig, daß der Kaiser, vielleicht in Erinnerung an den platten Spaß seines Großonkels, jetzt dem greisen Dichter freundliche Theilnahme zeigte, als dessen halbhundertjähriges Werk nun zu neuem Dasein erstand.

Mit einigem Bangen beschritt ich den Schillerplatz. Karl Werder ist mir die ehrwürdigste Gestalt in Berlin und unter allen Literarhistorikern erscheint er mir als der Vornehmste nicht nur, auch als der Modernste, im guten Sinne des schlechten Wortes. Den Hamlet und den Macbeth, den Wallenstein und den Octavio, zuletzt noch, in einem nicht laut genug zu rühmenden Buche,*) den Nathan und seinen Templer hat er aus frohen, im Mitfühlen feuchten Dichteraugen gesehen, und man braucht nur an den gedunsenen Quarg zu denken, den die im burgeoisen Fegefeuer gesottenen Klassikerbiographen von heute uns bieten, um auf solches Vollbringen eines Deutschen stolz zu sein, der am Hofe lebte, ohne ein Höfling zu werden, und der das Patriarchenalter erreichte, ohne zu altern. Mit seinen sechs-

*) Vorlesungen über Lessings Nathan. Berlin, Verlag von F. Fontane.

undachtzig Jahren hat Karl Werder die geistige Größe des Alleinfliegers Ibsen und den lyrischen Trotz des die Heerde verschmähenden und von der Heerde geschmähten Nietzsche erkannt, und jedem Neuen, das ein neuer Tag uns gebar, hat er mit sanftem Finger spitze Steine und sandigen Widerstand aus dem Wege geräumt. Hätte dieser Mann, dem so frisch blüht das Alter wie greisender Wein, ein stumpfsinniges oder ein böswilliges Publikum gefunden, wir hätten den schlimmsten Theaterabend erlebt.

Es wurde der schönste seit langer Zeit. Zwar, was so in Berlin sich die Gesellschaft nennt, die Spitzen der Behörden und das Tout Berlin des braven Börsencouriers, das war fern geblieben. Was weiß etwa Herr Zelle, der den Nonachertempel weihte, von Werder, der für Lessing doch mehr noch gethan hat als der Geheime Justizrath in der Breiten Straße, der für den ihm verschwägerten Oberbürgermeister so wacker Reklame pauken ließ? Auch die strebsamen jungen Männer, die von den Verlegern für den Detailverkauf im Feuilleton engagirt sind, haben zumeist ja nichts von Werder gelesen und plärren nur eintönig ihre Weisen vom „feinsinnigen Aesthetiker" her, wie ihre Kollegen aus dem Bandgeschäft die Kunden anleiern: „Wir beziehen nur von den ersten Häusern!" Im Hoftheater aber, das der Jobber meidet, weil er da nicht die erste Geige spielt, hatten die Guten dennoch das Uebergewicht und endlich, endlich sah man auf einer hauptstädtischen Bühne einen Mann erscheinen, der des stürmisch zu ihm emporbrausenden Jubels würdig war. Natürlich lächelten die jungen Männer fürs Feuilleton über diesen gar nicht kursfähigen Enthusiasmus und ein bierdumpfer Banause erklärte uns Klatscher sämmtlich für „heuchlerisch begeisterte Schüler Werders". Dieser kunstfremde Bardolph war eben so sehr verkatert, daß er selbst seinen Prinzen Heinz nicht erkannte und Matkowskys großartige Leistung als Columbus verwarf. Nach jedem Elfenspiel das wußte schon Shakespeare, muß ein knotiges Rülpsen uns daran erinnern, daß wir noch immer den gar nicht asbestenen Erdenrest mit uns zu schleppen haben.

Werders Drama, das wir zu einem Theile nur kennen lernten, ist kein geniales Werk, gewiß nicht; aber es hält in der armen deutschen Historienkunst sich doch auf einem bedeutenden Platze. Wie ein großer Mensch fühlen, wie eine nicht theatralisch gespreizte Königin denken und handeln kann: das sehen wir hier und hinter uns im wesenlosen Scheine bleibt, was unsere Theaterdichter fast immer bändigt: das Gemeine. Der robuste Knote merkt es nicht, wie fein dieser Columbus angeschaut ist, der lieber sein Leiden nach Frankreich trägt, ehe er mit den Herrgotthändlern im Bischofsgewande um seine Belohnung schachert, und wie diese katholische Isabella zur Prinzessin von Ferrara heranwächst, wenn sie auch in dem

leidenschaftlich irrenden Menschen den Denker großer Thaten erkennt. In so heller Sittlichkeitatmosphäre fühlt der robuste Knote sich gar nicht wohl, denn da kann von einem reinen man einen schmutzigen Kragen ganz genau unterscheiden.

Als den Denker großer Thaten hat Werder den Christoph Columbus gesehen; er hat aus seiner stillen Stube in dem Hause, wo einst E. Th. A. Hoffmann und Ludwig Devrient an Sect und Genie sich berauschten, immer mit sehnender Liebe auf die mächtigen Thatenzeuger geschaut, auf Columbus zuerst und später auf Bismarck, von denen in Valladolid der Eine, in Varzin der Andere den kleinen Jammer der Menschheit verachten lernte. Werders Columbus glaubt an sein Zipangu und in dem stolzen Bewußtsein: „Mein Kurs ist der richtige und er wird fortgesteuert!“ findet er endlich — Cuba, das Land der Tabakträume Miquels. Vielleicht wäre die Gestalt menschlicher geworden und hätte an Lebensfülle gewonnen, was sie an Höhe verlor, wenn der Dichter den Heroen dem klugen Erkenner irdischer Dummheit geopfert hätte. Christoph Columbus, das wissen wir heute, hat in Island gelebt und kannte die Fahrten des Erik Leif. Aber kein König und keine Königin hätte ihm geglaubt, wenn er als seiner Reise verschwimmendes Ziel ein fabelhaftes Amerika bezeichnet hätte, von dem kein spanisches Heldenbuch noch zu melden wußte. Wer mit der Hilfe der Mächtigen etwas erreichen will, der muß immer, so will es die menschliche Tragikomödie in jeder rechtschaffenen Exposition, die Schätze Indiens erglänzen lassen, denn um Gold nur wird Gold auch gewagt. Freilich, Glück gehört zu dem kühnen Spiel: das Ei, dem man die Spitze eindrücken will, darf nicht allzu weich sein, sonst läuft es aus und Wette und Ruhm sind verloren.

M. H.

Präsidentenwahl in Amerika.

Der jetzt um die Präsidentenwahl tobende Feldzug ist ein Kampf des Mittelstandes gegen die Plutokratie. Denn um nichts mehr und nichts weniger als um die Herrschaft des Großkapitals über die Vereinigten Staaten dreht sich im Grunde die Campagne. Was an anderen Fragen so nebenher läuft, sind entweder Begleiterscheinungen der Krisis, durch die wir gehen, oder nebensächliche Dinge, die absichtlich aufgebauscht werden, um den wahren Brennpunkt der Frage zu verdecken.

Die Entwickelung der republikanischen Partei, die den gegenwärtigen Stand der Dinge herbeigeführt hat, ist die aller siegreichen Kriegsparteien. Zur Zeit ihrer Gründung als Vorkämpferin gegen die Sklaverei gewiß berechtigt, hat sie sich unter dem Donner der Kanonen die Herrschaft über das Land erobert und sie dann, im Süden sogar Jahre lang, nur durch die Gewalt der Bajonete behauptet. Schließlich haben sich die Republikaner durch die lange süße Gewohnheit, zu herrschen, so in die Idee hineingelebt, daß sie am Ruder sein und bleiben müssen, daß sie schon den von irgend einer anderen Seite gemachten Versuch, in der Verwaltung des Landes ein Wort mitzureden, als eine Art von Hochverrath ansehen.

Der Krieg hat zahllose Möglichkeiten gewährt, riesige Vermögen zu erwerben, und der Yankee, diese doppelt destillirte Essenz eines geriebenen Angelsachsen, war nicht der Mann, sich solche Gelegenheiten entgehen zu lassen. Millionen wurden in einzelnen Händen konzentrirt und suchten dann weitere Millionen dadurch zu zeugen, daß sie in gigantische Eisenbahnunternehmungen und in ähnliche Spekulationen sich einließen.

Ein nur allzu willfähriger und zum großen Theil durch eine mächtige, über ungezählte Mittel verfügende Lobby korrumpirter Kongreß vertheilte mit verschwenderischer Hand Millionen von Ackern Landes an die Eisenbahnspekulanten. Eisenbahnkompagnien schossen aus der Erde, wie die Pilze nach einem warmen Sommerregen. Die Einen florirten und die Anderen gingen zu Grunde; auf ihren Trümmern bildeten sich neue, die dann mitunter ungeheure Summen verdienten, kurz, es brach ein wahrer Hexensabbath der Spekulation herein.

Doch selbst die tollste Gründerperiode muß einmal ein Ende nehmen. Auch die hiesige ging vorbei und die Eisenbahnen, wie die meisten übrigen Geschäfte, lenkten allmälig aus dem Stadium wilder Spekulation in das der legitimen Entwickelung ein.

Mit Ausnahme des Umstandes, daß er uns eine Anzahl wenig wünschenswerther Millionäre bescheerte, hat uns der damalige Fieberparoxismus übrigens nicht besonders geschadet. Von ganz heillosem Einfluß auf unser öffentliches Leben waren jedoch zwei andere Uebelstände, für deren Einen die republikanische Partei zum weitaus größeren Theile und für deren Anderen sie ganz allein verantwortlich zu machen ist: nämlich unser Pensionwesen und der Zolltarif.

Die Republikaner haben sich, wie es die Verhältnisse ja mit sich brachten, von jeher gern als Soldatenpartei aufgespielt, und zwar anfänglich mit wohlberechtigtem Enthusiasmus und ebensolcher Dankbarkeit für die Verdienste der Armee, worin ihnen die Demokraten bis zu einem gewissen vernünftigen Grade auch beistimmten. Mit der Zeit mischte sich jedoch in dieses Gefühl ein anderes, sehr viel weniger poetisches, und das war die Spekulation auf die Stimmen der Veteranen bei den Wahlen und die Sucht, den Demokraten etwas am Zeug zu flicken, d. h. sie als Soldatenfeinde und als undankbar gegen das herrliche Kriegsheer zu verschreien, wann immer sie ihre Stimme gegen die unsinnige Geldverschleuderung erhoben. Diesem Haschen nach dem Soldaten-Votum entsprang eine in der Weltgeschichte geradezu beispiellos dastehende und eben nur in einem so reichen Lande, wie dem hiesigen, mögliche verschwenderische Gesetzgebung, die einem wahren Rattenkönig von Korruption zum Lichte verhalf. Wie mit dem Gelde des Volkes gewirthschaftet wurde und wie offenbar es ist, daß Millionen über Millionen *nicht* in die Taschen von Veteranen oder deren Wittwen und Waisen, sondern in die von diebischen Politikern gegangen sind, die sie dann zu politischen Drahtziehereien, Wahlbestechungen u. s. w. benützten, dafür sollen hier nur einige Zahlen zum Beweise dienen.

So stehen z. B. vom Krieg von 1812 noch 413 Ueberlebende und 8610 Wittwen auf unseren Pensionlisten. Angenommen, die betreffenden Frauen hätten mit 20 Jahren geheirathet, so müßten sie jetzt sämmtlich je 100 Jahre alt sein. Statistisch ist jedoch nachgewiesen, daß von 10000 Personen höchstens Eine das Alter von 100 Jahren erreicht. Daher — die Bevölkerung der Vereinigten Staaten auf rund 62 Millionen angeschlagen — gäbe es hier allerhöchstens 6200 hundertjährige Männer und Frauen. Trotzdem bezahlt die Regierung Pensionen an 8610 hundertjährige angebliche Soldaten-Wittwen, ein Beweis, wie zuträglich es für die Gesundheit ist, auf der amerikanischen Pensionliste zu stehen. Wenn die republikanische Partei bleibt, so bleiben die betreffenden Frauen auch im Jahre 1892 noch auf den Listen, oder vielmehr es werden sich auch bis dahin noch aufopfernde und patriotische Politiker finden, die alle diese Pensiongelder in die Tasche stecken.

Ueber die Pensionangaben der Vereinigten Staaten im Allgemeinen sind folgende Zahlen aus den Budgets von 1867, also zwei Jahre nach der am 9. April 1865 erfolgten Kapitulation des General Lee an den General Grant, und die entsprechenden Beträge vom Jahre 1892 von Interesse:

1867	Ausgaben für Pensionen	Dollars	20.936.000,
1867	„ „ Verzinsung der Bundesschuld		143.781 000
		Dollars	164.717.000
1892	Ausgaben für Pensionen	„	125.000.000
1892	„ „ Verzinsung der Bundesschuld		27.000.000
		Dollars	152.000.000

Während in allen anderen Ländern die Pension-Budgets in Folge des Todes der Ueberlebenden und des Mündigwerdens der Waisen von Jahr zu Jahr abnehmen, sehen wir in den Vereinigten Staaten die merkwürdige Erscheinung, daß unter der republikanischen Verwaltung der 25 Jahre nach dem Kriege für Pensionen ausgeworfene Betrag sechsmal größer ist als die zwei Jahre nach dem Kriege für den selben Zweck erforderliche Summe.

Wie kam das? Sehr einfach: ein Kongreß nach dem andern erhöhte nicht allein den Betrag der einzelnen Pensionen, sondern verlieh auch einer immer größeren Anzahl von Veteranen Pensionberechtigung.

Von den 2.860.000 Mann, die unsere Nordstaaten während des Bürgerkrieges unter Waffen hatten, sind 279.426 gefallen oder an ihren Wunden ꝛc. gestorben und 617.190 stehen heute auf der Pensionliste. Zu dieser Zahl kommen noch 295.471 Wittwen und Waisen, die mit Hilfe der republikanischen Pension-Doktoren natürlich ebenso wie die des Krieges von 1812 hundert und vielleicht noch mehr Jahre alt werden.

Dabei sind die Republikaner noch lange nicht zu Ende mit ihren Plänen zur Vergrößerung des Pension-Etats, der ihnen noch mehr Veteranenstimmen und einen noch riesigeren Korruptionfonds liefern soll. Ihr Plan für die nächste Attacke auf den Bundesschatz ist, ein Gesetz durchzubringen, durch das jeder Veteran eine Pension erhalten soll, wenn er angiebt, daß er arbeitunfähig ist, ganz gleich, ob die Kriegsstrapazen oder er selbst, oder was immer sonst die Ursache der Arbeitunfähigkeit sein mag. Nächstens werden die Republikaner wahrscheinlich noch eine Pensionkasse für „verarmte Armeelieferanten" gründen.

Wie im Pensionwesen, so haben die Republikaner auch in allen anderen Zweigen der Verwaltung gehaust und der letzte republikanische Kongreß, der Zahl nach der 51., hat nicht weniger als eintausend Millionen Dollars vergeudet. Die Herren wußten damals schon im Voraus, daß sie in dem kommenden — dem jetzigen 52. — Kongreß in der Minorität sein würden und belohnten daher mit verschwenderischer Hand ihre Freunde aus dem öffentlichen Säckel, wo und wie immer sie nur konnten, so lange es eben noch ging.

Ohne Zweifel ließen sich die Schlaueren der Führer dabei gleichzeitig von der Absicht leiten, ihrem Nachfolger, dem demokratischen Kongreß, eine möglichst schwierige Situation zu bereiten, indem sie ihm so kolossale finanzielle Verpflichtungen hinterließen, daß er an keine Ersparnisse denken konnte. Daß dieser Plan vorlag, ging am Deutlichsten daraus hervor, daß die republikanischen Hetzblätter sofort über die Verschwendung des neuen demokratischen Kongresses zu zetern begannen, als dieser mit den Bewilligungen begann. Daß es ihre eigenen Leute waren, die dem 52. Kongreß die Verpflichtung zur Zahlung der riesigen Beträge als Vermächtniß hinterlassen hatten, wurde wohlweislich verschwiegen.

Das Sündenregister der Republikaner ist jedoch mit dem sogenannten Milliarden- oder, wie ihn die englischen Zeitungen nennen, Billionen-Kongreß noch lange nicht zu Ende. Zur Belohnung der Groß-Industriellen, Importeure, Monopolisten u. s. w., die so große Beträge zur Bestreitung der Wahlunkosten beigesteuert hatten und deren Freundschaft man sich auch für die Zukunft erhalten wollte, mußte doch auch etwas geschehen. Das Einfachste und Bequemste war, die Betreffenden durch hohe Zölle gegen die Konkurrenz des Auslandes zu schützen. Der damalige Kongreßmann, jetzt Gouverneur von Ohio, Major

Mac Kinley, brachte die Geschichte in ein System, d. h. er stellte eine Liste aller Geschäfts- und Industriezweige zusammen, die nach der Ansicht der Republikaner eines besonderen „Schutzes" bedurften und so entstand der berühmte und berüchtigte Mc Kinley-Tarif.

Allen Schwulstes über die Nothwendigkeit des Schutzes der amerikanischen Industrie u. s. w. entkleidet, ist der Mc Kinley-Tarif nichts Anderes als ein Raubzoll, eingeführt zur noch größeren Bereicherung unserer ohnehin schon reichen Fabrikanten, Monopolisten 2c. und sonstiger Freunde der republikanischen Partei.

Die Prozedur, durch welche die durch den Mc Kinley-Tarif „Beschützten", wenn sie nicht gutwillig zahlen wollen, zur Leistung der Beiträge zu den republikanischen Wahlfonds sanft, d. h. durch Androhung von Zollerniedrigung, gezwungen werden, heißt im Jargon der republikanischen Politiker, ihnen „das Fett ausschmoren." Das heißt also, das ihnen die Partei der „großen moralischen Ideen", wie sie sich selbst zu nennen liebt, erst hilft, reich und fett zu werden, um ihnen dann einen Theil ihres Reichthums und Fettes wieder abnehmen zu können.

Die Republikaner erlangen durch diese Manipulation natürlich geradezu ungeheuere Mittel zum Stimmenankauf und sie machen davon selbstverständlich den erdenklich skrupellosesten Gebrauch. Nicht zufrieden damit, versuchten sie schon im vorigen Kongreß die sogenannte „Force-Bill" durchzubringen, ein Gesetz, das der Bundesregierung gestattet, bei den Bundeswahlen nicht allein die Stimmen durch eigene, von ihr angestellte Beamte zählen zu lassen, sondern auch auf die Aussage von Bürgern hin, daß sie da oder dort in der Ausübung ihrer Bürgerrechte gehindert worden seien, Militär aufzubieten und solche Bürger mit dem Bajonet am Stimmkasten zu schützen. Die Maßregel soll für das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten gelten, ist jedoch ganz speziell auf den demokratischen Süden gemünzt, den die Republikaner nur allzu gern wieder unter ihre Militär-Diktatur brächten — wenn sie nur könnten.

Daß es der republikanischen Partei gelungen ist, sich trotz ihren offenbaren, die Freiheit des Landes bedrohenden Centralisationtendenzen so lange an der Spitze der Regierung zu behaupten, hat seinen Grund außer in dem frechsten Stimmen-Ankauf und Wahlbetrug darin, daß man ihr immer noch etwas Dank für ihre längst und überreich bezahlten Dienste während des Krieges schuldig zu sein glaubt, und ferner in nicht geringem Maße in dem Umstand, daß sie die Partei der reichen Leute ist. Diese verfügen nicht allein persönlich über eine große Anzahl von ihnen dienstbaren Stimmen, sondern es giebt hier, wie — anderswo, sehr viele Menschen, die Alles nachmachen, was die Aristokratie, sei es nun die des Geldes oder der Geburt, thut; und die sich dann einbilden, daß sie auch dazu gehören, wenn sie sich ihr unter die Füße legen.

Ueber das zu erwartende Resultat der Präsidentenwahl läßt sich vorläufig nichts sagen, als daß die Aussichten für Cleveland sehr günstig zu sein scheinen. Doch waren sie auch im Jahre 1888 nicht schlecht für ihn und dennoch, und obwohl er eine absolute Majorität von fast 100 000, (genau 96 658), Stimmen hatte, wurde er nicht Präsident.

Die Präsidentenwahl wird hier nämlich nicht durch die Stimmenmajoriät, sondern durch die Anzahl der Elektoralstimmen der einzelnen Staaten ent-

schieden, und da die damals Harrison wählenden Staaten 233 Elektoralstimmen, die Cleveland-Staaten aber nur 168 hatten, so kam eben Harrison ins Amt.

Seit jener Zeit, wo sich die beiden auch jetzt wieder einander gegenüberstehenden Kandidaten maßen, (Cleveland erhielt damals 5 538 560 und Harrison 5 441 902 Stimmen), haben aber im Jahre 1890 die Wahlen für den 52. Kongreß stattgefunden, welche die ungeheure Majorität von 236 demokratischen Mitgliedern des Kongresses gegen 88 Republikaner und 8 Bauernbündler, (farmer's alliance), ergaben. Die Staaten, aus denen diese demokratische Hochfluth hervorbrach, besitzen zusammen 303 Elektoralstimmen. Die Gesammtzahl dieser Stimmen ist 444, zur Wahl erforderlich sind demnach 223. Wenn daher die selben Staaten, die im Jahre 1890 für den Kongreß demokratisch stimmten, sich auch bei der kommenden Präsidentenwahl für den demokratischen Kandidaten entscheiden, so wird Cleveland natürlich mit Glanz erwählt. Doch kann Niemand mit Sicherheit behaupten, daß es so kommen wird. Der beste Beweis, wie trügerisch derartige Berechnungen unter Umständen sein können, namentlich bei der Präsidentenwahl, wo so viel Geld mit im Spiele ist, liefern die angezogenen Wahlen aus den Jahren 1888 und 1890 selbst. 1890 wählten nämlich die folgenden Staaten, die im Jahre 1888 republikanisch gewählt hatten, demokratisch: Illinois, (24 Elektoralstimmen), Indiana, (15), Jowa, (13), Massachusetts, (15), Michigan, 14), Nebraska, (8), New-York, (36), Oregon (4), Pennsylvania, (32), Rhode Island, (4) und Wisconsin (12). Hier haben wir also gleich 11 Staaten mit zusammen 177 Elektoralstimmen, die innerhalb des kurzen Zeitraums von zwei Jahren aus dem einen politischen Lager ins andere übergegangen sind. Ob sie alle ihrer neuen Fahne auch in der Präsidentenwahl treu bleiben werden oder nicht, läßt sich schwer im Voraus bestimmen. Sicher ist nur, daß die republikanische Partei, der natürlich der Schrecken von 1890 ganz bedeutend in die Glieder gefahren ist und die den Boden unter ihren Füßen wanken fühlt, mit ungeheuren Geldmitteln und der äußersten Kraftanstrengung für die Erwählung ihres Schützlings Harrison kämpfen wird.

Bei allen wirthschaftlichen Berechnungen darf man nicht vergessen, daß unser Kongreß das Land regirt, und nicht der Präsident. Wir können daher unter Umständen unter einem republikanischen Präsidenten einen sehr niedrigen, fast an Freihandel streifenden Zoll und unter einem demokratischen Präsidenten die höchsten Zölle haben, — wenn es ein der Opposition angehöriger Kongreß so dekretirt.

Es ist ferner nicht zu übersehen, daß wir noch unter dem uns von den Republikanern aufgehalsten Milliarden-Budget seufzen, das gedeckt werden muß. Also selbst wenn Cleveland erwählt wird, braucht man seine Erwartungen in Bezug auf eine sofort eintretende und sehr einschneidende Zollreduktion nicht allzu hoch zu spannen.

New-York. John Hampton.

Deutsche Bank und Berliner Handelsgesellschaft.

Ende 1891	1890	1889	1888
M. 81 Millionen.	101 Millionen.	106 Millionen.	93 Millionen.

Dieses ist die Deutsche Bank, nämlich die Summe der Accepte, die sie auf sich laufen hat; ein Punkt, von dem aus die großartige Expansionskraft jenes Institutes zu beleuchten, unter Umständen sogar zu beschließen wäre. Elf Buchstaben nenn ich euch inhaltsschwer — das Wörtchen Disposition. Es ist das wichtigste in der gesammten Finanzkunst, und geniale Praktiker, hier sei nur an Laugrand-Dumenceau, Quistorp, Philippart, Bontoux erinnert, sind oft, statt an ihren Aktionen, nur an schwierigen Geldeingängen gescheitert. Der zu kühne Aufmarsch der Baarmittel ließ solche faiseurs schließlich in der Luftlinie stehen; dann kamen Tage, wo Verpflichtungen fällig wurden, deren rechtsverbindliche Form keinen Aufschub ermöglichte, und der eine Stein, über den man stolperte, brachte auch die anderen, die am Abhange lagerten, ins Rollen. Die Accepte lauten auf den Tag, und wenn ein noch so umsichtig geleitetes Contocorrentgeschäft 80 Millionen auf sich circuliren hat, so ist das ganz enorm, denn alles das, was in Bezug auf theilweise Deckung oder prompte Deckung vor Verfall bei den Firmen vorgesagt wird, welche die Wechsel gezogen, alles das kann nur in ruhigen Zeiten als Rückversicherung dienen. Die modernen Kriege, von scharfen Waarenkrisen gar nicht zu reden, kommen wie der Dieb in der Nacht, — und was dann? Wenn daher unsere Berliner die Deutsche Bank die Friedensbank nennen, „weil sie einen Krieg absolut nicht vertragen kann", sind sie nicht allein witzig, sondern auch in der nahen Umgegend einer möglichen Wahrheit gewesen. Beim Vergleich der obigen Millionen wird man seit 1890 wieder eine stärkere Abnahme an Accepten finden, allein angesichts des allgemeinen Rückganges im Waarengeschäfte ist es noch nicht einmal zu sagen, ob dies absichtliche Einschränkungen seitens der Bankleitung sind, ein Gehörschenken den Warnungen alterfahrener Männer, oder der natürliche Lauf der Dinge, den man bedauert und wieder „verbessert" zu sehen hofft.

An sich hat die Deutsche Bank in der regulären Pflege des Contocorrentgeschäftes, als Kreditgeberin des größeren und großen Kaufmannstandes bei uns ihres Gleichen nicht. Es war ihr dabei keineswegs so bequem gemacht wie der Norddeutschen Bank in Hamburg, die von einer gewaltigen Handelsstadt ihren Ausgangspunkt nimmt, sondern sie begann im wirklichen

Voraussehen dessen, was uns das Reich auch an geschäftlichem Prestige bringen würde, mit einem schwierigen, aber für sie nothwendigen Filialsystem. Daß der Aufschwung unseres Handels und unserer Industrie ihre nothwendige Speisung statt aus englischen von nun an zumeist aus eigenen Hilfsquellen forderte, ist in der That seitens der Deutschen Bank gut erkannt worden. Sie war das erste inländische Institut, das in einer Zeit, wo die Waarenkreditgebung auf steigende Unlust stieß (damals tobten Spekulationen, Gründungen 2c.), gerade den Kaufmannstand mit seiner Exportfähigkeit im größten Maße an sich heranzog. Es ist das ein weit komplizirteres Gebiet, als ferner Stehende übersehen können, man hat den ganzen Geschäftsgang der Kunden zu studiren, auf allmähliche oder plötzliche Veränderungen zu achten, bald freigebig, bald engherzig zu erscheinen. Diese sorgsame Pflege der Handelsinteressen hat denn auch der Deutschen Bank in einzelnen Reichstheilen, die wie z. B. Sachsen an nationalliberalem Fieber litten, eine Art patriotischen Glorienscheines angemalt. Daß dabei ihr Hauptleiter, Siemens, freisinniger Abgeordneter war, hat man um der Kredite willen, die er gab, vergessen.

An der Berliner Börse ist diese Bank nicht allein beliebter, als die Diskontogesellschaft, was ja gar nichts bedeuten würde, sondern sie ist dort überhaupt die beliebteste Bank, — weil sie die meisten Geschäfte macht. Ihre Effektenkommissionen sind die ausgedehntesten, wobei die Art, wie ihre Wechselstuben die mittlere Klientele anregt, nicht immer ohne Kritik bleibt. Auch Wechsel und Arbitrage, die ja aus den Verbindungen mit der Waarenbranche ihre natürlichen Zuflüsse erhält, erfahren riesige Umsätze. Herr Mankiewitz, der an der Börse seine ganze Tüchtigkeit entfaltet, ist vom Direktor Steinthal großgezogen und dieser Herr gilt noch bei Vielen als der fähigste Kopf der Bank. Siemens und Koch sind an der Börse nur selten anwesend, während Direktor Wallich die keineswegs leichte Oberaufsicht der Filialen führt.

Zur Leitung eines so großartigen Unternehmens gehört aber nicht allein ein Kopf, sondern auch eine Persönlichkeit: — diese wird überhaupt im Geschäftsleben oft ganz falsch unterschätzt. Siemens ist nun eine solche Persönlichkeit: selbständig, energisch und, weil aus einer Familie von erfolgreichen Großindustriellen hervorgegangen, mit einem scharfen und bei Banquiers ziemlich neuen Gefühl für den Arbeitswerth unseres Bürgerthums begabt. Wahrscheinlich regirt Herr Siemens etwas zu autokratisch. Sogar die Mitglieder seiner Gruppe, große Banquiers, wenn sie an einem Kurorte mit ihm weilen und wissen, daß er vielleicht die großen italienischen Konsortialgeschäfte in der Tasche hat, unterhalten sich zwar lange mit ihm, aber diszipliniren ihre berechtigte Neugier, bis Herr Siemens selbst sie befriedigt — oder auch nicht.

Sein Werk, man könnte es fast ein Familienwerk nennen, ist das umfassende Finanziren der Elektrizität; einer Kraft, deren große Erfolge noch in der Zukunft liegen, und die heute von der Ausdauer und der einstigen Gewinnshoffnung der Hochfinanz so getragen wird, daß diese Geschichte allein ein gewaltiges Stück modernen Wirthschaftslebens enthüllen könnte. Siemens geht hier mit den Häusern Stern (Frankfurt, London, Paris) zusammen, die ihm auch bei seiner Kreditverbindung mit der Northern-Pacificbahn des Herrn Villard ausdauernd und klug zur Seite stehen. Seine Argentinischen Geschäfte, die Engländer hatten dort bereits den Rahm abgeschöpft, waren zu optimistisch eingeleitet, allein die enormen Coursverluste unserer Kapitalisten an den betreffenden

Papieren können die Thatsache nicht aufheben, daß die Deutsche Bank mit diesen Anleihegewährungen wirklich unserem Handel die Wege ebnen wollte. Auch noch gegenwärtig wird von Berlin aus auf die süd- und centralamerikanischen Staaten ein beständiges Augenmerk gerichtet, und wie populär wäre es nicht, hier über die Unsolidität zu raisonniren, wenn die Kritik nur dazu geschaffen wäre, Weitblick und Thatkraft schon an sich zu verurtheilen. Leider ist aber Herr Siemens mit diesen Engagements noch keineswegs zufrieden. Er hat in die Verstaatlichungfrage der Schweizer Bahnen mehr schwer, als bisher erfolgreich eingegriffen, die Türkei und Kleinasien werden durch ihn den Schienenwegen geöffnet, in der Staatsbahnverwaltung spielt er unmittelbar seine Rolle und endlich steht er durch den Wiener Bankverein auch den Oesterreichischen Rentenanleihen nahe. Das Alles bildet entweder ein Zuviel, oder die alten Erfahrenen, die den Geldmarkt schon vor dem Entstehen der Deutschen Bank gekannt haben, irren sich in ihren Bedenken. Die Fortentwickelung der Banken zu Banken-Gruppen ist ebenfalls erst durch die Deutsche Bank mit Gründlichkeit betrieben worden. Sie steht zu Süddeutschland in einem weit näheren Verhältniß durch die Deutsche Vereinsbank in Frankfurt und die Württembergische Vereinsbank als etwa die Diskontogesellschaft durch die Darmstädter Bank. Als besonderes Kunststück galt s. Zt. das Bündniß mit dem Wiener Bankverein, der in allen Parteilagen des Donaureiches seine Leute hatte, ferner die Loslösung der Bodenkreditanstalt, wenigstens aus der engen Umhalsung der Kreditanstaltgruppe. Damals ließ der geniale Kilian Steiner von der Württembergischen Vereinsbank noch seine Minen springen, und gewiß würde diese schöpferische Persönlichkeit auch heute Herrn Siemens an Einfluß einigermaßen ebenbürtig sein, hätte sie sich nicht in ihren alten Tagen mehr dem Bilderkaufen zugewendet und hätte nicht überhaupt Süddeutschland gegenüber einer Parole, die aus Berlin kommt, fast nur noch Waffenstreckung. Das größte Unglück, das Herrn Siemens passirt ist, war sein kürzlich erlassener offener Brief in Sachen der Staatsbahnstreichung. Die Welt, wenn man ein nach Millionen zählendes Publikum so ausweiten darf, rieb sich die Augen und sah nach dem Datum, ob nicht etwa der erste April sei. Für die Presse hat die Deutsche Bank keine besonderen Gärtner angestellt, diese Beziehungslosigkeit wird bei den Dumm-Schlauen, die in unseren Großstädten vielfach mitreden, komisch gefunden, und die Zeitungen selbst zeigen sich nicht rücksichtvoll.

Da ist die Berliner Handelsgesellschaft weit klüger. Herr Fürstenberg, Besitzer mehrerer preußischer Orden sowie auch Kommerzienrath — was immerhin beweist, daß eine gewisse Unduldsamkeit vor Bankpforten Halt macht —, war mit der persönlichen oder auch zwecklichen Freundschaft der Lindaus niemals ganz befriedigt. Als ehemaliger Prokurist Bleichröders, der damals auch für Wien und Paris Zeitungen bediente, kennt er die Macht der Tagesblätter sehr genau und er hat deren Beeinflussung in einem so ausgedehnten Maße erstrebt, wie außer ihm höchstens noch die Reptilienfonds. Ganz einfache Thatsachen pflegten sogar im Bureau der Handelsgesellschaft so sorgfältig für die Zeitungen redigirt zu werden, daß noch immer eine Mischung darin war, die der Leser ahnunglos verschlang. Welcher gebildete Mensch wird rücksichtlose Thatkraft, die sich vieler Mittel bedient, gleich „cynisch“ nennen wollen! Immerhin muß sich Herr Fürstenberg heute sagen, daß er die Presse, mindestens zahlreiche Diener der Presse, erst klug gemacht hat; sie kannten

den raschen Einfluß von Artikeln, Entrefilets, Depeschen 2c. auf die Course noch keineswegs so genau und brauchen heute dazu Herrn Fürstenberg nicht mehr. Das war eine Berechnung, die ohne eine ideale Ueberschätzung der modernen Journalisten unmöglich gewesen wäre und deren Folgen sich erst in Aufschwungjahren hervorthun werden, sobald dann Herr Fürstenberg für seine guten — oder richtiger — rentirenden Ideen eine passende öffentliche Meinung braucht. Seinem glänzenden Positionsblick vertrauen selbst seine nächststehenden Geschäftsfreunde. Nicht daß er immer gut prophezeit hätte, da, wo es sich zum Beispiel um schlanke Placirung eines Anlehens handelte, aber im Erkennen von neuen Strömungen, ob eine andere Zeit anheben würde oder die bisherige noch fortdauern, hat er Großes geleistet. Seine Syndikatsmitglieder vergessen es ihm nicht, wie er ihnen in den letzten Monaten des alten Kaisers Wilhelm eingehend darlegte, daß nach dem selbstverständlich ruhig vorübergehenden Regiment Kaiser Friedrichs der junge Kaiser naturgemäß zunächst seinen Ehrgeiz in einer Friedensherrschaft bethätigen müsse und das dies sehr rasch erkannt und einen allgemeinen Aufschwung bringen werde. Buchstäblich eingetroffen! Als eine so interessante, weil nützliche Persönlichkeit erscheint Herr Fürstenberg, daß man sich gesprächsweise sogar über seinen Bildungsgang unterhält, wobei natürlich die in Deutschsand unumgängliche Frage, ob er Latein kann, nie zu kurz gekommen ist. Bei alledem würde die Handelsgesellschaft doch nicht ihren großen Weg gegangen sein, wenn ihr das juristische Element gefehlt hätte. Herr Fürstenberg ist nur zusammen mit Herrn Winterfeld und auch mit dem geschäftlichen Direktor Herrn Rosenfeld im Besitze jener zwei Arme, die er braucht. Vielleicht giebt es gegenwärtig keine andere so vorzüglich zusammenstimmende Bank-Direktion, allein der Einklang könnte sich auch einmal ändern. Die Gründung der Firma Breest & Gelpcke, deren Börsenzirkularen der Nekrolog leider noch nicht geschrieben werden kann, beweist doch Eines ziemlich deutlich, nämlich, daß Herr Fürstenberg diesmal zur Unzeit geschäftlustig geworden ist. Dieser Zwischenfall schränkt seine Beliebtheit an der Berliner Börse wesentlich ein, denn diese kann, wie alle ihre Kolleginnen, sehr Vieles ertragen, nur nicht, daß ein Einziger Alles leiten will. Indessen ist damit noch keineswegs die allgemeine Ueberzeugung begraben, daß bei einem wirklichen Aufschwung (wie lange wartet man nicht schon darauf!) die Handelsgesellschaft die großen Finanzgeschäfte führen werde.

Pluto.

Musikalische Glossen.

Es ist eine ebenso erstaunliche wie tiefbetrübende Thatsache, daß seit Wagners Tode mit Ausnahme von Neßlers „Trompeter von Säkkingen" auch nicht einem deutschen Opernkomponisten ein echter, nachhaltiger Erfolg beschieden ward, während das Ausland, Frankreich und Italien an der Spitze, unsere Bühnen fortwährend mit neuen, mitunter sehr werthvollen Werken versieht. Wir sind für die Opern Julius Massenets keineswegs übermäßig eingenommen, aber der Umstand verdient doch Beachtung, daß z. B. „Manon" und „Werther" in Wien dauernden Erfolg errungen haben und endlich auch nach Deutschland dringen werden. Frankfurt a. M. hat bereits mit „Manon" einen erfolgreichen Anfang gemacht. Sehen wir das moderne Repertoire unserer deutschen Opernbühnen an, so finden wir fast nur Ausländer. Welche Werke sind in Vorbereitung? Die Rantzau von Mascagni, Ivanhoe von Sullivan, Pagliacci von Leoncavallo, Verdis Falstaff, die Hexe von August Enna, Smetanas „Verkaufte Braut" 2c. Von deutschen Komponisten erhebt nur Ignaz Brüll das Haupt höher, denn seine Oper „Gringoire" hat am 4. Oktober in Wien ein guten äußern, wenn auch lokalpatriotisch gefärbten Erfolg gehabt. Wer wäre auch nicht gern bereit dem liebenswürdigen Schöpfer des „Goldenen Kreuzes" Beifall zu zollen, wenn es nur irgend möglich ist?

Derlei Betrachtungen zogen mir durch den Kopf, als ich den ersten Novitätenabend im Kgl. Opernhause (1. Okt.) beiwohnte und Alexander Ritters „Wem die Krone" hörte. Unsere kluge Opernleitung müßte sich im Voraus sagen, daß der seltsame, ins Unendliche ausgesponnene Einakter des betagten Münchener Komponisten unmöglich gefallen könne, sie wollte aber den Vorwurf nicht auf sich laden, sie gehe geflissentlich der neudeutschen Opernproduktion aus dem Wege. Wir sind weit entfernt, von dem Musiker Ritter gering zu denken, in „Wem die Krone" hat uns Vieles sehr gefallen, nicht zum Wenigsten der poetische, sinnige Text und das geradezu bedeutende Schlußquintett mit Chor, aber als Oper ist das Ganze unmöglich. In Weimar nahm sich im intimen Kreise vor einer fast andächtigen, gläubigen Versammlung und gleichsam als Festvorstellung das Werk natürlich anders aus. „Wem die Krone" ist hier nach zwei Aufführungen verschwunden, während Bizets wunderliebliche „Djamileh" von Berlin aus alle Bühnen erobern wird. Daran wird die kindische Entrüstung über das zwar traurige, aber unvermeidliche Schicksal

der Ritter'schen Oper in einem Artikel des Berliner Börsen-Couriers nichts ändern. Apropos Börsen-Courier. Da war unlängst in Verbindung mit Bizets „Djamileh" zu lesen, daß des selben Komponisten „Perlenfischer" schon vor der Aufführung begraben seien. Man beunruhige sich ja nicht über das große Wort des „sachkundigen" G. D.-Referenten, der sich kürzlich so weit verstieg, dem ganz unzulänglichen Orchester einer inzwischen verkrachten Opernbühne ein warmes Lob zu spenden, dafür aber die Kgl. Kapelle und deren unanfechtbare Lohengrinleistung abfällig zu beurtheilen. So lange der Befähigungnachweis auf dem Gebiete der Kritik nicht erbracht werden muß, blüht natürlich solches kaum dilettantisch zu nennende Geschwätz lustig weiter. Und solche Leute spielen sich als große Wagnerianer auf, werden sogar in Wahnfried empfangen. Das ist freilich längst keine Ehre mehr und bei Lebzeiten des Meisters hätte wohl Herr G. D. nicht gewagt, dem Bayreuther Titanen sich unter dieser Flagge zu nahen und ihm gar von Musik zu reden. Denn da verstand Wagner keinen Spaß. Einen guten Börsenwitz hätte der G. D.-Referent wohl eher an den Mann gebracht, da der Meister gern lachte. Aber zurück zu „Djamileh". Die Originalität, das Kolorit von „Djamileh" sind geradezu wunderbar. Die Instrumentirung ein Meisterwerk. Rubinstein und Brahms wohnten hier einer Aufführung bei und waren entzückt. Auch das neue Ballet „Slavische Brautwerbung" fand Gnade vor Brahms' Augen, obgleich bekanntlich seine Verwandtschaft mit den ungarischen Tänzen nur angeheirathet ist. Der weit verbreitete Irrthum, daß Brahms die Tänze komponirt habe, ist ja längst widerlegt.

Seit geraumer Zeit weht ein frischer Geist im Opernhause. Man rührt und regt sich gewaltig. Sollte der chronische Angelo Neumann ante portas diesen Eifer verschuldet haben? Welcher embarras de richesse an Dirigenten! Sucher, Weingartner, Muck! Der Wettkampf wird interessant, die Kunst kann dabei nur profitiren. Jedenfalls erhebt die Kgl. Oper mit ihren jetzigen Leistungen, Anspruch auf uneingeschränkte Anerkennung, sie ist sich ihrer Aufgabe bewußt und hat alle Sünden längst vergessen gemacht.

Aus dem sonstigen hiesigen Musikleben der kaum begonnenen Saison ist an hervorragender Stelle der Einweihung des Saales Bechstein zu gedenken. Bülow, Brahms, Joachim und Rubinstein hatten sich die Hand zwar nicht zum Bunde, — das wär' zu schön gewesen und hat nicht sollen sein — aber doch zum Spielen gereicht. Rubinstein donnerte wie ein irrender Gott auf dem Bechstein-Flügel und Mühlfeld blies die Klarinette in dem Quintett von Brahms sehr schön. Berlin verdankt dem um das Musikleben der Reichshauptstadt verdienten Konzertdirektor Hermann Wolff diese neueste vornehme Stätte für Konzerte kleinen Stils, wie es ihm auch die erneute Bekanntschaft mit dem Wiener Kapellmeister Hans Richter dankt, der, wie wir aus Bayreuth längst wissen, ein ausgezeichneter Musiker ist, wenn er auch die im Treffen und Fehlen ganz unvergleichliche Genialität Hansens von Bülow niemals erreicht.

Hugo Dettmann.

Der Trüffeln Rache.

Ist! — Das wird ein stiller Winter. Wahrlich, er hat nicht gut begonnen, mit dem Prozeß Löwy und dem Theaterkrach, wahrlich, und er endet nicht gut, wenn die Gebrüder Ronacher erst den übrigen Artisten und Artistinnen, einstweilen sinds nur die von der Operette, gekündigt haben werden. Die Sache wird lehrreich, denn sie beweist, was den Tintenkuli der Diensteid ängstlich zu verschweigen zwingt, daß in Berlin keine Kunst und keine Künste gedeihen können, wenn die Leute von der ungewöhnlichen Intelligenz des Herrn Hugo Löwy, der Staatsanwalt rühmte sie selbst, nicht bei Kasse oder bei Laune sind. Und daran hapert es eben: die bei Laune sind, sind nicht bei Kasse, und die bei Kasse sind, sind nicht bei Laune. Das wird ein stiller Winter.

* * *

Für die hochseligen Herren Sommerfeld wird jetzt die Jahresfeier gerüstet. So um die Zeit Simons und Judä, da raste der See und wollte sein Opfer haben. Auf den Tischen, gestickte Läufer lagen drauf und aus Nizza die Rosen entsandten duftigen Gruß der Riviera, wurde die Trüffelpurée kalt, denn eben erhielt Herr Plutusſohn erst das Abendblatt und bang lauschten die Gäste, ob am Ende wieder Einer dran glauben gemußt. Und die Börse schloß unlustig, einen Tag wie den andern, und wenn Frau Plutusſohn thränenden Auges zu melden kam, Salchen sei auf einmal so still und das Kind habe am Ende gar 'ne Liebe, und Fürstenheim habe doch schon recht hübsche Abschlüsse gemacht, dann zog der Gatte die Brauen und ließ, wehmüthig singend, also sich vernehmen: „Liebes Kind, was heißt heute Abschlüsse? Froh können wir sein, wenn man nicht von uns spricht."

Das wurde die Looſung. Bis zum Oktober 1891 hatte man mit ſpitzem Ellenbogen ſich in die vorderſte Reihe gebohrt; nicht jeder konnte, wie es der hochſelige Sommerfeld gepflegt und gethan, an der Drakeſtraße einen reitenden Schutzmann poſtiren, in Kniehoſen die Dienerſchaft ſtecken, den Herren ein ſilbernes Feuerzeug, den Damen, bevor von dem unteren ſie ſich ins obere Stockwerk bemühten, je eine ſeidene Mantille zum Geſchenk machen und an der Tafel mit drei Abgeordneten, zwei Dramatikern, einem Cellovirtuoſen und vier Brillantenſchauſpielerinnen paradiren; ſein großes Muſter aber hatte doch Nacheiferung geweckt, und wo ein aſiatiſcher Geſandter nicht zu erreichen war, da füllte ſchließlich auch ein hoher Kommunalbeamter oder ein Truſtmann von vielen Graden den Platz. Seit dem Oktober 1891 iſt man zum alten Evangelium der mimicry rückgekehrt, einfach zeigte dem Blick ſich die Kleidung, in ſchwarzen Hoſen trauerten Dienerbeine, die früher im ſchillernden Seidenſtrumpf Muskeln oder auch Watte geſtrafft hatten, Salchen begann, eine Profeſſorenehe zu träumen, was Sicheres wenigſtens, und, nur nicht auffallen, nur keinen Lärm machen, hieß nun die Parole.

Oede blieben und leer in den Luxusreſtaurants die lockenden Prunkgemächer, und wenn zu Dreſſel oder zu Uhl, wo bei Muſik man jetzt tafelt, doch einmal, nach einer Hauſſe in Warſchau-Wienern oder zur Feier von neuen Stücken und neuem Fleiſch, eine Schaar ſich verirrte, dann mußte das entlegenſte Plätzchen gewählt und der Pommery ſchon entkorkt, heimlich ganz unter der bergenden Serviette, herbei geſchleppt werden, auf daß nicht der nebenan ſitzende Kavallerieoffizier zu ſeinem Onkel ſpräche, dem Volksvertreter aus Weſtpreußen: „Hörſt Du? Die Bande verſäuft ſchon wieder mal ein Depot!“

Oede und leer blieben auch die Theater, denn in den Logen, plötzlich entdeckte es Mama Plutusſohn, ſitzt man ſo auf dem Präſentirteller und für Salchen iſt es auch beſſer, wenn man ſie jetzt nicht ſieht. Fürſtenheim iſt doch nach Auſtralien und Häuslichkeit iſt heute Trumpf. Und die Konzertgeber, die ſonſt im Oktober ſchon für die Bratenbegleitung im nahenden Winter den reichen Tribut einziehen, kratzten ſich hinterm Ohr und konnten, wie ſehr ſie ſich mühten, die Liſte nicht aufſtellen für ihre Zwangeinladungen à zehn Mark der Platz, denn aus der erſten Reihe hatte ſich Einer erſchoſſen und ſeine Frau wußte nun mit den 200,000 Mark, die ſie mitgebracht hatte, nicht ein und nicht aus, der Eckſtammgaſt aus Reihe drei ſaß in der Moabiter Reſſource für 1892 und Fritz Friedmann mochte wiſſen, wann er frei kommen würde, und zur Rechten wie zur Linken hatte mancher Mann manchmal inzwiſchen längſt Pleite gemacht. Was ſich noch einigermaßen aufrecht erhielt, gewiß, das würde ja kommen;

aber wer half dem Konzertgeber über die Schwierigkeiten der Platzanweisung hinweg? Graf Dalles kann doch jetzt nicht mehr neben der schönen Frau Kaiserberg sitzen, deren Mann ihm die letzten paar Thaler verjuckt hat, Rosenfelds würden vor Schulzens scheu seitab weichen, denn Schulze sitzt schon und Rosenfeld ist bis jetzt nur mit Börsenquarantaine bestraft, und Herr Winkelmann, der immer vor dem Konzert einen blauen Schein schickt, wird sich schön für die Nachbarschaft Philipps bedanken, dessen Bruder, der Dichter, mit Madame Winkelmann, Gott hab sie selig, durchgegangen ist. Wirklich, die Vertretung der neuen Präsenzziffer ist noch ein Kinderspiel neben der schlauen Strategie, die solche Plätzevertheilung erheischt; denn auch den berühmten Kritiker Pumpus von Perusia will man gern nicht kränken, und er hat doch, da er in klingenden nicht nur, sondern auch in russischen Noten macht, durch seine fröhlich ermunternden Börsenberichte reichlichen Aerger erregt. Und überhaupt —: wer will sich denn heute zeigen? Froh können wir sein, wenn man nicht von uns spricht.

* * *

An den Wassern der Spree saßen sie und weineten Alle. Und es trauerte das Hotel Bristol und das Hotel Minerva, das Café Friedrichshof und das Café Ronacher, aus dem Theater unter den Linden flüchtete mit schlotternden Knieen die Operette und vergebens spielte Stanislaus Lesser jeden Tag besser, sogar die von der Presse ihm aufgezwungene Soubrette, die Eugen Zabel doch lobte, zog nicht und öde und leer blieb das Haus. Zwar, in der Schadowstraße wurde lustig weiter geblufft, aber die Dreißigtausendmarkpartie kam nicht immer leicht zu Stande und in bewunderndem Staunen hoben die Blicke sich zu dem Dichter, der eine Achtelmillion verspielt und gleich darauf, als handelte es sich um ein Fünfgroschenstück, eine fidele Posse geschrieben hatte. Er wurde der Mann der Situation, denn, die an den Wassern der Spree saßen, die mochten auch wieder mal lachen und lachend vergessen, daß für den hochseligen Herrn Sommerfeld jetzt man die Jahresfeier zu rüsten beginnt.

Die vereideten Kunstmakler merkten sichs und wiesen, weil doch das Leben schon traurig genug ist, jeden Versuch ernster Lebensschilderung rund und rauh von der Schwelle. Und der hohen Obrigkeit auch, die neue Soldaten und neue Distanzpferde, neue Steuern sicher und vielleicht auch zur Abwechselung wieder neue Prachtschiffe braucht, griff all der Jammer ans neuerdings häufig ergriffene Herz und sie beschloß, mit Strenge die Stimmung zu heben und zu beleben, damit nicht die öffentliche Meinung,

das heißt die Börse, in den laut erdröhnenden Nörglerchor klagenden Psalter noch mische. Da kamen ihr, um ein Exempel gleich zu statuiren, zwei junge Herren gerade recht, Felix Holländer und Hans Land, die ein Schauspiel geschrieben hatten, „die heilige Ehe", darin, gewiß nicht ohne Talent, aber ohne tiefer reichende Erkenntniß der sozialen Motoren, gezeigt wird, wie ein merkwürdig braver und sentimentaler Bankdirektor, um aus Nizza die Rosen und aus der Schadowstraße das Bluff nicht zu entbehren, sich selbst, irgend ein Salchen und ein armes Lustmädchen dazu, prostituirt, — ganz sänftiglich, ohne durch Tiraden den Einzelfall aufzublasen, mit verschwächlichtem, mitunter auch verfeinerten Sudermannmitteln.

So etwas kann nicht und darf auch nicht ferner geduldet werden. Im Polizeipräsidium las der Herr Dezernent das Stück und schüttelte das Haupt; so that auch Herr von Richthofen, der den Plutussöhnen sonst nicht geneigt ist, aber vielleicht Gründe hat, nach den Ahlwardtflinten und den Judenbordellen dreifach vorsichtig zu sein; und endlich kam die Sache vor den Grafen zu Eulenburg, der in Kassel die neueste Berliner Entwickelung ganz genau kennen gelernt hat; und alle drei Männer sprachen wie Einer zum angstvoll harrenden Lautenburg, der sämmtliche Orden doch, Santa Chiara sogar und Cercolo Frentano, angelegt hatte: Kann nicht geduldet werden, darf nicht geduldet werden, denn immer und unter allen Umständen ist uns die Ehe heilig, bei deutschen Autoren, und die Berliner Banquiers sind gestraft genug. Der Graf zu Eulenburg weiß das, er hat lange genug im Hotel Bristol gewohnt, bis Herr Herrfurth es schließlich mal satt bekam, sich in die Fenster gucken zu lassen, und dem ungeduldigen Grafen von vis-à-vis zu dem Verstand auch das Amt noch gab. Auf wen soll, da gegen Paasch sogar der von Herrn Barth deshalb arg gerüffelte Justizminister die Strafanträge zurückgezogen hat, der Reichskanzler sich denn eigentlich, der einer Stütze so sehr doch bedarf, stützen, wenn im Residenztheater nun schon, wo sie am sichersten ist, die Börse geärgert wird? St! Meine Herren Holländer und Land, bald sollt Ihr Gesellschaft haben, denn jeden, der die wohlthätige Stille von nun an durchbricht, trifft aus der Eulenburg jetzt das Verbot.

* * *

Hätte die Stille nur auch genützt und der Lärm, den bei anderem Anlaß wieder man schlug, um von den Tagen Simons und Judä endlich die lästigen Gespräche hinweg zu scheuchen. Doch vergebens wurde um die Volksschule, den Katholikentag, die Finanzreform, die Militärvorlage, die reitenden Ritter nebst Masseuren und Morphiumspritzen ein gräßliches

Getöse erregt, vergebens mühten die Notabeln sich, unter dem Piedestal Buschhoffs die Wolff und die Leipziger und die Maaß sacht einzuscharren, mit viel Humanität und Bedauern für die nur eben etwas lockeren Gesellen, von deren Diebstählen, als passirte das nicht alle Tage in den besten Familien, nun solches Aufheben gemacht wurde. Und noch einmal vergebens schwängerte man die Luft mit allen erdenklichen Düften, mit dem Dampf der Entrüstung, mit Karbol und loyalem Qualm —: der scharfe Geruch, der in den Lüften lag, wollte und wollte nicht weichen und ärgerlich schnupperten die Ruhebedürftigen herum: „Wonach riecht es denn eigentlich?“

Es riecht nach Trüffeln.

Unten, im Erdreich, das die Wurzeln schweigsamer Bäume lockern, wachsen die sonst, und dressirte Hunde nur oder besonders begabte Schweine können sie wittern. Jetzt aber, da die ängstliche Zurückhaltung ihrer Vertilger von ehedem sie in die Gefahr bringt, ihren Beruf zu verfehlen, jetzt wühlt ihr Ehrgeiz sich aus dem Sand und durch alles Räucherwerk dringt ihr scharfer, ihr feiner Athem und verräth auch denen, die mit Jagdhunden und Rüsselthieren im Erschnüffeln nicht konkurriren können, die Stellen, die der Pilzbildung günstigen Boden bieten. Deshalb hilft die Parole, nur nicht auffallen, nur keinen Lärm machen, nicht, denn wir haben einmal die Witterung und bis in das hinterste Zimmer, in den verschwiegensten Winkel des fest verschlossenen Hauses können auf dieser Spur wir die Plutussöhne jeder Rasse und jedes Glaubens verfolgen, den Erinnyen gleich, ohne Ermatten, bis in das Dresselsche Heiligthum.

St! — Das wird ein stiller Winter. Aber die Jagd beginnt, und daß wir Beute machen werden, dafür sorgte der Trüffeln Rache.

Apostata.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, 29. Oktober 1892.

In Varzin.

Wohl gezählte acht Stunden braucht man, um von Berlin nach Varzin zu gelangen. Der Mann, der nach der freisinnigen Legende durch drei Jahrzehnte nur zu eigenem Vortheil Deutschlands Geschicke gelenkt, nur zu eigener Bereicherung die deutsche Wirthschaftspolitik bestimmt und seinen absolutistischen Gelüsten alle deutschen Interessen unterworfen hat, dieser habsüchtige Tyrann hat es dennoch nicht fertig gebracht, bei seinem Freunde und Kollegen Maybach einen Schnellzug Berlin-Hammermühle durchzudrücken. Acht Stunden: das ist die beste Verbindung, und da muß man noch in Schlawe und Zollbrück umsteigen.

Uebrigens sollte ich die Schrecken dieser Klingelbahnfahrt erst auf der Rückreise kennen lernen, denn ich kam, die Leser der „Zukunft" wissen es schon, von Posen. Das ist nun auch nicht so leicht, wie es auf der Karte aussieht. Der Posener Fahrplan hat nämlich die wahrscheinlich berechtigte Eigenthümlichkeit, den Reisenden vor Thau und Tag aus den Federn zu jagen; will man nach Berlin, dann heißt es, um zwei, will man nach Pommerland, heißt es, um vier Uhr früh auf der Bahn antreten. Da man nun in deutschen Hotels, auch in denen ersten Ranges, um diese Stunde weder ein Bad noch ein menschenwürdiges Frühstück haben kann und die Aussicht auf einen mürrischen Hausknecht, ein verschlafenes Zimmermädchen, schlechten Kaffee und ein durchkältetes Coupé nicht gerade verlockend ist, so beschloß ich, die kurze Strecke lieber zu theilen und in Schneidemühl Nachtquartier zu machen.

Also hinein in den engen Omnibus, wo bereits fünf Geschäftseifende saßen. Alle fünf pafften schlechte Cigarren und sprachen von der Cholera. Auch sollte in Flatow Einer fallirt haben und in Meseritz würde der alte Mendel nächstens mit seinen Gläubigern accordiren. Unterdessen rumpelten wir an einem Karoussel vorüber, dessen elektrische Lampen die halbe Stadt herbei gestrahlt hatten; an der Kurbel stand ein Matrose, ein Orchestrion spielte die Grunewalder Holzauktion, die zuerst in Monrovia an mein armes Ohr gedrungen war, und die Schaukeln hatten, weil der neue Kurs auch die Welt der fahrenden Künstler schon beleckt, die Form von Schiffen. Im Busen von Biscaya war mir die Seekrankheit nie so nahe gewesen. Aber ich mußte, ehe ich Ruhe fand, erst noch mit einem harten Rebhuhn kämpfen, die politische Kannegießerei eines ältlichen Bonvivants von Schneidemühl anhören, einen Assessor mit zwei Schrammen und einem Scheitel bei der Lecture der Kreuzzeitung beobachten und von dem weltmännisch überlegenen Oberkellner die Belehrung hinnehmen, daß „hier in dem Nest eben absolut nichts los ist." Der leutselige Herr wollte gerade anfangen, mir zu erklären, wie ein Mann von seiner Erfahrung und Repräsentation hierher gelangt sei, als zu meinem Heil der Assessor eine Briefmarke verlangte.

* * *

„Jetzt, wo es hier erst schön wird, muß ich auf die Argonautenfahrt!" Damit hatte am 14. Juni Fürst Bismarck mich in Friedrichsruh verabschiedet. Das Scheiden vom Sachsenwalde, wo er jeden Baum und jeden Strauch kennt, wurde ihm schwer und er ahnte damals noch nicht, was die Reise ihm bescheeren sollte. Er zog aus, dem Sohn eine Frau zu suchen, und war schon herzlich froh, daß er nicht bis nach Fiume pilgern mußte. Wiener Blätter hatten mich arg bedrängt, ich möchte mit unbeschränkter Telegraphirfreiheit und gegen hohen Lohn ihnen etwas interviewen, und bis heute noch haben sie mirs nicht verziehen, daß dieser Wunsch unerfüllt blieb. Ich hatte den Eindruck, den Neigungen und Interessen des Fürsten würde ein publizistischer Einzugsmarsch nicht entsprechen. Bismarck wollte den rein privaten Charakter der Brautfahrt gewahrt wissen und der Gedanke, in Wien zum Gegenstande politischer Demonstrationen gemacht zu werden, war ihm nicht angenehm, gerade weil er damals noch hoffte, nach langer Zeit wieder den Kaiser Franz Joseph begrüßen zu dürfen. „Daß ich

unser politisches Bündniß mit Oesterreich für nothwendig und nützlich halte," meinte er, „das wissen die Leute ja; es hat mich Mühe genug gekostet, dieses Bündniß zu Stande zu bringen; und daß ich ein entschiedener Gegner der neuen Handelsverträge bin, die, wenn sie wirklich zwölf Jahre bestehen sollten, durch die Schädigung der deutschen Interessen auch der politischen Verbindung gefährlich werden könnten, das brauche ich in Wien nicht mehr zu betonen. Dem Grafen Kalnoky, der wohl am eifrigsten die Sache gefördert hat, läßt sich gewiß kein Vorwurf machen; er hat als österreichischer Minister vollkommen korrekt gehandelt, wenn er seine überlegene Geschäftskenntniß ausnützte. Was soll ich also den Wienern noch Besonderes zu sagen haben?"

Den ehrlichen Seelen, die von den Schwarzkünstlern der Presse sich vorlügen lassen, Bismarcks Reise sei eine schlau ersonnene und geschickt inszenirte Mache gewesen, denen möchte ich doch mittheilen, daß auf dem Programm dieser Reise nicht einmal München stand. Der Fürst wollte, um der bayerischen Regierung lästige Friktionen mit Berlin zu ersparen, über Passau nach Kissingen fahren, und er entschloß sich erst zu einer Aenderung der Route, als die bayerische Staatsbahn ihm einen Separatzug Wien—Salzburg—München—Kissingen zur Verfügung stellte. Inzwischen hatte der General Caprivi die bekannte Achterklärung gegen seinen Vorgänger erlassen, die Wiener Hofkreise hatten dem von Berlin auf sie geübten Drucke nicht zu widerstehen vermocht, dem Schöpfer des deutsch-österreichischen Bündnisses war die Thür des Habsburgerschlosses versperrt geblieben. Daß die Brautfahrt einen politischen Charakter erhielt, war nicht die Schuld Bismarcks, sondern seiner Gegner; ohne den Erlaß an den Prinzen Reuß wäre das Gespräch mit Herrn Benedict von der Neuen Freien Presse nicht erfolgt, ohne die Veröffentlichung des Reichsanzeigers hätten wir die Huldigung der Schwaben und die Julitage von Jena nicht erlebt. Graf Caprivi wollte uns einmal bismärckisch kommen; er vergaß nur, daß er nach seinen Leistungen im Volke nicht den geringsten Rückhalt hat und daß auf den Wegen des Genies die lenksame Mittelmäßigkeit sich vergebens abhastet. Dieser Irrthum ist begreiflich, denn der Generalkanzler weiß nicht, daß über seine Fähigkeiten nur eine Meinung besteht, auch bei den Parteibonzen, die aus Bismarckfurcht ihre Haufen zum Schutze des militärisch geschulten Staatsmannes aufbieten.

Die Wirkung der Berichte aus Wien, München, Augsburg, Jena, Berlin muß man im Auslande beobachtet haben, um ihre Bedeutung ganz zu verstehen. In Norddeutschland versuchte ein Theil der Presse es so darzustellen, als hätte eine Bande wüster Hurrahschreier sich an den alten Kanzler gedrängt, den ein besonders unanständiger Thiergartenfreisinniger in seinem Wochenblättchen einen abgetakelten Komödianten zu nennen die Frechheit hatte. Solche schnöde Albernheiten dringen ja aber leider nicht über den engen Parteiklüngel hinaus und man wird sie, sorglich gesichtet, erst niedriger zu hängen haben, wenn wieder die Wahlen im Kalender stehen. Im Auslande vernahm man nur die Thatsachen und das Resultat war: erhöhte Achtung des deutschen Volkes, das in seinen besten Elementen, entgegen dem offiziellen Befehl, sich muthig zu einem großen Menschen bekannte; und äußerstes Mißtrauen gegen die Festigkeit und Einsicht einer Regirung, die völlig waffenlos die gefährlichste Kraftprobe gewagt hatte. Es ist ja doch kein alltägliches Ereigniß, daß ein von den Machthabern geächteter Mann in allen deutschen Gauen gefeiert wird, wie vor ihm kein Herrscher gefeiert wurde; und es muß mindestens nachdenklich stimmen, wenn zu diesem Geächteten ein stiller Greis, der Geheime Kirchenrath Professor Lipsius, sprechen konnte: „Das ganze deutsche Volk mit seinem Kaiser an der Spitze kann heute Eurer Durchlaucht zurufen: Was wär' ich ohne Dich geworden, was würd' ich ohne Dich wohl sein!"

Im Schneidemühler Hotelbett und während der Bummelfahrt durch die pommersche Fläche ging mir das nicht aus dem Sinn und immer stärker wurde die Begierde, zu erfahren, welchen Eindruck die Erlebnisse des angreifenden Sommers auf den Fürsten gemacht hätten. Als ich nach einigen Tagen dann wieder den schattigen Weg durch das saubere Dörfchen Varzin nach der Station Hammermühle fuhr, da wußte ichs: manchen Ueberschwang eines festlich berauschten Enthusiasmus hatte er belächelt, manche allzu stürmische Störung seiner Bequemlichkeit nur gezwungen erduldet, die ganze Kette der Kundgebungen aber hatte ihn doch sehr wohlthätig berührt, weil er darin eine Quittung über sein amtliches und außeramtliches Verhalten erblickt und ein gutes Abgangszeugniß, unter dem die besten Namen des deutschen Volkes stehen.

* * *

Varzin hat schon einmal einem preußischen Minister gehört, dem Herrn von Podewils, der im Kabinetsrathe Friedrichs des Großen saß; das Gut ging dann in den Besitz der Familie Blumenthal über und von der kaufte es Bismarck bald nach dem Kriege gegen Oesterreich. Auf den Spaziergängen, wenn er, den schweren Stock in die Armhöhlen gestemmt, aufrecht einherschritt, oder vom Wagen aus zeigte er dann wohl dem Begleiter die einzelnen Lindenstämme, deren Geburtsjahr er ganz genau im Kopfe hatte. „Das ist noch Podewilssche Pflanzung, aber hier nebenan, das habe ich schon gepflanzt. Terrain und Pflege waren für alle diese Bäume gleich, und doch ist der Eine in die Höhe geschossen und der Andere eingegangen; — und da bildet man sich ein, man könnte die Menschen gleich machen! Hier herum hatte ich so meine depeschensicheren Plätze, so in den schmalen Seitenwegen, da war ich gegen alle Beunruhigungen der hohen Politik geschützt und konnte ungestört an meine Forstkulturen denken, in denen ich einen für einen Familienvater eigentlich unverantwortlichen Luxus treibe. Na, jetzt habe ich ja Ruhe, allmählich fangen selbst meine guten Freunde wohl an, zu glauben, daß ich nicht wieder ins Amt zurück will, dafür reiten sie nun desto mehr auf meinem Sohn herum. Erst hieß es, er wollte Botschafter werden, in London, glaube ich; als ob er sich danach sehnen könnte, von einem Troupier oder von einem Staatsanwalt Instruktionen zu erhalten über englische Verhältnisse, die er doch viel besser als diese Herren kennt. Und nun heißt es wieder, er wolle mit aller Gewalt Minister werden, und ich hätte eine fürchterliche Intrigue gesponnen, um ein Kompagniegeschäft Waldersee-Herbert in der Wilhelmstraße zu etabliren. Ich weiß nicht, wie weit der politische Ehrgeiz des Grafen Waldersee geht; ich halte ihn für fähiger und geschickter als die jetzigen Herren, die ja auch nicht böswillig sind, aber oft eine subalterne Auffassung, eine Unteroffizierauffassung von ihrem Amt haben. Mein Sohn ist wirklich kein Stellenjäger; er ist das verwöhnte Kind einer erfolgreichen Politik und ich wüßte nicht, was ihn heute nach Berlin locken sollte. Man hat sich ja im März 1890 Mühe genug gegeben, ihn im Amte zu halten, auch an mich trat die Bitte heran, ich möchte nach dieser Richtung meinen Einfluß anwenden, aber ich habe mit Octavio geantwortet: Mein Sohn ist mündig. Er ist jung, deshalb weit weniger resignirt als ich, und er hat längst eingesehen, daß man heute mit einzelnen Ministern nur konkurriren kann, wenn man vorher einige Jahre lang Livrée getragen hat“

Das ist eine Probe, und eine dürftige obendrein, von der merkwürdig reizvollen Gedankenverknüpfung in der Rede des Fürsten. Er mag anfangen, wo er will —: am Schlusse folgt das politische Lied. Dabei ist er unerschöpflich in historischen Vergleichen, in literarischen Parallelen und selbst gefundenen Bildern. Nach dem Diner, so um acht, wenn er in dem behaglichen Wohnzimmer auf dem Sopha liegt, daneben ein Stoß neuer Zeitungen, im Munde die Pfeife, der er mit einem Faberschen Bismarckstift von Zeit zu Zeit Luft macht, dann hat er seine besten Stunden. Da zeigt sich die vielleicht erstaunlichste Fähigkeit seines Geistes, die Kraft der Konzentration; er ist immer ganz bei der Sache und geht ihr immer bis auf den Grund, einerlei, ob es sich um sein gutsherrliches Kirchenpatronat handelt oder um die Veränderung in der Lebenshaltung der Landebelleute oder endlich um Fragen der internationalen Politik. Trotz dem Sachverständigsten hörte ich ihn einmal eine kurze Geschichte der Bierbereitung auf dem Lande geben; auch da wußte er ganz genau Bescheid und erzählte, wie er als Junker nach eifrigen Studien in Schubarts technischer Chemie, die damals die Situation beherrschte, auf dem Kniphof sich zum ersten Male als Brauer versucht und wie sein Vater dann geschrieben hatte: „Seit Otto hier ist, trinken wir klares Bier." Nur Einer war an unfehlbarer Gedächtnißkraft ihm noch überlegen: Lothar Bucher, der auf Tag und Stunde jedes Ereigniß, jede Rede, jeden halbwegs wichtigen Vorgang zu fixiren wußte. Daß er diesen uneigennützigsten Freund nicht wiedersehen würde, war dem Fürsten schon im September bekannt und der schwere Verlust bewegte ihn tief. „Auch bei der Arbeit wird er mir sehr fehlen, — wir hatten uns so an einander gewöhnt!"

Der muntere Zeichner Allers wird uns nächstens Bismarck in Friedrichsruh zeigen und übers Jahr hoffentlich — die Studien hat er schon gemacht — auch den Gutsherrn von Varzin. Da wird man den Unterschied sehen. Friedrichsruh liegt hart an der Bahn, für die Hamburger ists nur ein Katzensprung, das Haus wird von Gästen nie leer und ringsum harren Momentphotographen ihres Opfers. In Varzin ist Alles still, der große Park, die alten Karpfenteiche gemahnen an eine schlummernde Märchenwelt und selten nur durchbricht das fidele Toben der Dorfjugend, der auch die Enkelsöhne des Fürsten mitunter sich beigesellen, den tiefen Frieden dieses echt pommerschen Herrensitzes. Die ganze Einrichtung des alten Hauses, an das ein

moderner Neubau fast kokett sich anlehnt, ist massiv und gediegen: breite Betten, schwere Schränke, mächtige Tische, Sophas und Stühle, die einem Riesengeschlecht auf den Leib gemessen sind. Keine Spur von dem üppigen Luxus des neuberlinischen Protzenthums, aber jede erdenkliche Bequemlichkeit und ein zwangloser Verkehr wie bei einem englischen Country-Gentleman. Das erste Frühstück nimmt jeder Hausbewohner für sich ein, man nennt das dort das Isolirzellensystem, aber es läßt sich behaglich dabei leben; um elf macht der Fürst, dem Rebecca und Tyras getreulich folgen, seinen Spaziergang, um eins trifft die ganze Gesellschaft sich beim Lunch, das sich bei der Pfeife bis gegen halb drei hinzuziehen pflegt; nach kurzer Ruhe folgt dann die tägliche Ausfahrt und um sieben das Diner, an dem ab und zu auch der Förster und der Pastor Theil nehmen. Um elf geht der Fürst zu Bett, nicht ohne vorher dafür gesorgt zu haben, daß seinen Gästen das Spatenbier und die Cigarren nicht fehlen. Die gleiche Sorglichkeit hat er für jeden Gutsangehörigen; oft läßt er den Wagen halten, um mit einem Bauern, einem Arbeiter zu sprechen, und es ist ganz prachtvoll, wie er den Ton der Leute zu treffen und in einem Satz dann ihr ganzes Bischen Schicksal lebendig zu machen versteht. Er sieht den Menschen bis in die Nieren; aber dieser Großinquisitor ist der unvergleichlichste Charmeur.

In Varzin ist er zu Hause, da berührt der Riese mütterlichen Boden und hinter der silbernen Vornehmheit seines Wesens erkennt man die ursprüngliche Frische des pommerschen Landedelmannes. Trotzdem hätte er gerade in diesem Jahre den Varziner Aufenthalt gern abgekürzt, um in der Nähe der schwer heimgesuchten Hamburger Freunde zu sein, wenn nicht die Sorge zärtlicher Frauen ihn von der Seuchengegend fern gehalten hätte.

„Da schreiben die Zeitungen jetzt, es wäre meine Pflicht gewesen, ein offizielles Beileidschreiben an den Hamburger Senat zu richten. Den Leuten kann ich nur antworten, was der alte Wrangel zum Sultan sagte, als der ihn nicht ins Serail lassen wollte: „Majestät überschätzen mir!" Ich bin heute nichts als un particulier de distinction und es wäre eine lächerliche Wichtigmacherei von mir, wenn ich da offene Briefe losließe. Das können und sollen offizielle Persönlichkeiten thun; ich habe mich damit begnügt, dem mir befreundeten Oberbürgermeister und anderen Bekannten privatim meine Theilnahme aus-

zusprechen. Hätte ich mehr gethan, dann hätten es meine guten Freunde in der Presse und — anderswo mit einiger Berechtigung als Vordringlichkeit bezeichnet. Ich sehe die Notizen ordentlich: ‚Nichts ist dem Alten heilig, heute der Marktplatz von Jena, morgen die Cholera, er ist nur zufrieden, wenn recht viel von ihm geredet wird.‘ Jetzt können sie wenigstens nur schreien, ich sei ängstlich. Du lieber Gott, ich habe in meinem Leben so manchen Cholerakranken gepflegt und bin angstfrei; vor Jahren bekam ich mal aus Nizza ein sehr schönes Spitzentuch geschickt, in dem Koch dann Bazillen fand; übrigens eine recht entwickelungsfähige Art, seine Feinde aus der Welt zu schaffen .... Aber ich spräche gern wieder mit meinen Hamburgern. Man hat ihnen mit dem pharisäischen Geschimpfe schweres Unrecht gethan; der Boykott der Hamburger war ungesetzlich und die Rgierung hatte die Pflicht, sofort und wirksam die Freizügigkeit zu schützen. Eben so wäre es ihre Pflicht gewesen, nachdem sie von ihren Konsuln in Rußland längst die Choleraberichte empfangen hatte, öffentlich vor der Seuche zu warnen; besonders Preußen als Grenznachbar mußte den Verkehr überwachen. Wenn die offiziösen Blätter Recht haben, that man aber gerade, was man jetzt Hamburg vorwirft: man wollte die Handelsinteressen schonen und schwieg.“

Ich erzählte von Posen und von den versöhnlichen Worten des neuen Erzbischofs.

„Die Tonart kenne ich! Die ist nur für den Anfang, um den Kaiser und die Regirung zu beschwichtigen. Ledochowski hat das eine Weile auch sehr geschickt gemacht; aber mein Herr Nachfolger brauchte mich doch nicht gerade da zu kopiren, wo ich einen Fehler begangen habe; einmal kann schließlich jedem das passiren, ich habe nie wie gewisse Leute behauptet, in einem besonderen Geheimrathsverhältniß zu unserm lieben Herrgott zu stehen, aber zweimal ist zu viel und sehr vom Uebel. Als ich mich damals wegen Ledochowski in Rom erkundigte, schrieb mir Pius der Neunte zurück: ‚Ich biete Ihnen einen Edelstein und Sie schicken erst noch zum Juwelier, um ihn taxiren zu lassen!‘ Na, und nachher mußte ich den Edelstein fassen; er war immer der selbe geblieben, der er in Bogota war und er wurde erst in Ostrowo etwas still. Ich habe gegen Stablewski persönlich nichts, obgleich er ja im Kulturkampfe einer von den Wildesten war. Aber seine Ernennung war eine Ermuthigung für die polnischen

Wünsche und das vertragen die gewaltthätigen Elemente unter den Polen nicht. Wir haben ja seit 48 immer polnische Sympathien im Lande gehabt, trotzdem wir doch sehen, wie schon die polnischen Arbeiter überall sich durch Gewaltthätigkeit hervorthun. Nur bei uns findet man die Neigung, sich für fremde Nationalbestrebungen zu begeistern, die am Ende doch nur auf Kosten des eigenen Vaterlandes verwirklicht werden können. Die anderen Völker haben sich viel mehr gefunden Egoismus angeschafft und ein Mieroslawski würde heute nicht mehr die Unterstützung der internationalen Revolution finden. Gerade wir aber hätten nicht die geringste Veranlassung zur Polenschwärmerei, denn wir sollten aus der Geschichte gelernt haben, wie die Polen im fünfzehnten Jahrhundert, nach dem Frieden von Thorn, namentlich in Westpreußen gehaust haben. Da wurde mit Feuer und Schwert polonisirt und — gegen die Verträge, die volle Religionsfreiheit verbürgten — rücksichtlos katholisirt. Die Polen haben erst Rußland und später die Besitzthümer des deutschen Ordens angeschnitten und überall, wohin sie kamen, haben sie den Bauernstand einer schrankenloser Adelstyrannei unterjocht. Und daß sie heute nicht auf die Wiederherstellung des Polenreiches spekuliren, das glaubt ihnen kein vernünftiger Mensch. Sie zeigen uns freundliche Gesichter, weil sie wünschen, wir möchten Rußland schlagen und dann den 7½ Millionen Polen — mehr giebt es überhaupt nicht auf der Welt — das ganze Gebiet der Ruthenen und Weißrussen restituiren, so etwa das, was sie im vierzehnten Jahrhundert bei der Theilung Rußlands in die Tasche steckten, bis über Kiew, Tschernigow und Smolensk hinaus. Das Volk, das jetzt da lebt, will aber von einer polnischen Herrschaft gar nichts wissen, es ist kernrussisch im Denken und Glauben; wo man den Polen als Herrn kennen gelernt hat, da ist man nach einer Erneuerung dieser Bekanntschaft überhaupt nicht begierig; der polnische Bauer, der sich auf unseren Schlachtfeldern als ein tapferer Soldat bewährt hat, wird sich für eine Wiederkehr der Adelsdiktatur bestens bedanken, er ist ganz zufrieden mit den Vortheilen der germanischen Kultur und nur die Adligen und die Priester machen den Lärm. Das sind aber zwei sehr intelligente und rührige, und deshalb besonders gefährliche Faktoren; sie haben auch in Rußland, durch die Presse und durch die Frauen, mehr Einfluß, als man gewöhnlich glaubt. Ich will mit allen meinen Mitbürgern in Frieden leben,

aber in seiner exponirten Stellung kann Deutschland sich den Luxus slavischer oder römischer Nebenregirungen ungestraft nicht gestatten und schließlich wollen wir doch Alle, glaube ich, nicht einen Krieg mit Rußland führen, nur um die Republik Polen unseligen Angedenkens wieder herzustellen. Darauf läuft die ganze Geschichte aber hinaus: die Polen betrachten Posen und Westpreußen nur als ein Uebungsterrain, wo sie ihre nationalen Besonderheiten bewahren können, um sie dann, wenn wir, wie sie hoffen, Rußland geschlagen haben, in aller Ruhe in einem slavischen Staat mit antigermanischer und antiprotestantischer Spitze weiter zu pflegen. Darum macht unsere neueste polnische Wirthschaft auch in Rußland so viel böses Blut, weil man da gleich den Glauben verbreitet, wir spekulirten auf die Revolution der russischen Polen.

Bei uns scheint man von alledem gar nichts zu merken. Man hält es mit dem Hofmeister des Candide und glaubt, daß wir in der besten aller Welten leben. Es fehlt an Rückgrat und auch an Detailkenntniß. Leute, die ich als wandelnde Repertorien benützte, juristisch sattelfeste Menschen, die man nachschlagen konnte, werden jetzt als Repräsentanten der germanischen Vormacht in die Welt geschickt und sollen mit ihren beschränkten Mitteln womöglich wilden Völkern imponiren. Andere wieder werden durch die Rücksicht auf eine große Familie und dergleichen zu einer besonders starken Klebung gezwungen und wollen um keinen Preis von dem Posten weichen, der sie nährt. Außerdem ist die Sorte zu zahlreich vertreten, von der Friedrich der Große zu sagen pflegte: „Amusant bei Tische, dann rausschmeißen!“ Jetzt werden sie nicht immer rausgeschmissen. Und aus diesen Kreisen rührt zum Theil auch die Verstimmung mit Rußland her, deren Gründe ganz ähnlich denen sind, die zum siebenjährigen Kriege führten: Klatschereien, angebliche oder wirkliche Bonmots Friedrichs über die Kaiserin Elisabeth und die Pompadour.

Man läßt sich jetzt durch die Ruhe täuschen. Aber in solchen Situationen muß ich immer an die Geschichte von dem Bataillon denken, das 48 mit den Barikadenleuten fraternisirte. Großes Erstaunen. Plötzlich wurde dem Kommandeur eine Meldung gebracht und sofort hieß es: ‚So, Kinder, nun haben wir wieder Patronen, nun gehts los!‘ Auch Rußland kann nicht eher an eine aktive Politik in großem Stil denken, als bis es Geld und die richtige Waffe hat. Aber die

Verstimmung ist da und doch wäre sie gerade jetzt sehr leicht zu vermeiden gewesen. Rußland hat das natürliche Bedürfniß, sich durch Liebenswürdigkeiten über die Schwierigkeiten im Innern hinweg zu helfen. Wir geben ihm keinen Anlaß dazu, deshalb ist es liebenswürdig mit Italien, mit Oesterreich, mit dem Papst, vielleicht allzu sehr mit Rumänien, und es tändelt mit Frankreich wie Don Juan mit einer neuen Schönen. Ein aggressives Vorgehen in Europa oder in Asien entspricht wohl bestimmt nicht den Absichten des Zaren, der ein ruhiger, besonnener und im familiären Glück behaglicher Herr ist; wenn er aber auf deutscher Seite eine unfreundliche Gesinnung und eine Stärkung des Polenthums zu erkennen glaubt, dann kann er schließlich auch im Hieb die beste Parade sehen. Die Sehnsucht nach dem Besitz Konstantinopels ist unter Alexander dem Zweiten etwas zurückgetreten; er fürchtete eine Schwächung des Reiches — von Byzanz ist noch Niemand fett geworden — und eine Erschwerung der Verwaltung, die jetzt schon fast unübersehbar ist. Für die rein deutschen Interessen kann es im Grunde gleichgiltig sein, ob Rußland eines Tages den Schlüssel zu den Dardanellen in die Tasche steckt, dem Sultan sein Serail und seine Sicherheit garantirt und dann abwartet, bis ihm Europa den Krieg erklärt. Ich weiß nicht, ob Frankreich diese Probe bestehen würde, denn im Orient hat es doch eigene Ambitionen; und ein Bündniß mit den Mohammedanern würde in Rußland, wo das religiöse Empfinden immer noch das stärkste Movens ist, sicher nicht besonders populär sein. Meine Politik ist heute noch die selbe wie im Krimkrieg; ich würde sagen: Laßt mich mit Euren Geschichten zufrieden, sie gehen mich nicht an und ich will damit nichts zu thun haben. Ich bin stets dafür, sich nicht einzumischen, dann laufen Einem die Andern nach. Aber bei uns möchte man jetzt am liebsten überall die Hand im Spiel haben und nur ja nicht allein bleiben. Das erinnert mich an ein Hausmädchen, das meiner Frau den Dienst kündigte mit der Motivirung: ‚An Allem kann ich mir gewöhnen, nur an dem Einsamen nicht'.

Das Schlimmste ist, daß die jetzige Regirung das Rechte zu thun glaubt, weil sie Unterstützung findet. Wer unterstützt sie denn aber? Doch zunächst die Parteien, die mit den historisch gewordenen Verhältnissen unzufrieden sind. Wir werden das bei der Militärvorlage vielleicht wieder erleben. Die Konservativen betheuern ihre Unabhängigkeit

vom Centrum, aber sie werden dem Druck der Regirung nachgeben und die Regirung wird sich vom Centrum stimmen lassen, das mit seinen polnischen und welfischen Dependancen gern jede Unpopularität trägt, wenn diese Unpopularität in erster Reihe die bestehenden Reichsinstitutionen trifft. Die Regirung weiß auch ganz genau, daß sie auf das Centrum angewiesen ist; daher in der Norddeutschen der Artikel über den Katholikentag, zu dem allerdings Herr Pindter als Katholik und mit der leisen Rancune gegen Preußen, die auch ich stets zu überwinden hatte, noch einigen eigenen Honig gethan haben mag.

Zur Klärung der Situation, wie die Zeitungen sagen, werden ja die Militär- und Steuergeschichten immerhin etwas beitragen. Ich werde nur dann im Parlament erscheinen, wenn es unumgänglich nothwendig ist. Berlin ist Garnisonstadt und ich müßte als Einziger in des Königs Rock nach Pflicht und Gewissen Sr. Majestät Regirung Opposition machen. Das ist eine fatale Rolle für mich und ich habe eine Scheu davor, wie früher, als ich noch in offenem Wasser badete, wenn ich auf dem Sprungbrett stand. Auch würde die Presse ja doch Alles entstellen, was ich sage. Es ist ja so leicht, ohne Fälschung, nur durch Weglassungen und Striche den Sinn einer Rede vollkommen zu ändern. Ich habe mich selbst einmal in diesem Fache versucht, als Redakteur der Emser Depesche, mit der die Sozialdemokraten seit zwanzig Jahren krebsen gehen. Der König schickte sie mir mit der Weisung, sie ganz oder nur theilweise zu veröffentlichen, und als ich sie nun durch Striche und Zusammenziehungen redigirt hatte, rief Moltke, der bei mir war, aus: ‚Vorhin wars eine Chamade, jetzt ists eine Fanfare'.

Vor allen Dingen aber erschwert eine Wahrnehmung mir das Hervortreten im Parlament. Die Persönlichkeiten der jetzigen Minister sind so dünn, die deckende Scheibe, die sie bieten, ist so durchsichtig, daß die Person des Monarchen immer hindurchscheint. Ich sehe für die Zukunft des monarchischen Gedankens eine Gefahr darin, wenn ein Herrscher, selbst in der besten Absicht, allzu häufig vor der Oeffentlichkeit sich ohne ministerielle Bekleidungsstücke zeigt. Und weil mir diese Gefahr nahe scheint und ein Kampf mit Strohmännern mich nicht lockt, deshalb sage ich, wie Chamisso, als die Franzosen in Deutschland waren: Für mich hat die Situation kein Schwert." M. H.

Universitätreform und Frauenstudium in Schottland.

Im Jahre 1858 wurden die vier schottischen Universitäten, Edinburgh, Glasgow, St. Andrews, mit dem University-College Dundee und Aberdeen zuletzt reformirt. Wenn nach dreißig Jahren bereits wieder das Bedürfniß einer Neuordnung ihrer Einrichtungen sich geltend machte, obgleich seitdem mancher neue Lehrstuhl hinzugekommen und mancher sonstige Fortschritt gemacht war, so ist das ein Beweis für das rasche Fortschreiten der Zeit, das Auftauchen neuer Fragen mit dem Anspruch auf Lösung und vor allem für das Erwachen des öffentlichen Bewußtseins, daß den Aenderungen, die seither in der Gestaltung und den Bedingungen des Lebens stattgefunden haben, notwendigerweise auch in der Bildung des neuen Geschlechtes Rechnung getragen werden muß. In keinem Kulturlande Europas war das Schulwesen vor zwanzig Jahren so weit zurück wie in Großbritannien und Irland, aber kein Land hat auch seitdem so viel für seine Schulen gethan wie das Vereinigte Königreich. Es steht heute praktisch bereits da, wo wir noch lange nicht stehen werden — bei der unentgeltlichen Volksschule in großem Maßstabe mit geordnetem Uebergang nach der „höheren Bürgerschule" mit Deutsch, Französisch und Latein. Der Religionunterricht ist längst aus der Volksschule hinausgeworfen; er liegt bereits, wie in Frankreich und Italien, in den Händen der Religiongesellschaften, deren letzte unter dem Ministerium Gladstone ihrer sicheren Entstaatlichung entgegengeht, und ist fakultativ, meist schon nur noch in Gestalt der Sonntagschule. Ein ähnlicher Umschwung hat sich im Universitätwesen vollzogen.

Gleichzeitig mit den Kämpfen um das griechisch-lateinische Gymnasium, das wir mit Vorliebe das humanistische nennen, weil der Lebenswandel der alten Hellenen und Römer so eine Art Liebigscher Extrakt aus dem allgemeinen Menschenthum war, das es nie und nirgend hat gegeben — gleichzeitig mit diesen Kämpfen in Deutschland, die noch immer im ersten Stadium sich befinden, obgleich das Kampfrufen bedeutend nachgelassen hat, ist jenseits des Kanals der gleiche Streit gefochten worden. Noch ist er

nicht ganz ausgefochten, aber doch hat er schon zu ganz greifbaren Ergebnissen geführt. Daß wir hüben auf unserem sicheren Festlande nichts davon gespürt haben, liegt lediglich daran, daß er drüben die Form einer inneren Universitätangelegenheit besitzt, um die sich weitere Kreise nicht kümmern; denn das Gebiet, um das es sich hier handelt, gehört in Großbritannien nicht der Schule, sondern bereits der Universität. Obgleich der Anspruch des Latein und Griechisch auf die alleinige Fähigkeit zur Großsäugung der gebildeten Jugend drüben von je her nur für die Angehörigen der philosophischen und theologischen Fakultäten als ausgemacht galt, und Naturwissenschaftler, Mediziner und Juristen nicht darunter zu leiden hatten, so besitzen die Veränderungen auf diesem Gebiete doch eine enorme Bedeutung für die ganze geistige Physiognomie Großbritanniens. Aus der Art, wie Studirte und gebildete Kaufleute, Ingenieure und Lehrer drüben die alten Griechen und Römer zitiren, Bilder aus ihnen brauchen und Beispiele anführen, geht als unzweifelhaft sicher hervor, daß ihnen diese Dinge im Jugendunterricht weit lebhafter entgegengebracht worden sein müssen als uns, deren Phantasie sie auf dem Gymnasium niemals ernstlich erregen. Durch die gesammte moderne literarische Produktion Großbritanniens geht ein steifer griechischer Zug mit einer Fülle von Anspielungen und Schulerinnerungen, die der des Griechischen Unkundige nicht versteht. Aber die geistige Jugend ist sich wohl bewußt, daß ein solches geistiges Gepäck eine Last und kein Vortheil ist. Darum wird es abgeworfen, und diese Erleichterung muß deutlich in den Schritten sichtbar werden, die diese Jugend künftig machen wird. „Unsere Zeit hat nöthigere Aufgaben als Griechisch und Latein, und vor allem muß das junge Geschlecht sich sicher und leicht in dem bunten Getriebe der Gegenwart mit ihren Entdeckungen, Erfindungen und ihren immer komplizirteren Lebensbedingungen zurecht finden lernen, wenn darüber auch ein paar alte griechische Bücher in Vergessenheit gerathen", so argumentirt man nicht ganz mit Unrecht da drüben, und bringt diese Argumente zur Geltung, wo man kann.

Der Grundsatz des Homerule ist bei aller Abhängigkeit der drei Vereinigten Königreiche von ihrem gemeinsamen Parlament doch jenseits des Kanals in höherem Maaße durchgeführt, als wir gewöhnlich denken. Namentlich in der religiösen, polizeilichen und Unterrichts-Gesetzgebung erfreuen sich alle drei Länder einer nach den örtlichen Bedürfnissen durchaus verschiedenen Verfassung. Ja selbst innerhalb Englands sind die Universitäten aufs bunteste organisirt. Oxford und Cambridge stehen sich noch am nächsten. Hier giebt es auch noch das verhältnißmäßig zäheste Festhalten an dem Seligmachungmonopol von Latein und Griechisch, und in Oxford das geringste Nachgeben gegenüber dem Frauenstudium. Das

herrschende Collegesystem und die Anstellung eines ganzen Heeres von Professoren, Dozenten und Repetitoren bedingt eine enorme Geldvergeudung, die zu der Studentenanzahl und der geleisteten Arbeit in keinem Verhältniß steht und trotz den ungeheuren Geldmitteln der einzelnen Colleges so schwer auf den Studenten lastet, daß nur sehr Wohlhabenden das Studium dort möglich ist. Aber Oxford und Cambridge, die beiden alten Stammsitze der englischen Wissenschaft, können schon seit geraumer Zeit nicht mehr für den Typus der britischen Universitäten gelten. Dazu haben sich in dem letzten Jahrzehnt doch zu viele neue Strömungen geltend gemacht und hat sich das Bildungbedürfniß doch zu wesentlich verschoben. Weit näher steht diesem Typus, wenn man überhaupt bei den großen Verschiedenheiten noch von einem solchen billigerweise reden kann, die Viktoria-Universität mit ihren drei University Colleges in Manchester, Liverpool und Leeds, die mit jenen beiden Monopolen längst gebrochen hat, an der die modernen Sprachen einen breiten Raum einnehmen und Männlein und Weiblein einträchtig bei einander auf den selben Bänken in den Vorlesungen sitzen — obwohl die Weiblein noch von den Universitätgraden ausgesperrt sind. Immer weitere Kreise zieht die Albert-Universität Londons, die, heute nur ein mächtig organisirter Prüfungskörper mit hochgeachteten Graden, sich im Laufe der beiden nächsten Jahre zur Lehruniversität organisiren wird durch Einbeziehung der größten Londoner Colleges. In ihren Räumen ist schon manche Dame mit dem Diplom, Mantel und Hut der Graduirten geschmückt worden, und in ihrem weiten Felde treten ebenfalls Naturwissenschaften und moderne Sprachen hervor. Daneben kommt das Mason College in Birmingham auf. Die alte Dubliner Universität hat ihrem Lande schon ein halbes Hundert weiblicher Doktoren gegeben, und in Girton, Newnham und Holloway sind weibliche Hochschulen erstanden, die, wenn sie auch noch nicht Universitätrechte genießen und akademische Grade verleihen dürfen, doch als kleine philosophische Fakultäten mit tüchtigen Lehrkräften bereits zu geistigen Mächten geworden sind, die eine hohe weibliche Bildung unausgesetzt in neue Kreise tragen.

Die schottischen Universitäten stehen ganz selbständig neben den englischen, von ihnen verschieden schon durch ihre völlig abweichende Organisation, die eher der unserer deutschen nahe kommt. Obwohl durch ihre eigenen großen Fonds, deren Zinsen zur Bestreitung einer großen Reihe der enorm hohen Professorengehalte ausreichen, weit unabhängiger von der Regierung und durch ihre Selbstverwaltung bisher gegen Eingriffe jeder Art geschützt, nähern sie sich doch unserem System insofern, als sie durch immer wachsende Regirungzuschüsse einen Theil ihrer alten Selbstherrlichkeit einbüßen. Dazu kommt, daß Edinburgh und Glasgow, die Größten

von ihnen, das Collegesystem nicht kennen, daß ihre Studenten einzeln in der Stadt wohnen und die Universität nur das Lehrgebäude ist. In ihren Lehrkörpern sind sie weniger demokratisch als die Deutschen. Die einzelnen Fächer sind nämlich monopolisirt, jedes hat nur einen einzigen Vertreter, einen Professor oder ebenfalls besoldeten Dozenten (etwa unseren außerordentlichen Professoren entsprechend). Kann ein Professor die Arbeit nicht mehr bewältigen, so nimmt er sich einen Assistenten, den er aus seiner Tasche bezahlt und der ganz von ihm abhängig ist. Privatdozenten in unserem Sinn, also Dozenten, die nur die Kollegiengelder beziehen, giebt es nur als Ausnahmefall für Fächer, für die es weder eine Professur noch ein Dozentengehalt giebt. Das System hat einen großen Fehler, den man nicht unterschätzen darf, den Mangel an Konkurrenz, der, wie uns Erfahrung lehrt, namentlich bei höherem Alter der Lehrenden oft zur Stagnation führt.

An der Spitze der Universität steht der wissenschaftliche Rektor — Prinzipal ist sein Titel, und er wird auf Lebenszeit gewählt. Außer ihm giebt es noch einen Lord Rektor, eine bedeutende politische Persönlichkeit, die alle drei Jahre von allen immatrikulirten Studenten gewählt wird, die dabei in vier „Nationes" eingetheilt werden. Gegenwärtig ist Balfour Lord Rektor der Universität Glasgow. Die gesammte Verwaltung der Universität liegt in den Händen eines Verwaltungskörpers (University Court), der sich aus den Professoren, den Spitzen der Behörden und einigen anderen Beisitzern zusammensetzt. Edinburgh mit seinen 3600 Studenten ist die größte britische Universität. Dann folgen Oxford mit 3000, Cambridge mit 2800, Glasgow mit 2300, St. Andrews mit Dundee hat 1400, Aberdeen 900. Wie auf den englischen Universitäten tragen Professoren und Studenten ihre besondere Tracht zu den Vorlesungen wie zu festlichen Gelegenheiten, jene einen schwarzen langen Talar mit buntem Ueberwurf (je nach Fakultät und Grad gefärbt), und viereckiges Barett, diese einen kurzen, feuerrothen Ueberhang des selben Schnittes, wie man ihn in Oxford schwarz oder blau trägt. Es ist ein eigenthümlicher Anblick, bei besonderen Anlässen Hunderte von diesen talargeschmückten Gestalten versammelt zu sehen.

Hinsichtlich des Lehrstoffes entsprechen die schottischen Universitäten im Allgemeinen ebenfalls den deutschen. Wenigstens in den medizinischen, juristischen und theologischen Fakultäten, am allermeisten in der medizinischen. Juristische und theologische Fakultät haben deswegen weniger allgemeine Bedeutung, weil bei dem jungen Juristen die praktische Ausbildung im Bureau des Rechtsanwalts u. s. w. einen viel größeren Raum einnimmt als bei uns, sicher nicht zum Schaden seiner Bildung, und es ein zusammenfassendes einheitliches Gesetz nicht giebt, sondern nur eine Anzahl einzelner Verordnungen aus verschiedenen Jahrhunderten, — und die Fachausbildung

des jungen Theologen, der nicht gerade der Staatskirche angehört, von eigenen theologischen Hochschulen der betreffenden Kirchen — Church Colleges — besorgt wird.

Seit alter Zeit haben die philosophischen Fakultäten Schottlands nur ein einziges Semester, ein Wintersemester von fast vollen sechs Monden. Im Sommer fliegen Professoren und Studenten aus nach der sonnigen schottischen Westküste mit ihrer südamerikanischen Vegetation, die der Golfstrom auch den Winter durch grün erhält, jene zur Erholung, diese um sich durch Unterricht ihr Brot für den Winter zu verdienen oder den Acker des Vaters bestellen zu helfen. Das Ende des Oktobers versammelt sie wieder in der Stadt, und nun beginnt die Winterarbeit, die zugleich die Jahresarbeit ist, und dauert so gut wie ohne Unterbrechung — Weihnachten und Ostern feiert das puritanische Schottland nicht —, bis die Aprilsonne der Arbeitlust im Hörsaal ein jähes Ende bereitet.

Auch sonst weichen die philosophischen Fakultäten (Faculties of Arts) von den unseren am stärksten ab. Sie sind in ihrer Benennung nach den sieben freien Künsten wie in ihrem Lehrstoff etwa dort stehen geblieben, wo die philosophischen Fakultäten Deutschlands vor 150 Jahren standen, ehe unsere Gymnasien emporwucherten und ihnen den größten Theil des Lehrstoffes in Latein und Griechisch entzogen, was zu einer Beschränkung des Universitätsstudiums auf Literaturgeschichte und Textkritik in diesen Fächern führte, bis die vergleichende Sprachwissenschaft kam und das erlösende Wort sprach. Jenes Aufwuchern der Gymnasien ist für die Gebildeten Deutschlands insofern verhängnißvoll geworden, weil es dadurch Mode wurde, daß jeder Studirende der anderen Fakultäten zunächst den Haupttheil der Facultas bonarum artium durchmachen müsse, ehe er zu seinem eigentlichen Studium übergehen dürfe. Dies hatte wiederum eine Erhöhung des Studentenalters um drei volle Jahre zur Folge. Ehedem bezog man in Deutschland die Universität mit 17 , jetzt mit 20 Jahren.

Die schottischen Universitäten sind wie die englischen von diesem Unglück verschont geblieben. Niemand verlangt von einem Mediziner oder Juristen, daß er sich, um zu seinem Fache tauglich zu werden, zunächst zum halben lateinisch-griechischen Philologen ausbilde. Der schottische Student bezieht noch heute mit siebzehn Jahren die Universität, und ist mit 22—23 Jahren fertiger Arzt. Siebzehn Jahre ist das regelrechte Anfangalter für alle Fakultäten außer der theologischen, wo es 19—20 Jahre ist. Die britische Universität setzt in der philosophischen Fakultät etwa bei unserem Einjährig-Freiwilligen-Zeugniß ein und bildet ihre Studenten zunächst für das Magister artium Examen (Master of Arts, abgekürzt M. A.), das Ziel jedes gebildeten Briten, das in seinen Anforderungen

fast genau dem Abiturientenexamen unserer Gymnasien entspricht. Es ist daher nach unseren heutigen Anschauungen überhaupt „kein Fachexamen", sondern „mehr die Grundlage für eine allgemeinere historische Bildung". Es setzt ein dreijähriges Studium voraus, an dessen Ende die Prüfung steht, und zwar bisher in Latein, Griechisch, Mathematik, Logik, Ethik, Naturwissenschaft und englischer Literatur. Nach dem Master of Arts Examen beginnt für den Theologen das Fachstudium und ebenso für den Philologen, Philosophen. (Der Naturwissenschaftler braucht für seine Studien das M. A. Examen nicht; er legt dafür die B. Sc. Prüfung ab, die Prüfung eines Baccalaureus der Naturwissenschaften, Bachelor of Science.) Doch sind in den philosophischen Fakultäten Schottlands die Fachkurse nur spärlich entwickelt, obgleich es in den Private Classes etwas unseren Fachseminaren Entsprechendes giebt, und eine M. A. Prüfung „with honours" deren Besuch voraussetzt. Während die naturwissenschaftliche Abtheilung den Besitzern des Titels eines Bachelor of Science nach fünfjähriger weiterer wissenschaftlicher Thätigkeit auf Grund einer gründlichen Fachprüfung und einer Facharbeit den Titel eines Doctor of Science verleiht, besitzt die Faculty of Arts einen ähnlichen Grad noch nicht, obgleich ein Doctor of Letters schon mehrfach vorgeschlagen worden ist. Aber eben sind jene Fachkurse im Begriffe, sich weiter auszubilden, und zu ihrer Krönung wird die Errichtung eines solchen neuen akademischen Grades nöthig werden.

Zu wiederholten Malen ist gegen die Alleinherrschaft von Latein und Griechisch auf den Universitäten des Vereinigten Königreichs ein Ansturm unternommen worden. Selbst die Universität Cambridge hat in ihr M. A. Examen die modernen Sprachen aufgenommen, wenn auch nur als zur Wahl gestellt mit — Mechanik, und die Viktoria-Universität fordert für ihren M. A. Grad nur noch die Kenntniß einer alten Sprache, d. h. praktisch: sie hat Griechisch so gut wie ganz aus ihren Kursen gestrichen. Am weitesten links steht von allen britischen Universitäten in dieser Hinsicht das schottische Aberdeen, dessen University Council vorschlug, Latein und Griechisch mit den modernen Sprachen auf eine Stufe zu stellen und beide fakultativ zu machen, d. h. zu Gunsten der modernen Sprachen aufzugeben.

Die Brechung des Monopols der alten Sprachen wurde auch von vorn herein als eine der Hauptaufgaben der Scotish Universities Commission betrachtet, die das House of Commons 1888 auf Antrag der schottischen Abgeordneten zur Reform der Universitäten Schottlands ernannte, und sie und die Gestattung des Frauenstudiums sind wohl ihre beiden wichtigsten Leistungen; denn die Schaffung neuer Lehrstühle ist erst die Folge der Er-

weiterung des Programmes der philosophischen Fakultäten durch jenes Beiseitedrängen der alten Sprachen.

Das Maaß der allgemeinen gelehrten Bildung ist, wie die Verhältnisse heute in Großbritannien liegen, durchaus abhängig von der Höhe der Anforderungen für die Master of Arts Examination. Und hier hat die Kommission auch Wandel geschaffen. Künftig ist zu dieser Prüfung nur noch eine alte Sprache nöthig, also praktisch: nur Latein wird verlangt und auch im Uebrigen sind dem Studenten mehrere Fächer zur freien Wahl gestellt. Damit ist etwas Großes geleistet: während bei uns immer noch nur das Abiturientenexamen eines Gymnasiums zu den meisten Studien berechtigt, ist das Realgymnasiums-Abgangszeugniß in Schottland diesem gleichgestellt worden. Es giebt künftig also mehrere Wege zur höheren Bildung und zum Studium der Geisteswissenschaften statt des bisherigen einen, und zwar auch mehr als jene zwei, obgleich sich praktisch die Variation der Examengegenstände ungefähr auf diese beschränken dürfte. Auch die neuen Bestimmungen verlangen eine Prüfung in sieben Fächern, die sie in fünf Gruppen eintheilen. Der Examinand hat nämlich die Wahl zwischen a) Lateinisch oder Griechisch, b) Englisch, einer andern modernen Sprache oder Geschichte, c) Logik und Metaphysik oder Ethik, d) Mathematik oder Naturwissenschaft und e) drei frei innerhalb der in der Fakultät vorhandenen zu wählenden Fächern. Praktisch bedeutet diese Neuordnung der Hauptprüfung der schottischen Universitäten einen Sieg der modernen Bildung über die griechisch-römische. Griechisch und Mathematik waren bisher die Fächer, die am wenigsten geliebt wurden. Außer für Theologen, für die es erforderlich ist, wird Griechisch künftig so gut wie ganz in Wegfall kommen und damit aus den Erfordernissen der Bildung überhaupt gestrichen sein. Bisher stand jedem über siebzehn Jahr alten Schotten, der sich regelrecht immatrikuliren ließ und die entsprechenden Kollegiengelder bezahlte, die etwa das Fünffache der deutschen betragen (ein vierstündiges Kolleg kostet in der Regel 63 M.), der Besuch der betreffenden Vorlesungen frei Wer unter siebzehn Jahren alt war, mußte ein unserer Freiwilligenprüfung entsprechendes Examen ablegen oder ein etwa gleichwerthiges Schulzeugniß vorlegen. Die neuen Bestimmungen unterscheiden zwei Sorten von Studenten, solche, die sich auf einen der ordentlichen Universitätgrade vorbereiten, die zugleich in vieler Hinsicht mit unsere Staatsprüfungen vertreten, und solche, die ohne diese Absicht die Universität nur zu ihrer weiteren Ausbildung besuchen. Die Ersten sind zugleich an einen regelmäßigen Studiengang, an den Besuch von mindestens 80 pCt. der gehörten Vorlesungen und an die halbjährlichen Zwischenprüfungen gebunden, und sie müssen auch das Eingangsexamen ablegen. Es giebt also keinerlei Sperre an den Thoren der Wissen-

schaft, die wie bei uns den Wissensdurstigen hinderte, einzutreten, jeder hat Zutritt, auch ohne daß er vorher einen genau abgezirkelten, einseitig historischen Bildungsgang durchgemacht hat. Ja noch mehr. Seit einem Menschenalter ist die sogenannte „Universitätausdehnungbewegung" geschäftig, durch Errichtung von unentgeltlichen oder doch sehr billigen Abendkursen die höhere Bildung in weitere Kreise, vornehmlich in Arbeiterkreise, zu tragen. Da das Volk nicht zu den Universitäten kommen kann, so kommen die Universitäten zum Volke, und dadurch ist eine Hebung der allgemeinen Bildung erzielt worden, von der bei uns noch Niemand träumt. Das „Volk" bilden in diesem Falle allerdings fast nur die „gelernten Arbeiter", die in Gewerkvereine organisirt sind, aber von ihnen kann man allen Ernstes sagen, daß sie heute die selben Romane und die selben wissenschaftlichen Bücher lesen wie die Gebildeten, und daß zwischen diesen und ihnen thatsächlich keine Bildungskluft besteht. In England sind diese Abendkurse noch weit reicher entwickelt als in Schottland oder Irland, aber auch die schottischen Universitäten gestatten gegen eine Gebühr von 5 Mark für das Semester jedem, der seinen Namen in das Register einträgt, den Besuch ihrer Vorlesungen zum Zwecke seiner weiteren Ausbildung.

Während in Deutschland in Folge der größeren Knabensterblichkeit auf tausend Männer wie in Spanien 1039 Frauen kommen, weist Großbritannien und Irland auf die gleiche Zahl von Männern 1060 Frauen auf. In Folge der vielen Mannschaften, die im Schiffsdienst und im Kolonialdienst festgehalten werden, sind zwei Millionen Frauen von vorn herein von der Ehe ausgeschlossen. Die enorm hohe Zahl unverheiratheter Mädchen allein erklärt den Umstand, daß England die Heimath der Frauenbewegung geworden ist, zur Genüge. Seit Mills „Hörigkeit der Frau" ist ein Menschenalter dahingegangen, eine neue Civilgesetzgebung hat das Weib dem Manne gleichgestellt, eine Reihe nützlicher Beschäftigungen haben seine Stellung gehoben, und in gesellschaftlicher Hinsicht ist seine Stellung gestiegen. Im Postdienst, im kaufmännischen Bureaudienst, in der Druckerei sind Tausende von Frauen der besseren Stände beschäftigt, und das Bedürfniß nach Freigebung der gelehrten Berufe für sie, wenigstens so weit diese in die philosophische und medizinische Fakultät fallen, wurde immer größer. In England entstanden in Girton, Newnham und Holloway philosophische Fakultäten für Frauen in der Form von Ladies Colleges nach Oxforder Muster, und ihre Studentinnen legten meist zu London und Cambridge ihre Prüfungen ab. Die glänzenden Examina von Miß Ramsay (Mrs. Butler), Miß Abbott (Girton) und Miß Stawell (Newnham) sind in Cambridge noch in frischer Erinnerung, und an der Albert University schlagen die weiblichen Kandidaten nicht selten ihre sämmtlichen männlichen

Konkurrenten. In Schottland war das weibliche Geschlecht schon seit geraumer Zeit zu den sogenannten Local Examinations der Universitäten zugelassen, deren beide höhere Stufen das Senior und das Higher Examination zur Anstellung als Lehrer und Lehrerin berechtigten. Um dem Andrängen der Frauen zur Universitätbildung gerecht zu werden, errichtete die Universität St. Andrews einen eigenen akademischen Grad für sie, Lady literate in Arts (L. L. A.), der dem Master of Arts der Männer gleichwerthig sein sollte, in Wirklichkeit aber etwas niedriger war und sich, verglichen mit den Londoner und Cambridger Graden, keiner besonderen Achtung erfreute. Die Vorbereitung dazu war jedoch mehr privat. Zu den offiziellen Universitätkursen waren Frauen nicht zugelassen. Hie und da arbeitete ein einzelnes Mädchen, eine Professors-Tochter oder -Bekannte, in einem chemischen oder physikalischen Laboratorium, während Dublin bereits Irland Aerztinnen schenkte. In ein neues Stadium trat die akademische Frauenbildung in Schottland erst durch die Gründung eines selbständigen Ladies College in Schottlands Handelshauptstadt und Haupthandelsstadt Glasgow, der zweiten Stadt des Vereinigten Königreichs, durch die Gründung des Queen Margaret College im Jahre 1883.

Während man in Deutschland noch fleißig debattirt, ob sich „das Weib" auch zum Studium eigne, gründet man drüben über dem Kanal frisch aus Privatmitteln Bildunganstalten für Mädchen, unbesorgt und unbekümmert darum, ob sie zunächst offizielle Anerkennung erhalten. Sobald die entsprechenden Leistungen erreicht sind, kann diese allein nicht mehr ausbleiben.

Bei der Wahl des Ortes für die neue Damenuniversität kamen nur zwei Orte in Frage, Glasgow und Edinburgh, jenes mit 800 000 Einwohnern, dieses mit 300 000 Einwohnern, den beiden Hafenstädten Leith und Portobello, die alte Residenz der schottischen Könige. Das stärkere Bedürfniß wies nach Glasgow, und 1877 bildete sich dort eine Vereinigung für höhere Frauenbildung, die einmal darauf ausging, die Bildung des weiblichen Geschlechtes zu heben und sodann Mädchen für den Lehrerinnenberuf und andere Berufe vorzubereiten. 1883 wurden die bis dahin eingerichteten Kurse zu einem College vereinigt, das nach der alten schottischen Königin Margarete den Namen Queen Margaret College erhielt, nach unseren Begriffen etwa eine kleine philosophische Fakultät darstellend. Bereits im folgenden Jahre erhielt das neue College durch Schenkung ein prachtvolles Heim. Eine reiche Schiffbauerwittwe, Mrs. Elder, schenkte ihm gegen Erstattung etwa des halben Werthes ein mächtiges Gebäude inmitten eines weiten dazu gehörigen Gartens, im besten Theile der Stadt, an dem Ufer des kleinen Kelvinflusses gelegen. Bald machten sich Erweiterungen nöthig. Eine kleine naturwissenschaftliche Fakultät erstand, und im

Herbst 1890 konnte auch eine medizinische Fakultät eröffnet werden, der vom öffentlichen Krankenhaus eine Reihe von Betten zu klinischen Demonstrationen der Dozenten zur Verfügung gestellt wurden. Die Vorlesungen wie die praktischen Kurse wurden fast ausschließlich von den Professoren und Dozenten der alten Universität Glasgow abgehalten, und wo deren Lehrkräfte Lücken aufwiesen, wie bei Deutsch und Französisch, zog man von auswärts Lehrkräfte heran. So wirkte der bekannte Heine-Herausgeber Dr. Ernst Elster, jetzt Professor an der Universität Leipzig, dort zwei Jahre als Dozent der deutschen Sprache und Literatur. Nach und nach erstanden regelmäßige Kurse in Lateinisch, Griechisch, der englischen, deutschen und französischen Sprache und Literatur, in Logik, Methaphysik, Ethik und Nationalökonomie, in Mathematik, Naturwissenschaft, Chemie, Zoologie und Botanik, während die medizinische Fakultät außerdem Physik, angewandte Chemie, drei anatomische Kurse, Physiologie, Therapeutik und Pharmacie, zwei pathologische Kurse, Chirurgie und klinische Chirurgie, praktische und klinische Medizin, Gynäkologie und gerichtliche Medizin umfaßte. Die Organisation dieser drei Fakultäten wurde wesentlich erleichtert durch das schottische Universitätsystem, das dem Professor und Dozenten nicht gestattet, in kunterbunter Folge über alle möglichen Einzelfragen zu lesen, sondern ihn verpflichtet, in einem regelmäßigen dreijährigen (in der Medizin fünfjährigen) Cyclus sein ganzes Gebiet zu decken, und nur die Vorlesungen, di er darüber hinaus hält, seinem Belieben überläßt. Sobald sich das Bedürfniß nach einem neuen Kursus herausstellte, wurde er selbst unter großen Opfern geschaffen, und einen wesentlichen Theil seines raschen Aufblühens verdankt das Queen Margaret College dem weisen Schritthalten seiner Erweiterung mit dem Zunehmen der Bedürfnisse. In seinem Mittelpunkt steht noch heute eine hochbegabte, thatkräftige, opfermüthige und unermüdliche Frau, die dem College ihr ganzes Leben gewidmet hat, Miß Galloway, deren Name mit der Entstehung des Ganzen unauflöslich verwachsen ist.

Das Queen Margaret College war eine ganz selbstständige Gründung, die lediglich dem Umstand entsprang, daß die schottischen Universitäten ihre Thüren dem Weibe verschlossen, und es hat sich im Laufe von fünfzehn Jahren zur Universitätshöhe empor gearbeitet. Während England in Girton, Newnham und Holloway ähnliche Colleges besitzt, wenn auch ohne medizinische Fakultäten, ist es in Schottland das einzige geblieben. Im Februar 1892 ertheilte auf das Verlangen des Landes hin die schottische Universitätenreformkommission den Verwaltungkörpern der Universitäten die Vollmacht, dem weiblichen Geschlechte ihre Thore aufzuthun und zwar entweder durch Zulassung zu den bereits bestehenden Kursen, oder durch Er-

richtung besonderer Kurse für sie. Da stellte der Verwaltungrath des Queen Margaret College den Antrag auf dessen einfache Einverleibung in die alte Universität, und am 28. Juni wurde der Antrag angenommen, die Dozenten, die bis dahin noch nicht zugleich an der Universität gelehrt hatten, wurden zu Universitätdozenten ernannt, die vorhandenen Kurse als Universitätkurse anerkannt und die ca. 300 Studentinnen des College wurden Universitätstudentinnen und damit offiziell zugelassen zu den Graden, welche die Universität in den philosophischen und medizinischen Fakultäten verleiht, dem Grad des Magister Artium (Master of Arts, M. A.) und Baccalaureus der Medizin und Magister der Chirurgie (Bachelor of Medicine M. B.) und Master in Surgery (C. M.), sowie dem Doctor of Medicine (M. D.) Für den Grad des Baccalaureus der Naturwissenschaft (Bachelor of Science, B. Sc.) ist noch keine endgiltige Bestimmung getroffen. Während bei den anderen drei schottischen Universitäten einige praktische Schwierigkeiten bestehen, namentlich betreffs des gemeinsamen Studiums der Anatomie und Pathologie durch beide Geschlechter, und in Folge dessen sich die Umwandlungen nicht so rasch und glatt vornehmen lassen, hat am 26. Oktober das erste Wintersemester des weiblichen Universitätstudiums in Glasgow begonnen. Für die theologische und juristische Fakultät liegt bis jetzt noch keinerlei Veranlassung vor, in gleichem Sinne vorzugehen; mit der Erschließung der anderen Fakultäten ist dem praktischen Bedürfniß Rechnung getragen. Damit ist auch der große Schritt geschehen, der dem Weibe zwar nicht zuerst den Zugang zu einer gelehrten Bildung eröffnet, aber doch dieser Bildung die öffentliche Anerkennung verleiht und ihr dadurch den Stempel der Gleichberechtigung mit dem Manne auch für dieses Gebiet aufdrückt.

In Deutschland knüpft der Brauch das Recht zum vollgiltigen Universitätbesuch an das Abgangszeugniß eines Gymnasiums. Wo sind die Frauen, die dieses vorweisen können und was haben die Frauen Deutschlands gethan, um den Mädchen des heranwachsenden Geschlechtes diese Vorbildung zu schaffen? Das Berliner Viktorialyceum ist in seiner Weise ein treffliches Institut, aber warum sind seine „Unterrichtskurse" noch nicht in die Form von neun regelrechten Gymnasialklassen gebracht worden? In Wien hat man eben eine „Gymnasialschule für Mädchen" eröffnet. Scheuen unsere Mädchen noch die geistige Arbeit, sich durch diese hindurch zu arbeiten, dann ist diese Generation auch noch nicht reif zum Universitätbesuch und wir müssen der nächsten harren.

Dr. Alexander Tille.
Dozent an der Universität Glasgow.

Eine Gesellschaft für ethische Kultur.

Warum hat sich Friedrich Nietzsche wahnsinnig gedacht über die großen Fragen der menschlichen Moral? Viel einfacher wäre es doch gewesen, den Philosophie-Professor aus Amerika, Felix Adler, zu hören über die „allen guten Menschen gemeinsame Sittlichkeit", und das von ihm Vernommene dem deutschen Volke als Heilslehre zu verkünden. So hat es eine Elite der deutschen Gebildeten gemacht und eine „Gesellschaft für ethische Kultur" begründet, deren Zweck ist, jenes „Gemeinsame" zum Hauptträger der Lebensführung gebildeter Menschen zu machen. Ich bemerke gleich von vorn herein, daß unter den Gründern der Gesellschaft sich Männer befinden, die ich hoch schätze. Die Gründung selbst aber entspringt einer rückständigen Lebensauffassung. Offizielle Philosophen, die heute noch immer den alten Kant — Begriffskrüppel nennt ihn Nietzsche — wiederkäuen, stehen fest auf dem Standpunkt, zu glauben, daß es so etwas, wie eine „allen guten Menschen gemeinsame" Moral gebe; modernes Denken, das seine Zeit erfaßt und ein wenig auch in die Zukunft sieht, ist darüber hinaus. „Handle so, daß die Grundsätze deines Handelns für alle Menschen gelten können"; das ist der Kernsatz der Sittenlehre Kants. Und in allen Tonarten klingt dies Sprüchlein uns an die Ohren aus den Bekenntnissen derer, die sich Freisinnige, Liberale, Humanitätapostel u. s. w. nennen. Aber es giebt heute auch schon einen Kreis von Menschen, die wissen, daß dieser Satz der Tod alles individuellen Lebens ist, und daß auf dem Ausleben der Individualität aller Kulturfortschritt beruht. Was in jedem Menschen Besonderes steckt, das muß aus ihm heraus treten und ein Bestandtheil des Entwickelungprozesses werden. Sieht man von diesem Besonderen ab, das jeder für sich hat, dann bleibt nur ein ganz banales „Allgemeines" zurück, daß die Menschheit auch nicht um eine Spanne weiter

bringen kann. Ein paar Zweckmäßigkeitregeln für den gegenseitigen Verkehr, das ist Alles, was da als „allen guten Menschen Gemeinsames" heraus kommen kann. Das im eigentlichen Sinne ethische Leben des Menschen fängt aber da erst an, wo diese auf Nützlichkeit begründeten Gesetze aufhören. Und dieses Leben kann nur aus dem Mittelpunkte der Persönlichkeit stammen und wird nie das Ergebniß eingepflanzter Lehrsätze sein. Eine allgemein-menschliche Ethik giebt es nicht. Auf den Kantischen Satz muß modernes Empfinden das gerade Gegentheil erwidern: Handle so, wie, nach deiner besonderen Individualität, nur gerade du handeln kannst; dann trägst du am meisten zum Ganzen bei; denn du vollbringst dann, was ein Anderer nicht vermag. So haben es auch alle Menschen gehalten, von denen die Geschichte zu berichten weiß. Deshalb giebt es so viele verschiedene sittliche Auffassungen, als es Völker, Zeitalter, ja im Grunde so viele, als es Individuen gegeben hat und giebt. Und wenn an die Stelle dieses Naturgesetzes dasjenige träte, welches von den im Kantischen Sinne denkenden Moralphilosophen für richtig gehalten wird: eine fade Einförmigkeit alles menschlichen Handelns wäre die nothwendige Folge. Solche „allgemeine" Moralprinzipien sind oft aufgestellt worden; nie hat aber ein Mensch sein Leben danach eingerichtet. Und die Erkenntniß, daß es sich hier um ein Geschäft für müßige Köpfe handelt, sollte allem modernen Denken das Gepräge geben.

Ich kann mir wohl denken, welche Einwände gegen diese Sätze erhoben werden. „Das begründet ja die reine Anarchie!" „Wenn jeder nur sich auslebt, dann ist an ein gemeinsames Wirken nicht zu denken!" Hätte ich solche Einwände nicht wirklich gehört, ich fände es überflüssig, sie auch nur mit einigen Worten zu streifen. Es ist hier vom ethischen Leben des Menschen, wie schon gesagt, die Rede. Was unter seinem Niveau liegt, das ist nicht moralischen Maßstäben unterworfen; das unterliegt allein der Beurtheilung nach seiner Zweckmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit. Hier das Richtige zu treffen, ist Aufgabe der sozialen Körperschaften; die Ethik hat damit nichts zu thun. Der Staat mag über die Nützlichkeit oder Schädlichkeit menschlicher Handlungen wachen und für das Zweckmäßigste sorgen; der ethische Werth meiner Thaten ist etwas, was ich als Individuum mit mir selbst abzumachen habe. Vorschriften der Zweckmäßigkeit des Handelns kann es geben, und deren Einhaltung mag auch mit Gewalt erzwungen werden; Vorschriften des sittlichen Handelns giebt es nicht. Der Anarchismus ist nicht deswegen zu verwerfen, weil er unsittlich, sondern weil er unzweckmäßig ist. In dem Gebiet der eigentlichen Sittlichkeit kann allein der Grundsatz gelten: leben und leben lassen. Daß man in Amerika, wo in einem eminent materiellen Kulturleben alles über die Sorge für die

gemeinen Lebensbedürfnisse hinausführende Denken untergeht, der Gedanke der „ethischen Gesellschaften" Anklang gefunden hat, ist nicht zu verwundern. In Deutschland, wo noch Sinn für die höheren Aufgaben der Menschheit ist, sollte dergleichen aber nicht nachgeahmt werden. Wo man nur daran denkt, das physische Leben so bequem wie möglich zu machen, da mag man nach dem behaglichen Auskunftmittel sittlicher Grundsätze suchen, weil es doch an sittlichen Impulsen fehlt. In einem Kulturgebiet aber, wo ein wahres Geistesleben herrscht, kann die jeweilige sittliche Lebensführung nur das Ergebniß der herrschenden Weltanschauung sein. Wie ich mich, nach meiner Auffassung von Natur und Menschenwelt, zu beiden stelle, davon wird meine Haltung im Leben abhängen. Die Sitte ist immer eine nothwendige Folge der Erkenntniß eines Zeitalters, Volkes oder Menschen. Darum werden große Individualitäten, die ihren Zeitaltern neue Wahrheiten verkünden, immer auch der Lebensführung ein neues Gepräge geben. Ein Messias einer neuen Wahrheit ist immer auch der Verkünder einer neuen Moral. Ein Moralist, der nur Verhaltungmaßregeln zu geben hat, ohne etwas Besonderes über Natur oder Menschen zu wissen, wird nie gehört. Daher kann es nichts Verkehrteres geben als die von der konstituirenden Versammlung der „ethischen Gesellschaft" beschlossene Maßregel, durch Verbreitung moralischer Schriften auf die Verbesserung des ethischen Lebens einwirken zu wollen. Daß man dabei von deutschen Schriften ganz abgesehen hat und zunächst nur an Uebersetzungen amerikanischer Bücher denkt, ist mir ganz erklärlich. In Deutschland fände man nicht viel für diesen Zweck Brauchbares. Bücher über Ethik machen eben hier nur die in der unmodernen Kantischen Doktrin befangenen Schulphilosophen. Die aber schreiben eine für solche Kreise, auf welche die ethische Gesellschaft rechnet, ganz unverständliche Schulsprache. Außerhalb der Schule stehende Philosophen aber stellen keine Moralprinzipien auf. Hier hat sich die sittlich-individualistische Denkweise bereits tief eingelebt. Die amerikanischen Bücher dieser Art enthalten zumeist Trivialitäten, die zu lesen nur gefühlsbuseligen alten Mädchen oder unreifen Schuljungen zuzumuthen ist. Der richtige deutsche, gelehrte oder ungelehrte, Philister wird manche kaufen, auch viel Rühmliches von ihnen zu erzählen wissen; lesen wird er sie nicht. Männer von einigen Kenntnissen, die nicht durch unsere traurige Schulphilosophie im Denken ganz heruntergekommen sind, wissen, daß in der Mehrzahl dieser Bücher nur Weisheiten stehen, über die bei uns Fortgeschrittene vor hundert Jahren nur mehr ein — Gähnen hatten.

Bejammernswerth zu hören ist es aber, daß der Jugenderziehung diese öden Sittlichkeitmaximen eingeimpft werden sollen. Herr v. Gizycki hat die schärfsten Worte über den pädagogisch verwerflichen Einfluß der rein konfessionellen Erziehung gesprochen. Darüber wird kaum ein modern

Denkender mit ihm streiten. Aber was die Konfessionen mit ihren Moralprinzipien machen, das will die „ethische Gesellschaft" mit den allgemeinmenschlichen nachahmen. Dort und hier wird aber nichts erreicht als die Ertötung des Individuums und die Unterjochung des Lebens durch unlebendige, starre Gesetze. An die Stelle der Pfaffen der Religionen sollen die Pfaffen der allgemein-menschlichen Moral treten. Mit diesen aber ist es sogar noch übler bestellt als mit jenen. Die konfessionellen Sittenlehren sind die Ergebnisse bestimmter Weltanschauungen, die doch einmal den berechtigten Kulturinhalt der Menschheit ausmachen; die allgemein-menschliche Sittenlehre ist eine Summe von Gemeinplätzen; es sind aus allen möglichen sittlichen Anschauungen zusammengeholte Fetzen, die nicht von dem Hintergrunde einer großen Zeitanschauung sich abheben. Wer dergleichen für lebensfähig oder gar für geeignet hält, den ethischen Gehalt unserer Kultur zu reformiren, der stellt damit seiner psychologischen Einsicht ein schlechtes Zeugniß aus.

Wir stehen vor einer Neugestaltung unserer ganzen Weltanschauung. Alle Schmerzen, die ein mit den höchsten Fragen ringendes Geschlecht durchzumachen hat, lasten auf uns. Wir empfinden die Qualen des Fragens; das Glück der Lösung des großen Räthsels soll uns ein Messias bringen, den wir täglich erwarten. Unsere Leidenszeit wird vielleicht lang sein, denn wir sind anspruchvoll geworden; und wir werden uns nicht so bald abspeisen lassen. So viel aber ist gewiß: was er uns auch verkünden wird, der Reformator: mit der neuen Erkenntniß wird auch die neue Moral kommen. Dann werden wir auch wissen, wie wir uns das neue Leben einzurichten haben. Den Gebildeten jetzt alte Kulturüberbleibsel als ewiges sittliches Gut der Menschheit hinzustellen, heißt sie abstumpfen für die Empfindung der Gährungerscheinungen der Zeit, und sie ungeeignet machen für die Mitarbeit an den Aufgaben der nächsten Zukunft.

Unter den Satzungen der „Gesellschaft für ethische Kultur" sind ja auch einige, die eine günstige Wirkung haben werden. Die Anbahnung einer lebhafteren Diskussion religiöser Fragen, das Streben nach Hebung der Lebenslage der ärmeren Volksschichten sind Dinge, die alle Anerkennung verdienen. Alles das hat aber nichts zu thun mit den Grundtendenzen der Gesellschaft, die alle Auffassung des ethischen Lebens auf eine von dem modernen Bewußtsein überwundene Stufe zurückdrängen möchten. Eine Verbreitung dieser Grundgedanken könnte nur hemmend für die Entwickelung wahrhaft moderner Anschauungen werden.

In der Sonntags-Beilage der „National-Zeitung" vom 15. Mai 1892 erschien eine Art von offiziellem Programm der Gesellschaft, ohne Zweifel aus der Feder Eines ihrer hervorragenderen Gründer. Da heißt es:

„Die Behauptung, daß es keine allgemein menschliche Moral gebe, ist eine Beleidigung, welche die Menschheit nicht hinnehmen darf, ohne eine Einbuße an gesundem Selbstgefühl und an dem Glauben an ihre Bestimmung zu erleiden.“ Und einige Zeilen weiter wird als Grundsatz der „ethischen Kultur“ hingestellt: „die sittliche Bildung . . . allein aus den Existenzbedingungen und Grundgesetzen der menschlichen Natur . . . zu entwickeln.“ Das heißt denn doch, die Sache etwas gar zu oberflächlich betrachten. Jede Bildungperiode hat ihre eigene Anschauung von den Existenzbedingungen und Grundgesetzen der Natur; nach dieser Anschauung richtet sich ihre Ethik. Diese ist so wandelbar wie jene. Man sollte wahrhaftig nicht an moralische Kurversuche herantreten, ohne die kräftigen Worte aus Nietzsches „Genealogie der Moral“ zu kennen, die uns die Entwickelung der ethischen Wahrheiten laut und vernehmlich künden, auch wenn wir für abstraktes Denken keinen Sinn haben. Ein Massenrezept aus dem Dunstkreis der großen moralischen Apotheke aber muß gerade von den Bereitern einer besseren Zukunft energisch zurückgewiesen werden.

Weimar. Rudolf Steiner.

Die akademische Erziehung der Bildhauer.

Diejenigen unserer zeitgenössischen Künstler, die der deutschen Bildhauerei eine hervorragende Bedeutung verliehen haben, waren mit ganz geringen Ausnahmen Schüler einer Kunstakademie. Wer oberflächlich urtheilt, kann daraus den Schluß ziehen, die akademische Erziehung sei vortrefflich eingerichtet und ihr Lehrplan sowie ihre Handhabung entsprächen den berechtigten Anforderungen.

Will man die akademische Erziehung-Methode aber auf ihren wirklichen Werth prüfen, so darf man sich nicht dadurch bestechen lassen, daß aus einzelnen Schülern tüchtige Künstler wurden — denn solche gab es ja bekanntlich schon, ehe es Kunstakademien gab —, sondern man muß untersuchen, welches Gesammtresultat erzielt wird. Das aber besteht darin — es soll hier nur von Bildhauern gesprochen werden —, daß von der großen Zahl der jungen Leute, die jahraus, jahrein mit großen Hoffnungen und Erwartungen die akademische Laufbahn betreten, einige Ausnahmen wirklichen künstlerischen Erfolg haben. Nicht aus der Hälfte der Schüler werden „Durchschnitts-Künstler". Mehr als die Hälfte der Akademiker verschwindet wenige Jahre nach dem Besuch der Hochschule ganz aus dem eigentlichen Kunstleben und bildet den Stamm des niederen Kunsthandwerks, nicht etwa des tüchtigen, oder scheitert gänzlich. Es muß also gesagt werden: Aus der größeren Zahl der Kunstakademiker wird ein Künstler-proletariat.

Diese harte Behauptung ist leider bittere Wahrheit. Mögen die Zweifler die Listen der Studirenden der Kunstakademien aus den letzten dreißig Jahren durchsehen, dann werden sie finden, wie viele Menschen jährlich eine Bahn betreten, auf der sie zu Grunde gehen. Und hierin

liegt der schwerste Vorwurf, der gegen die derzeitigen Einrichtungen der Kunstakademien erhoben werden muß. Auf keine Weise läßt sich eine Erziehung-Methode rechtfertigen, die aus einer großen Zahl derjenigen, welche sie erhalten, untüchtige, unglückliche Menschen werden läßt, die mit den erworbenen Kenntnissen eine geregelte Existenz nicht finden können.

Um den Grund der unglücklichen Erziehungresultate der Kunstakademien aufzuhellen, ist es nur nothwendig, anzuführen, was ein Bildhauer nicht kann, wenn er eine Akademie besucht hat.

1. Er kann nicht Gips gießen.
2. Er kann nicht in Holz oder in irgend einem Stein arbeiten.
3. Er hat kaum eine Ahnung, wie in Bronze gegossen wird, und keinesfalls die mindeste Erfahrung darin.
4. Er kann kein Ornament modelliren, oder keinesfalls so gut, daß er ohne Weiteres in einem Stuckgeschäft als Gehilfe brauchbar wäre.

Wenn nun ein solches Erziehungprodukt die erforderliche Begabung nicht hat, um als selbstschaffender Bildhauer zu wirken, was soll dann aus ihm werden? Der einzig direkte Ausweg für solche Leute ist, daß sie Handlanger im Atelier eines Künstlers werden. Das ist eine Existenz, aber eine kümmerliche. Die Zahl solcher Plätze in Künstlerateliers ist obenein eine recht beschränkte. Was soll aus all' den Anderen werden? Wollen sie in irgend einem Fach, das mit der Bildhauerei zusammenhängt, sich eine Stellung suchen, so müssen sie von vorn anfangen zu lernen. Und zu solchem Lernen gehört eine gewisse geistige Größe und Energie, denn nun heißt es, Handwerker werden, nachdem man „Künstler studirt hat". Ist es verwunderlich, daß die Meisten dieser Leute verbittert werden, sich für verkannte Genies halten, den Staat anklagen, der nicht genügend für Aufträge sorgt? Ist es nicht naturgemäß, daß solcherart ein Künstlerproletariat entstehen muß? Müssen diese Menschenopfer — anders kann man die verunglückten Akademiker nicht nennen — gebracht werden? Sind diese Opfer etwa nothwendig, weil der Lehrplan für die Schüler, die dann selbstständig schaffende Bildhauer werden, sich nicht ändern läßt?

Keineswegs! Gerade die Kenntnisse, die die ungenügend Begabten brauchen könnten, um davon zu leben, brauchen die wahrhaft Begabten für ihre Kunst.

Es giebt allerdings noch „große Künstler", die das Alles nicht zugeben wollen. Gemeint sind hiermit die Herren der nach-Rauchschen Schule und ihr künstlerischer Anhang. Die Mehrzahl dieser Herren hegt die größte Abneigung gegen das, was man das Fundament der Bildhauerei nennen sollte. Woher diese Abneigung stammt? Nun, daraus, daß die

Mehrzahl dieser Herren es eben selbst nicht gelernt hat. Weil sie meistens in Wirklichkeit nur Modelleure sind, aber nicht Bildhauer. Modelliren können sie allerdings „stilgerecht" und mit Vermeidung sämmtlicher Schwächen, die der Natur anhaften. Die Natur ist ja nicht — ideal, und die Herren wollen nur Ideales. Natürlich wäre es, wenn ein Bildhauer zunächst sein Handwerk kennen lernte. Wann und wo zeigte sich die nach-Rauchsche Schule aber fähig, natürlich zu schaffen und zu denken?

Unsere Akademien werden vollkommen von den Mitgliedern dieser Schule beherrscht. Diese Thatsache ist höchst merkwürdig, denn sie zeigt, daß von den beiden Strömungen, die in der Bildhauerei vorhanden sind, nur eine die staatliche Konzession zum Schulemachen hat. Dies ist bis heute nur möglich gewesen, weil Senat und Akademie die neu zutretenden Mitglieder selbst wählen. Bei solchen Wahlen vertheidigt sich die nach-Rauchsche Schule gegen die Einschleppung des modernen Geistes, wie Berlin gegen die Cholera, und von ihrem Standpunkte allerdings mit vollstem Recht. Im Interesse der Kunst bleibt aber die künstliche Fortpflanzung der Schematiker zu beklagen.

Vielleicht wird hiergegen angeführt werden, es seien auch Anhänger der neuen Richtung gewählt worden, und vor allen Dingen habe Reinhold Begas das Meister-Atelier der Bildhauer in Berlin. Dieses Atelier gehört indeß nicht in den eigentlichen Lehrkursus der Akademie und kann nur von einigen jungen Bildhauern besucht werden, die sich der Meister selbst auswählt. Reinhold Begas hat thatsächlich keinen direkten Einfluß auf die Schüler der Akademie, und dies sei über jeden Zweifel klar gestellt, damit nicht Uneingeweihte sich einreden lassen, auch Gegner der nach-Rauchschen Schule seien am akademischen Unterricht betheiligt. Ferner stand Begas, der Begründer der modernen deutschen Bildhauerei, unendlich lange an allen maßgebenden Stellen allein der ge- und entschlossenen nach-Rauchschen Schule gegenüber, konnte also nie mehr durchsetzen als Kompromisse, und mit solchen ist der Kunst nicht viel gedient. Was die übrigen Wahlen von Vertretern der modernen Richtung betrifft, so kann man denen ziemlich skeptisch gegenüberstehen. Bei Gelegenheit einer solchen Wahl hörte ich sagen, die Herren brauchten einen „Renommir-Christen".

Es soll nun hier nicht behauptet werden, daß die Gegner der nach-Rauchschen Schule bereits Alle ein klares Verständniß davon haben, warum der Künstler-Bildhauer in den zu seinem Berufe gehörigen Handwerken persönlich bewandert sein muß. Gegner wie Anhänger der herrschenden Schule erhalten auf den Akademien die gleiche Erziehung, und deren Mängel werden Jedem mit auf den Weg gegeben. Doch so viel steht fest: das Gefühl für Materialbehandlung liegt der modernen Richtung im Blut

und ihre Führer haben bewiesen, daß sie auch in dem Punkt mit der nach-Rauchschen Schule gebrochen haben.

Eine Begründung, warum es für den Künstler-Bildhauer nothwendig ist, selbst Marmorarbeiter, selbst Bronzegießer u. s. w. zu sein, ist hier vielleicht am Platz. Thorwaldsen sagte: Thon ist Leben, Gips ist Tod und Marmor die Auferstehung. Schöner läßt sich nicht ausdrücken, daß der selbe Gegenstand, in verschiedenen Materialien dargestellt, verschieden wirkt.

Vergleicht man einen natürlichen Menschenarm mit seinem Gipsabguß, oder mit seinem Bronzeabguß, oder mit seiner Uebertragung in Holz, in Marmor oder anderen Stein, so werden die verschiedenen Wiedergaben des Armes, die in Wirklichkeit gleich groß sind, verschieden groß erscheinen und in der Wirkung der Einzelformen von einander abweichen. Die Ursachen dieser optischen Täuschung sind wissenschaftlich festgelegt. Unmöglich ist es aber, einen Maßstab zu schaffen, nach dem sich modelliren läßt, damit nachher die Marmor- oder anderweitige Ausführung eine bestimmt gewollte Erscheinung giebt. Die genaue Uebertragung einer modellirten Figur, z. B. in Marmor, wird also anders erscheinen und wirken als das Thonoriginal, und es bedarf einer mehr oder weniger freien Behandlung des Marmors, um die gewollte Wirkung zu erreichen. Der Künstler, der nicht selbst ausführt, giebt also einen, und zwar den feinst empfindlichen, Theil seines Werkes in fremde Hände. Solche Bildhauer aber, die überhaupt nur modelliren können — und Dank der nach-Rauchschen Schule ist das die Mehrzahl aller Bildhauer —, sind gar nicht im Stande, sich Rechenschaft zu geben über die Erscheinungen, die bei einer Ausführung ihrer Arbeit durch Andere zu Tage treten, und halten die Arbeiter für verantwortlich.

Zu alledem kommt nun noch, daß für den verständigen Künstler jedes Material einen eigenen Stil bedingt. Diesen Stil kann man nur durch persönliche Uebung anwenden lernen. Die Oberfläche von Holz, Sandstein, Marmor, Bronze will in ganz wesentlich verschiedener Weise behandelt werden, wenn die Eigenthümlichkeiten der Materialien, wenn ihr spezifisch künstlerischer Werth zur Geltung gelangen sollen. Mit keinem Material ist in dieser Richtung so viel gesündigt worden wie mit der so häufig angewendeten Bronze. Das Verständniß für Bronzestil ist unter der Aegide der nach-Rauchschen Schule fast ganz verloren gegangen. Früher zwang die Gußmethode die Künstler, selbst einen der entscheidendsten Arbeitstheile für den Guß zu machen, und die Bildhauer waren genöthigt, persönlich viel in der Gießerei anwesend und thätig zu sein. Die nach-Rauchsche Schule ließ sich von den Bronzegießern das bequeme Sandgußverfahren aufhängen; die Künstler brauchten nun nicht mehr selbst in den

Gießereien thätig zu sein, und die Arbeiten verrohten in erschreckender Weise. Erst in neuester Zeit hat die Wiederaufnahme des alten Gußverfahrens im Verein mit den größeren Anforderungen, welche die moderne Kunstrichtung stellte, hierin etwas Wandel geschaffen.

Die Herren, die derzeit noch den akademischen Unterricht leiten, lehren von alledem nichts. Sie sagen: Das lernt man „so"! Möchte nur Einer von ihnen hier öffentlich erklären, wie man z. B. Bronzeguß „so" lernt, d. h. ohne eine regelrechte Ausbildung, und angeben, wo der Bildhauer zu dieser Ausbildung Gelegenheit findet. Auf der Akademie lernt man davon absolut nichts und dies Institut hat auch nicht die geringste Anknüpfung mit Gießereien gesucht, um seinen Schülern Gelegenheit zum Lernen zu geben. So weit meine Erfahrung reicht, glaube ich ferner nicht, daß eine der größeren Gießereien ihr Können gern verallgemeinern würde. Welcher Fabrikant giebt denn seine Fabrikationvortheile und Erfahrungen preis? Ich selbst war gezwungen, mir meine Kenntnisse durch eigene Versuche zu erwerben, und das kostete Jahre an Zeit und außerordentlich viel Geld. Und gerade so schön, wie für die Erlernung des Bronzegusses, ist für die Möglichkeit, sich im Marmorarbeiten ꝛc. ꝛc. auszubilden, „vorgesorgt."

Die gänzliche Vernachlässigung der bildhauerischen Berufstechniken durch die Akademien hat uns nicht nur eine Periode gebracht, in welcher der Bronzeguß und das Verständniß dafür entartete, sondern auch eine Periode der Abhängigkeit von Italien in Bezug auf die Ausführung der Bildwerke in Marmor. Die meisten deutschen Marmorarbeiten werden in Italien von Italienern ausgeführt, weil sie dort billiger sind und — was der eigentliche Kern des Pudels ist — weil man von dort nach einem flüchtigen Modell eine recht brillant ausgeführte Arbeit zurück erhält.

Die Kunstakademien belehren also die wirklich zur Bildhauerei Beanlagten über einen wesentlichen Theil ihres Berufes n i c h t und überlassen es dem Einzelnen, sich selbst zu helfen. Denen aber, die nicht die Fähigkeit haben, selbständige Ideen zu gestalten, geben sie nach mehrjährigem Studium nicht einmal die technische Fertigkeit mit auf den Weg, die ausreicht, um als tüchtiger Kunsthandwerker leben zu können.

In den vergangenen großen Kunstepochen geschah die Ausbildung der Bildhauer auf einem ganz anderen Wege als heute. Zu jenen Zeiten fingen die Bildhauer als Goldschmiede, Steinarbeiter, Holzbildhauer — genug, als Handwerker an. Damit war die Basis für eine rechtschaffene bürgerliche Existenz unter allen Umständen gegeben. Wer dann Talent und Beruf dazu hatte, der arbeitete sich vom bloßen Kunsttechniker zum

selbstschaffenden Künstler durch. Michelangelo und alle berühmtesten Bildhauer, die man nennen kann, haben sich aus dem Handwerk der Kunst heraus gebildet und wären ohne ihre Kenntnisse der Materialbehandlung sicher so große Künstler nicht geworden.

Warum sollte man nun heute nicht die selbe Ausbildungweise für Künstler anwenden? Darauf wird gesagt werden: Das läßt sich nicht mit dem Lehrplan der Akademie vereinigen. Ja, sind denn die Akademiker da, um den Lehrplan über sich ergehen zu lassen, oder soll der Lehrplan den Interessen der Akademiker dienen? Drei Jahre rechnet man im Durchschnitt für den Besuch der Akademie, und nach diesen drei Jahren hat der Bildhauer unter allen Umständen noch weitere Jahre zu arbeiten, ehe er als Künstler etwas leisten kann. Das ist feststehend, und weil dies durchaus Regel ist, so erscheint es doppelt unrichtig, daß in den drei akademischen Jahren nicht durch Ausbildung in den Berufstechniken dem angehenden Künstler zuerst ein naturgemäßes Fundament gegeben wird. Und dann bleibt doch immer noch die Frage offen, ob sich das, was in Wirklichkeit auf der Akademie gelehrt wird, nämlich: Zeichnen, Modelliren, Proportion, Anatomie, Naturstudium, nicht eben so gut in Verbindung mit dem Handwerk lehren ließe. Meiner Ansicht nach ist das auf diesem Wege sogar leichter zu erreichen.

Zu der Kothurnhöhe, auf der sich die Akademie befindet, steht im Uebrigen in krassem Mißverhältniß, was für die allgemein menschliche Erziehung der angehenden Künstler geschieht. Etwas Literatur- und Kunstgeschichte ist Alles, was geboten wird. Die meisten jungen Leute, die in die Akademie eintreten, haben keine sehr weit gehende Schulbildung genossen, und es ginge auch nicht an, in dieser Beziehung bestimmte Anforderungen stellen zu wollen. Aber — all' das, was da fehlt, soll durch die Vorlesungen über Kunst und Literatur ersetzt werden? Also auch diese natürlichen Anforderungen finden keine Befriedigung und ein großer Theil der Akademiker ist hierbei auf die Selbsthilfe angewiesen. Sehr begabte Menschen fühlen naturgemäß schnell heraus, was ihnen fehlt und holen das nach. Ein Erziehunginstitut hat sich aber in seinen Dispositionen nicht auf ungewöhnliche und abnorme Begabung der Schüler zu verlassen, sondern es hat die normalen Verhältnisse und Anlagen in ihren berechtigten Anforderungen zu unterstützen. Unter denen, die Kunstakademien besucht haben, giebt es genug, deren allgemeine Bildung weite Lücken aufweist. Nicht diese sind zu tadeln, sondern die geistigen Leiter der Hochschulen, die nicht berücksichtigen, daß auch die allgemein menschliche Bildung werdender Künstler gehegt und gepflegt sein will.

Um mehr als ein Menſchenalter bereits haben die Herren der nach-Rauchſchen Schule ihre zeitliche und künſtleriſche Berechtigung überlebt —

„Sie aber, ſie bleiben
In ewigen Feſten
An goldenen Tiſchen.
Sie halten die Herrſchaft
In ewigen Händen
Und können ſie brauchen,
Wie's ihnen gefällt."

Der ungeheure Wandel, der ſich auf allen Gebieten ſeit der Mitte des Jahrhunderts vollzogen hat, iſt ſpurlos vorübergegangen am Unterrichtſyſtem der Kunſtakademien.

Robert Toberentz.

Haute Banque.

„Das ist es ja, was man begehrt:
„Der Rost macht erst die Münze werth.

Weise Worte! Thales spricht sie aus, als ihm in der klassischen Walpurgisnacht die Bekanntschaft des Homunculus zu Theil wird und dieser das archäologische Interesse an den Nereiden und Tritonen verspottet.

Staaten, Löschanstalten, Reitereien, Diplomatieen, Dichtern, Zeitungen, Parlamentariern, Musikschulen und Universitätprofessoren,— wenn sie längst altersschwach geworden sind, hängt ihnen die Romantik einer tüchtigeren Vergangenheit glänzende Werthzeichen um. Nur an zwei Dingen, die auf viel Erfolg und wenig Ceremoniell sehen, wird die Welt rasch zweifelhaft — an Arzneien und Banken. Die Banken können noch so Vorzügliches geleistet haben, in dem Augenblicke, wo ihre Leiter irren oder sündigen, treten sie aus dem Vordergrunde zurück, geben ihre bisherigen Rollen an andere Künstler ab und begnügen sich mit einem minderklassigen Fach. Die Darmstädter Bank, wie der Rufname der in Darmstadt residirenden Bank für Handel und Industrie ist, hat seit ihrem 39jährigen Bestehen eine für Deutschland und Oesterreich bedeutendere Geschichte, als sehr viele kleine und kleinste Dynastien, aber heute müßte sie große Anstrengungen machen, um wieder unter den Führenden am Geldmarkte zu stehen. Gegründet wurde sie, ebenso wie die Meininger Bank, in der Geburtstadt Rothschilds und Börnes, aber dort durfte man kein besonderes Papiergeld ausgeben und beide Institute waren mit einer Notenbank verbunden. Es mußten demnach Residenzchen aufgesucht werden, die gegen gewisse, zum Theil auch komische, Entschädigungen ein bequemes Obdach gewährten. So ist es gekommen, daß Darmstadt in einem ganz großen Sinne zum Weltplatze wurde, daß neben dem Herrn Parkus von der Bank, ohne dessen Autorität die Herren von der Rothschildgruppe in Wien keins ihrer großen Bahnprojekte auszuführen wagten, der die Rheinische Bahn, die Hessische Ludwigsbahn finanzirte und den Staatshaushalt so mancher Großmacht jahraus, jahrein zu ordnen hatte, daß neben diesem schöpferischen, einen Welttheil umspannenden Bankdirektor der Großherzog, der Oberhofmarschall und selbst der kaiserlich russische Gesandte doch lediglich Lokalgrößen bildeten. Nur das moderne Leben hat solche Gegensätze möglich gemacht. Der Zug fährt in Darmstadt ein. Einige Weltherrscher aus Thüringen oder Reuß kommen mit und die erstaunten Weiterfahrenden blicken auf einen Perron, mit Garde und Musikanten besetzt. Hofdamen knixen, Fürsten schütteln einander auf Englisch die Hände; kurz sie spielen Weltgeschichte, wie etwa der selige Amor, als er die Herkuleskeule zwischen seinen Fingerchen streichelte. Inzwischen sind

aber auch andere Herren ausgestiegen, schlichtestes Civil, keinerlei Federbusch und keinerlei Abzeichen, nur die schweren schwarzen Mappen unter dem Arme deuten ihren von Niemand beachteten Ernst an. Dies aber sind hier die wichtigen Menschen des Unternehmungsgeistes und des Schaffens und sie kommen aus Wien und Berlin, um in Darmstadt einen neuen Verkehrsweg zu berathen, auf dessen Finanzirung der Handel und auch die Börsen mit Spannung warten. Als Parkus eines Abends auf der Straße seiner Heimathstadt vom Schlage getroffen wurde, kannte man ihn nicht, man brachte ihn in ein Wachthaus, aber es dauerte lange, bis seine Identität festgestellt werden konnte. Den ersten Solotänzer vom großherzoglichen Ballet hätte man wahrscheinlich keinen Augenblick angezweifelt. Damals befand man sich gerade in den Nachjahren des großen Krachs und selbst seine Freunde meinten, Parkus sei zur rechten Zeit gestorben. Das war kurzsichtig, denn, wenn der Genannte auch zur Stütze so mancher großen Unternehmen sein Institut übermäßig angespannt hatte, so war er doch der überlegene Geist, der sich eine fast unbedingte Heeresfolge zu schaffen gewußt hatte. Was nach ihm kam, bestand aus Ueberlieferung, Rührigkeit und Energie, aber die Autorität, auf welche die anderen Geldmächte blickten, war dahin. Die Darmstädter Bank hat in Frankfurt, Darmstadt und Berlin eine enorme, allmählich angesammelte Kundschaft — dieses Kommissionsgeschäft wird ehrlich, aber maschinell betrieben; sie gehört der ersten Bankgruppe an — das ist keine neue Errungenschaft und heute, wo die Konkurrenz Alles überfluthet, so ungenügend, daß sie bei den verschiedensten Anleihegelegenheiten andere Häuser mitnehmen oder gar mit diesen gehen muß. Das Alles würde aber die Bank nicht zurückgebracht haben, hätte ihr Emissionskredit nicht einige Unannehmlichkeiten erfahren. Angeblich soll der Emissionskredit das Feinste, Unberührteste sein, was eine Bank überhaupt besitzen kann, in diesem Falle hätten sämmtliche Banken ihre Jungfräulichkeit seit einiger Zeit verloren. Die Darmstädter machte ihre schlimmen Erfahrungen bei Veloce und bei Portugiesen. La Veloce — „Die Geschwindigkeit" — heißt eine angesehene italienische Dampfergesellschaft, deren Aktien jene Bank in Süddeutschland einführte, und bergab ging es wirklich sehr geschwinde. Es stellten sich plötzlich im Betriebe starke Verluste heraus, das ganze Unternehmen mußte von Grund auf rekonstruirt werden, und Alles wies auf die Bank, von der man doch vorher eine Prüfung der einschlägigen Verhältnisse hätte erwarten können. Aber merkwürdig! Die so hart Angegriffene schwieg, trotzdem sie sich mit einer Verletzung gewisser Hochfinanzprinzipien wohl um Einiges vertheidigen konnte. Sie selbst hatte nämlich, was noch heute ziemlich Geheimniß geblieben ist, Veloce gar nicht „gemacht". Drei alte und allererste Bankfirmen hatten dieses Geschäft in die Hände bekommen und damals war noch die Zeit, wo man seine Konsorten beleidigte, wenn man sie bei Finanzirungen umging. Jene drei Firmen zogen also die Darmstädter Bank sowie die Berliner Handelsgesellschaft hinzu. Da es nun zur Unterzeichnung des Prospektes kam, wollte die Darmstädter Bank für Süddeutschland die Provision allein verdienen und meinte, es sähe so ungewöhnlich aus, wenn bei einem Industriepapiere viele Firmen auf dem Prospekte ständen. Nur diesem Andrängen war es schließlich zuzuschreiben, daß die so überredeten Bankiers ihre Firmenzeichnung zurückzogen und dann, als das Malheur da war, auch nicht weiter genannt wurden; die Bank aber hat diese Ehre theuer bezahlen müssen. Das war die Ouverture, was nun folgte und von Portugal nach Deutschland hinüberklang, bedeutet eine

düsterere Musik. Das Tajoland war gerade vom englischen Publikum abandonnirt, und auch seine großen Geldgeber: die Sternschen Häuser, waren stark bedenklich geworden. Damals sollen, wie man in Berlin erzählte, die Häuser Erlanger und Bethmann einen Unterhändler nach Portugal gesandt haben; man beabsichtigte, gemäß dem pekuniären Risico ein billiges Anlehen zu schaffen, das dann als Spekulations- und Arbitragepapier seinen Weg, und gewiß seinen guten Weg, gemacht hätte. Da plötzlich wurde der Strom zum Meere, das Portugiesische Finanzministerium, eines der leersten Gebäude der Welt, sah sich von Anleihebewerbern umlagert. Es war das eine eigenthümliche Mischung: Pariser Bankiers, die von Pferderennen und glänzenden Heirathen weit mehr verstanden als vom Geschäft; Berliner Bankdirektoren, die einst die Düppeler Schanzen mitgestürmt hatten und nun auch Anleihen zu erstürmen hofften; süddeutsche Vermittler, die ihren guten Verbindungen, vielleicht unter den ehrlichen Deputirten, vertrauten, 2c. 2c. Auch hier ist noch ein Vorspiel, denn voran ging die Lissaboner Stadtanleihe. Bei dieser nun überbot Herr Director Michelet von der Berliner Filiale der Darmstädter Bank alle anderen Submittenten derart, daß es ganz klar wurde, er wolle von dieser hauptstädtischen Anleihe aus auch den Weg zu den Staatsanleihen finden. Wieder hat die Bank das Unglück, schließlich allein als Sündenbock dazustehen, während thatsächlich für diese Portugiesischen Geschäfte die Leiter der Handelsgesellschaft ebenfalls emsig und interessirt erschienen. Auch muß man nicht ganz in triviale Entrüstung verfallen, sondern sich vorhalten, daß, um ein Land wirklich zu saniren, Jahre und weiteres Geld gehören. Wohin wäre z. B. Ungarn gelangt, wenn seine Bankiers in der Mitte der Aufbesserungperiode aufgehört hätten? Allerdings ist da ein Unterschied. Die ungarischen Staatsleiter waren voraus blickende, strenge Ordner, die portugiesischen lediglich Geldnehmer, da, wo sie es nur immer fanden. Ihr Land nothleidend werden zu lassen, wäre trotz alledem den Herren in Lissabon beim besten Nichtzahlungwillen kaum möglich geworden, aber es traten drei unerwartete Unglücksfälle hinzu: die Revolution in Brasilien, der Kolonialstreit mit England und der Sturz des portugiesischen Hauptbankiers Baring in London. Was ist nicht schon Alles geschehen, um die stockende Finanzmaschine Portugals wieder in Betrieb zu bringen! Mehrere mächtige Fürsten haben dem Könige Dom Carlos Briefe geschrieben, doch der bisherigen Herrschaft einzelner höherer Stände ein seliges Ende zu bereiten; Herr v. Caprivi hat eine diplomatische Aktion unternommen, die Bismarck allerdings anders angefaßt hätte — nämlich entweder mit den anderen Mächten zusammen, oder gar nicht; die Banken schicken Delegirte über Delegirte, aber es hilft Alles nichts. Und wenn die Herren in Lissabon endlich eine entgegenkommende Miene aufsetzen und einen Vertrauensmann senden, so ist es Serpa Pimentel, dessen bloße Namensnennung schon genügt, um Kenner der Verhältnisse lächeln zu lassen. Dabei war die Darmstädter Bank selbst in Paris und auch in Lissabon ganz gut vertreten, aber rasche Entschlüsse wurden auch durch den allzu kollegienhaften Charakter der Bankleitung erschwert. Zur Presse hat das Institut seine alte, gute Beziehung; wo aber wie bei Mexikanern Bleichröder, oder bei Portugiesen die Handelsgesellschaft mitgeht, ordnet sie sich willig der ausgebildeteren Berliner Preßführung unter. Auffallend sind ab und zu die Angriffe der „Vossischen Ztg.", die erst bemerkt wurden, seitdem Herr Schweitzer, ein

Schwager des Direktors Kaempf, sich von Herrn Lessing getrennt hatte. Natürlich spricht das Gerücht, daß diese Angriffe auf persönliche Animosität zurückzuführen seien, nur für die Unkenntniß der betreffenden Colporteure, denn es ist an sich schon populär, gegen Portugal und dessen Emittenten zu schreiben.

Die Dresdener Bank kann man eigentlich die rührigste aller Banken nennen. Sie ist aus kleinen Anfängen und innerhalb einer keineswegs allzu einflußreichen Gruppe entstanden und hat sich ein Geschäft von ganz immenser Ausdehnung hingestellt. Was der Berliner an dem Namen Dresdener hat, ist nicht recht zu ersehen, aber das Platzgeschäft in der Reichshauptstadt liegt zu einem sehr beträchtlichen Theil in den Händen der dortigen Filiale. Angesichts der scharfen Konkurrenz will das etwas bedeuten, während in Dresden resp. Sachsen, wo die übrigen Banken im indogermanischen Maschinenbetrieb stehen, das Geschäft ganz naturgemäß der Nachfolgerin des Hauses Kaskel, d. i. nämlich die Dresdener Bank, zufallen mußte. Vor wenigen Jahren war das Institut einmal bei seinen Berliner Kolleginnen unbeliebt. Folge: der glänzende Jahresbericht wurde von der Presse schlecht beurtheilt und die Actien erfuhren grundlos einen Coursſturz. Inzwischen bleibt es nach wie vor nicht nur eine Ehre, Verwaltungsrath dieser Bank zu sein, sondern wegen der hohen Tantièmen auch ein Vergnügen. Von der Leitung gilt besonders Herr Holländer als „genial", aber das ist ein Begriff, den man in Bankkreisen überhaupt zu viel anwendet. Die Juristen müßten jedenfalls mehr Einfluß üben.

Die Nationalbank für Deutschland läßt sich mehr ins Schlepptau nehmen, so daß ihr ein besonderes Kapitel wohl kaum gebührt. Die Verwaltung ist beliebt und kultivirt auch, infolge der Theilnahme der Firma Landau, einzelne Zweige der Beleuchtungindustrie.

Die Genossenschaftsbank spielt finanziell kaum eine Rolle. Sie hat ein ausgebreitetes Contocorrentgeschäft und ihr Direktor Weil genießt als Fachmann großes Ansehen.

In dem letzten glänzenden Jahre 1889 betrugen die Konsortialgewinne:

Discontogesellschaft	incl.	Effekten	Mk.	7 547 574
Deutsche Bank	„	„	„	2 943 682
Handelsgesellschaft	ohne	„	„	3 411 566
Darmstädter Bank	„	„	„	2 372 000
Dresdener Bank	incl.	„	„	4 336 770
Nationalbank für Deutschland	„	„	„	1 637 978

Also nur Anleihegeschäfte und eventuell Effektengewinn.

Pluto.

Berichtigung.

In den einleitenden Worten zu unserer kürzlichen Besprechung der Deutschen Bank war von einem Standpunkte die Rede, von dem aus die Expansionskraft des Institutes zu beleuchten, unter Umständen auch zu beschießen wäre; der etwas pessimistische Setzer hatte daraus irrthümlich beschließen gemacht. — Ferner werden wir von London aus darauf aufmerksam gemacht, daß inmitten der reichlichen Fülle von großen englischen Bankers-Namen, die i. Zt. ins Gerede kamen, in England selbst die alte und große Firma Glyn Mills niemals derart besprochen wurde.

Die freie Volksbühne.

Vor einigen Wochen erhielt ich durch die Freundlichkeit des Verfassers das Buch „Die bürgerliche Kunst und die besitzlosen Volksklassen, Panem et circenses" von dem Wiener Privatdozenten Dr. Emil Reich. Dies von Liebe zu Volk und Kunst getragene, an Material und kritischen Gedanken reiche Werk machte mir innige Freude, zumal es mit aufrichtigem Wohlwollen, ja mit Begeisterung von einem Unternehmen spricht, das ich vor zwei Jahren, mit viel Skeptizismus und Spott überschüttet, begonnen und diese Zeit hindurch als Vorsitzender zu manchen Erfolgen begleitet habe. Doch in meine Freude bei der Lecture mischte sich ein bitteres Gefühl: die freie Volksbühne, die hier als ein blühender, höchst lebenskräftiger Verein bezeichnet wird, enthielt, wie ich mit wenigen Eingeweihten wußte, einen Krankheitstoff, der bereits zu einer hitzigen, gefahrvollen Krise ansetzte.

Die Krisis hat getobt und einen vorläufigen Abschluß gefunden: die freie Volksbühne hat eine Wendung genommen, die befürchten läßt, daß die ursprüngliche, rein volkspädagogische und echt künstlerische Richtung, die ein sachverständiger Ausschuß eingeschlagen hatte, mehr und mehr verdrängt wird. Deshalb hat sich ein Theil der Mitglieder, der sich nicht in das bedrohliche Fahrwasser begeben möchte, abgezweigt und eine neue freie Volksbühne in dem alten (hoffentlich noch verbesserten) Sinne begründet.

Wie das kam, versuche ich hier zu erklären. Ich bemerke aber, daß ich es nicht aus eigener Initiative thue — das könnte mißverstanden oder falsch gedeutet werden —, sondern daß mich das Vertrauen des Herausgebers dieser Wochenschrift, für das ich dankbar bin, eingeladen hat, über die Vorgänge in der freien Volksbühne objektiv zu berichten.

Viele Zeitungen erblicken die Ursache der Spaltung in politischem Parteifanatismus, speziell in dem Hasse, den viele sozialdemokratische Führer und Geführte den „unabhängigen Sozialisten" und Anarchisten entgegenbringen. Ich theile diese Auffassung, ja ich stehe nicht an zu erklären, daß diese Triebfeder in der alten freien Volksbühne als ein offenes Geheimniß betrachtet wird. Alle übrigen Momente, die im Konflikte auftauchten und auf-

gebauscht wurden, sind nur Anlässe oder Vorwände. Und jene Person, an deren Auftreten sich der Strom des politischen Fanatismus knüpfte, stellt lediglich das freiwillige Werkzeug dieser Bewegung dar.

Herr Julius Türk, der jetzige Redakteur des sozialdemokratischen „Handlungs-Angestellten", suchte schon längst der freien Volksbühne seine parteipolitische Tendenz zu geben. Er verstand unter der programmatischen Richtung des Vereins besonders eine sozialistische, ja sozialdemokratische Richtung. In der Generalversammlung vom 14. Juli bezeichnete er es einem Ausschußmitgliede gegenüber als eine Existenzfrage der freien Volksbühne, daß mehr Angehörige der sozialdemokratischen Partei gewählt würden; Wille und Wildberger dürften nicht wieder gewählt werden, weil es „Unabhängige" seien; gleich nachdem Türk den (besoldeten) Kassirerposten erhalten hatte, richtete er an mehrere Ausschußmitglieder ein Schreiben*), in welchem er gegen Wille und „die Unabhängigen" gehässige Stimmungen zu wecken sucht und sich selbst als einen Mann bezeichnet, der durch Aufrechterhaltung seiner Kandidatur die gefährdete „Ehre der sozialdemokratischen Partei" habe retten wollen; schließlich vertrat er im Vorstande die Anschauung, man solle einem Drucker die Arbeiten entziehen, weil dieser ein „Unabhängiger" sei, und aus Rücksicht auf die vielen Sozialdemokraten in der freien Volksbühne mindestens auch sozialdemokratische Drucker beschäftigen.

Da riß mir, der ich Türks Treiben längst mit Unwillen beobachtet hatte, die Geduld, und ich brachte, um solchen gefährlichen Tendenzen einen Riegel vorzuschieben, die Angelegenheit in einer kombinirten Sitzung des Vorstandes, des Ausschusses und der Ordner zur Sprache. Die überwiegende Mehrzahl dieser Delegirten machte gegen Türk energisch Front.

Was aber that er nun „post hoc, ergo propter hoc"? Er stiftete 21 Mitglieder des Vereins an, im Zentralorgan der Sozialdemokratie einen „Aufruf an die Mitglieder der freien Volksbühne" zu veröffentlichen und in dieser Form mich, den Vorsitzenden, und Bernhard Kampffmeyer, den Schriftführer, zu beschuldigen, wir hätten die Vereinsgeschäfte verschleppt, den Kassirer „majorisirt", seine Pläne keiner ernsthaften Diskussion unterzogen und einen mit dem Direktor des Lessingtheaters angebahnten Kontrakt zu hintertreiben gesucht. Schließlich forderte der Aufruf eine Generalversammlung, „damit es dem Vorstand zum Bewußtsein gebracht werde, daß die Mitglieder des Vereins seine Handlungen zu beurtheilen wissen". Daß Türk selber der Hintermann dieses Aufrufes war, konnte er — obwohl er absichtlich seine Unterschrift vorenthalten hatte — nicht ableugnen, er gestand es in einer Sitzung ein.

Wer nun das Vereinsleben kennt, weiß, daß bei Abstimmungen nicht so sehr die Erwägungen, die *in* der Versammlung vorgebracht werden, den Ausschlag geben, als vielmehr die Stimmungen, die *vor* der Versammlung, da *draußen*, durch Gerede und Klatsch geweckt worden sind. Gegen B. Kampffmeyer und mich, die verhaßten „Unabhängigen", wurde natürlich tüchtig Stimmung gemacht. Ein Versuch der kombinirten Sitzung, sämmtliche Momente des Konflikts, soweit sie durch Zeugnisse und Urkunden sich feststellen ließen,

*) Ist dem Herausgeber dieses Blattes unterbreitet worden.

den Mitgliedern **objektiv**, in Form eines von W. Bölsche, Jul. Hart und Wilh. Tilgner redigirten Flugblattes,*) vorzulegen, wurde von Türk und seinen Genossen zu einer unsittlichen Beeinflussung gestempelt. Die Krone setzte Türk seinen Machenschaften dadurch auf, daß er in einer Erklärung (im „Vorwärts“ vom 27. September) gegen B. Kampffmeyer und mich folgende Verdächtigung richtete: „Die Herren wissen, daß ich die Absicht habe, in dieser Generalversammlung nicht nur über die Meinungsverschiedenheiten im Vorstand, sondern über die gesammte bisherige Verwaltung und das Kassenwesen zu sprechen; ich habe nun den Verdacht, daß die Herren Wille und Kampffmeyer mich daran hindern wollen. In Folge dessen bitte ich die Mitglieder der ‚Freien Volksbühne‘, mich in der Generalversammlung aufzufordern, über die Meinungsverschiedenheiten und das Kassenwesen zu sprechen.“

Schon in dem erwähnten Schreiben an mehrere Ausschuß-Mitglieder hatte Türk eine Wendung gebraucht, welche die Kassenführung Wildbergers, obenein die damaligen Revisoren, verdächtigt. „Wer ist denn — schrieb er — in der Lage, die Thätigkeit Wildbergers zu übersehen? Nur die Revisoren, und das waren seine Freunde Wilhelm Werner und Frau Pötting. Beide sprachen aber kein Wort.“ Abgesehen davon, daß Türk hier den dritten Revisor, einen durchaus sachverständigen Mann, verschwieg, ist die (übrigens nur theilweise zutreffende) Bezeichnung „Freund“ in diesem Zusammenhange geeignet, gewisse schwarze Gedanken zu wecken. Daß nun Türk die dunkle Verdächtigung des früheren Kassirers, der als „Unabhängiger“ besonders gehaßt wurde, auf mich und B. Kampffmeyer ausdehnte, war ein neuer Trumpf, den er ausspielte. Und wer Arbeiterkreise kennt, kann sich vorstellen, welche Fluth von Mißtrauen, Klatsch und Gehässigkeit solch eine munkelnde Anspielung wecken mußte, zumal wenn die Verdächtigung sich gegen politisch mißliebige Personen richtet.

Was brachte nun Türk in der mit allgemeiner Spannung erwarteten Generalversammlung ans Tageslicht? Nachdem er in Aufsehen erregender Weise die Kassenbücher herbeigeschleppt hatte, konnte er gegen Wildberger nichts vorbringen, als eine formale Bemängelung der Buchführung und Kasseneinrichtung; ausdrücklich mußte er gestehen, daß man Wildberger keine Unterschlagung vorwerfen könne; um jedoch die Verdächtigung nicht gänzlich zerstören zu müssen, äußerte Türk, man könne aus den Büchern gar nicht ersehen, ob eine Unterschlagung begangen sei oder nicht; sie seien allzu schlecht geführt. Und als später der Antrag gestellt wurde, der Verein möge durch Delegirte das Kassenwesen nochmals revidiren, verstand es Türk, diesen Vorschlag, der doch Klarheit in die Situation hätte bringen können, zu begraben.

Die übrigen Vorgänge der beiden berüchtigten Generalversammlungen ergeben sich naturgemäß aus dem Fanatismus und der Irreführung der Vereinsmehrheit. Gleich im Anfang der Verhandlungen wurde mir, der ich doch als Vorsitzender zunächst über den Konflikt hätte berichten sollen, das Wort genommen und Herrn Türk ertheilt, der hierdurch alle Vortheile des Anklägers erhielt. Als ich nach Türks Anklagerede zunächst den Kassenrevisoren das Wort ertheilte, suchte die Versammlung durch einen Beschluß mich zu zwingen, „sofort“ Rede zu stehen. Ich erwiderte, daß ich nicht auf Kommando reden werde

*) Ist dem Herausgeber unterbreitet worden.

sondern, wann ich wolle. Nun wurde mir der Vorsitz in der Versammlung einfach entzogen. Meine Vertheidigung, auf die ich natürlich nicht verzichtete, gegen Türks Anschuldigungen, welche größtentheils aus Entstellungen der Wahrheit und Aufbauschungen unbedeutender Vorkommnisse bestanden, mußte wegen der vorgerückten Zeit und wegen Tumults abgebrochen und auf eine weitere Generalversammlung verschoben werden. Die zweite Generalversammlung begann, wie die erste, mit dem Mätzchen, daß ein Geschäftsordnungbeschluß mir den Vorsitz entzog. Meine Vertheidigung wurde indessen diesmal ohne wesentliche Störung angehört. Als aber nach mir der Schriftführer B. Kampffmeyer an der Reihe war, sich zu vertheidigen, da geschah das Unerhörte, daß man ihm das Wort nicht verstattete, daß man vielmehr die Diskussion einfach schloß, was übrigens auch andere Angegriffene, wie Bölsche und Hart, vergewaltigte. So sollte denn B. Kampffmeyer verdammt werden, ohne auch nur ein Wort zu seiner Vertheidigung gesprochen zu haben. Ich füge zur Charakteristik dieses Verfahrens hinzu, daß ich mich in meiner Rede wiederholt auf Dokumente berufen hatte, die der Schriftführer B. Kampffmeyer, sobald er das Wort erhalten haben würde, verlesen sollte, daß also durch diesen Maulkorb-Beschluß meiner Beweisführung manche Spitze abgebrochen wurde. Tragikomisch unter solchen Umständen wirkt die Begründung dieses Beschlusses, die behauptete, daß die beseitigten Redner doch nichts Neues mehr vorbringen könnten.

Empört über die ihm angethane Beleidigung, Ungerechtigkeit und Vergewaltigung, sprang B. Kampffmeyer auf, rief ein ironisches Wort („Ich danke Ihnen, meine Herren, ich danke!") in die Versammlung und verließ einfach den Saal. Ich ging selbstverständlich mit ihm, und unter Protestrufen und Hochs auf die freie Volksbühne begleiteten uns ein paar Hundert Mitglieder. Die Versammlung der Anhänger Türks tagte nun natürlich mit ziemlicher Einmüthigkeit weiter. Mit Souveränetät setzte sie sich über die Vereins-Statuten hinweg und wählte, ohne lange zu fackeln, schlüssig — wie sie ja schon vor aller Diskussion gewesen war —, einen neuen Vorstand, bestehend aus Dr. Franz Mehring, Türk und drei Arbeitern. Man hatte ja nun durch einfaches Hände-Aufheben erreicht, was man erreichen wollte. Die ecclesia triumphans der Heerden-Proletarier hatte wieder einmal ihre Macht aufgeboten und ihren Willen mit allen Mitteln durchgesetzt.

Hinterher natürlich legen die „Genossen" wieder die Schafskleider und den Heiligenschein („Wahrheit, Recht und Sitte") an. Keiner will es gewesen sein. Mit dem Brustton der Ueberzeugung verkündet das Zentralorgan der Sozialdemokratie, die Partei sei an den Vorgängen in der freien Volksbühne in keiner Weise betheiligt.*) Nun, ich will gern glauben, daß weder ein Parteitag, noch der Parteivorstand als solcher, oder die Fraktion als Körperschaft intriguirt hat. Befremdend aber und komisch wirkt es, wenn das Zentral organ so thut, als könne es das Treiben der ganzen Partei in allen ihren Gliederungen übersehen. Ich habe bereits Material beigebracht, das beweist, daß eine — wenn auch untergeordnete — Größe der sozialdemokratischen Partei, gestützt auf einen Schwarm gleichgesinnter Genossen, gegen „die Unabhängigen"

*) „Es ist auch nicht einmal wahr, daß von einzelnen Parteigenossen Wille und Kollegen entgegengearbeitet worden sei" — behauptet kühn der „Vorwärts" vom 16. Oktober.

in der freien Volksbühne vorgehen wollte und mit Erfolg vorgegangen ist. Sollte dies Material noch nicht genügen, so erwähne ich noch, daß ein Mitglied des Vorstandes der sozialdemokratischen Partei, Herr Auer, die Bestrebungen hervorragender Arbeiterbildung-Vereine — wie es die Berliner „Arbeiter-Bildungschule" und die freie Volksbühne sind — als „Bildungsschwindel" bezeichnet und so von der Betheiligung daran abgemahnt hat*). Da liegt denn der Verdacht nahe, daß ein Auer der freien Volksbühne, wenn sie durch Ungeschicklichkeit und Demagogie zu Grunde gerichtet würde, keine Thräne nachweinen würde. Thatsache ist endlich, daß an der Wendung der freien Volksbühne viele Leute mitgewirkt haben, die erst in der Konfliktzeit Mitglieder wurden. Dazu gehört auch der neugewählte Vorsitzende.

Die Wahl des Herrn Mehring darf in mancher Beziehung eine geschickte genannt werden. Wenigstens hoffe ich, daß er das nöthige Sachverständniß auf dem Gebiete der ästhetischen Kritik besitzt. Von den übrigen neu gewählten Vorstands-Mitgliedern kann man das allerdings nicht mit gutem Gewissen behaupten. Wie darf man auch von einer Versammlung, die begeistert applaudirte, als ein Handarbeiter (der jetzige zweite Vorsitzende! höhnisch ausrief: „Mögen doch die Schriftsteller gehen! Dann wählen wir eben Arbeiter! Die können die Sache ganz gut machen", — wie darf man von einer Versammlung erwarten, daß sie jene Klippe vermeidet, die aus der Mehrheitherrschaft bedrohlich emporwächst? — ich meine die Gefahr, die jeder sachverständigen Leitung aus einer von Demagogie und Unverstand durchseuchten Demokratie erwächst. Leider hat Herr Mehring durch seine ersten Publikationen**) als Vorsitzender (im „Vorwärts") diese Gefahr für die freie Volksbühne noch gesteigert. Und wenn dies Institut auch noch eine Zeit lang von den guten Traditionen des früheren literarischen Ausschusses zehren kann, so dürfte die ursprüngliche Tendenz doch nicht dauernd haltbar sein; denn der Verein hat sich auf eine schiefe Ebene begeben, als er so schwenkte, daß die Mitglieder, die doch im volkspädagogischen Sinne Zöglinge sein sollten, jetzt die Leitung des Vereins beherrschen können und, einmal lüstern danach geworden, auch beherrschen wollen.

Dr. Bruno Wille.

---

*) Wenigstens sagt in seiner Erklärung im „Vorwärts" vom 16. October Karl Wildberger — ohne bei der Redaktion oder dem Parteivorstand oder Herrn Auer Widerspruch zu finden — „daß Herr Auer in einem Briefe an ein Vorstandsmitglied der Arbeiter-Bildungschule von Bildungsschwindel in Bezug auf die Arbeiter-Bildungschule gesprochen habe, daß ferner die sozialdemokratischen Vertrauensmänner Berlins schon vor längerer Zeit beschlossen hätten, in einer öffentlichen Versammlung gegen die freie Volksbühne, den Arbeiter-Sängerbund und die Arbeiter-Bildungschule vorzugehen".

**) Er schreibt zum Beispiel: „Der gegenwärtige Vorstand beansprucht weder eine literarische noch eine politische Vormundschaft über den Verein; er betrachtet sich einfach als ausführendes Organ des Gesammtwillens."

Kuli-Geständnisse.

Harden nennt uns Kulis, sagt, wir seien nicht besser daran als die Neger, sagt, der Journalist müsse trachten, geistig frei zu sein. Also wieder Einer, mit dem Gott gut gethan hätte, sich bei der Weltschöpfung zu berathen. Obzwar es wahr ist, daß Manches unter uns besser sein könnte. Nur müßte, wenn es mit einer Reform ernst werden soll, eine Kapazität an die Spitze treten, deren Charakter allgemein Vertrauen einflößt, z. B. Stephany oder Lessing oder sonst ein seriöser Mann. Ein Vertreter der Kölnischen oder Vossischen oder Mosseschen oder Gosseschen muß es sein, das ist klar und natürlich.

Entschuldigung — und die Bitte, die übrigen Zeilen als nicht geschrieben zu betrachten. Ich will offen sprechen und beabsichtige nicht, das Publikum zu amusiren. Ach, das Amusantsein ist heute die billigste Kunst, und rasch gedeihen dem Fabulisten die Pläne, wo man wie auf zierlichen Tellerchen das süße Ideenkompot servirt. Z. B. ich ersinne mir das Bild eines tagebuchführenden Journalisten, den ich bis ins Mark hinein mit Gott und Paul Lindau zufrieden sein lasse, und nun mache ich den alten Mauthnerischen Tric, ihn Geständnisse niederschreiben zu lassen, noch grausamer als die der, ach, nun hochseligen Auerbachschen Gräfin Irma. In der That, solch' ein Plan hätte seine Vortheile. Denn wenn z. B. mein Journalist notirte, daß er über die letzten Stunden eines großen Mannes bei einem Hausmeister, und über die schwere Krankheit eines großen Rosses bei einem Starhemberg sich erkundigte; wenn ihm beim Leichenbegängnisse eines Kaisers auffiele, daß Kamelien, einst der bräutlichste Schmuck, heute nur noch zu Totenkränzen verwendet werden; wenn er seufzend lacht und lachend seufzt, daß voriges Jahr durch den „Influenzatod" so vieler Berühmtheiten das Zeilen- und Spesengeschäft ein gutes war, während jetzt die Cholera leider milde nur umging, und dergleichen mehr — so gäbe das, meine ich, immer noch ein spaßhaftes Buch, und das auch lesbar wäre. Denn Schmock ist nur in rosenrothen Lustspielen und elenden Witzblättern eine eben so unwahre wie langweilige Figur; in der Wirklichkeit aber ist er noch einer Beschau werth, und auch aus seinen, des Troßbuben,

Denkwürdigkeiten ließe sich Zeugniß gewinnen für den Charakter der ganzen Art, bis zu ihren Spitzen hinauf; für das Maß ihres Wissens, für den Stand ihrer Gesinnung, für ihre Fähigkeit, in allen Fragen der Moral, der Kunst, des Wissens, des öffentlichen Wohles und Gewissens nicht nur raffeste, sondern auch lauteste Wortführerin zu sein. Schriebe also Jemand das Buch, es wäre, wie genrehaft auch gehalten, dennoch ein wohlthätiges Werk und ich wollte es gern anpreisen. Allein mit der Zeit wird man müde der krausen Karikatur und überdrüssig all' dieser süßsauren Humore; mit der Zeit erfährt man es an sich selber, warum unter den Komikern und Spaßmachern von Beruf so häufig die bleiche Melancholie umgeht. Ach Gott, welch' ein bittres Brod, täglich und täglich um eine bestimmte Stunde von Fröhlichkeit übersprudeln zu müssen! Und welch' ein Leben, täglich durch Jahre unterthäniger Diener fremder Gelüste zu sein und, ganz trivial gesprochen, zu schreiben, nicht was nützt, sondern was Markt hat, und was geeignet ist, das Publikum, den Käufer, in guter Laune zu erhalten. Geh, alter Triboulet, du rührst uns mit deiner Klage nicht, als ob dein Hofnarrenleid irgend ein außerordentliches und noch nicht da gewesenes wäre. Auch wir sind Hofnarren, und sterben uns zu Hause unsere Töchter nicht, so erstirbt dafür im Wettkriechen um den König Abonnenten unser Geist, unser Gemeingefühl, unsre Kraft, unsre Würde. Wie der Daus den König sticht, so schlagen wir dich, denn wir haben um die Gunst eines tausendköpfigen Königs zu buhlen, und leisten es; wir haben ihm von seinen verdienstlosen Lieblingen reizende Anekdoten zu erzählen, und leisten es; ihn von seinen Badeorten, Theatern, Bällen und Heirathmärkten zu unterhalten, und leisten es. Wir führen Buch über die meistberedeten Maitressen der Provinz, verzeichnen in unsern Registern alle Wucherer, Juweliere und verschwenderischen Prinzen, wissen Bescheid über die namhaftesten Ehebrecher und Ehebrecherinnen der Stadt, sowie über die Gründe, warum diese und jene Frau heute jugendlich erst um ½12 Uhr und morgen greisenhaft schon um ½10 Uhr Vormittags zu sehen ist. Und der Einzelne — ist er durch Jahre so Lumpensammler gewesen, der die Geschichten von jungen Erben, blitzenden Diamanten, lüsternen Nächten und befleckten Seidenkleidern zusammenlas und dem Publikum mit täglich zweimaliger Zustellung ins Haus trug; ist er Mann von Welt und Chroniqueur gewesen, der geistreich und immer gut gelaunt moussirte; hat er der Herrschaft, deren Dienstbote er war, den Milchreis, die Spitalkost, den salzlosen eklen Brei ihrer Unterhaltungen treu vorgekaut — der Einzelne wird dann, wenn die Haare ihm bleichen, denn doch müde der verhaßten Kapriolen, zu denen er seine arme Seele entwürdigte, und weder geistreich, noch mit Humor, noch in irgend einer schalkhaft ausgesonnenen Form vermag er von der Erniedrigung seines Standes zu reden.

Ueber Eines, worüber man sich gewöhnlich wundert, wundre ich mich nicht, nämlich darüber, daß Journalistik und Journalisten die Bloßlegung der der Körperschaft anhaftenden Krankheiten mit Erbitterung aufnehmen. Ist denn diese Scheu der öffentlichen Diskussion ihr Spezifikum, und durfte man anderes erwarten? Bei Dostojewsky, dem großen Schilderer ungebrochener Gewissenskraft, findet man Menschen, die, mystischer Güte voll, auf den Kreuzweg hinaustreten und demüthig vor Brüdern und Schwestern sich ans Herz schlagen und ausrufen: Ich habe gesündigt. Erwartet man, daß die Presse hierzulande es diesen gigantischen Raskolnikows und Dimitrijs nachthut? Nicht um das Ge-

wissen der Presse allein, um unser Aller Gewissen ist es anders bestellt, und — was nur eine Abart davon — um unsere Fähigkeit, die Wahrheit zu vertragen. Um uns einige nüchterne Beispiele aus dem Leben anzuführen; gab es wohl je eine Zeit, wo so viele Diebe vor Gericht auf Freispruch plaidirten, wie jetzt? oder wo so viele Plusmacher sich zu kaufmännischer Solidität bekannten, oder wo so viele Schauspieler Abneigung gegen theatralisches Wesen affektirten, oder wo so viele Lebeweiber um die Rettung Gefallener sich sorgten, oder — weil es mir gerade einfällt — wo so viele Personen und Parteien augenverdreherisch in Arbeiterschutz und Volksrettung machten? Haben Alle ihr tüchtig Theil Schuld, und geht doch keiner auf den Kreuzweg hinaus, um zu sagen: ich habe gesündigt. Die blinde Themis klagt dann über Verlogenheit und nennt es bereits einen Paradieseszustand, wenn nicht, wie der Zinseszins zum Kapital, zum Schlechtthun das Ableugnen und das Sich-schön-machen hinzuwächst. Allein ist es zu viel Limonadenherz, wenn ich die Dinge anders sehe? Denn durch die tiefe Komik hindurch, daß alles Verderbte rein und alles Verkrüppelte gerade scheinen will, durch diesen Schleier hindurch sehe ich ein mächtig heranbrausendes Bedürfniß nach Reinheit und Geradheit, und so verlogen jene Verlogenheit auch sein mag, sie entwächst doch dem Boden der Scham. Die Scham, meine ich, ist in unserem Zeitalter überhaupt ein Movens geworden, stärker als sie es zu irgend einer anderen Zeit gewesen ist. Einst war die Schamlosigkeit offen und ungeheuer naiv. Tausend Gatten entfernten sich achtungvoll, wenn tausend Prinzen zu Besuch kamen, tausend betrügerische Generalpächter verzichteten, wenn man sie verhaftete, auf Vertheidigungreden und überreichten gleich das Gnadengesuch; vornehme Straßenräuber machten vor der Hinrichtung nette Toilette, und die Marquise Brinvillier, die Giftmischerin, rief vom Karren herab ihren Bekannten zu: „Nun freut Ihr Euch, daß Ihr nicht erwischt worden seid, Ihr Kanaillen!"

Heute ist es mit dem après nous le déluge nichts mehr und Triebe und Laster suchen wenigstens ein Versteck auf, weil uns denn doch vor der Mitwelt bangt, wenn uns auch die Nachwelt gleichgiltig ist. Es giebt keinen gekrönten Fallstaff mehr, der wie Vitellius fressen würde, daß ihm die fetten Wangen überhängen; keinen Aurelian mehr, der vor der Front des Heeres erbeutete Frauen in sein Zelt schleppt; keine Marozzia mehr, die die Geliebte, die Mutter und die Großmutter von Päpsten war; keinen Ichweißnichtwie mehr, der einem großen Belisar ohne Beschönigung die Augen aussticht und ihn zum Straßenbettler macht; keinen Frankreich mehr, der vor versammeltem Hofe Kalbskoteletten zubereitet und sie seiner Maitresse Dubarry servirt. Es ist die Gier vielfach gewachsen, aber mit ihr auch die Scham; Geldgier, Genußgier, Ehrgier, Machtgier jagen auch heute schamlos bergan, aber mit einem neuen Gefühl, daß sie von Beginn an nicht verläßt, nämlich mit der Ahnung des kommenden Sturzes; und kommt der Punkt, wo das graue Elend ihnen grinst, so bemächtigt sich ihrer nicht nur Muthlosigkeit, sondern auch Scham.

Und auf diesem Punkte ist die Presse angelangt; denn man meine nur nicht, daß sie für die Stimmen der Zeit gänzlich taub sei und daß es ihr wohl ergehe auf Erden. Eine tiefe Unruhe geht durch die Reihen. Es spürts der Herr, wenn er sich selber zum Knecht entwürdigt hat, und es spürts der Knecht, daß man anfängt, mit ihm unzufrieden zu werden. Dahin ist die Freudigkeit, mit der man sich einst zur Publizistik bekannte, es giebt große Landstriche, wo

der Journalist am liebsten, incognito weilt. Häufig und häufiger wird das Charakterwort „Journalist“ von den Visitekarten verbannt, immer häufiger nennt man sich nach der Schriftstellerei. In den sechziger Jahren und in den siebzigern noch wurden die Redaktionen von kräftiger Studentenjugend nicht leer, die da mit heißen Wangen und flammenden Augen der Presse ihre himmlisch-tolle und unsäglich schöne und verheißungvolle Leidenschaftlichkeit und Hingabe an das allgemeine Wohl soufflíren wollte; heute bettelt der ausmergelte und halb verhungerte Student da oben um Erhöhung seines Nachrichtenhonorars von drei auf fünf Pfennige oder Kreuzer die Zeile. Es giebt keinen Nachwuchs. Werden die Menschen denn ohne Herz jetzt geboren? fragte mich ein aus Paris zurückgekehrter, mit Schwung und Grazie begabter Mann. Wohin wird uns die rüde Majorität der geschäftigen Schreibmaschinen noch bringen? fragte ein Anderer, der noch in der von Auersperg durchwärmten Luft groß geworden war. So fragen sie, und die guten Geister ziehen sich betroffen in immer engere Zirkel zurück; sie wollen von der ganzen Sache am liebsten nichts sehen und hören. Die Anderen aber, die Richtigen, de quorum rebus agitur, empfinden die bösere Scham, denn ihrer war der Profit und sie werden die Kosten einst zahlen.

Wien. Adolf Gelber.

Die neue **Militärvorlage** ist auf einem angeblich noch unbekannten Wege nach Köln gelangt und von dort aus der staunenden Menschheit mitgetheilt worden. Für die nächsten Wochen werden die Zeitungen also Arbeit haben. Einstweilen hat man den Eindruck, daß die Politik Caprivi hier, wo in vielstelligen Ziffern ihre Bilanz gezogen wird, vor einem endgiltigen Echec steht. Mit den wiederholten Erklärungen des Generalkanzlers läßt die unsäglich dürftige Motivirung der Vorlage sich nicht vereinen und die außerordentlich großen Kosten, die dem Volke für Rüstungzwecke zugemuthet werden, müssen auf die Finanzlage Preußens und des Reiches einen vielleicht verhängnißvollen Einfluß üben. Es wäre deshalb nicht undenkbar, daß die Veröffentlichung der Vorlage von einem Finanzpolitiker ausginge, der an einem leuchtenden Beispiele die Wahrheit des alten Satzes beweisen wollte, daß nur bei einer guten Politik auch gute Finanzen bestehen können.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, 5. November 1892.

Kaiserlich Russisches Reptil.

Am 15. Oktober, im dritten Heft der „Zukunft", erschien an dieser Stelle ein Aufsatz unter dem Titel „Pobedonoszew". Am 26. Oktober verkündete der aus Berlin offiziös bediente „Hamburgische Correspondent", die „Zukunft" sei offenbar ein russisches Reptil und der Herausgeber, ein polnischer Jude mit Namen Litowski, stehe „in intimsten Beziehungen zu einer durch Paul Lindau nicht gerade sehr rühmlich bekannt gewordenen Person", die „unter dem nom de guerre ‚Proteus' die Berliner Correspondenzen der ‚Nowoje Wremja' schreibt". Außerdem sei Herr Suworin, „der Besitzer des eifrigsten wider Deutschland hetzenden Blattes", Mitarbeiter der „Zukunft"; damit höre „jeder Zweifel über die politische und sonstige Reinheit des neuen deutschen journalistischen Unternehmens auf". Am 27. Oktober waren die nämlichen Geschichten fast mit den nämlichen Worten in dem „Deutschen Wochenblatte" des Abgeordneten Otto Arendt zu lesen und seitdem haben sie die Rundreise durch eine große Anzahl deutscher Blätter angetreten. Auch darf ich mich wohl der angenehmen Hoffnung hingeben, daß meine Gönner in der polnischen Presse, die noch immer wüthen, weil ich die Worte des Erzbischofs von Posen hier wiedergab, einen so ergiebigen Stoff sich nicht entgehen lassen werden. Aber diese Aufzählung wäre nicht vollständig, wenn ich verschwiege, daß der Ver-

liner Reporter der Wiener „Neuen Freien Presse", während er, um nur rasch ein paar Mark zu verdienen, die „Zukunft" plünderte, mich telegraphisch als Antisemiten denunzirte und daß in einzelnen Blättern mitgetheilt wurde, ich sei wegen Majestätbeleidigung angeklagt. Am 29. Oktober brachten dann die „Hamburger Nachrichten" einen Leitartikel, „Der Haß gegen Rußland", der, fast mit den gleichen Worten wie der Aufsatz „Pobedonoszew", auf die außerordentlichen Gefahren hinwies, denen Deutschland durch die englischen, baltischen und jüdischen Russenhetzereien ausgesetzt ist. Einen Augenblick wurden die braven Kulis stutzig, denn „bekanntlich" ist das Hamburger Blatt von der ersten bis zur letzten Zeile vom Fürsten Bismarck geschrieben. Bei einigem Nachdenken werden sie hoffentlich die Wahrheit entdecken: Fürst Bismarck ist der besoldete Hauptoffiziöse der russischen Regirung, er verwaltet die zur Bestechung der Presse aufgebrachten Fonds und von ihm bin auch ich als ein kleineres Russenreptil geworben worden.

* * *

Wäre dergleichen einem Parteimanne passirt, man würde die ruhelosen Schatten der Ohm und Goedsche beschwören und von einem „Bubenstück, ersonnen, um einen Mann zu verderben", sprechen. Ich fasse die Sache wesentlich ruhiger auf und will alle großen Worte vermeiden; wenn man die Lindaus und den Klausner zur Strecke gebracht hat, verlernt man allmählich das Wundern und das Wüthen und läßt von den Stichen der zurück gebliebenen Wanzen höchstens wohlig sich kitzeln. Weil aber diese nur scheinbar persönliche Angelegenheit an einem mustergiltigen Beispiel den schamlosen Terrorismus und die märchenhafte Unwissenheit und Verlogenheit der deutschen Presse zeigt, deshalb hat sie doch eine über den Einzelfall weit hinaus reichende Bedeutung. Es handelt sich hier nämlich um zwei nicht ganz unwichtige Fragen:

1. Ist der Einzelne schutzlos den meuchlerischen Ueberfällen gedungener Zeitungschreiber ausgeliefert?
2. Soll Deutschland durch die Dummheit und Büberei dieser Zeitungschreiber in einen Krieg gegen Frankreich und Rußland gehetzt werden?

Wie die Dinge bei uns liegen, muß die erste Frage bündig mit Ja beantwortet werden. Wer von der freisinnigen Presse, der einzigen, die durch ihre Kapitalkraft den Markt beherrscht, verleumdet wird, der ist einfach machtlos, mag er nun Kunze, Loewel oder sogar Bismarck heißen. Es giebt heute in Deutschland viele Tausende, die ganz ehrlich glauben, Bismarck habe sich rücksichtlos bereichert und sei nun längst durch Senilität und Alkoholismus zerrüttet. Wenn das möglich ist, dem Manne gegenüber, dem die Hohenzollern und nach ihnen die deutschen Bürger zu so unauslöschlichem Danke verpflichtet sind, dann mag man sich einen Begriff davon machen, wie es in diesem Zustande der Vogelfreiheit kleineren und kleinsten Geistern ergehen kann.

Naive Gemüther meinen, es ließe sich durch Berichtigungen etwas erreichen; das ist ein frommer Irrthum. Erstens werden Berichtigungen nur in äußersten Nothfällen aufgenommen und zweitens werden sie auch dann noch so kommentirt, daß die Zeitung immer Recht behält, oder an eine Stelle gesetzt, wo sie unbeachtet bleiben. Im Leitartikel wird z. B. erzählt, Fürst Bismarck habe sofort seine Fänge nach Lothar Buchers Nachlaß ausgestreckt, und es wird daran die Belehrung geknüpft, wie dieser schnöde Gewaltthäter Alles zu unterdrücken verstehe, was endlich einmal die ganze Abscheulichkeit seines Wesens enthüllen könnte. Der Leser liests, der Leser glaubts. Acht Tage später meldet eine kleine Notiz, Buchers Nachlaß werde nicht an Bismarck ausgeliefert werden, die Nachricht sei falsch gewesen, vielleicht aber auch nachträglich erst von den Bismarckoffiziösen für falsch erklärt worden. Ein anderes Beispiel. Vor Jahren brachte der Zar auf den Fürsten von Montenegro einen Toast aus und englische und nach ihnen natürlich auch deutsche Zeitungen meldeten, Alexander III. habe den Fürsten der schwarzen Berge seinen „einzigen" Freund genannt. Großer Lärm, Beschimpfung Deutschlands und so weiter. Darauf brachten russische und französische Blätter den wörtlichen Text des Toastes, und es ergab sich, daß der erste englische Reporter einfach falsch übersetzt hatte: in einem Superlativ der Höflichkeit, den auch die französische Sprache kennt, hatte der Zar ein Wort gebraucht, das auch „einzig" heißen kann, das aber in diesem Falle nur etwa „besonders werth" bedeuten sollte. Trotzdem marschirt seit dieser Zeit der Montenegriner nur als „des Zaren einziger Freund" durch die Presse.

Nein, auf diesem Wege ist absolut nichts zu erreichen. Ich kann

dreißig Berichtigungen versenden und erklären, daß ich nicht pseudonym schreibe, daß ich der evangelischen Kirchengemeinschaft angehöre, daß ich nicht von Rußland bezahlt bin, daß mir von den politischen Redakteuren und Mitarbeitern russischer Blätter kein Einziger bekannt ist, daß ich weder den Kaiser beleidige noch die Ehe breche —: es ist umsonst, Alles umsonst. Mit einem Troß von tausend anonymen Lumpenkerlen kann der Einzelne sich nicht herumbalgen, und — als ich Herrn Otto Arendt schriftlich aufforderte, er solle mit seinem Namen für die albernen Lügen seines Zeilenschreibers eintreten, da schwieg dieser ehrenwerthe Volksvertreter zuerst und stellte sich dann höchst erstaunt an. Unter fünfhundert Preßbuben findet man noch keinen einzigen Mann.

Paul de Lagarde, dessen Geist nur in vereinzelten Konservativen von der Art des Pastors von Bodelschwingh noch fortlebt, hat diesen Zustand früh erkannt, als er schrieb: „Denke man sich einen Artikel über den Feldmarschall Moltke wie den Folgenden: ‚Hellmuth von Moltke, 1800 zu Parchim geboren, gab, so lange er in der Wiege lag, nicht selten Veranlassung, über seine Unsauberkeit zu klagen, trat als Jüngling in dänische, danach in preußische Kriegsdienste, wurde nach der Türkei beurlaubt, lebte eine Zeit lang als Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen in Rom, und wurde schließlich an die Spitze des preußischen Generalstabes berufen. Während zweier großer Kriege gelang es ihm nur selten, ins Feuer zu kommen: in der Schützenlinie ist er in diesen Kriegen nur einmal gewesen. Er besitzt jetzt das Rittergut Creisau, woselbst er einen Theil des Jahres sich aufhält.‘ So himmelschreiend lügenhafte Mittheilungen, wie dieser nur wahre Thatsachen enthaltende Artikel werden Tag aus, Tag ein zu Tausenden in Deutschland gedruckt und gelesen. Und da soll der Zorn Gottes nicht auf dem Volke ruhen, welches zu schlaff ist, alle die Wahrheit auf diese Weise heiligenden Buben aller Parteien und Regirungen in den Senkgruben zu ersäufen?“

Natürlich giebt es unter den Zeitungschreibern auch ganz ehrenwerthe Leute; aber sie sind unfrei, sind eben Kulis und müssen, um ihr Bischen Brot zu behalten, jedem Wink der Partei, des Verlegers, des Annoncenpächters oder der Börseninteressenten unterthänigst sich fügen; sie dürfen nichts gegen den Tafelschwätzer Träger sagen, denn Träger ist freisinnig; nichts gegen Gerson, denn Gerson giebt große Inserate; nichts gegen Ronacher, denn der Chefredakteur braucht

zur Beschwichtigung seiner Gläubiger viele Freibillets; nichts für die Bodenreform, denn der Verleger spekulirt in Grundstücken. Es ist bei allen Parteien, bis tief in die Reihen der Sozialdemokraten hinein, die selbe Geschichte, und wenn man mit Journalisten beim Bier sitzt, kann man sie stöhnen hören. Aber was sollen sie machen? Wenn sie wider den Stachel löcken, fliegen sie auf die Straße. Deshalb faßt mich aufrichtiges Mitleid, wenn ich die armen Kerle keuchen und aus den Tintenfingern eine Lüge nach der andern saugen sehe, und ich nehme es ihnen gar nicht übel, wenn sie auf mich schimpfen und doch die „Zukunft" kräftig plündern. Man kann nicht Jahre lang Prostitution treiben und dabei doch ein Gefühl für Anstand und Recht bewahren.

Wie fast alle Erscheinungen dieser Welt, wurzelt auch diese in ökonomischen Verhältnissen. Die deutschen Zeitungsschreiber werden jämmerlich bezahlt, so jämmerlich, daß die Berliner Vertreter der größten deutschen Blätter gezwungen sind, nebenbei noch für so und so viele ausländische Journale zu schreiben und zu telegraphiren. Bei solchem Roboten kann natürlich von einer Ergänzung des Wissens, von ernsthafter Lecture und von tiefer dringenden Studien nicht die Rede sein. Wenn das „Berliner Tageblatt" alle Mitarbeiter so gut bezahlte wie seinen Eugen Wolff, dann könnte es wirklich die „große deutsche Zeitung" sein, für die es sich in den Quartalsinseraten ausgiebt. Denn Herr Eugen Wolff, ich habe es in Westafrika oft genug von unseren Kolonialleuten gehört, ist thatsächlich der einzige deutsche Berichterstatter, der die afrikanischen Verhältnisse kennt und übersieht, — und natürlich wird er deshalb auch als ein Offiziöser Wissmanns verschrieen. Es passirt so selten, daß in der deutschen Presse jemand über Dinge schreibt, die er auch nur einigermaßen kennt, daß die geschätzten Kollegen solche Wissenschaft überhaupt nur aus dunkeln Reptilienfonds abzuleiten vermögen.

* * *

Das ist der Fall Pobedonoszew. Als der „Hamburgische Correspondent" am 31. Oktober meine Berichtigung, übrigens in leidlich loyaler Form, kommentirte, da erklärte er, ich könne ja den Artikel über Pobedonoszew selbst nicht geschrieben haben und folglich auch nicht persönlich beleidigt sein. Darauf antworte ich hiermit: Ich habe den

Artikel geschrieben und ich habe außer gelegentlichen Aeußerungen des Fürsten Bismarck dazu nur die Werke von Mackenzie-Wallace, Leroy-Beaulieu, Cyon und Vogué benützt — ernste und gründliche Studien über die politischen und sozialen Zustände des Zarenreiches, von denen der deutsche Durchschnittjournalist selbstverständlich keine Ahnung hat. Daß diese Werke über Rußland anders urtheilen als die englischen Blätter, deren Telegramme und Leitartikel für die deutschen Redaktionen maßgebend sind, das spricht doch sicherlich nicht gegen ihren wissenschaftlichen Werth. Die Engländer haben ganz Recht, wenn sie ihren Feldzug gegen Rußland, das ihnen im Orient doch eines Tages die Herrschaft bestreiten wird, durch die Presse und durch die Börse ausfechten lassen; und die Rothschilds handeln sehr ehrenwerth, wenn sie im Interesse ihrer Glaubensgenossen das Zarenreich, das nicht religiösen, sondern wirthschaftlichen Antisemitismus treibt, auszuhungern versuchen. Wir Deutschen aber wären politische Kinder, wenn wir die berechtigten Antipathien der Briten uns aneignen und durch die tendenziösen Unwahrheiten, die von London aus über Rußland verbreitet werden, uns in einen Krieg hetzen lassen wollten, dessen Folgen auch im glücklichsten Falle unabsehbar wären. Ich kann auch hierfür Lagarde zitiren, der ein Slavenfeind war und der dennoch schrieb: „Ist der Kampf da, so ist er für uns gefährlich, auch wenn er von unserem Feinde ohne Bundesgenossen unternommen wird. Denn Rußland hat Menschen im Ueberflusse, und wenn seine Heere nicht zu schlecht geführt werden, was zu erwarten wir keinen Grund haben, kann es durch seine leichten Reiter das östliche Deutschland so überschwemmen, daß nur eine Art sizilianischer Vesper, zu der den Deutschen die Neigung fehlt, uns von diesen Heuschrecken würde befreien können. Im Falle wir unterliegen, würde das Mündungsgebiet der Weichsel, des Pregels und des Niemens uns verloren gehen. Wie wir, falls der Krieg nicht bald beginnt, Rußland angreifen wollen, ist schwer zu sagen. Des ersten Napoleon Schicksal wird kaum jemand locken, auf Moskau zu ziehen, und ein wünschenswerther Siegespreis ist nirgends zu entdecken, wenn Polen, moskowitisch gemacht, mit dem bekannten Fanatismus der Renegaten der neu erkorenen, von hundert Millionen hoch gehaltenen Fahne folgt: wir können jederzeit Polen, aber schwer zu Russen gewordene Polen germanisiren.“ Das ist 1875 geschrieben, lange

bevor Rußland, das damals noch die Adlerbergs regirten, sich auf seine nationale Sendung besann, lange bevor an ein franco-russisches Bündniß zu denken war.

Ein fürchterliches Geschimpfe hat sich erhoben, weil ich hier gesagt habe, wir müssen die russischen Zustände als die einer fremden Civilisation betrachten. „Was?" brüllten die entrüsteten Kulis, „der Barbarenstaat eine Civilisation? Nur ein Söldling Rußlands kann so reden." Das macht sich in Leitartikeln ja recht hübsch, nur muß man es eben nicht ernst nehmen. Barbaren waren für die erschöpften Römer die Germanen, für die Leute des zweiten französischen Kaiserreiches die Pendulen stehlenden Prussiens. Ueber den Grad einer Civilisation entscheidet heute die soziale Gesetzgebung eines Landes; und es sollte uns doch etwas nachdenklich stimmen, daß in Rußland, noch ehe in Berlin die Arbeiterschutzkonferenz zusammentrat, ein Gesetz verkündet war, nach dem die Beschäftigung von Kindern unter zwölf Jahren in den Fabriken absolut verboten und für männliche und weibliche Industriearbeiter unter sechzehn Jahren ein sechsstündiger Maximalarbeittag festgesetzt worden war. Ueber die sanitäre Gesetzgebung Rußlands hat Herr Virchow uns dankenswerthe Aufschlüsse gegeben, und aus jedem ernsthaften Geschichtwerk kann man lernen, was seit zwanzig Jahren im Zarenreich für die Selbstverwaltung, für die Reform der Justiz, der Schulen und des Heeres geschehen ist. Daß die russischen Finanzen schlecht stehen, glaube ich gern; sein Geld aber, das behaupte ich bis zum Gegenbeweis, hat noch Niemand an Rußland verloren, und ein Staat, der nach so schweren Heimsuchungen noch die Kraft und den Muth hat, von der größten internationalen Geldmacht, dem jüdischen Großkapital, sich zu emanzipiren, ein solcher Staat ist noch lange nicht am Rande des Abgrundes angelangt. Nicht das armselige Häuflein der Nihilisten, fünftausend höchstens unter hundert Millionen, bedeutet für Rußland eine Gefahr, sondern die unkluge und gewissenlose Vernachlässigung der landwirthschaftlichen Reformarbeit. In der schwarzen Erde des Russenreiches schlummern Schätze, und dann nur wird das Volk, das heute noch Mann für Mann hinter dem Zaren steht, von der Autokratie ungeduldig sich abwenden, wenn diese nicht, gegen die Indolenz und Korruption des Beamtenthums, den unfruchtbar ruhenden Reichthum zu heben versteht.

Wer anderer Meinung ist, und seine Meinung auch zu begründen vermag, der soll hier willkommen sein, gleichviel, ob er zum Heerbann der Kreuzzeitung oder der Nihilisten gehört. Wer meine Absichten verdächtigen will, der trete mit seinem Namen hervor, und ich werde ihm die Antwort nicht schuldig bleiben. Mit anonymem Lumpengesindel mich herumzuschlagen, dazu habe ich keine Lust und keine Zeit. Als ich vor zwei Jahren im Kampfe gegen den Wicht Paul Lindau an die Seite einer mit dem Hungerboykott bedrohten Frau trat, die sich seitdem still und ehrlich durch — unpolitische — Arbeit ernährt, da wußte ich ganz genau, daß man versuchen würde, mit den unsaubersten Mitteln meine Existenz zu vernichten und meinen Namen zu beflecken. Herr Arthur Levysohn sagt es noch heute jedem, der es hören will, daß ich „als prädestinirter Nachfolger Lindaus mein Glück verscherzt habe." Dieses Glück aber und diese Nachfolge lockten mich nicht, denn gerade an Herrn Levysohn sah ich, wohin ein ursprünglich starkes journalistisches Talent gelangt, wenn eines Mosses Hand Jahre lang schwer auf ihm ruht. Ich habe alle Brücken hinter mir verbrannt und werde versuchen, ob in Deutschland ein Blatt bestehen kann, das nicht der Börse und nicht der Partei, nicht den Inserenten und nicht den spekulativen Wünschen eines Verlegers dient, sondern den wahren Interessen des deutschen Volkes und der gebildeten und zu bildenden Menschheit. In diesem Bemühen, dessen Erfolg heute bereits gesichert ist, wird mich keine munkelnde Verleumdung stören und es wird mir gleichgiltig sein, ob die Leute mit der schmutzigen Wäsche sagen, ich sei ein bismärckisches oder ein kaiserlich russisches Reptil.

Die kriegslustigen Gelehrten des „Kleinen Journals", die hoffentlich zur Ersatzreserve zweiter Klasse gehören, meinen, es sei alles „verwegene Reklame" und der Herausgeber der „Zukunft" wolle nur um jeden Preis „von sich reden machen". Ich vermuthe, daß den Herren die Herkunft des Wortes „Reklame" nicht bekannt ist, sonst wären sie vielleicht vorsichtiger gewesen. Balzac erzählt: „Im Jahre 1821 waren die Zeitungen Herren über Leben und Tod der geistigen Schöpfungen und der buchhändlerischen Unternehmungen. Eine Erwähnung von wenigen Zeilen unter den vermischten Nachrichten wurde entsetzlich theuer bezahlt. In den Redaktionen und auf dem Schlachtfelde selbst, in der Druckerei, wo am Abend das Schließen der

Form über die Aufnahme dieses oder jenes Artikels entschied, bestand die Einrichtung, daß die großen Verleger sich eigens einen Literaten hielten, der solche Erwähnungen zu redigiren und in wenigen Worten viel zu sagen wußte. Diese unbekannten Journalisten, die erst bezahlt wurden, wenn der Artikel erschienen war, blieben häufig die ganze Nacht in der Druckerei, um die Aufnahme der größeren Artikel, für die, Gott weiß durch welche Mittel, eine Stelle gewonnen war, oder jener kleinen Anzeigen zu überwachen, die seitdem, weil man ihre Aufnahme reklamirte, den Namen réclames erhielten."

Wie dieses System in siebenzig langen Jahren aus den Kinderschuhen herausgetreten ist, wie es auf alle industriellen und kaufmännischen Unternehmungen sich erstreckt hat, das braucht man einem Menschen mit offenen Augen nicht erst ausführlich zu schildern. Wenn die Patrioten aus der Jerusalemerstraße in diesen Blättern jemals die Spuren solches merkantilen Unfugs finden, dann mögen sie, so laut sie nur können, über Reklame schreien. Einstweilen, denke ich, haben sie noch vor der eigenen Thüre recht gründlich zu kehren.

Für diese Wochenschrift ist noch mit keiner Zeile Reklame gemacht worden und keine Zeitung kann sich rühmen, von hier aus, wie es sonst Unsitte ist, einen „Waschzettel" oder eine „Bitte um geneigte Besprechung" erhalten zu haben. Das ärgert die Sippschaft, die sich eingebildet hatte, das deutsche Volk sei schon so heruntergekommen, daß es sich seine Meinung von den Zeitungsklaven vorgekaut in den Mund spucken lassen müsse. Maximilian Harden.

Status und contractus.

Eine sozialpolitische Betrachtung.

Der ausgezeichnete Rechtshistoriker Sir Henry Sumner Maine hat den Gegensatz zwischen der mittelalterlichen und modernen Gesellschaftordnung in die Worte status und contractus zusammengefaßt.

Die mittelalterliche Gesellschaft war eine Hierarchie von besser und minder Berechtigten, allesammt miteinander verbunden durch Abhängigkeit und Treue. Es gab Adlige, Freie und Unfreie, und innerhalb eines jeden dieser Stände eine Fülle von Unterarten des Stands. Ein jeder Stand hatte seine Ehre und sein Recht, und zwar ein Recht, das auch die wirthschaftlichen Verhältnisse seiner Angehörigen bestimmte. Denn das ganze Leben des Einzelnen war innerhalb der Grenzen, die seinem Stande gezogen waren, gebunden. Alles, was der Einzelne galt, war, hatte, haben und werden konnte, war bestimmt durch den Stand, dem er angehörte. Die Folge war: Da der Stand für die öffentlichen wie die privaten Lebensansprüche des Einzelnen maßgebend war, richtete sich das Streben der Einzelnen auf die Besserung der Ehre und des Rechtes des Standes. Und die Besserberechtigten? Die Verfolgung der wirthschaftlichen Interessen des Tages führte sie dazu, die steigenden Ansprüche der Minderberechtigten Schritt für Schritt anzuerkennen, während die nach Schrankenlosigkeit strebenden Träger der Staatsgewalt, in dem Verlangen, die ihr gefährlichen Besserberechtigten zu vernichten, sich mit den Aufstrebenden sogar häufig verbanden. So getragen von der wirthschaftlichen Entwickelung und geführt von der entstehenden modernen Fürstengewalt trat die Gleichberechtigung aller der selben Souveränetät Unterworfenen an die Stelle des gothischen Bauwerks der Standesvorrechte. Die Gleichberechtigung aller Staatsangehörigen — dies hieß: die gegenseitige Abhängigkeit und Treue — waren als das rechtliche Band, das die Gesellschaftordnung zusammenhielt, beseitigt; denn unter

Gleichberechtigten werden die Einzelnen durch keine anderen Verpflichtungen mit einander verbunden, als durch solche, welche sie freiwillig auf sich nehmen. An die Stelle des status ist der contractus getreten.

Diese Entwickelung ist allen modernen Kulturstaaten gemein. Sie bedeutet für jedes Land den Ausgang des Mittelalters und den Beginn der Neuzeit. Auch in Deutschland war die wirthschaftliche Entwickelung im 15. Jahrhundert so weit, daß in gleicher Weise wie in anderen Ländern, z. B. in England, im 16. Jahrhundert der contractus die Stelle des status hätte einnehmen können. Allein der Umschwung, der seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts im Welthandel eintrat, warf die wirthschaftliche Entwickelung in Deutschland zurück; die Besserberechtigten suchten die emporstrebenden Bauern aufs Neue zu knechten. Und die Reichsgewalt? Man sagt, der Kanzler Granvella habe Karl V. gerathen, sich auf die Seite der die Stärkung von Kaiser und Reich verlangenden Bauern zu stellen. Allein Karl V. auf Seite der Bauern! Statt dessen kam es zu jenem Heilmittel, das Fürst Bismarck nach einer der vielen über seinen Abschied umlaufenden Versionen 1889 dem Kaiser angerathen haben soll. Man schlug die Bauern tot. Und wie nachdrücklich das Mittel zur Anwendung kam, zeigt das Schreiben des Markgrafen Georg von Brandenburg an seinen Bruder Casimir: „Sollten die Bauern alle erstochen werden, wo nähmen wir andere Bauern, die uns nähren; deshalb ist wohl von Nöthen, weislich in der Sache umgehen." Wirklich waren die auf den weißen Schrecken der Niederwerfung des Bauernaufstandes folgenden Jahre solche großer Theuerung. Es fehlte an Händen, um zu säen und zu ernten. Aber das war das Wenigste. Nichts giebt es, so schreibt Sebastian Münster um die Mitte des 16. Jahrhunderts von den Bauern, was man diesen nicht zumuthet, nichts Zugemuthetes, was dieses ärmste Volk zu verweigern wagen würde. Nicht viel Besseres aber widerfährt dem Bürger von dem siegreichen Junker. Hören wir den drastischen Dialog zwischen Edelmann, Bürger, Bauer und Doktor, den ein Anonymus des 17. Jahrhunderts verfaßt hat. Es ist die Rede davon, daß dem verschuldeten Edelmann und den Seinigen „an gutem Essen, Trinken und schönen Kleidern" kein Mangel entstehen dürfe, auch wenn der Gläubiger „wegen vorenthaltener schuldiger Bezahlung an den Klauen saugen, zerrissen, zerlumpt, in Spott und Schande umherziehen müsse". Da fragt der Bauer, ob dem Edelmann, „wenn er seinen Stand ändern und aus sich einen Freiherrn und Grafen machen ließe, alsdann doppelt oder dreifach mehr gebühre." Der Doktor erklärt dies für richtig, „denn der Schuldner muß haben und behalten, was zu seinem Stand gehört; hat er an vier Pferden vor die Kutschen nicht genug, lasse er sechs ein-

spannen". Bauer: „Wenn aber nur der Stand, nicht das Einkommen größer werden?" Doktor: „Hat nichts zu bedeuten; die Erhaltung des Standes geht allen Schulden vor". Bürger: „Dagegen werden ehrliche Leut, so das Ihrige so treulich hergeliehen, zu Bettler gemacht, und dies solle die Billigkeit sein?" u. s. f. So ist denn der status wieder das ausschließlich Herrschende geworden; vom Contractus ist noch weit weniger wie zweihundert Jahre früher die Rede. Das deutsche Volk aber, dem die Verjüngung mit neuer Lebenskraft, welche das gesetzmäßige Aufsteigen der Gesellschafts-Klassen mit sich bringt, mit Gewalt versagt war, versiechte im Innern wie nach Außen. In Politik wie Kultur wurde es von den westlichen Nationen weit überflügelt. Es ist die unerfreulichste Periode deutscher Geschichte, und erst dann beginnt ein neues Aufsteigen, nachdem die von der Reichsgewalt nahezu unabhängig gewordenen Territorialherren nun ihrerseits innerhalb ihrer Territorien die selbe Politik wie früher die englischen und französischen Könige aufnahmen und unter Beseitigung der Vorrechte der Privilegirten durch Emanzipation von Bürger und Bauer auch in Deutschland den contractus an die Stelle des status setzten.

So sind wir erst recht spät in Deutschland zur Anerkennung der Gleichberechtigung gekommen. Vielleicht erklärt sich daraus, daß sie bei uns nur erst zu Recht besteht, während das Gemüth der oberen Klassen gegen die praktische Verwirklichung dieses Rechts noch hartnäckig Widerstand leistet. Denn was heißt Gleichberechtigung? Was heißt Herrschaft von contractus an Stelle von status?

Die Worte haben eine politische, eine rechtliche, eine soziale Bedeutung. Politisch heißen sie einmal gleiches Recht, — dies aber heißt nicht blos das Recht aller Staatsbürger zur Theilnahme an Gesetzgebung und Verwaltung, sondern auch, daß Niemand dem Anderen zu weiterem rechtlich verpflichtet ist, als wozu er selbst sich vertragsmäßig bindet, und daß für den Inhalt der Verträge, durch die er sich bindet, rechtlich nichts anderes als sein freier Wille maßgebend sei. Somit heißt Gleichberechtigung aber auch zweitens gleiches Recht in wirthschaftlicher und kultureller Beziehung. Alle Ansprüche auf Theilnahme an wirthschaftlichen und idealen Gütern der Nation sind berechtigt, die ich mir nach Lage der Marktverhältnisse kontraktmäßig zu sichern im Stande bin, ohne die gleiche Rechtssphäre eines Andern zu verletzen.

Nun weiß heute Jeder, daß diese Gleichberechtigung allein noch Niemand auch nur so viel sichert, als er braucht, um nicht Hungers zu sterben, und wir werden hierauf zurückkommen. Allein wir protestiren dagegen, daß dieser Einwand von denen geltend gemacht werde, welche in

Wirklichkeit an der Gleichberechtigung nur ausſetzen, daß ſie ihnen Manches nimmt, was ſie bisher als Vorrecht beſeſſen haben.

Da iſt das allgemeine Stimmrecht. Wir beſitzen es jetzt ſeit fünfundzwanzig Jahren in Bund und Reich. Allein haben wir die politiſche Gleichberechtigung aller Staatsbürger etwa innerlich anerkannt? Warum weigern wir uns denn ſo hartnäckig, ſie unſerem Landtagswahlrecht zu Grund zu legen? Trotzdem iſt kein Zweifel, daß die wirthſchaftliche Entwickelung es unentbehrlich macht, heute auch den Unterſten Einfluß auf Geſetzgebung und Verwaltung zu geben. Hat ſie, — um von Frankreich zu ſchweigen, — doch ſelbſt im ehemals ariſtokratiſchen England zum Erlaß von Wahlgeſetzen geführt, deren Wahlrecht dem allgemeinen Stimmrecht nahezu gleichkommt; hat doch die holländiſche Regierung ſich ſoeben genöthigt geſehen, eine auf das allgemeine Stimmrecht baſirte Reformvorlage in ihrem Parlament einzubringen; ja ſelbſt in der Hochburg des Cenſus, in Belgien, ſieht es aus, als könne man dem Druck der Verhältniſſe nicht länger widerſtehen. Und angeſichts ſolcher Zeichen der Zeit, die ſelbſt dem Stumpfeſten Logik der Geſchichte einpauken könnten, erörtern unſere Zeitungen offen die Wiederbeſeitigung des beſtehenden Reichstagswahlrechts! Woher aber die Unzufriedenheit mit dieſem Recht? Etwa, weil politiſche Gleichberechtigung nicht im Stande iſt, die Lage der unteren Klaſſen zu heben, — oder weil ſie den Fortbeſtand unſerer Kornzölle gefährdet und wirkſame Arbeiterſchutzgeſetze zu ſchaffen im Stande iſt? Unſer Unglück iſt, daß unſer Reichstagswahlrecht unter demſelben Fluche leidet, der die wohlthätigen Wirkungen eines großen Theils der während der letzten fünfundzwanzig Jahre erlaſſenen Geſetze vereitelt: es wurde erlaſſen, nicht, weil man ſeine Prinzipien für gut hielt, ſondern, weil man es unter den gegebenen Verhältniſſen für geeignet hielt, eben dieſe Prinzipien zu vernichten. Nicht deshalb wurde das allgemeine Stimmrecht eingeführt, um dem Bedürfniß der breiten Schichten des Volkes nach Freiheit und Selbſtbeſtimmung entgegenzukommen, ſondern weil die Bildungsſtufe des Volkes in vielen Gegenden Deutſchlands noch ſo tief war, daß man hoffen konnte, mittelſt ſeiner Stimmen, die man beherrſchte, die Herrſchaft der liberalen Partei zu brechen. Und nun kommt die Strafe für die frühere Unwahrhaftigkeit. Das Volk ſchickt ſich an, nicht mehr für die zu ſtimmen, welche die Klaſſenintereſſen der früher Bevorrechteten einſeitig verfolgen. Und da beginnen wir, gegen die politiſche Gleichberechtigung zu eifern, nicht weil das Volk ſeine Lage durch ſie nicht beſſern kann, ſondern, weil es ſie mehr zu beſſern droht, als uns lieb iſt!

Nicht als ob wir das allgemeine Stimmrecht für eine an ſich geiſtreiche Methode hielten, die beſte Geſetzgebung ausfindig zu machen, obwohl

wir, abgesehen vielleicht vom Proportionalwahlrecht, auf der Entwickelungsstufe, auf der wir angelangt sind, keine bessere kennen. Allein es wohnt dem Stimmrecht die geheimnißvolle Kraft inne, die Regierenden zu zwingen, sich um diejenigen zu kümmern, die ihre Stimme in die Wagschale werfen, und auf diese Weise führt es auf die Dauer nothgedrungen zur Theilnahme der Massen an den sittlichen und geistigen Gütern der Nation. Bevor 1867 das Wahlrecht den englischen Arbeitern zu Theil wurde, hatte die Reform keinen heftigeren Gegner als Robert Lowe, den kürzlich verstorbenen Lord Sherbrook. Als aber die Reform trotz seines Widerstandes Gesetz geworden, rief er trotzig: Laßt uns unsere Herren nun erziehen! Und mit welchem Erfolge die oberen Klassen Englands diese ihre Aufgabe ergriffen, zeigt — ein in diesem Punkt unverdächtiges Zeugniß — der Bericht der Abgesandten des Centralverbandes deutscher Industrieller über ihre Reise nach England, den das Berliner Volksblatt s. Z. per nefas veröffentlicht hat. Mit Staunen wird da erzählt, wie bei Dr. Spence Watson Arbeiter Besuche machten, die über die neuesten Erscheinungen auf allen Gebieten der Literatur und Wissenschaft unterrichtet seien und treffend urtheilten. Allein freilich, eine solche Entwickelung setzt obere Klassen voraus, die, um zu herrschen, sich bemühen, zu überzeugen. Das aber ist der Fluch unseres zusammenregirten und zusammenkommandirten Landes, daß wir den Kadaver-Gehorsam der Jesuiten dem vorziehen, der aus der Erkenntniß der Gehorchenden fließt. Und so zeigt sich bei uns abermals die Wirkung der Unwahrhaftigkeit, von der wir bei der Einführung des allgemeinen Stimmrechts ausgingen. Wir hatten es ja nicht eingeführt, um die Massen zu heben, sondern um die Freiheit desto besser zu knechten! Wir erinnern uns eines kulturkämpferischen Magnaten, der sich rühmte, einen altkatholischen Geistlichen durch Abonniren auf eine größere Anzahl Exemplare des von ihm herausgegebenen religiösen Agitationsblattes veranlaßt zu haben, auf die Verbreitung des Blattes unter seinen Arbeitern zu verzichten! Wir kennen einen jüdischen Großindustriellen, der, wie er sagt, noch heute der katholischen Geistlichkeit seines Bezirks jedwede für fromme Zwecke erbetene Summe zur Verfügung stellt, damit sie seine Arbeiter vor dem Gift des Selbstdenkens bewahre! Das aber sind keine vereinzelten Fälle. Mit dem Anspruch auf überlegene Weisheit wird fortwährend gepredigt, daß es zweierlei Weltanschauung geben müsse, eine wissenschaftliche für die Gebildeten und eine autoritäre für die Massen. Und dem entsprechend kümmern wir uns um die Fortbildung der erwachsenen Arbeiter nur, um sie in den uns bequemen Vorstellungen zu erhalten. Wir verbreiten Schriften und Traktätchen, die mehr der Verstimpelung als der Bildung zu dienen geeignet sind. Kein Wunder, daß

die Arbeiter von einer Lehre sich abwenden, die nicht von der Ueberzeugung der Lehrenden getragen ist; daß dagegen die Norddeutsche Allgemeine Zeitung mit unberechtigt angefochtenem Nachdruck auf die merkwürdige Einheit der Gesinnung verwies, die als das Bindemittel aller Schichten, vom Arbeiter bis zum Magnaten, auf dem Mainzer Katholikentage hervorgetreten sei; daß wir dem engen Zusammenhalten der sozialdemokratischen Partei nichts anderes als Neid und Schrecken entgegenzustellen haben! Denn sowohl die Katholiken als auch die Sozialdemokraten bemühen sich ehrlich, in ihrer Weise, um die Bildung ihrer Parteigenossen. Was immer die Mängel ihrer Lehren sein mögen, sie haben den Vorzug, daß ihre Lehrer das Beste geben, was sie haben. Nur der Ueberzeugte kann Ueberzeugung hervorrufen. So lange wir dagegen, in rudimentären Statusgefühlen befangen, den Massen die Berechtigung zur Theilnahme an dem, was wir für das Höchste halten, mit der oft widerlegten Behauptung verweigern, daß sie dazu unfähig seien, werden weder Kriegervereine, noch selbst die Beseitigung des allgemeinen Stimmrechts, — wenn sie wirklich Jemand wagen wollte, — eine glückliche soziale und politische Entwickelung unseres Volkes zu gewährleisten im Stande sein.

Nicht anders aber steht es mit unserer innerren Anerkennung der Gleichberechtigung auf wirthschaftlichem Gebiete. Die Belege sind hier so zahlreich, daß es schwer fällt, die Auswahl zu treffen. Am naivsten tritt hier das Statusgefühl hervor, wenn Personen, deren ganzes Leben in keiner Weise ihre Existenzberechtigung darthut, bei Gelagen von einer Ueppigkeit, wie sie ihre Väter nicht geahnt hatten, über die steigenden Ansprüche der arbeitenden Klassen klagen, die heute nach Fleischkost oder gar statt nach Dünnbier nach Doppelbier verlangen. Allein weit ernster tritt es hervor, wo die Festsetzung der Arbeitbedingungen in Frage steht. Daß die bloße rechtliche Freiheit und Gleichheit beim Abschluß des Arbeitvertrags den vereinzelten Arbeitern keine Besserung ihrer Lage zu bringen vermag, ist heute sattsam bekannt. Allein bitter rächt es sich, daß die Sozialisten nun einfach die Freiheit des Arbeitvertrages verwarfen und, statt nach Schaffung der Bedingungen, welche die rechtliche Freiheit zu einer wirklichen machen, nach Einmischung des Staats nicht blos in die sittlichen, sondern auch in die wirthschaftlichen Bedingungen des Arbeitvertrages verlangten. Dies hätte ihrerseits noch einen Sinn, wenn die Staatsgewalt sich in ihren Händen befände. Nur zu willig aber haben in einem bureaukratisch regierten Staate, dessen Beamtenthum in den Status-Vorstellungen der Kapitalistenklasse befangen ist, die Herrschenden diesen Ruf aufgenommen. Mit Geschick hat man die Versicherunggesetzgebung so zu gestalten gewußt, daß Organisationen zur Verwirklichung der

gesetzlich anerkannten Freiheit und Gleichheit beim Abschluß des Arbeitvertrages der Anlehnung an freie Hilfskassen entbehren müssen und somit nur möglichst schwer sich entwickeln können. Eine nationalökonomische Doctrin, die sich ethisch nennt, plädirt für Festsetzung der Arbeitbedingungen nach dem Maße dessen, was jenem Beamtenthum als dem status der Arbeiter gebührend erscheint. Eine neue Fesselung des Arbeiters an den einzelnen Arbeitgeber will man herbeiführen in der Industrie mittelst Wohlfahrtseinrichtungen und Gewinnbetheiligung, in der Landwirthschaft mittelst Ausbildung des sogar von den Wortführern jener Doktrin früher lebhaft verurtheilten Instituts der Inst- oder Dienstleute. Und aus der Rumpelkammer des preußischen Polizeistaats scheint diese auch „historisch" sich nennende Schule den neuesten Gedanken gezogen zu haben, wonach Fachvereine der Arbeiter anerkannt werden sollen, wenn sie sich verpflichten, 1. erst dann zu Arbeiteinstellungen zu schreiten, wenn sie die neuen Gewerbegerichte als Einigungämter angerufen haben, und 2. den Polizeiorganen jederzeit Einsicht in ihre Bücher und Zutritt zu ihren Berathungen gestatten. Die erstere Bedingung wäre, selbst wenn jene Gewerbegerichte als Einigungämter nicht so völlig unbrauchbar wären, wohl geeignet, dem ganzen Einigungverfahren für immer jede Zukunft zu nehmen. Die zweite erscheint als eine Reminiscenz aus der Zeit, da der preußische Staat durch ähnliche Bestimmungen die Zünfte des 18. Jahrhunderts des letzten Schimmers von Selbständigkeit und Handlungfreiheit beraubte. Allein der Historismus jener Schule, aus deren Ideenschatz dieses Projekt hervorgegangen ist, übersieht den Unterschied zwischen einer absterbenden und einer neu aufsteigenden Klasse. Den Zünften des 18. Jahrhunderts konnte man solche Bedingungen zumuthen. Sie waren ohnedies am Verenden und wären ohne den Staat, der sie schützte, überhaupt nichts gewesen. Die Arbeiterorganisationen aber haben ohne und gegen die Anerkennung des Staates bestanden. Sie haben gezeigt, daß sie sich ohne sie behelfen können. Bei allen Vortheilen, welche ihnen die staatliche Anerkennung bringen würde, sind nicht sie es, die dieser zu ihrer Existenz bedürfen, sondern der Staat ist es, dessen gedeihliche Zukunft erheischt, daß die neu aufsteigenden Klassen sich mit ihm befreunden. Dies kann aber nicht geschehen, indem die bestehende Ordnung ihren Lebensbedingungen Gewalt anthut, sondern nur, indem sie den Organisationen der Arbeiter den selben Spielraum zur legitimen Geltendmachung von deren Interessen gewährt wie den Organisationen der übrigen Klassen.

So sind denn rudimentäre Status-Vorstellungen heute das Haupthinderniß einer glücklichen sozialpolitischen Entwicklung in Deutschland, — einerlei ob sie in dem Verlangen nach Kanonen gegen die Arbeiter sich

äußern, oder ob sie seiner — „ethisch" und „historisch" — die Erreichung der legitimen Ziele der Arbeiterbewegung zu vereiteln suchen. Es ist aber nicht ethisch, zu proklamiren, daß in unserer Wirthschaftordnung es zuletzt überall die größere persönliche Leistungfähigkeit sei, die zu den höheren Stellungen, an die Spitze der Unternehmungen führe, und die Arbeiter auf das Maß des ihnen nach ihrem Status Zukommenden zu verweisen, und es ist nicht historisch, die Zukunft des deutschen Reiches in den Klassen zu sehen, die in der Vergangenheit den preußischen Staat angeblich gemacht haben. Wohl aber ist es Beides, das Streben der neu aufsteigenden Klassen nach einem Dasein, das ihnen eine sittliche Existenz als Mensch und eine wachsende Theilnahme an der Kultur ermöglicht, zu erleichtern und so aus diesem Jungbrunnen dem deutschen Reiche die Kräfte zuzuführen, deren Grünen und Gedeihen ihm für die Zukunft dauerndes Leben verspricht. Der einzige Weg dazu aber ist, daß wir zunächst die Grundlage unserer heutigen Gesellschaftordnung, den contractus, in der Weise anerkennen, daß wir alle Bedingungen schaffen, die nöthig sind, um ihn zur Wahrheit zu machen. Daß dies das letzte Stadium der Entwickelung sein werde, schließt schon der Begriff der Entwickelung aus. Allein für das, was spätere Jahrhunderte nöthig machen werden, haben wir heute nicht zu sorgen. Und einerlei, was dies sein mag, die Entwickelung wird um so gesetzlicher und daher um so segensreicher sein, je wahrhaftiger, aufrichtiger, hinterhaltloser wir werden in der Durchführung der Prinzipien, auf denen heute unser gesammtes gesellschaftliches Dasein beruht.

* * *

Nochmals die ethische Kultur.

Die Moral war im vorigen Jahrhundert eine wichtige Sache; hatte doch der erste echte philosophische Realist, John Locke, erklärt: „Die Moral ist die eigentliche Wissenschaft und Sache der Menschheit überhaupt.“ Die „moralischen Betrachtungen“ bilden einen beträchtlichen Theil der Literatur des vorigen Jahrhunderts; der alte Kant erzählt als Erfahrung seines Lebens: „Unter allem Raisonniren ist keines, was mehr . . . eine gewisse Lebhaftigkeit in die Gesellschaft bringt, als das über den sittlichen Werth dieser oder jener Handlung.“ Schiller war sogar so kühn, den Hauptzweck der Schaubühne darin zu sehen, daß sie eine „moralische Anstalt“ sei.

Wir haben es auch darin herrlich weit gebracht. „Die Moral steht nicht auf der Tagesordnung“, „mit Moral baut man keine Eisenbahnen“, das sind die Losungworte aus der Zeit und der Atmosphäre der Aktiengesellschaften. Aber sogar ein Psycholog und Philosoph, Herr Hugo Münsterberg hat es naiv ausgesprochen:*) „Wir wollen nicht tugendhaft, sondern tüchtig sein; ja die Tugendseligkeit der urgroßväterlichen Generation berührt uns geradezu frembartig.“ Dieser ahnungslose Engel erkannte nicht, daß Tüchtigkeit auch eine Tugend, ja daß es, nach der deutschen Etymologie eben so wie „Tugend“ von „Taugen“ herkommend, die zur bleibenden Eigenschaft gewordene Tugend ist. Das ist die Werthschätzung der Ethik bei den „besitzenden Klassen“. — Wie sieht es bei den Arbeitern aus? — Von ihnen selbst will ich nicht sprechen, da Wissenschaft, auch die Wissenschaft von einem sittlichen Leben, nicht Sache der Arbeiter ist; nur ihre Zeitungen, d. h. die sozialdemokratischen, habe ich im Auge. In ihnen allen wird Tag für Tag frisch und fröhlich die Halbwahrheit gepfiffen, die Karl Marx in Stunden journalistischen Leichtsinnes ausgesprochen und leider sogar durch scheinbare Beweise

*) Der Ursprung der Sittlichkeit, Freiburg, 1889 S. 111.

zu stützen gesucht hat, die sogenannte materialistische Geschichtetheorie, deren Inhalt man kurz und gut in den Satz zusammenfassen kann: „Die Menschen handeln nur nach ökonomischen Motiven und haben immer nur danach gehandelt." Nach dieser Ansicht ist die jeweilige Moral nur ein Abfallsprodukt bei der jeweiligen Produktionweise, etwa wie das Schmieröl bei der Gasfabrikation; aber eine besondere Beachtung verdient sie nicht. Deshalb hat die sozialdemokratische Presse nur ein höhnisches Lächeln für jede „sittliche Idee", für die Bewegung gegen den Alkoholismus, für jede Bewegung, die ein Ideal sittlicher Reinheit vor der Ehe herbeiführen will. Das sind „Philisterideale", oder wenn „wirkliche Ideale", so werden sie sich von selbst durch den „gesunden Instinkt der Massen" verwirklichen. Wehe dem, der etwa an diesen Instinkten korrigiren wollte! Zwar sagte nach dem großen erfolgreichen Dockerstrike in London der Sozialist Burns zu den Siegern: „Erinnert Euch, daß Euch das Wasser zum Siege geführt hat, nicht der Branntwein. Und denkt daran, daß es nichts Schöneres für den Mann giebt, als den Seinigen, d. h. seiner Familie, das Leben schön zu gestalten."

Aber etwas Aehnliches sollte nur ein deutscher Führer den „Genossen" zu sagen sich erdreisten. Er würde sofort von Engels oder einem Andern derer, so im hohen Rate sitzen, erfahren, daß der Führer, besonders wenn er ein „Studirter" ist, von den Arbeitern zu lernen hat, nicht die Arbeiter von ihm. Auf diesem Wege ist die Theorie der Sittlichkeit der sozialdemokratischen Presse allmählich ganz abhanden gekommen. Die Praxis steht im Allgemeinen thurmhoch über derjenigen der liberalen Zeitungen. Charakteristisch dafür war ihre Stellung zur Meineidfrage. Anläßlich der Beschuldigung des Staatsanwaltes Dr. Romen in Hamburg, die sozialdemokratische Partei empfehle, wo das Parteiinteresse es fordere, den Meineid, hatten die „Unabhängigen" in ihrem Organ diese Empfehlung zu der ihrigen gemacht. Der „Vorwärts" wußte darauf nicht anders zu antworten, als mit einem „Apell an das Gefühl der Genossen" für „Wahrheit, Ehre und Sitte", worauf die Unabhängigen mit dem Satze trumpften, den ihnen die Mutterpartei Tag für Tag eingepaukt hatte, daß jede Klasse ihre eigne „Ehre und Sitte" habe, der Eid also, wie alle andern Einrichtungen der Klassenherrschaft, nur die Bourgeoisie, nicht den Proletarier verbinde. Der „Vorwärts" versuchte in mehreren Nummern die widerspenstigen Jungen abzukanzeln, aber immer blieb seine Widerlegung schwächlich. Besonders hob er hervor, die „Unabhängigen" erschwerten die Agitation, namentlich in den ländlichen Bezirken. Die größte Sache der Menschheit, die Wahrhaftigkeit, schätzte er nur in ihrem Werthe für seine Agitation. Er vermochte nicht, sich zu der Erkenntniß und zu der

Erklärung zu erheben, daß die Wahrhaftigkeit und deren besonders feierlicher, durch feierliche Formen geheiligter Act, wie ihn jetzt der Eid mit seinen religiösen Formen darstellt, für jede menschliche, auch die zukünftige, Gesellschaftform unentbehrlich ist und ewig unentbehrlich bleiben wird, so lange es Recht und Gerechtigkeit und zum Zwecke beider eine Forschung nach der Wahrheit geben wird, daß also jede Empfehlung, diesen Act zu mißachten, auch jede Entschuldigung dieser Mißachtung (die freilich die sozialdemokratische Presse nicht von sich abwälzen kann), ein Vergehen gegen den heiligen Geist der menschlichen Gemeinschaft ist, daß mithin die feierlich als Wahrheit beschworene Lüge nicht besser ist als das Gift, das Dynamit, der Dolch, mit dem die Anarchisten (nach dem „Vorwärts" immer nur im Dienste der Polizei) diese Gemeinschaft vernichten wollen.

Dies Alles beweist die tiefe Mißachtung, der die Moral, d. h. die Wissenschaft vom sittlichen Handeln, heutzutage verfallen ist. Von dieser Mißachtung und von noch etwas mehr zeugt auch der Aufsatz des Herrn Steiner im fünften Hefte dieser Zeitschrift.

Herr Steiner unterscheidet, um den Vorwurf der Anarchie abzuwehren, zwischen Legalität und Moralität, wenn auch nicht mit diesen Worten, doch dem Sinne nach. Jene sei eine Sache der Zweckmäßigkeit und der staatlichen Vorschriften, diese habe nur einen Grundsatz: leben und leben lassen. „Eine allen guten Menschen gemeinsame Moral" gebe es nicht, „auch keine allgemein menschliche Moral"; sondern „jede Bildungperiode (so!) hat ihre eigene Anschauung von den Existenzbedingungen und Grundgesetzen der (doch wohl menschlichen) Natur; nach dieser Anschauung richte sich ihre Ethik." Man ist nun sehr neugierig, die Anschauung und die Ethik der Gegenwart kennen zu lernen. Aber Herr Steiner verräth davon nur das eben genannte Prinzip: „leben und leben lassen;" alles Uebrige wäre ja Beschränkung der Individualität, Vergehen gegen das oberste Gebot: „handle so, wie, nach deiner besonderen Individualität, gerade Du handeln kannst." Andererseits aber scheint ihm doch sein tiefsinniger Satz nicht zu genügen: denn er hofft auf einen Messias, einen Reformator; mit der neuen Erkenntniß werde auch die neue Moral kommen.

Alles dieses, einschließlich der Messiashoffnung, ist nichts weiter als das, was Herr Steiner in den amerikanischen Moralbüchern findet, eine Sammlung von Trivialitäten. Von den Traktaten des populären Materialismus bis zu der Sudermannschen „Ehre" werden diese neunmal weisen Herren, beseelt von mißverstandenem Darwinismus und mißverstehendem Liberalismus, nicht müde, ihr Staarenliedchen zu wiederholen, daß jedes Volk, jede Zeit, sogar jeder Stand und jeder Mensch, seine eigne Moral habe und haben müsse; fehlt blos noch, daß auch jeder Theil des Orga-

nismus ethisch freigesprochen, die Herrschaft des Ich für ein monarchistisches Vorurtheil erklärt werde.

Thatsächlich aber ist die Grundlage der Moral zu allen Zeiten und bei allen Völkern die selbe gewesen: das Interesse der Gemeinschaft. Aus diesem ist die Sitte, aus ihr durch Gabelung die Sittlichkeit und das Recht entstanden. Allerdings sind die Handlungen, die sittlich heißen, sehr verschieden. Die Verzehrung eines überwundenen Feindes ist für den Fidschi-Insulaner sittlich, für uns unsittlich. Diese Verschiedenheit trotz der Gemeinsamkeit des Grundprinzips, ist nur die Folge der verschiedenen Thätigkeiten und Zwecke, die die Gesellschaft im Laufe der Jahrtausende und auf den verschiedenen Kulturstufen verfolgt hat. Wenn die Mittel, mit denen eine Gesellschaft um das Dasein kämpft, reichlicher werden, überhaupt die Bedingungen dieses Daseinskampfes sich ändern, wenn dazu noch ideologische Veränderungen kommen, die sich aus veränderten Bedingungen ableiten, so kann das, was bisher dem Interesse der Gesellschaft gedient hat, ihr schaden; es wird unsittlich. Für die überquellende Bevölkerung der Blüthezeit des klassischen Alterthums war die Aussetzung der Kinder nützlich, daher durch die Sitte geheiligt, im dritten Jahrhundert des Kaiserreichs, bei abnehmender Bevölkerung, wurde sie schädlich deshalb durch Gesetz, bald auch durch die Sitte verboten. Das Verbot ging in die christliche Moral über, wurde den germanischen Völkern, trotz widersprechender Bedingungen und trotz der marxistischen Geschichtetheorie, aufgezwungen und ist für den Verlauf der Weltgeschichte mitbestimmend gewesen.

Aber allen Epochen und auf allen Kulturstufen sind auch sittliche Forderungen gemeinsam. Immer hat es als Pflicht gegolten, — und zwar über das Maß hinaus, das sich gesetzlich erzwingen läßt —, den vaterländischen Boden gegen Angriffe zu vertheidigen, nicht minder aber auch den idealen Boden alles menschlichen Verkehrs, die Wahrhaftigkeit. Es würde den weisen Individualisten unmöglich sein, ein Volk zu bezeichnen, das die Wahrheit nicht zur Pflicht gemacht hätte. Reiten, Jagen und die Wahrheit reden, waren nach Xenophon die drei Unterrichtgegenstände der alten Perser. Natürlich gilt diese Pflicht, wie jede, anfangs nur für den Kreis der Volksgenossen; erst wenn der Kreis des Verkehrs und damit auch eine gewisse Gemeinschaft über das Volk hinaus wächst, „international wird", dann gilt sie auch, in der Theorie wenigstens, für die „gesammte Menschheit."

Durch die Gesellschaft und die mit ihr entstandene Sittlichkeit ist der Mensch ein Anderer geworden; der unmittelbare Selbsterhaltungtrieb ist durch feste soziale Einrichtungen befriedigt und dadurch beschwichtigt. Statt seiner werden höhere, feinere Motive herrschend. Das menschliche

Bewußtsein kann man bekanntlich scheiden in das Selbstbewußtsein und das Bewußtsein im engeren Sinne, das Bewußtsein der übrigen Objekte. Die ganze menschliche Entwickelung nun hat bisher den Weg genommen, daß an Stelle des anfangs herrschenden Selbstbewußtseins immer mehr das Bewußtsein getreten ist; daß an Stelle des subjektiven Wohls immer mehr Vorstellungen der objektiven Welt das bewußte Handeln der Menschen bestimmen, oder wenigstens in den Epochen sozialen Gedeihens bestimmt haben, folglich auch in den zukünftigen Epochen solchen Gedeihens bestimmen werden.

Diesen Fortschritt, der auch auf dem Gebiete des Genießens stattfindet, vom „Geschmacke" am rohen Eberfleisch bis zum „Geschmacke" an einem ideenreichen Gemälde oder Gedichte, hat auch F. A. Lange gemeint. „Die feinere Sinnenfreude, die Lust am Schönen namentlich, verschmilzt nicht mit dem Vorstellungbilde des Körpers, sondern mit dem Objekt. Das Aufgehen in der Menschenwelt als Objekt . . . ist der natürlichste Keim alles dessen, was in der Moral unvergänglich ist!"*) Wie für den Künstler das Gestalten mit dem Geiste, so ist für den sittlichen Menschen das Gestalten mit dem Willen der Genuß des Lebens. Beides liegt in den Schillerschen Worten von der „Angst des Irdischen", der er die „Freiheit der Gestalt" entgegensetzt.

So ist es der heutigen Soziologie nicht schwer, die Basis für die idealistische Ethik zu liefern, eine Basis, so fest, so sicher, wie die Thatsachen der Vergangenheit. In dieser Wissenschaft der Gesellschaft ist der Messias, den Herr Steiner ersehnt, schon geboren. Er wird wachsen und wirken. Denn die Wissenschaft ist heutzutage auch eine Trösterin der Menschheit.

Aber die Ableitung eines Ideals sittlicher Lebensführung aus den Zwecken der Gemeinschaft ist nicht die einzige Aufgabe der Wissenschaft. Eine schwierigere ist die Einführung dieses Ideals in das Leben, die Auffindung der Mittel, durch die man den Menschen zwingt, dem Ideale sich anzunähern. Die theologische Moral hat es hierin leicht; sie sieht das Verpflichtende im Willen Gottes. Die wissenschaftliche Moral aber kann nicht verpflichten, sie kann nur reizen, an wirklich vorhandene Gefühle der Menschen appelliren, und zwar an verschiedene, je nach ihrer Richtung.

In aller bisherigen Ethik kann man zwei große Richtungen unterscheiden: die Ethik der Motive und die Ethik der Resultate. Die erste, am vollkommensten vom „Begriffskrüppel" Kant ausgebildet, der der Welt nicht blos die Kant-Laplacesche Theorie, sondern auch andere bleibende Wahrheiten geschenkt hat, was von Herrn Nietzsche selbst Herr Steiner nicht behaupten wird, wendet sich wesentlich an das Gefühl des Erhabenen.

*) Geschichte des Materialismus, II², 463.

„Erhaben ist die Pflicht, die Hingebung an das Ganze; nur, was aus ihr entspringt, trägt den Adel des Sittlichen." In diese Worte etwa könnte man der ganzen Richtung Quintessenz niederschlagen. Die andere, eben so wie jene schon seit Anfang der Philosophie vorhanden, in der Neuzeit von Bentham ausgehend, legt den Hauptwerth auf die Resultate: sittlich ist, was „dem möglichst größten Glücke der möglichst großen Zahl dient". Sie appellirt an das Glücksstreben der Menschen, das vielleicht noch allgemeiner und mächtiger als jenes Gefühl des Erhabenen ist. Vielleicht sind beide Richtungen berechtigt und einander unentbehrlich. Für den werdenden Menschen ist die erste ersprießlicher, für den gewordenen, reifen Menschen ist die zweite nicht zu missen. Oft gerathen sie in Konflikte. Nach Kant ist es sittlich, Arbeit, die dem Ganzen dient, so zu steigern, daß sie den Tod herbeiführt, nach Spencer, einem Vertreter der zweiten Richtung, unsittlich. Die Versöhnung der Gegensätze liegt in der Auffassung der Gemeinschaft als eines Ganzen, in dem Verluste durch höhere Gewinne überwogen werden.

Diese Verpflichtung zum sittlichen Ideal kann jetzt exakter ausgearbeitet werden, als es bisher geschehen ist. Die wissenschaftliche Moral kann jetzt fußen auf den festen Ergebnissen der wissenschaftlichen Psychologie, und mit ihren Fortschritten selbst fortschreiten. Sie kann nicht blos mehr überreden, sondern beweisen, daß die Hingebung an eine Gemeinschaft nicht eine Vernichtung, sondern eine Erweiterung und Steigerung des eigenen Ich ist, weil es, aus dem engen Kreise des Selbstbewußtseins in den reicheren des objektiven Bewußtseins erhoben, neuer Gefühle und damit neuen Lebens und neuer Motive zum Handeln fähig wird; daß Treue und Wahrhaftigkeit nicht blos die edelsten, sondern gewissermaßen auch die klügsten Eigenschaften der Menschen, gewissermaßen die spezielle, krafterſparende Technik des menschlichen Verkehrs sind, weil sie die Ausbildung eines doppelten Ich, eines wirklichen und eines scheinenden, ersparen, alle Kraft auf das wirkliche Ich konzentriren können, und um dieses nicht einen lichtdämpfenden und athembeschwerenden Dunstkreis herumlegen; daß die Wahrheit nicht blos dem Starken eigen ist, sondern auch Starke schafft, die Lüge nicht blos die Waffe der Schwachen ist, sondern auch Schwachheit erzeugt.

Aber alle diese wissenschaftliche Arbeit, die sehr intensiv betrieben worden ist und wird, von „müßigen Köpfen" wie Mill, Spencer, Green, Wundt, Paulsen und vielen Andern, ohne freilich bis zu Herrn Steiner gedrungen zu sein, muß auch für das Leben fruchtbar gemacht, sie muß populär dargestellt werden. Der Unterzeichnete hat die amerikanische Bewegung für moralische Kultur mehrere Jahre hindurch genau verfolgt und,

als in Deutschland nur sehr Wenige etwas davon wußten, über sie berichtet.*) Ueber den Werth ihrer Bücher und Zeitschriften ist er ganz anderer Meinung als Herr Steiner. Er will hoffen, daß dessen Urtheil nur aus Unkenntniß entspringt. Dann empfiehlt er ihm beispielsweise nur von Salter, Religion der Moral (Leipzig, 1885), den Abschnitt: „Das soziale Ideal", den er vielleicht doch nicht ohne Anregung lesen würde. Freilich, populäre Redner können nicht in kompakter Kürze auftreten.

Die Sanktion der sittlichen Gefühle, die Verpflichtung auf sie, von der oben die Rede war, war bisher Sache der Religion, vielfach auch philosophischer Metaphysik. Beide sind im Bewußtsein vieler Menschen stark erschüttert und mit den Grundlagen der sittlichen Ideen sind ihnen diese selbst wankend geworden. Dazu kommt im öffentlichen Leben die auflösende Tendenz des ökonomischen Liberalismus, die stete Wirksamkeit einer oberflächlichen oder verdorbenen Presse, einer öden und verrotteten Unterhaltungsliteratur, einer trivialen und niedrigen oder geradezu unsittlichen dramatischen Produktion, die wiederum begünstigt wird durch stumpfsinnige oder fade Zeitungkritik. Alle diese Strömungen arbeiten daran, den idealen Gehalt des Lebens aufzuwaschen, um damit einen noch weiteren Verfall der Kunst herbeizuführen. Dieser drohenden Aussicht gegenüber ist es dringend nöthig, daß die höhere Ordnung, die Weihe des Lebens zu idealen Zielen, wieder in ihrem Werthe erkannt werde. Ohne eine solche allgemeine Wiedererkennung ist auch eine Wiedergeburt der Kunst unmöglich, beide bedingen sich gegenseitig. Der große Comte hat mit Recht darauf hingewiesen, daß zur Kunst nicht blos Künstler gehören, sondern auch das ganze Milieu, d. h. vor Allem das Publikum; daß eine Blüthe der Kunst immer nur stattgefunden hat in Epochen von sehr ausgeprägten und stabilen sozialen Zuständen. Er hätte hinzufügen können, daß der Individualismus, z. B. der des sinkenden Römerreiches — an dem Herr Nietzsche und Herr Steiner eine helle Freude gehabt hätten — bisher immer nur mit sinkender Kunst verbunden war.

So hat also eine „Gesellschaft für ethische Kultur" wichtige Arbeit, und es ist mit Freuden zu begrüßen, daß sich eine solche gebildet hat. Schon die ernsthafte Bekämpfung unserer Kunstzustände, der endlich in dieser Zeitschrift ein Feld eröffnet worden ist, wäre allein eine große Aufgabe.

Aber diese Gesellschaft müßte zwei Klippen vermeiden und müßte aus dem Vorgange der amerikanischen Vereine gelernt haben, sie zu vermeiden: die Polemik gegen die Religion und den Uebergang auf das

*) „Deutsche Worte", herausgegeben von Pernerstorfer (Wien), 1886, April.

politische Gebiet. Moral und Religion sind nicht entgegengesetzt. Moral erweist die höhere Ordnung des Lebens als nothwendig, als dem großen Entwickelunggesetz alles Seienden folgend; Religion windet um diese Ordnung den Kranz ihrer Symbole. Und die wissenschaftliche Erkenntniß wird Vielen wieder den Duft dieses Kranzes wahrnehmbar machen, wenn auch die christliche Religion, die Schatten- und Nachtseiten des Lebens besonders ins Auge fassend, sehr viele Nachtviolen hineingewoben hat. Die Gesellschaft möge festhalten an der Forderung moralischen Unterrichts, sie möge hierfür bessere, dem unreifen Geiste anschaulichere Lehrbücher ausarbeiten, als die der Franzosen sind. Es ist dies eine gewaltige Aufgabe. Aber sie möge sich der Polemik gegen das Dogma enthalten. Dazu gehört wenig Verstand, weit mehr zu der Erkenntniß der Wahrheiten, die in diese Dogmen eingekleidet sind. In der konstituirenden Versammlung ist jene Polemik leider nicht vermieden worden. Ferner möge sie sich vom politischen Gebiete fern halten. § 2, Abs. 4 ihrer Statuten — über ihrer Abfassung hat überhaupt kein glücklicher Stern gestanden —: „Betheiligung an der Hebung der Lebenslage der ärmeren Volksschichten" bedeutet entweder Wohlthätigkeit oder Politik. Jene sollte man den Suppen-Vereinen überlassen; diese ist zunächst Sache der Parteien. Mit diesem Absatze wird man es Niemand recht machen; der „Vorwärts", dessen Leserkreis man anlocken wollte, hat ihn auch bereits dankend abgelehnt.

Die ethische Gesellschaft soll über den Parteien stehen, alle sollen von ihr lernen, wenn sie überhaupt lernfähig sind, auch die sozialdemokratische Partei. Wenn diese in ihrer bisherigen geistigen Verfassung bleibt, so wird sie den sozialen Staat nicht herbeiführen, und das Maß von Sozialismus, das die nothwendige Wiederherstellung der wirthschaftlichen Ordnung erfordert, wird von anderen Mächten oder gar nicht herbeigeführt werden. Diese letzte Möglichkeit ist einfach Tod, Untergang! Wir wollen aber nicht sterben, sondern das Leben und die Kunst wieder stärken und erhöhen, dadurch, daß wir beide nicht als „Geschäft" betrachten, in dem Geld verdient wird, sondern als die Ausbildung aller unserer geistigen und seelischen Fähigkeiten, um mit Hilfe dieser Kräfte im Wahren, Guten, Schönen „resolut zu leben."

Leipzig. Dr. Paul Barth.

Das rothe Haus in Berlin.

Die städtische Verwaltung Berlins hat in neuerer Zeit wieder stark im Vordergrunde des öffentlichen Interesses gestanden; man hat sie je nach der Weltanschauung, die in Deutschland gemeinhin mit dem Fraktionstandpunkt sich identifizirt, überschwänglich gepriesen und blutig getadelt; beides vielfach recht kritiklos. Als es galt, den neuen Herrn zu küren, und als Herr Zelle auf den Schild gehoben wurde — es war die Geburt keineswegs eine so leichte, wie man nachträglich glauben machen will, und es ist insbesondere eine kühne Behauptung, daß sich Aller Blicke alsbald auf ihn gelenkt haben sollen —, da tauchten die Pinsel in das rosigste Roth; und als die verschiedenen „Fälle" ruchbar wurden, von Duncker bis Löwel, da schrie man von der andern Seite stärker als je über Fortschrittsring und Judenherrschaft. Was jeder Kundige vorhersagen konnte, was speziell in diesen Blättern gelegentlich der Oberbürgermeisterwahl in Aussicht gestellt worden ist, es ist schneller, als man dachte, eingetroffen. So etwas wie Anarchie herrscht im rothen Hause. Man hat bei sehr schwierigen Zeitläuften die rechtschaffene Mittelmäßigkeit in Herrn Zelle auf den Thron gesetzt, man hat in die alten Schläuche die bekannte Limonade gefüllt, und man wundert sich nun, daß alles anfängt, drunter und drüber zu gehen. Das „Berliner Tageblatt" spricht von Götterdämmerung im rothen Hause, und die „Nation" zieht muthig gegen Herrn Stryck zu Felde. Was will das werden? Dabei verschlägt es wenig, wenn böse Menschen behaupten, Herrn Rudolf Mosse treibe die ungestillte Sehnsucht nach dem Stadtraths-Sessel und Herrn Theodor Barth, der selbstverständlich nachträglich nie an eine Kandidatur gedacht hat, ärgre die entgangene Stadtverordneten-Vorsteherschaft. Thatsächlich spitzen sich die

Gegensätze sichtlich zu, und betrübend wäre es, wenn sie das Gute, das unzweifelhaft in der Berliner Verwaltung geleistet worden ist, hemmen und stören sollten. Von einem Rathhause, zumal in Berlin, kann, wenn die rechten Männer am rechten Platze stehen, ein reicher Strom sich ergießen von wahrhaftiger Menschenliebe, von guten und großen Gedanken und Handlungen; das Thun und Lassen von Männern in weithin sichtbarer Stellung kann vorbildlich wirken auf Tausende; Pflichttreue und Arbeitfreudigkeit nicht nur, sondern auch freundliches, edles Menschenthum wird gedeihen unter gedeihlicher Führung. Man hat von alledem, trotz dem ausschweifendsten Humanität-Sport, in Berlin herzlich wenig gespürt. Trug unter einem Naunyn, einem Seydel und Hobrecht die städtische Verwaltung die ausgeprägten Züge altpreußischen Beamtenthums mit seinen Vorzügen und Mängeln, so hat sich in den letzten Jahrzehnten im Rathhause oft eine widerwärtige Eitelkeit breit gemacht, die bei Allem, was sie that, nicht dem kategorischen Imperativ der Pflicht gehorchte, sondern nur dem Drange, sich in Szene zu setzen, sich beweihräuchern zu lassen und, falls das nicht genügte, sich selbst zu beräuchern. In dem überhaupt manches Richtige enthaltenden Tageblatt-Artikel ist zutreffend hervorgehoben, daß die Auflobung-Wirthschaft einen bedenklichen Höhepunkt erreicht hat; freilich kommt diese Erkenntniß etwas spät. Noch nie ist in preußischen Landen etwas auch nur Aehnliches erlebt worden, noch nie hat man gesehen, daß eine Verwaltung, die doch bestenfalls nur ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit thut, wenn sie für schweres Geld etwas leistet, sich beinahe täglich durch eine urtheillose Presse den Dank des Vaterlandes votiren läßt. Von einem der tüchtigsten und klügsten Magistrats-Mitglieder, der deswegen nicht Oberbürgermeister geworden ist und wahrscheinlich nicht Bürgermeister werden wird, und der aus einer staatlichen Verwaltung in die kommunale übertrat, erzählt man sich, er habe in den ersten Zeiten seiner neuen Amtsthätigkeit stündlich die Hände gerungen über die Schaumschlägerei im rothen Hause, über die Preßmache, die aufgewendet wurde, um jede Heldenthat irgend eines faiseurs auszuposaunen. Man muß zugeben, daß in den letzten Jahren hierin manches besser geworden ist; es war augenscheinlich der heilsame Einfluß der geschmackvolleren Elemente, der Forckenbeck zu energischerem Eingreifen veranlaßte. Und wenn Forckenbeck auch der scharfe Blick für Menschen und Charaktere abging, wenn er auch überhaupt ein Mann von begrenztem Gesichtskreis und nicht entfernt das administrative Genie war, zu dem alberne Schwätzer ihn nachträglich gestempelt haben —: er war doch eine Persönlichkeit, die durch eigne Schwere wirkte und es verstand, sich Geltung zu verschaffen.

Max von Forckenbeck imponirte den Leuten; bei dem gegenwärtigen Chef ist das einstweilen noch zweifelhaft, — und darin eben liegt die Gefahr.

In den kommunal-oppositionellen Zeitungen begnügt man sich in der Regel damit, über Cliquenwirthschaft und Parteiregiment zu schimpfen, und macht dadurch natürlich herzlich wenig Eindruck. Unsere deutsche Presse wird ja, im Gegensatz zu der andrer Länder, in Haupttheilen von Reportern geschrieben, die von städtischer Verwaltung wenig verstehen und bestenfalls allerhand Klatsch aufstöbern. Um mit einer Opposition etwas zu erreichen, bedarf es einiger Sachkunde, sonst erregt man bei ernsten Leuten nur Lächeln. Wie wäre es, wenn eine oder die andre große Zeitung sich entschlösse, über städtische Angelegenheiten, die doch oft von ungeheurer wirthschaftlicher Bedeutung sind, sich durch unabhängige Sachverständige bedienen zu lassen, anstatt blind den Klüngel zu feiern oder planlos über Judenherrschaft und Terrorismus zu schimpfen? Weil zahlreiche jüdische Bürger mit Eifer und reicher Erfahrung ehrenamtlich thätig sind, deshalb haben sie großen Einfluß, wie Herr Stryck trotz allen Taktlosigkeiten immer großen Einfluß haben wird, weil er hundert- und tausendmal mehr von städtischen Dingen versteht als etwa Herr Barth, der bei verschiedenen Gelegenheiten den Stadtverordneten bewiesen hat, daß er nicht im Stande oder nicht gewillt ist, auf Grund ehrlichen Studiums sachkundig über städtische Dinge zu sprechen, und daß man in Deutschland eben nicht ungestraft Parlamentarier ist. Esprit und publizistische Gewandtheit sind für die Verwaltung in Staat und Gemeinde von geringem Werth; wer kritisiren will, muß viel wissen und manches können, — und weil die Fortschrittler leider mehr wissen, können und arbeiten in kommunalen Dingen als Wadelstrümpfler, Bürgerpartei und Sozialdemokraten, deshalb haben sie einstweilen mit vollem Recht das Heft in der Hand.

Die Presse, so weit sie dem Stadtregiment Opposition macht, pflegt zähneknirschend anzuerkennen, jenes habe etwas, viel, Großes geleistet. Der Ingrimm ist so thöricht wie möglich. Gewiß hat die städtische Verwaltung viel geleistet, aber Prügel hätte sie verdient, wenn sie es nicht gethan. Seit wann, in aller Welt, ist es ein Verdienst, mit ungeheuren, stetig wachsenden Mitteln etwas zu schaffen? Wem kommt es bei, dem Staat deswegen irgend welche Komplimente zu machen, der doch auch hin und wieder etwas leistet und Organisationen schafft, die nicht gerade einfach sind? Giebt es irgend eine aufblühende Stadt, die nicht Alles und manchmal noch viel mehr besäße als Berlin? Man gehe nur einmal nach Frankfurt a. Main, nach Hannover, nach Leipzig, München und andern Städten, ob sie nicht Berlin in allen kommunalen Einrichtungen mindestens ebenbürtig sind. In einer Millionenstadt, der täglich Schätze zuströmen, in

der Hunderte, Tausende von talentvollen Architekten, Ingenieuren, that- und kapitalkräftigen Unternehmern leben, sollte es besonderes Verdienst sein, manches durchgesetzt zu haben? Keinen Hochbau von der geringsten monumentalen Bedeutung hat Berlin aufgeführt; die Straße Unter den Linden, an sich eine herrliche Avenue, schreit in ihrem jetzigen erbärmlichen Zustande seit Jahren zum Himmel, ohne daß die Umgestaltung aus embryonalen Plänen herauskommt; der Lützowplatz fing an, den Magistrat dem allgemeinen Spott auszusetzen, Alles, Alles läßt den Zug kühner, großartiger Initiative vermissen — und dabei der Höllenlärm von der herrlichen Verwaltung! Nein, hundertmal hat Herr Kunze Recht, wenn er behauptet, daß sich mit den vorhandenen Mitteln und Kräften ganz Andres leisten ließe. Noch nie hat auf dem europäischen Kontinent eine Stadt sich unter so abnorm günstigen Bedingungen entwickelt wie gerade Berlin; eine Schmach und Schande wäre es gewesen, wenn es hinter anderen viel schwieriger gestellten Städten noch gar zurückgeblieben wäre.

Die Langsamkeit und Schwerfälligkeit, mit der in kleinen wie großen Dingen gearbeitet wird, ist beinahe sprichwörtlich. Dinge wie die elektrische Hochbahn schleppen sich Jahre und Jahre hin, die Regulirung der Spree scheint mit der vormaligen Zuschüttung der Panke und der Beseitigung der offenen Stinkgräben wetteifern zu wollen, die Umgestaltung des Gensdarmenmarktes, die Anlegung von Uferstraßen und vieles Andre, das man anderwärts in einer Bauperiode abmacht, fordert in Berlin endlose Zeit. Und wenn man in einer anderen Verwaltung es wagte, Fehler zu machen, wie etwa bei dem Umbau der Mühlen — man würde gesteinigt werden! Das überhaupt ist das Charakteristische in Berlin, daß Fehler eben wegen der riesigen und dabei stetigen Vermehrung der Finanzen gar nicht bemerkt, oder doch mit Leichtigkeit totgeschwiegen werden können. Daß bei der Kanalisation, trotz der Genialität Hobrechts, schwere Fehler gemacht, daß insbesondere die Profile vielfach zu klein gerathen sind, ist offenkundig. Und die Rieselfelderei wird und muß doch einmal zu einem schweren Krach führen. Ein Rittergut nach dem andern wird angekauft, bald wird die ganze Mark Brandenburg berieselt sein. Wie oft hat man nicht schon mit den Wirthschaftsystemen gewechselt: Acker- und Gemüsebau, Wiesenkultur und Viehzucht, Alles ist durchprobirt, und immer noch will die Sache nicht rentiren. Was ist bereits an der Wasserversorgung herumgedoktort worden! Und dabei ist in allen diesen Dingen Berlin niemals an der Spitze marschirt; in vielen kommunalen Einrichtungen haben andere Städte ihm nicht nur die Priorität, sondern auch den Rang abgelaufen. Es giebt vielleicht keine auch nur mittlere Stadt in Deutschland, deren Vieh- und Schlachthof so wenig modernen Anforderungen entspricht wie der Berlins, und

nur bei den Markthallen hat man, trotz Fehlern in der Disposition und in Einzelheiten, im Ganzen einen guten und glücklichen Wurf gethan. Die Berliner Krankenhäuser sind gut, aber alle Krankenhäuser in größeren Städten sind eben so gut, und noch ist es, aus sachlichen und persönlichen Gründen, nicht einmal gelungen, die Berliner Krankenhäuser den Zwecken der Wissenschaft irgendwie dienstbar zu machen.

Aber die Schulen, die Armen-Verwaltung! Bei diesen Worten pflegt alles gut kommunal Gesinnte in Entzücken zu gerathen. Es ist auch dazu kein rechter Anlaß. Schon die leitenden Persönlichkeiten müssen Einem sagen, daß in diesen Ressorts über ein bescheidenes Mittelmaaß nicht hinausgegangen wird. Bei aller persönlichen Hochachtung, die man vor den würdigen und liebenswürdigen alten Herren an der Spitze der Schul- und Armen-Verwaltung haben muß, wird man doch unschwer erkennen, daß hier ebenfalls mit ganz gewöhnlichem Wasser gekocht wird. Volksschulen baut Berlin so viele, wie es gesetzlich gezwungen ist zu bauen, und wie jedes Gemeinwesen baut, das etwas auf sich hält; die Häuser sind in dem jetzt überall üblichen Normalstyl gehalten. Für das höhere Schulwesen wird viel gethan; auch hier übrigens sind andere Städte mit bahnbrechenden Einrichtungen (höhere Bürgerschule) vorangegangen. Daß bei der Wahl der Lehrer und Lehrerinnen Gesinnungtüchtigkeit und andere Eigenschaften, die nicht absolut pädagogischer Natur sind, häufig entscheiden, wird in Berlin behauptet; für einzelne Fälle ist es bewiesen. Ueberhaupt spricht die Thatsache, daß ein Mann wie der Stadtverordnete Hermes im Berliner Schulwesen Einfluß erlangen konnte, mehr als ganze Bücher. Schließlich aber hängt die Schule und der in ihr herrschende Geist in erster Linie von den Lehrern ab; jede Klasse ist eine kleine Welt für sich, und deshalb kann eine Schulverwaltung außer der Hergabe des Geldes nicht viel mehr thun, als für gute Lehrer sorgen. Und es soll nicht bestritten werden, daß es in Berlin eben so viele tüchtige, fleißige und ehrenwerthe Lehrer in den städtischen Schulen giebt wie anderswo. In dem gewerblichen Unterrichtswesen hat Berlin in den letzten zehn Jahren anerkennenswerthe Anstrengungen gemacht, um die beschämende Schlappe, die ihm der Westen und Süden Deutschlands beigebracht hatte, wieder wett zu machen. Die Armen-Verwaltung aber ist auf dem Standpunkte stehen geblieben, auf den sie durch das große Verdienst Straßmanns anfangs der siebenziger Jahre gebracht worden ist. Sie wird brav und ehrlich jetzt lediglich nach individualistischen und bourgeoisen Gesichtspunkten geübt; soziale Regungen und ähnlicher Unfug im fortschrittlichen Sinne sind ihr fremd geblieben. In ihr harrt noch Alles des Erlösers.

Zu den beliebtesten Paradepferden gehört ferner das Schlagwort

von den zehntausend in ehrenamtlicher Stellung thätigen Männern. Die gesinnungtüchtige Presse und die Herren an der Spitze pflegen diesen vermeintlichen Trumpf bei jeder Gelegenheit auszuspielen. Auch das ist eine spezifische kommunal-berlinische Eigenthümlichkeit. Bekanntlich legt die Städteordnung wie viele andere Gesetze jedem Bürger die Pflicht auf, Aemter in der Selbstverwaltung auf Erfordern zu übernehmen; die Berliner Bürgerschaft macht den Wählenden die Auswahl eben so schwer und sträubt sich gegen die Uebernahme der Mühe und Arbeit genau eben so wie anderswo, — wenn nicht mehr. Und dabei ist es gewiß leichter, bei bald zwei Millionen Einwohnern zehntausend geeignete Personen zu finden, als etwa unter 100 000 Einwohnern fünfhundert geeignete. Denn in Berlin giebt es in jeder Straße, oder sollte es doch geben, eine ganze Anzahl gut situirter, auch geschäftgewandter Männer, die für kleine und große Aemter Zeit haben, während in vielen anderen Städten wirklich passende Elemente in Folge der übergroßen Heranziehung zu Aemtern und vor allem wegen der wirthschaftlichen Kalamität spärlich sind. Zieht aber die Berliner Verwaltung mehr Bürger zur Selbstverwaltung heran, als unumgänglich nöthig ist, dann handelt sie sehr falsch und ungerecht und könnte nichts Besseres thun, als die Zahl schleunigst einzuschränken. Und daß in Berlin von dem Bürger besser gearbeitet wird, unparteiischer, uneigennütziger, als anderwärts — das wird wohl Niemand, dessen Horizont über Berlin und sein Rathhaus hinausgeht, zu behaupten wagen.

Der verstorbene Forckenbeck pflegte mit besonderem Stolze darauf hinzuweisen, daß der Etat der Stadt Berlin den der meisten deutschen Königreiche überholt habe. Die hohe Meinung, die er von seiner Stellung hegte und auf die Leopold von Ranke einmal in einer sehr feinen Bemerkung aufmerksam gemacht hat, gefiel sich in dem Bewußtsein, daß ein Oberbürgermeister von Berlin an Bedeutung, Einfluß und Macht sehr hoch stehe. Und Forckenbeck hatte Recht; man kann die Bedeutung des Oberbürgermeisterpostens von Berlin nicht leicht überschätzen. Aber selbst bei Reichskanzlern und Ministerpräsidenten pflegt es der Mann zu sein, der die Stellung macht; die bloße Berufung auf Zahlen beweist in solchen Fällen wenig genug. Und so ist es denn auch an sich ein ziemlich harmloses Vergnügen, wenn gewisse Publizisten immer wieder auf die bedeutenden Summen verweisen, die Berlin für allgemeine Bildungzwecke, für die Armenpflege u. s. w. aufwendet. Ganz Württemberg, so heißt es dann, giebt nur acht Millionen für Schulzwecke und Berlin zehn; also — u. s. w. Man vergißt dann in der Regel, daß auch in Württemberg, ganz wie bei uns, der Staat nur für das höhere Schulwesen sorgt, wogegen für das niedere Schulwesen die Gemeinden einzutreten haben, und daß dadurch der

Vergleich hinfällig wird. Ebenso ist es in allen anderen Ressorts. Nicht oft genug kann wiederholt werden, daß Berlin bei seinen, dem allgemeinen Staatsinteresse dienenden Aufgaben das thut, was es thun muß, und daß es in seinem Hinausgehen über das Nothwendige und Erzwingbare in keiner Weise anderen Gemeinden, Kommunalkörpern oder dem Staate voransteht. In seinen Einrichtungen wirthschaftlicher Art aber, Wasserleitung, Gasanstalt, Kanalisation, Schlachthof u. s. w. wird es von nicht wenigen großen Gemeinden nicht blos erreicht, sondern übertroffen.

Man verschone uns also gefälligst mit dem parvenumäßigen Gespreize, und der allmählich sehr langweilig werdenden Selbstberäucherung; es ist und bleibt in Berlin noch viel zu thun, und es wird unermüdlicher Selbstzucht und Energie bedürfen, soll nicht Clique und Phrase an die Stelle vornehmer Persönlichkeit und ernsten Fleißes treten. Schätze hebt man schweigend —: das hat schon der selige Pascal gesagt. A. E.

Vom Wustmannbuch.

Gustav Wustmanns Buch „Allerhand Sprachdummheiten" hat eben sein erstes Lebensjahr vollendet. Der laute Begeisterungssturm, von dem es anfangs umbraust wurde, ist mittlerweile einer kühleren Beurtheilung gewichen, und wie es zu gehen pflegt: vor einigen Monaten sind sogar mehrere Streitschriften erschienen, die es in Bausch und Bogen verurtheilen und ihm jeden dauernden Werth absprechen. Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte; vielleicht finden wir sie, wenn wir uns folgende Fragen vorlegen: woher schreibt sich der beispiellose Erfolg der „Sprachdummheiten"? welchen Fortschritt und welche Vorzüge zeigt diese „kleine Grammatik" im Vergleich zu ihren Vorgängern? und von wem und wie soll das Büchlein in Zukunft gebraucht werden?

Die erste Frage mag fast wie ein Räthsel klingen. Wer will sich anmaßen, den Erfolg eines Buches zu ergründen? Nichts auf der Welt hängt ja so sehr von flüchtigen Zufälligkeiten und verborgenen Unwägbarkeiten ab wie das Schicksal eines Buches; und doch fällt bei diesem des Räthsels Lösung nicht so schwer. Wer scharfe Augen hat, liest sie aus dem bloßen Titel: 1891, sechs Jahre nach der Gründung des deutschen Sprachvereins, nachdem seit etwa einem halben Jahrzehnt die nationalen sprachwissenschaftlichen Bestrebungen unserer Tage wieder von der lebendigen Theilnahme der Gebildeten begleitet werden, ist es erschienen. Wie hätte es da nicht wohlbereiteten Boden finden sollen? Was es dann zunächst so bald flügge machte, das birgt in nuce schon der fein erfundene, überaus glückliche Taufname „Allerhand Sprachdummheiten". Sprachliche Verstöße und Unebenheiten auf die blöde Dummheit des ganz modernen Modenarren hinauszuspielen, und das so keck und kühn, in einem so frischen, fröhlichen Naturburschenton, so lebendig und lustig, mit einem leichten Stich ins St. Grobianische, durch allerhand Geschichten und Anecdoten hübsch bunt illustrirt, das mußte ja reizen und fesseln! Und mit dem Angenehmen

verband sich verlockend das Nützliche, denn der Titel verhieß eine „kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen", und in der That, man überzeugte sich bald: am Schlusse jedes Abschnitts ward mit unfehlbarer Entscheidung klipp und klar erklärt: das ist falsch und dies allein ist richtig, — ja, wem sollte denn solch' pikant gewürztes Allheilmittel nicht munden?

Uebereifrige Kritiker haben Wustmanns Verdienst, die Schreibsprache auf das unverkünstelte Wort des Tages hingewiesen zu haben, zu seiner ureigenen Schöpferthat aufgebauscht: daß er zuerst als den heimtückischen giftigen Zerstörer unserer einst so schönen Sprache den Papier- und Tintenbacillus entdeckt und gleich so kräftig bekämpft habe, dafür werde ihn die gerechte Nachwelt als genialen Pfadfinder und Bahnbrecher dieser zukunftsichern Bewegung feiern. Wenn sie das thäte, wäre die Nachwelt sehr ungerecht. Denn so wenig wie Amerigo Vespucci Amerika, so wenig hat Wustmann die einreißende verderbliche Entfremdung zwischen dem gesprochenen und dem geschriebenen Wort entdeckt, und weitaus das meiste von dem, was er über den papiernen Stil sagt und womit er ihn zu heilen sucht, ist ihm wiederholt schon vorgedacht worden. Ich kann hier die vereinzelten, mehr oder minder starken Strahlen dieser Auffassung- und Behandlungweise, die seit etwa zwei oder drei Jahrzehnten in anregenden Schriften von Haupt, Hildebrand, Andresen, Lehmann u. A. aufblitzen, nicht ausführlich nachweisen und verfolgen, aber — wenn ich auch von diesen, aus deren strotzendem Füllhorn Wustmann überreichlich schöpft, schweigen will — eine literarische Unfeinheit ists und bleibts, daß er mit Stillschweigen auch Den übergeht, in dessen Aufsätzen „Vom Papiernen Stil" um die Mitte der achtziger Jahre nicht mehr blos vereinzelte Strahlen zittern, sondern die volle, helle Sonne einer klar bewußten Erkenntniß leuchtet dessen, was droht und was noth thut: Otto Schröder hat den „großen Papiernen" in seiner ganzen strohernen Erbärmlichkeit erkannt und den Elenden, aller Welt zur Warnung, splinternackt an den Pranger gestellt, — ihm sei die Ehre! Daß Wustmann auf diesem Pfade mit gutem Finderglück und scharfem Spaten rüstig fortgeschritten ist, daß er hier ein luft- und sonnenneidisches Spinnengewebe, dort ein blüthenfeindliches Raupennest zerstört, junge, frische Triebe errettet vor dem Erstickungtod durch wuchernden Unkrautsdünkel und ihnen aufgeholfen hat zu gesundem, grün-duftigem Wachsthum, das Verdienst gebührt ihm mit Recht, und wie dem Forscher, der in einem längst entdeckten Erdtheil einen neuen Landstrich erobert und der Kultur erschließt, so soll auch diesem tapfern Fechter für freies Herz- und Seelendeutsch die Erweiterung und Verbreiterung dieser glücklichen Bewegung als fördernder Fortschritt verrechnet werden.

Ich kann nicht recht begreifen, warum Wustmann sein flottes Narrenschiff mit so viel schwerfälligem Ballast an rein grammatischen Regeln, namentlich der Formenlehre, befrachtet hat. Nur um ihm den passagiersichern Tiefgang zu verschaffen, um es auch „Grammatik" taufen zu können? Sein Rufname wird doch ewig „Allerhand Sprachdummheiten" bleiben, und wer sich über rein grammatische Fragen Raths erholen will, wird doch auch in Zukunft vor Allem zu den altbewährten Noth- und Trostbüchern unsers Sanders greifen, die den Sprachgebrauch unserer besten und sorgfältigsten Schriftsteller gewissenhaft buchen und vergleichen, aber nicht aus einseitigem Sprachgefühl, aus krausköpfiger Laune oder gar mit wissentlicher Unterschlagung wichtiger Aktenstücke kurzer Hand Fragen entscheiden, die doppelter und dreifacher vorsichtiger Erwägung bedürfen. Für solche verschlungenen Knoten taugt nicht des schnellfertigen Alexanders rascher Hieb, sondern allein — absit odium verbo — des ruhigen „Alexandriners" minutiöse Sorgfalt und Geduld. Auch ist Wustmann viel zu sehr Künstler, um sich an solchen Dingen mit Erfolg versuchen zu können. In der Grammatik ist denn doch nicht künstlerische Rundung und Geschlossenheit, wie er meint, sondern Wahrheit und Genauigkeit das oberste Gebot. Deshalb brauchen freilich grammatikalische Erörterungen noch nicht in Paragraphen- und Parenthesenthum zu erstarren, und wenn sonst nichts, das Eine könnten unsere Sprachmeister von dem Leipziger Archivar lernen: frischere Behandlung und innigere Beziehung auf die Erscheinungen des lebendigen Tages.

Nach dem Vorstehenden wird man es verstehen, daß ich das Verfahren begeisterungschneller Schulmeister, die Wustmanns „kleine Grammatik" urtheillosen Quartanern und Quintanern als alleinseligmachenden Sprachkoder in die Hand empfohlen haben, entschieden verwerfe. Dem losen, schwanken Sprachgefühl unreifer Knaben kann dieses eilfertige Evangelium nimmermehr frommen; dafür leitet es zu oft auf trügerisches Glatteis und windige Eselsbrücken, — aber dem in sich selbst gefestigten Sprachbewußtsein des denkenden Verstandes wird es eine stets frische Quelle der Anregung sein, nur daß man es bei aufsteigendem Zweifel um Gottswillen nicht als allbefugten, immer spruchfertigen Richter anrufen darf, sondern mit ihm verkehren muß frisch, fromm, fröhlich, frei, aber auch stets auf dem Quivive, wie mit einem muntern, aufgeweckten, geistreichen Freund, der einem behende den Papierstaub aus Aug' und Seele bläst, — nur schade, dann und wann macht er etwas zu viel Wind dabei.

Strelitz. Friedrich Düsel.

Warum ich anderer Meinung bin.

Es sind etwa zwanzig Jahre darüber ins Land gezogen. Wir gingen an einem brütend heißen August-Nachmittag in einem der Hintergärten in der Matthäikirchstraße zu Berlin langsam auf und ab, in köstlicher, fast weltverlorener Einsamkeit. Joseph Lehmann, der feinsinnige Schöpfer des „Magazins für die Literatur des Auslandes" hatte ihn zu einem reizenden Fleckchen Erde gemacht, dadurch, daß er den einst vielleicht sehr kunstvoll angelegten Park verwildern ließ. Neben mir, dem Kandidaten der Rechts- und Staatswissenschaften, schritt ein behäbiger, gütig aussehender hoher Vierziger mit einem Paar köstlicher Augen hinter der goldenen Brille. Bald beschnitt er einen wilden Schößling, bald rankte er einen anderen um den Haltestock; dazwischen nannte er mir die Namen unbekannterer Pflanzengattungen. Und bei Allem, was in der langsamen, volltönenden Rede davor und dazwischen lag, war eine prächtige Nutzanwendung. Amtsrichter Dr. Lehfeld wars, Joseph Lehmanns Schwiegersohn und Nachfolger in der Leitung des „Magazins". Leider raffte die tückische Brightsche Nierenkrankheit schon wenige Jahre später den Unermüdlichen aus dem Kreis seiner Freunde. Er hatte sich zweifellos überarbeitet, als er trotz des inzwischen errungenen Parlamentsitzes nicht aufhörte, Beruf und vielfache Nebenberufe zu häufen. Als ich damals mit ihm den Wildpark hinter dem alten Hause durchquerte, gab er mir Winke für meine erste Thätigkeit an dem damals vornehmsten kritischen Organ. Mit dem Wagemuth der Jugend wollte ich Alles besprechen, würdig oder nichtsnürdig, wie es eben ging: Alle sollten sie mir vor die Sonde, Amerikaner und Franzosen, Engländer wie Deutsche, Skandinaven wie Slaven, Romanciers und Dramatiker, Philosophen und Kulturhistoriker. Lustig blinzelte mir mein prächtiger Lehrherr nach, als ich schwer beladen mit einigen Dutzend Rezensionexemplaren davonzog. „Na denn man to!" Und los legte ich, noch in der selben Nacht, mit dem Lesen. Erst als der Morgen graute, legte ich die beiden Bändchen fort, deren Titel mich gereizt, deren Inhalt ich verschlungen hatte. Ein damals völlig Unbekannter war ihr Verfasser: Richard Voß.

Läßt mich mein Gedächtniß nicht im Stich, so lauteten die Titel: „Helena" und „Aus den Visionen eines deutschen Träumers." O wie unsäglich pessimistisch war das Alles geschrieben. Selbst die traurigsten der späteren „Scherben, gesammelt vom müden Mann" sind wohlerhaltenes Meißener Kunstporzellan gegen diese Herzenstrümmer. All' das Leid, das uns diese zerrissene Dichternatur seit den beiden letzten Jahrzehnten vorgeklagt, ist dagegen eitel bacchantische Freude. Helena ist der Typus jener Marmorherzen, die die Besten unseres Geschlechts zu Wahnsinn und Sünde, zu niedrigstem, bewußt-thierischem Dienste nimmersatter Wollust zwingen, die mit ihrem liebeheißem Athem die Welt verpesten. Sie ist die deutsche Nana, schön und gemein wie die Venus des neuen Tannhäusers. Die Visionen aber zeigen das Verderben, dem Deutschland, vom Milliarden-Delirium erfaßt, nach dem mörderischen Siegeszug anheimfallen müsse, verroht und veräußerlicht, unfähig, zu ruhiger, gesitteter Friedensarbeit zurückzukehren. Der Visionär sieht Deutschland, gleich dem Römerreich, auf der Spitze der Macht dem Verderben geweiht. In grauenvoller Deutlichkeit zeigt der Engel, den Träumer geleitend, ihm das Kapua des Siegers. Das Buch athmete einen Geist, dem damals noch ein solider deutscher Buchhändler aus dem Wege ging. So stand seine verlegene Wiege in Zürich. Ich schrieb über beide Werke unter dem Motto: „Es ist die Stimme eines Predigers in der Wüste", weissagte dem dichterischen Genius, der sie geschaffen, wenn er sich nicht überreize, hohe Ziele und Erfolge, warnte aber die misera plebs der schwer hinwandelnden Erdenpilger vor einem Hinübergleiten zu dieser verzweiflungvollen Resignation. Konnte ich anders mit dem fast noch knabenhaften Blick in die fröhliche Welt hinein? Jetzt habe ich das Schwabenalter erreicht, bin recht unsanft im Leben gerüttelt und geschüttelt, habe viel Trübsal erlebt, gesehen und geblasen! Aber ich bin immer noch anderer Meinung als die Pessimisten alten und neuen Stils, politischer und unpolitischer Art, als diejenigen, die da glauben, es gäbe keine Tempel mehr oder sie seien geschändet, und unsere Welt sei die, in der man sich schämen müsse, zu leben. Es lohnte sich nicht der Mühe, mit denen zu rechten, deren Weltschmerz ohne jedes Rückgrat ist, die das fridericianische „Lerne leiden, ohne zu klagen" verdrehen in das Motto: „Lerne klagen, ohne zu leiden" — für diese Herrchen, die eben an unserer Welt Alles auszustellen haben, reichte kein Trokadero der Erde, kein Friedhof. Und schließlich bleibt ihr angebliches Leid doch nur das Eine, daß ihr krasser Egoismus seine Begrenzung am Anfange fremder Rechtssphäre hat. Das aber wollen sie nicht verstehen und spielen sich auf als Märtyrer. Dabei sind sie feinfühlend genug für die unfreiwillige Komik der Anderen, die es genau so machen wie sie. Sie gleichen dem Bovillard aus Alexis' „Ruhe ist die erste Bürger-

pflicht", der im königlichen Schauspielhause zu Berlin bei einem thränenreichen Rührstück höhnisch den Regenschirm aufspannt, selbst aber bei sich die von überreichlichem Pflastertreten entstandenen Hühneraugen mit Lebenswunden verwechselt. Sie schaffen für sich ein perverses Unsittengesetz und wissen nicht, daß sie an moral insanity kranken. Hab' neulich solch einen Geist vertheidigen müssen; er selbst nannte sich Weltflüchtling, ich ihn Sittenflüchtling. Es lohnte sich eigentlich nicht der Mühe, diese blasirten, nichtsthuerischen Gernegroße im Roman zu schildern. Dennoch geschiehts gar zu gern bei unseren Jüngsten. Herr Theodor Wolff, dem neulich hier das Zeugniß ausgestellt wurde, er sei noch keiner von den Schlimmsten, schilderte solch einen Berliner Boulevardier jüngst in einem recht flott geschriebenen Büchlein: „Der Untergang".*) Ich will einige Worte aus diesem Roman zitiren, theils um zu zeigen, wie schlecht man Ibsen kopiren kann, theils wegen der Schlußantithese, die über das Scheinleid fast unbewußt den Stab bricht. Henkert ist ziel- und zwecklos in eine wirklich tüchtige Ehe eingebrochen. Sein einziger Grund ist: „Der Gedanke verfolgte ihn, daß er das Weib suchen wollte, das Weib, das ihn liebte und das er wieder lieben könnte." Nachdem sie flott drauf los gesündigt, merkts der Mann — und verzeiht. Bedingung: er muß fort. Er reist, — um nach wenigen Tagen zurückzukehren und ihr gemeinsamen Untergang vorzuschlagen. Als aber die Lebensmüde dem Tode ins Antlitz sieht, schaudert sie und entflieht. Nun weiß er, daß er allein sterben muß: „Er dachte noch einmal an die Welt und noch einmal an die Frau, die er geliebt hatte. So war nun das Ende gekommen. Aus den Flammen, in denen sie damals den heiligen Tempelschatz verbrannt hatten und in denen lange vorher schon Alles aufgegangen war, was das Leben schmücken und seine nackte Aermlichkeit mit Blüthenkränzen umhüllen konnte, aus den Flammen des frevelnd gethürmten Scheiterhaufens war gewaltig das schicksaltragende Weib emporgestiegen, das den Untergang verkündete. Und nun stand diese Mächtige dort drüben, dort drüben am Ufer des Sees." Gurgelnd schließen sich die Wasser über Herbert; dann wird es still. Zwei ältliche Herren aber mit gutmüthigen, freundlichen Gesichtern, — es mußten Süddeutsche sein oder Oesterreicher —, treten an den wieder ruhigen See. „Unser Herrgott hat doch recht schöne Platzerl gemacht auf der Welt. Wenn man nur länger leben thät."

Sehr richtig, lieber Niki! Und wenn es richtig ist, wozu der Lärm? Wozu diese sinnlosen Phrasen vom „schicksaltragenden Weib!?" Das ist ja eitel Humbug.

Aber, wie gesagt, mit diesem schlechten Abklatsch von Sinkiewicz-

*) Freund und Jeckel, Berlin.

„Genie ohne Portefeuille" lohnts sich nicht, zu streiten. Einen Strauß auszufechten gelüstets mich mit den Hochgemuthen, die doch so kleinmüthig sind, mit denen, die meinen, nur aus den Trümmern der Gegenwart könne die Zukunft emporwachsen. Jener Leib sei zu morsch, als daß sie ihm organisch entkeimen könne. Nur Ruhe, Ruhe! Zugegeben, daß manches faul ist in Staat und Gesellschaft, daß manche große Stunde vergeblich gekommen, ein großer Mann kein großes Volk gefunden, und viele Edle unter das Fußvolk gerathen. Sollen wir uns, die da athmen im rosigen Licht, und Jeder in seinem Sinne an den endlichen Sieg großer Gedanken glauben, unwiderruflich begraben lassen? Und all' die Kleinen um uns her? Denen es so wohl ist! Müssen wir sie mitreißen in den Verzweiflungtaumel? Der sterbende Tiberius mag im letzten Aufflackern des Cäsarenwahnsinns matt, trostlos, reulos in das Nichts starrend, mit entnervter Hand das Szepter in die Tiefe werfen. Das aber rollte zu Füßen des träumenden Germanenkriegers.

„Aus des Palastes Hallen kam dumpf Geschrei: Der Herr der Welt ist tot!
„Er aber schaute kühn ins Morgenroth
„Und sahs wie einer Zukunft Vorhang wallen!"

Daß just gerade die Zeit noch nicht gekommen ist, manchen großen Gedanken durch Thaten verwirklichen zu können, soll zugegeben werden. Aber jedes große Innenleben braucht, wie das Kind im Mutterschoße, seine Zeit, und nur das Joviskind Minerva entspringt gewappnet dem Haupte des Donnerers. Kriegts nicht die Gegenwart, kriegts eben die Zukunft. Das ist noch lange nicht identisch mit dem: morgen, morgen, nur nicht heute! Aber die klugen Jungfrauen sparen ihr Oel. Und noch einmal, vergeßt der breiten Volksschicht nicht!

Ich will keinen Dämpfer für Geisteskämpfer,
Will aber Führer und nicht nur Schürer,
Seh' mich gern um nach denen, die zimmern,
Bevor die Welt zerschlagen in Trümmern.

Denn unter den Trümmern liegen Menschen, schwache Menschen. Der moderne Simson hat nicht die Ausrede, wenn er die Tempelsäulen stürzt, es seien ja nur Philister, die darunter begraben liegen. Beim Pfänderspiel in der sozialen Kinderstube: „Was bringt uns denn die Zeitung?" giebt es nicht nur Reime, wie: „Entgleisung, Entnüchterung, Enttäuschung" oder wie Max Nordau reimen würde: „Entartung!" Es bleibt trotz alledem immer noch der Reim: „Hoffnung!" Ich halte sie für eine Tochter der beiden großen Vergangenen wie Zukünftigen: Glaube und Liebe. Mag sein, daß sie in unserer waffenstarrenden Zeit ein Blutmal trägt, aber wir

sollen uns hüten, daß es ein Brandmal werde. Wenn der große Karlsschüler merkte, daß sein Pegasus flügellahm zu werden beginne, malte er springende Rößlein auf das Papier. Und bei diesen Rösselsprüngen deutete er das Lebensräthsel:

Es reden und träumen die Menschen viel
Von besseren künftigen Tagen!
Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen!
Die Zeit wird alt und wird wieder jung,
Und der Mensch hofft immer auf Besserung!

Noch ein Wort über unsere Gesellschaft und deren angeblich unheilbare Korruption. Las ich da jüngst in diesen Blättern das apostatische Vaticinium vom stillen Winter, der in diesem Jahr über unsere Residenzgesellschaft gekommen. Beiläufig gesagt, es scheint mir noch nicht so schnell still zu werden. Ich glaube, es werden noch mehr Krachmandeln gegessen werden müssen, ehe man in diesen Kreisen weiß, wie bitter das Leben sein kann. Aber schießt Ihr nicht, wenn Ihr gegen Jene eifert oder über die Ronacherei spottet, mit Kanonen nach Spatzen? Laßt sie doch gleiten zum gleißenden, glänzenden Gold und sich des Fleisches freuen! Der Eine gaudirt sich an dem knickenden Bein eines alten Knasters im schwarzen Kniestrumpf, der Andere an der strammen rosigen Wade einer Springerin im straffen Tricot Da ich nicht gern einem modernen Molière Modell stehen möchte zum Tartuffe, sag' ich es ehrlich: Ich halts mit der Springerin. Und ob das Tararaboombeay mir aus dem Viktoria-Ballet: „Excelsior" oder von den weltbedeutenden Brettern des Skalatheaters entgegentönt, ob Aladins Wunderlampe im Königlichen Opernhause diese nackten Beine und Brüste bescheint oder das elektrische Licht im chinesischen Ballabile des Ronacher-Theaters: dreißig Stück sind immer ein halbes Schock! Solls wirklich auch einmal Ernst werden mit der Einkehr und Auskehr, dann wollen wir doch aber auch alle Diebe fein säuberlich neben einander hängen. Fürchte nur, der Strick wird reißen. Es sind ihrer zu Viele.

Da hab ich mich, einer lieben Gewohnheit getreu, ins Vertheidigen hineingeredet. Meinen Standpunkt nur wollte ich gern klarstellen, und da ich gewillt bin, im Hause der „Zukunft" um Gastfreundschaft für die harmlosen Kinder meines Denkens und Erlebens zu bitten, vorsorglich sagen, woher die Fahrt, weß meine Art. Damit man sie nicht aussetze, schrieb ich dies Fürwort als Vorwort.

Dr. Fritz Friedmann.

Schwäbisches Geistesleben.

Wir Schwaben haben sehnsüchtig, wie irgend ein deutscher Volksstamm, der Einigung des Vaterlandes entgegen gesehen und freuen uns jetzt des Errungenen, das wir um jeden Preis festzuhalten entschlossen sind. Aber gar mancher Denkende, der dem Verdacht des Partikularismus nicht ausgesetzt ist, nimmt Eine Folge der politischen Neugestaltung Deutschlands mit Bedauern wahr: die Centralisirung des literarischen, künstlerischen, ja gesammten geistigen Lebens in der Reichshauptstadt. Es mag dies eine in der Entwickelung der Dinge begründete Nothwendigkeit sein, der sich die süddeutschen Volksstämme heute unterwerfen müssen, aber wir entsagen nicht der Hoffnung, daß über kurz oder lang die Zeit kommt, da mit Glück von den süddeutschen Kulturmittelpunkten eine Reaktion gegen die geistige Uniformirung versucht werden kann. Mit dieser Aussicht auf die Zukunft müssen wir uns trösten, wenn wir in der Gegenwart die geistige Marschrichtung von Berlin angewiesen erhalten. Mit der Aussicht auf die Zukunft und mit den Rückblick auf die Vergangenheit. Auf jene glückliche Vergangenheit, da das reizende Schwabenland einem von Nachtigallen bevölkerten Haine glich, da die Liedergabe so zu sagen Gemeingut des ganzen Volkes war, da aus allen deutschen und den österreichischen Gauen die Dichtergenossen herbeiströmten, um mit den schwäbischen Sängern Gruß und Erzeugnisse der Poesie auszutauschen. Was für geistige Größen hat nicht Stuttgart damals für kürzere oder längere Zeit beherbergt! Und nicht die Residenz allein: rings im Lande zerstreut lagen die kleinen Musensitze, zu denen die Auserwählten pilgerten. In Tübingen thronte der schweigsame Uhland, in Weinsberg hauste der schelmische Kerner, in Cleversulzbach Eduard Mörike, dieses lieblichste Wunder schwäbischer Sangeskunst. Was ist heute von der ganzen Herrlichkeit geblieben? wo regt sich heute noch in Schwaben eigenartiges Geistesleben? Nicht als ob sich ein Nachlassen der geistigen Kraft des schwäbischen Stammes beobachten ließe; nach wie vor trifft man in engeren und engsten Kreisen viel sprühenden Witz und kräftigen Humor. Aber die Scheu vor der Oeffentlichkeit und die dem Schwaben angeborene Neigung, sich auf sich selbst zurückzuziehen, tritt unter den gegenwärtigen ungünstigen Verhältnissen gerade bei den Besten besonders stark hervor, und so bleibt das Feld frei für die Mittelmäßigkeit. Diese macht sich namentlich auf literarischem Gebiet breit. Die Zahl der echten Dichter ist heute

im Schwabenland sehr gering. Zwar ragen noch ein paar Säulen des gefeierten Dichterkreises, wie J. G. Fischer und Ludwig Pfau, empor, aber draußen im Reiche weiß man kaum mehr, daß sie im schwäbischen Winkel noch existiren. Der reichbegabte Eduard Paulus und wenige andere Nachzügler der ruhmvollen lyrischen Vergangenheit machen hin und wieder von sich reden, und zwei Stunden von der Residenz entfernt, in dem Dorfe Warmbronn, lebt in ländlicher Abgeschiedenheit ein Bauerndichter, Christian Wagner, den die Muse einer vertraulicheren Zwiesprache würdigt als manchen, der sich dem schlichten Mann gegenüber ein Großmogul im Reich der Literatur zu sein dünkt. Der naturalistischen Richtung bringt man bei uns, wo noch die klassischen Traditionen hochgehalten werden, einige Neugierde, viel Mißtrauen, wenig Sympathie entgegen. Einige junge Leute geberden sich hin und wieder fürchterlich jüngstdeutsch; man läßt sie aber in Freiheit herumlaufen und begnügt sich damit, ihre Sittendramen Berliner oder Pariser Mache, die sie etwa auf einer Provinzialbühne zur Aufführung bringen, auszulachen. Sind also Dichter im Königreich Württemberg gegenwärtig höchst spärlich gesät, so begegnet man in seiner Hauptstadt einer desto größeren Anzahl von Schriftstellern und Journalisten. Denn der Buchhandel blüht noch immer in Stuttgart, wo zwei Großmächte, die Union und die deutsche Verlagsanstalt, ihr Hauptquartier haben. Nur diesem Umstand verdanken wir es, wenn uns auswärtige Berühmtheiten hin und wieder kurze geschäftliche Besuche abstatten. Von diesen hat keiner die Stuttgarter Damenwelt in ähnliche Begeisterung zu versetzen gewußt wie Sudermann, — natürlich weniger der Dichter als der interessant aussehende Mann.

Der Tod hat gegen Ende dieses Sommers ein von den wissenschaftlichen und halbwissenschaftlichen Kreisen unserer Hauptstadt schmerzlich betrauertes Opfer gefordert: Julius Klaiber, den ordentlichen Professor der Literaturgeschichte an der Stuttgarter technischen Hochschule. Er saß seit einigen Jahren auf dem Lehrstuhl, den vor ihm Friedrich Theodor Vischer innegehabt, und im Vergleich zu diesem war er freilich gar klein; aber wer weiß, ob nicht er wieder seinem noch nicht ernannten Nachfolger gegenüber als ein Riese erscheinen wird. Klaiber war ein gründlicher Kenner und feiner Beurtheiler der deutschen, namentlich der schwäbischen Literatur und ein formgewandter Redner. Allerdings verloren seine rednerischen Leistungen bedeutend, wenn die Feststimmung verrauscht war und man sie am anderen Tag nüchternen Sinnes las und prüfte. Sein blumenreicher Stil war in hohem Grade anfechtbar. Er gehörte zu jener — nicht ausschließlich, aber doch vorwiegend auf schwäbischem Boden gedeihenden — Klasse von Literarhistorikern, die in dem Wahne leben, man müsse, um einen Dichter wirksam zu erläutern, sich selbst einer poetischen Sprache bedienen, und die es ohne „glühende Wunderblumen der Romantik“ oder „Flügelschläge morgenfrischen Humors“ um den Preis einer Welt nicht thäten.

Wie in dem geistigen Leben jeder kleineren Residenz, so ist auch in dem Stuttgarts dem Hoftheater eine wichtige Rolle zugetheilt, obschon sich ihm ein nicht kleiner Bruchtheil der vorhandenen Intelligenz bedauerlich fern hält. Die Vergangenheit unseres Hoftheaters ist weit besser als seine Gegenwart. Indessen dürfen wir uns auch jetzt noch einiger ausgezeichneter Künstler rühmen oder vielmehr nicht rühmen; denn wir verdanken ihren Besitz der Verborgenheit, in der sie blühen. Wir haben auch einen berühmten Namen an der Spitze des Instituts. Die Leitung der Stuttgarter Hofbühne ist dem Herrn zu Puttlitz

anvertraut, dem Sohne Gustavs zu Putlitz, einem liebenswürdigen und feinen jungen Kavalier, der voll von Eifer und vom besten Willen beseelt ist, aber ohne praktische Erfahrung und wohl auch ohne strenge ästhetische Schulung. Er hat sich zur Unterstützung einen ersten Regisseur verschrieben, einen gewiegten Bühnenkenner, der alles unter dem bühnenpraktischen und schauspielerischen Sehwinkel betrachtet. Man kann sich vorstellen, daß von Aufstellung eines künstlerischen Programms und von Einhaltung künstlerischer Prinzipien zunächst keine Rede sein kann. Aber man muß anerkennen, daß die Intendanz wenigstens Regsamkeit entfaltet; namentlich sucht sie ihren Stolz darin, Stücke, die noch nirgends in Deutschland die Feuerprobe bestanden haben, zur ersten Aufführung zu bringen, während man früher das bequemere Verfahren vorgezogen hat, sich die Losung von Wien oder Berlin zu holen. Die erste derartige Neuheit war freilich ein arger Mißgriff. Das „Hochzeitslied von Lugos" stammt aus der Feder einer weiblichen Erzählerin, hat ein Vorspiel und spielt an der ungarisch-rumänischen Grenze. Damit ist viel, wenn nicht alles gesagt. Man kennt ja den Kunstgriff unserer Tagesdramatiker, Vorgänge, die für zivilisirte Verhältnisse doch gar zu unglaublich erscheinen, in irgend einen halbkultivirten Winkel Europas zu verlegen. Abgesehen von Ehebruch, Mord, Brandstiftung und den sonstigen üblichen Mitteln, Schauer zu erregen, hantirt die Verfasserin mit einer Anzahl blutiger Familienerbstücke in Gestalt von erblich belasteten Dolchen, Pistolen und dergleichen. Und erst der Dialog! Es machte einen wahrhaft rührenden Eindruck, mit welchem Feuereifer die Schauspieler die abgeschmackten Phrasen im Feuilletonromanstil der Souffleuse nachdeklamirten. Die Mehrzahl der Stuttgarter Tageskritiker war naiv genug, sich die Meinung der Intendanz, die diese vor der Aufführung durch hohes Kommunikatum bekannt gegeben hatte, aufnöthigen zu lassen und der „Dichterin" ein Talent zuzuschreiben, das man selbst durch die Brille jener Galanterie, zu der ein ritterlich gesinnter Mann der Dame gegenüber verpflichtet ist, nicht entdecken kann. Eine nutzbringende Lehre können sich übrigens Ehemänner und solche, die es werden wollen, aus dem Stück ziehen: Keiner warte ab, bis seine Frau die Ehe gebrochen, vielmehr schieße er sie nieder, sobald er bei ihr die Absicht dazu bemerkt! Auf diese Weise wird am besten die bekannte Ehre des Hauses gerettet.

Einen freundlicheren Eindruck hinterließ das zur Columbusfeier geschriebene und am 12. Oktober erstmals dargestellte Schauspiel Columbus, aus der Feder des Cannstatter Gymnasiallehrers Ernst Kapff. Das weit verbreitete Vorurtheil gegen Stücke, die Gymnasiallehrer zu Verfassern haben, ist in diesem Falle nicht gerechtfertigt: der junge Dichter und sein Drama haben von trockener und steifer Buchgelehrsamkeit nichts an sich. Den ungefügen Stoff vollkommen zu bewältigen, das ist freilich Kapff so wenig wie seinen Vorgängern gelungen, aber sein Schauspiel verräth Bühnengeschick und Geschmack und in den Volksszenen entschiedene Begabung für das Komische. Welche weiteren Ergebnisse die dramatischen Entdeckungfahrten unseres jungen Intendanten geliefert haben, wird die Zukunft lehren. Zunächst will Richard Voß die Wirksamkeit seines neuesten Dramas „Malaria" auf der Stuttgarter Bühne erproben, und damit sehen wir immerhin einem kleinen literarischen Ereignisse — mit Anwesenheit des Verfassers — entgegen.

Eine eigenartige Einrichtung, um die uns gewiß die ganze gebildete Welt

beneiden wird, ist unser offizieller Theaterzettel, der täglich in der Stärke von vier Seiten erscheint, von denen die vorderste das Programm enthält, während auf den drei übrigen, umrahmt von Annoncen und Reklamen aller Art, eine ausführliche Inhaltsangabe des betreffenden Stückes in Zeitungdeutsch siebenter Rangordnung zu lesen steht. Wie wäre es dem braven Nicolai zu gönnen gewesen, hätte er diese praktische Neuerung noch erleben dürfen! Kann man sich etwas Artigeres denken? Wen es nach dem dritten Akt in das Bierhaus treibt, den belehrt der Zettel aufs Zuverlässigste, ob es im letzten Aufzug ein paar Verlobungen oder ein paar Leichen giebt. Oder wer Zeit und Geld zu sparen hat, kann sich mit einem Kostenaufwand von zehn Pfennigen über den Inhalt einer Novität aufs Gründlichste unterrichten. Es ist auch schon der drollige Fall vorgekommen, daß auf dem offiziellen Theaterzettel vor der Vorstellung ein absprechendes Urtheil über ein neues Stück zu lesen war.

Während der Sommermonate vermittelt der bekannte Berliner Schauspieler Theodor Brandt mit einer tüchtigen Truppe auf der kleinen Berger Vorstadtbühne einem dankbaren, meist aus den guten Ständen bestehenden Publikum die Bekanntschaft mit den neuesten Erzeugnissen der französischen und der deutschen Muse oder — Aftermuse. In diesem Winter macht sich als Nachwirkung geltend, daß man sich in Stuttgart die Geschichte von dem Messer erzählt und auf die Schönheit von Madame Mongodins Seele schwört.

Indessen sind das Dinge, die mit Geistesleben in bedenklich schwachem Zusammenhange stehen. Da aber der Schutzgeist des schwäbischen Stammes weiteren Stoff nicht liefern will, so giebt der Klügere nach und — schweigt.

Stuttgart. Dr. R. Krauß

Einer bekannten Dichter-Firma.

Fahrt nur immer rüstig fort,
Deutschlands Größen auszuschlachten,
Literarischer Massenmord
Ist geschäftlich hoch zu achten.
Etablirt die Firma frei,
Die für Lebzeit Ihr gepachtet:
„Große Dichter-Schlächterei!
Täglich wird ein Held geschlachtet!"

G. A. E.

Spekulation.

Es lebe die bürgerliche Heuchelei! Die selben Federn, die die bestehende Gesellschaftordnung wie eine Art Gesetzgebung auf Sinai hüten, — was allerdings dieser Gesellschaftordnung wenig nützen wird —, spritzen seit längerer Zeit etwas wie heiligen Abscheu aus, sobald auf die Börse die Rede kommt. Dieses scheinheilige Augenverdrehen, mit dem jene Stümper im Guten wie im Schlechten das solide Anlagepublikum zu einer anständigen Gottheit erheben, vor ihm knieen und beten, um sodann mit der Maske der heiligen Einfalt, in der einst das Costnitzer Bäuerlein noch ein Scheit Holz zur Verbrennung von Johannes Huß herbei getragen hat, den Satan Spekulation zu verfluchen! Wirklich, eine ärgere Verlogenheit als dieses tagtägliche Gegenüberstellen von dem weißen Schaf: Kapital und dem schwarzen Schaf: Börsenspiel kann man höchstens noch im „Arizonakicker" finden, sobald dessen Schießredacteure einen ihrer Abonnenten zum Mayor des Städchens machen wollen und dessen Rivale um die Kandidatur, als Nichtabonnent des Blattes, in Grund und Boden zu vernichten ist.

Das mit den Wittwen und Waisen, aus denen u. A. das Sparpublikum bestehen soll, wurde zuerst, frei nach Jesaias Kapitel I., von einer kleinen Dresdener Bankhütte angewandt, welche die Krachjahre 1873/76 dazu benützte, um sich als Vertreterin der verschiedensten Aktien in den Verwaltungsrath zahlreicher Gesellschaften hineinzuwinden. Dann ging ein gleichlautendes Heulen in Wien los, als die Ferdinands-Nordbahn verstaatlicht werden sollte, und ein frecher Herr mit einem Doktortitel vor erstaunten österreichischen Ohren enthüllte, wie viele Wittwen und Waisen, mit einem Worte: kleine, bedürftige Leute Kaiser Ferdinands-Nordbahn-Aktien besäßen und nun durch eine zu billige Ablösung in Schaden und Verzweiflung kämen. Neuerdings sind es wiederum Portugiesen und Argentinier, an denen brave, fleißige Bürger ihre Zehrpfennige verlieren sollen. Einen dieser Sparer habe ich selbst gekannt; ich war gerade in einem Bankbureau und schlug, keineswegs etwa Nummerverzeichnisse meiner Loospapiere nach, die ich nicht besitze, sondern nur das Berliner Adreßbuch, als ein Kunde hereintrat und wegen des Ankaufes von Anlagewerthen fragte. Der Mann sah groß und blond und stark aus, eine verkörperte Wacht am Rhein, aber da ihm der Banquier anrieth, sich Reichsanleihe hinzulegen, erwiderte er: „Ich habe kein Geld für Kolonialpolitik, lieber kaufe ich mir Portugiesen". Als ob Portugal gar nichts Afrikanisches besaß, das nach einem Konflikt mit England riechen konnte! Cosi fan tutti möchte ich nun freilich nach diesem einzelnen Falle nicht sagen, aber Viele jener unglücklichen Besitzer haben in dieser Art thatsächlich ihr Geschick herbei gezerrt.

Also solche Leute, die, um einen höheren Zins zu machen, in ein exotisches Papier „hineingehen", sind Kapitalisten und nur, wenn sie es auf Zeit handeln, wären sie ruchlose Spieler! Aber es giebt auch Spekulanten, die ein weit ehrlicheres Gesicht haben, die aus ihrem Studium und ihrer pedantischen Einbildung heraus auf neue Effekten ganz verliebt herabäugeln, bis sie, wie

beneiden wird, ist unser offizieller Theaterzettel, der täglich in der Stärke von vier Seiten erscheint, von denen die vorderste das Programm enthält, während auf den drei übrigen, umrahmt von Annoncen und Reklamen aller Art, eine ausführliche Inhaltsangabe des betreffenden Stückes in Zeitungdeutsch siebenter Rangordnung zu lesen steht. Wie wäre es dem braven Nicolai zu gönnen gewesen, hätte er diese praktische Neuerung noch erleben dürfen! Kann man sich etwas Artigeres denken? Wen es nach dem dritten Akt in das Bierhaus treibt, den belehrt der Zettel aufs Zuverlässigste, ob es im letzten Aufzug ein paar Verlobungen oder ein paar Leichen giebt. Oder wer Zeit und Geld zu sparen hat, kann sich mit einem Kostenaufwand von zehn Pfennigen über den Inhalt einer Novität aufs Gründlichste unterrichten. Es ist auch schon der drollige Fall vorgekommen, daß auf dem offiziellen Theaterzettel vor der Vorstellung ein absprechendes Urtheil über ein neues Stück zu lesen war.

Während der Sommermonate vermittelt der bekannte Berliner Schauspieler Theodor Brandt mit einer tüchtigen Truppe auf der kleinen Berger Vorstadtbühne einem dankbaren, meist aus den guten Ständen bestehenden Publikum die Bekanntschaft mit den neuesten Erzeugnissen der französischen und der deutschen Muse oder — Aftermuse. In diesem Winter macht sich als Nachwirkung geltend, daß man sich in Stuttgart die Geschichte von dem Messer erzählt und auf die Schönheit von Madame Mongodins Seele schwört.

Indessen sind das Dinge, die mit Geistesleben in bedenklich schwachem Zusammenhange stehen. Da aber der Schutzgeist des schwäbischen Stammes weiteren Stoff nicht liefern will, so giebt der Klügere nach und — schweigt.

Stuttgart. Dr. R. Krauß

Einer bekannten Dichter-Firma.

Fahrt nur immer rüstig fort,
Deutschlands Größen auszuschlachten,
Literarischer Massenmord
Ist geschäftlich hoch zu achten.
Etablirt die Firma frei,
Die für Lebzeit Ihr gepachtet:
„Große Dichter-Schlächterei!
Täglich wird ein Held geschlachtet!“

G. A. E.

Spekulation.

Es lebe die bürgerliche Heuchelei! Die selben Federn, die die bestehende Gesellschaftordnung wie eine Art Gesetzgebung auf Sinai hüten, — was allerdings dieser Gesellschaftordnung wenig nützen wird —, spritzen seit längerer Zeit etwas wie heiligen Abscheu aus, sobald auf die Börse die Rede kommt. Dieses scheinheilige Augenverdrehen, mit dem jene Stümper im Guten wie im Schlechten das solide Anlagepublikum zu einer anständigen Gottheit erheben, vor ihm knieen und beten, um sodann mit der Maske der heiligen Einfalt, in der einst das Costnitzer Bäuerlein noch ein Scheit Holz zur Verbrennung von Johannes Huß herbei getragen hat, den Satan Spekulation zu verfluchen! Wirklich, eine ärgere Verlogenheit als dieses tagtägliche Gegenüberstellen von dem weißen Schaf: Kapital und dem schwarzen Schaf: Börsenspiel kann man höchstens noch im „Arizonakicker" finden, sobald dessen Schießredacteure einen ihrer Abonnenten zum Mayor des Städchens machen wollen und dessen Rivale um die Kandidatur, als Nichtabonnent des Blattes, in Grund und Boden zu vernichten ist.

Das mit den Wittwen und Waisen, aus denen u. A. das Sparpublikum bestehen soll, wurde zuerst, frei nach Jesaias Kapitel I., von einer kleinen Dresdener Bankhütte angewandt, welche die Krachjahre 1873/76 dazu benützte, um sich als Vertreterin der verschiedensten Aktien in den Verwaltungsrath zahlreicher Gesellschaften hineinzuwinden. Dann ging ein gleichlautendes Heulen in Wien los, als die Ferdinands-Nordbahn verstaatlicht werden sollte, und ein frecher Herr mit einem Doktortitel vor erstaunten österreichischen Ohren enthüllte, wie viele Wittwen und Waisen, mit einem Worte: kleine, bedürftige Leute Kaiser Ferdinands-Nordbahn-Aktien besäßen und nun durch eine zu billige Ablösung in Schaden und Verzweiflung kämen. Neuerdings sind es wiederum Portugiesen und Argentinier, an denen brave, fleißige Bürger ihre Zehrpfennige verlieren sollen. Einen dieser Sparer habe ich selbst gekannt; ich war gerade in einem Bankbureau und schlug, keineswegs etwa Nummerverzeichnisse meiner Loospapiere nach, die ich nicht besitze, sondern nur das Berliner Adreßbuch, als ein Kunde hereintrat und wegen des Ankaufes von Anlagewerthen fragte. Der Mann sah groß und blond und stark aus, eine verkörperte Wacht am Rhein, aber da ihm der Banquier anrieth, sich Reichsanleihe hinzulegen, erwiderte er: „Ich habe kein Geld für Kolonialpolitik, lieber kaufe ich mir Portugiesen". Als ob Portugal gar nichts Afrikanisches besaß, das nach einem Konflikt mit England riechen konnte! Cosi fan tutti möchte ich nun freilich nach diesem einzelnen Falle nicht sagen, aber Viele jener unglücklichen Besitzer haben in dieser Art thatsächlich ihr Geschick herbei gezerrt.

Also solche Leute, die, um einen höheren Zins zu machen, in ein exotisches Papier „hineingehen", sind Kapitalisten und nur, wenn sie es auf Zeit handeln, wären sie ruchlose Spieler! Aber es giebt auch Spekulanten, die ein weit ehrlicheres Gesicht haben, die aus ihrem Studium und ihrer pedantischen Einbildung heraus auf neue Effekten ganz verliebt herabäugeln, bis sie, wie

dies das glatte Parkett solcher Tanzböden mit sich bringt, auf einmal den üblichen Purzelbaum schlagen. Ich blättere in meinen Erinnerungen nach und gedenke, wie ich vor vielen, vielen Jahren mich auf einer Berliner Redaktion mit dem Redakteur unterhielt. Herein trat dann ein Gymnasiallehrer aus Potsdam oder Pasewalk (nur das P. ist mir noch haften geblieben). Er hatte eigens die Reise gemacht, um dem Blatte Vorhaltungen darüber zu machen, daß es gegen ein Amerikanisches Eisenbahnpapier (Oregon) geschrieben. Ich entsinne mich der Szene wie heute. An seinem Pulte der Redakteur, der aus Allem eher als aus Pflichtgefühl vor jenem Mortgagebond gewarnt, der aber die Unsicherheit der amerikanischen Eisenbahnwerthe nur zu gut kannte; ihm gegenüber der stattliche Pädagoge, der damals noch kein graues Härchen im Barte hatte und mit einer fast rührenden Dünkelhaftigkeit seine geographischen Kenntnisse vor uns ausbreitete. Erdkunde war sein spezielles Fach, er war stolz darauf, niemals über zehn Meilen im Umkreise von seiner Heimath fern gewesen zu sein und dennoch z. B. die Union aufs Genaueste zu kennen. Und nun gar Oregon, dieses Zukunftland! Dieser Mann führte uns in der Küstenregion umher mit ihrem ungeheuren Waldland, stieg mit uns in die Thäler hinab und versicherte, daß die Regenzeit vom November bis April dauerte. Wir mußten mit ihm im Klamath-See baden, hierauf die Pferde, Maulthiere, Rinder, Schafe und Schweine zählen, wobei er es uns natürlich sehr bequem machte. Der Bergbau mit seinen Gold- und Silberschächten that sich plötzlich auf und dann ein mächtiger gelber Schein und es rauschten unermeßliche Weizenfelder vor unsern Blicken. Ueber diesen Weizen, seine superfeine Qualität, seine enorme Exportfähigkeit, folgte noch ein besonders glänzender Vortrag. Wie ersichtlich, hatte dieser Weise von den Antilopen bis zu den Fischen an Alles gedacht, nur nicht an eine Gattung lebender Geschöpfe, an die Menschen. Als wir ihn auf dieses Fehlerchen aufmerksam machten, sowie darauf, daß die Menschen wahrscheinlich die gefährlichsten Raubthiere Oregons seien, lächelte er fast unwillig. Der Mann hat eben zu sehr an seinen Büchern gehangen und er hielt es quasi für sittlich, seine wissenschaftlichen Ueberzeugungen durch die That zu decken. Das Erbtheil seiner Frau. — — — Ein Jahr später sah ich den Mann wieder, er war ganz ergraut und eingesunken, und vielleicht hat es ihn mehr gegrämt, daß seine Theorien nicht Stich gehalten, als daß sein Kapital verloren gegangen war. Ist dieser Lehrer kein Spekulant gewesen, trotzdem er seine „Anlagen" gewiß für den Kassenschrank und keineswegs für ein Differenzgeschäft bestimmt hatte? Solcher Händler giebt es sehr Viele! Wie manche Ingenieure legen sich z. B. Bochumer hin, weil sie die vorzüglichen Einrichtungen des Gußstahlvereins aus Erfahrung oder Schilderungen kennen und nun klüger zu sein glauben als die Börse. Wie manche Biertrinker kaufen die Aktien des Bräus, das sie allabendlich trinken, weil sie es für ein Verbrechen halten würden, an der Rentabilität eines Getränkes zu zweifeln, das ihnen selbst mundet. Und so ad infinitum.

Aber die Presse und die Volksredner denken an solche Typen nicht. Es muß eben jemand auf Zeit handeln, zur Börse gehen und eine krumme Nase haben, erst dann ist er ein schlechter Kerl, nämlich ein Spekulant. Zieht man nun von all' dem Geschrei die augenblicklich beliebte Phrase ab, so stellt das Spekuliren wohl kaum eine egoistischere Thätigkeit vor als sehr viele andere bürgerlichen Betriebe, für die man, wenn sie gelingen, entweder bei Lebzeiten Kommerzienrath wird, oder im Todesfalle einen Zeitungnachruf als uneigen-

nützlicher Mitmensch erhält, der sich für Andere aufgeopfert hat. Also weshalb soll es verächtlich sein, zu spekuliren? Das Grundwesen aller Geschäfte ist doch billig kaufen, theuer verkaufen. Ist das im Ultimohandel vielleicht nicht der Fall? Denn selbst wenn man vorher verkauft —, Leerverkäufe wie man der Abschreckung wegen neuerdings konstruirt — so muß man doch auch billiger kaufen wollen. „Nein" sagen die Agitatoren, die damals nur aus Versehen nicht neben Herrn Schufterle in der Schweiz aufgehängt wurden, „nein, das ist kein reguläres Geschäft, es steckt keine Arbeit darin." Nun ist aber im Rechnen stets eine Arbeit und an der Börse selbst, im Hin- und Herwogen von tausenderlei Gedanken, die kaum zehn Minuten wirken werden, um dann neuen Platz zu machen, ist ein Anspannen von Geistes- und Körperkräften nöthig, so stark wie sicher in keinem anderen praktischen Berufe. Werfen jene Populären wieder ein: „Ja, aber was nützt all' dies Mühen? Ein Sack Kaffee wird doch verbraucht, er ist nöthig, aber wozu dieses Börsenspiel?" — Also alle die unzähligen Unternehmen, die heute auf Aktien rollen, sausen, schnurren, dampfen und leuchten, wären nicht nöthig, oder glauben wirklich einige Säuglinge, daß ohne die Spekulation ein großer Theil dieser Papiere unter Dach wäre? Gerade die Leichtigkeit, das Interesse an einem Unternehmen jederzeit wieder vertauschen zu können, lockt das flüssige Geld an, nachdem es doch nun einmal längst konstatirt ist, daß so viel festes Anlagekapital, wie Unternehmen heute Geld gebrauchen, nicht entfernt vorhanden ist. Der Spekulant sitzt am Klavier, er berührt bald diese, bald jene Taste und erzeugt doch so wenigstens einen Zusammenklang. Ob ich mich für einen Monat an einer Eisenbahn betheilige oder für länger — denn die sogenannte dauernde Anlage ist ja doch nicht in ihrem ganzen Begriffsumfange zutreffend —: immerhin betheilige ich mich doch. Und wenn ich vorher verkaufe, so muß ich doch nachher kaufen und mich betheiligen. Wie die Spekulation nach und nach zu einem dichten Walde ausgewachsen ist, voll verschlungener Pfade und gewiß auch mit manchen reißenden Thieren, läßt sich das Gebiet so obenhin gar nicht beurtheilen. Sogar die Frage, ob durch einfache Ausgleichtransaktionen, Differenzgeschäfte, dem Markte nicht noch genützt werde, ist eine schwierige, da nur die Theorie hier als Löserin eingreifen könnte und ihr wiederum die Erfahrung fehlt.

Weil die anderen Geschäfte langsamer, organisirter vor sich gehen, sind ihre Inhaber im Stande, mehr Würde und Steifheit zu erwerben; Spekulation und auch Bankwesen müssen zu rasch arbeiten und dieses fortwährend Unruhige verleiht den betreffenden Leuten eine Beweglichkeit, die wir Deutschen nun einmal nicht für den Typus des Respektabeln halten. Je weiter aber diese Vorurtheile gegen einen Unternehmunggeist gehen, der nicht nach Cacao duftet und nicht nach Petroleum stinkt und der vor Allem die fabelhafte Frechheit manifestirt, ohne gediegene Kapitalien vorwärts zu gehen — was doch dem edlen Millionärstand schadet —, je weiter bemüht sich auch eine unfähige und heuchlerische Presse, Steine auf die Spekulation zu werfen. Leider hat sie damit Glück. Wie sagte doch Beaumarchais, als sein „Figaro" so unerwartet einschlug? „Je sais quelque chose de plus fou que ma pièce — c'est le succès!"

Pluto.

Notizbuch.

Die Geschichte liebt die Wiederholungen: dieser alten Erfahrung kann man jetzt in **England** nachdenken. Wie die Niederlande einst mit der Schwächung ihrer militärischen Macht und mit dem Nachlassen der sittlichen Disziplin zugleich ihre Handelssuprematie in der Welt verloren, so deuten nun auch leise Decadencemerkmale bereits an, daß die Glocke für Großbritannien zum ersten Male geläutet hat. England hat das beste Soldatenmaterial der Welt, aber durch die unglaubliche Unfähigkeit und Korruption in der Leitung ist das britische Heer allmählich eine armée pour rire geworden. Nachgerade haben nun so ziemlich alle Regimenter gemeutert, zuletzt noch die gut behandelten und glänzend bezahlten life Guards, von denen die Gemeinen freie Verpflegung und nach unserem Gelde 1,60 Mark pro Tag erhalten, außerdem zwei Monate Urlaub im Jahr. Mehr und mehr bricht sich die Ueberzeugung Bahn, daß es so nicht weiter gehen kann, und man ist nur zweifelhaft, ob man den militärischen Augiasstall kräftig ausräumen und eine ordentliche Armee nach europäischem Muster schaffen oder nach dem amerikanischen Vorbild sich richten soll. Aergerlicher noch fühlt sich der britische Geschäftssinn durch die Arbeitseinstellungen und durch die kolossale Entwerthung des Bodens berührt, die natürlich auch ein erhebliches Sinken des Bankdiskonts verursacht haben. Land ist heute halb umsonst zu haben, in der Grafschaft Essex z. B., wo noch 1875 der acre 50—70 Lstrl. werth war, kann man heute nicht einmal zu 15 Lstrl. verkaufen. Diese Thatsachen und die damit verbundene Entwerthung des Geldes haben den Theorien Henry Georges viele Anhänger zugeführt und es ist kein Zufall, daß Gladstone auf eine Bodenbesitzreform sein Sinnen richtet. Leider krankt England, das von der Cholera verschont blieb, an einer anderen Seuche, die wohl auf den vorzeitigen Genuß unreifer Parlamente zurückzuführen ist, nämlich an epidemischer Beredsamkeit. Man hat sich längst abgewöhnt, zu fragen, ob ein Politiker heimische und ausländische Verhältnisse, Geschichte und Nationalökonomie gründlich kennt; die Hauptsache ist, daß er Reden halten und hundertmal mit der ernsthaftesten Miene die gleiche Parteiphrase vortragen kann. Nun ist aber die Eloquenz sehr selten mit staatsmännischer Einsicht gepaart, und so haben eigentlich nur die Zeitungen, für die jeder Redner ein unbezahlter Mitarbeiter ist, Grund, sich dieser in der Gegend von Westminster gräßlich wüthenden Seuche zu freuen. Das Aeußerste an immer bereiter Eloquenz leistet natürlich Gladstone selbst, der die Beredsamkeit zur Selbstbetäubung benützt wie andere Morphium oder Cocaïn. So lange er die Zunge rühren kann, bleibt die Uneinigkeit und gegenseitige Verachtung auch verborgen, die unter seinen liberalen „Lieutenants“ längst ausgebrochen ist, aber es wird schrecklich tagen, wenn er die Augen schließt. Zum Glück nimmt das merry old England trotz beginnender Zersetzung alle diese Geschichten noch nicht so ernst wie der deutsche Zeitungpolitiker; man hat drüben zu viel gesunden Menschenverstand und zu viel Lust am Sport, um die Frage nach den einzelnen Parteischattirungen für wesentlich wichtiger zu halten als die nach der Beschaffenheit der beliebtesten Renn- und Wettpferde.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, 12. November 1892.

Troupier-Politik.

Wo ist der Kriegsminister? Für ein Vexirspiel oder für einen politischen Bilderbogen böte diese Frage ein hübsches Thema. Wenn früher eine Verstärkung der deutschen Wehrmacht nöthig erschien, dann traten die preußischen Kriegsminister, von Roon bis zu Verdy, mit dem Generalstabschef in Verbindung, es wurden die Ansichten der übrigen deutschen Kriegsminister eingeholt und schließlich wurde der Plan dem Kanzler unterbreitet, der ihn, nach allgemeinen politischen Erwägungen, verwarf oder annahm. Die Dinge entwickelten sich dann gewöhnlich so, daß im Parlament ein neues Wehrgesetz zunächst vom Kriegsminister sachlich begründet, dann auf breiter politischer Basis vom Kanzler vertreten und endlich in einem Geleitwort des Generalstabschefs empfohlen wurde. Damit war eine gewisse Sicherheit gegeben, denn ein Projekt, für das Roon, Moltke und Bismarck ihr Ansehen einsetzten, mußte auch von den Widerstrebenden ernst genommen werden.

Wie anders wirkt das Zeichen auf uns ein, unter dem die neueste Militärvorlage dem Blick erscheint! Moltke und Roon sind tot, Bismarck ist ein offener Gegner der geplanten Umgestaltung, im Generalstabsgebäude herrscht ein unbekannter Mann, die süddeutschen Bundesregirungen haben noch keine Regung der Theilnahme gezeigt und vom Kriegsminister hört und sieht man nichts. Wohin man das Auge wenden mag, überall wird man das Terrain frei finden und nur eine Gestalt begegnet dem suchenden Blick: die des Reichskanzlers

Grafen Caprivi. Er ist der Vater, er sagt es ja selbst. Auf die Autorität dieses einen Mannes hin soll eine ungeheure Mehrbelastung des deutschen Volkes beschlossen werden; das ist schlimm. Der eine Mann aber, der diese Mehrbelastung moralisch zu verantworten hat, trägt diesmal auch die thatsächliche Verantwortung; und das ist gut, gerade weil es so selten ist.

Es war einem freisinnigen Abgeordneten vorbehalten, den Reichskanzler anzuflehen, er möge um Himmelswillen doch, schon um den bösen Bismarck zu ärgern, auf die Militärvorlage verzichten; dann, so wurde ihm verheißen, dürfe er noch lange regiren und es werde ihm wohl ergehen im Reichstage. Nur einem freisinnigen Hirn konnte solche politische Unklugheit entspringen. Im ganzen Verlauf der preußischen und der deutschen Geschichte haben diese Herren bewiesen, daß sie weder Menschen noch reale Verhältnisse jemals zu durchblicken vermögen. Der Abgeordnete Virchow sprach im Dezember 1863 das große Wort gelassen aus: „Der Herr Ministerpräsident stürmt ohne Kompaß in das Meer der äußeren Verwickelungen hinaus, ihm fehlt jedes leitende Prinzip, er hat auch gar keine Ahnung von einer nationalen Politik. Das ist ja eben der große Vorwurf, das ist die Schwäche seiner Position, daß er seiner ganzen Entwickelung nach gar kein Verständniß für ein nationales Wesen hat, für das, was aus dem Herzen des Volkes hervorgeht, was seiner ganzen Entwickelung nach aus dem Volk werden muß, welche Widerstände sich ihm auch entgegenstellen.“ Der Ministerpräsident, den Herr Virchow so unsanft an die Pflichten einer nationalen Politik erinnern mußte, hieß Otto von Bismarck-Schönhausen.' Anders eben als sonst in Menschenköpfen malt sich in einem Fortschrittskopf die Welt und deshalb darf man sich auch nicht wundern, wenn jetzt von den freisinnigen Girondisten Einer, der sehr fleißig englische und amerikanische Revuen gelesen hat, gar nicht einzusehen vermag, daß der leitende General durch einen Verzicht auf die Militärvorlage die eigene Politik köpfen würde. Der Freisinn lebt immer noch in und von der Vorstellung, die Minister seien unheimliche Verschwörer, die bei nächtlicher Weile darüber grübeln, wie sie dem armen Steuerzahler den letzten Heller aus der Tasche ziehen können. Denkende Menschen haben die Mordgeschichten von fiskalischer Plusmacherei und ähnlichem Parteiwellblech längst zum alten Eisen geworfen; sie wissen ganz genau, daß jeder Minister herzlich froh

ist, wenn er nicht mit neuen Forderungen vor das Land zu treten braucht, und sie lassen auch dem Grafen Caprivi die Gerechtigkeit widerfahren, daß er mit der Militärvorlage nur die Konsequenzen seiner eigenen Politik gezogen hat. Wie die Thräne auf den herben Zwiebel, so mußte auf den Caprivismus unweigerlich das Verlangen nach einer stattlichen Vermehrung der Truppen folgen, und die Parteien, die in der Furcht des Herrn oder aus beklommener Bismarckangst dieses System unterstützt haben, die müßten, wenn sie ehrlich wären, ohne mit der Wimper zu zucken, die jetzt geforderten 64 Millionen Mark und mehr noch bewilligen. Leider aber wird das Denken nicht auf der Schule, nicht in Bezirksvereinen und erst recht nicht in Fraktionversammlungen gelehrt und die Ehrlichkeit muß man sich abgewöhnen, wenn man die Mitgliedschaft irgend einer Partei erwerben und dauernd bewahren will.

Einige journalistische Hofhunde haben furchtbar gebellt, weil Fürst Bismarck seinen Nachfolger einen Troupier genannt hat. Es ist nicht anzunehmen, daß auch der Graf Caprivi durch diese Bezeichnung sich verletzt gefühlt hat, denn der Herr Reichskanzler ist, wohl weil er andere nicht hat, auf seine militärischen Fachkenntnisse nicht wenig stolz und er liebt es, als der gerade, ehrliche General ohne Furcht und Tadel zu allem Volke zu sprechen. Die Beschäftigung eines Troupiers ist eine höchst ehrenwerthe und sie kann in dem begrenzten Kreise, den die Routine, der Diensteifer und der Gehorsam beherrschen, mancherlei Gutes leisten. Wenn aber ein Troupier, der in den engen Lebensbedingungen eines altpreußischen Bureaukratenhauses aufgewachsen ist, plötzlich mit der Leitung der schwierigsten Staatsgeschäfte betraut, und wenn ihm als Berater in den auswärtigen Angelegenheiten ein mit den internationalen Verhältnissen wenig oder gar nicht bekannter Jurist beigegeben wird, dann darf man auch nicht Mund und Nase aufsperren, vor Staunen darüber, daß ein solches Regime nach zweijährigem Experimentiren mit einem Hundertmillionendefizit abschließt.

In der Begründung der Militärvorlage heißt es, die militärpolitische Lage habe sich „zu unseren Ungunsten verschoben". Das ist ganz außerordentlich richtig; aber nicht deshalb, weil Frankreich heute 4 053 000 und Rußland 4 556 000 fertig ausgebildete Soldaten besitzt, wie die „fraudulös" veröffentlichte Vorlage mittheilt, sondern, weil man in der Wilhelmstraße eine kurzsichtige Troupier-Politik ge-

trieben und in der Sorge um den täglichen Drill vergessen hat, den heimlichen Wandlungen der europäischen Lage mit aufmerksamem Blick zu folgen. Die Kreuzzeitung war auf dem Wege zur Wahrheit, als sie schrieb, nach den neuesten Beängstigungversuchen der Militäroffiziösen müsse man zu der Ueberzeugung kommen, „daß unsere äußere Politik die Dinge so geführt hat, daß Deutschland alle Lasten auf die eigenen Schultern nehmen muß".

Diesen Zustand haben wir thatsächlich erreicht. Oesterreich, das in dem blind verlästerten Grafen Taaffe einen sehr schlauen und in Kalnoky einen sehr klugen Minister hat, geht mit der Verstärkung seiner Wehrmacht immer langsam voran und giebt dem deutschen Verbündeten höflich zu verstehen, daß ihm der Vortritt gebührt. Italien ist an der Grenze seiner wirthschaftlichen Leistungfähigkeit angelangt und man darf durch die verstümmelten Zeitungauszüge sich nicht darüber täuschen lassen, daß jenseits der Alpen die Begeisterung für den Dreibund in ihr letztes Viertel getreten ist. Mehr und mehr gewinnen die Sympathien für das mit dem Kirchensegen begnadete Frankreich an Boden und die sehr weitsichtige vatikanische Politik geht offenbar darauf aus, durch die Anerkennung der Republik des Herrn Carnot dem italienischen Volke zu beweisen, daß es den ersehnten Frieden mit dem Papste haben kann, wenn es das Haus Savoyen verabschiedet und dem Statthalter Petri dadurch die Möglichkeit schafft, unter Verzicht auf besonderen Territorialbesitz, als der einzige Souverän auf der appeninischen Halbinsel zu thronen. In einer italienischen Republik aber, die mit dem Papste auf Du und Du stände, wäre die Stimmung der lateinischen Schwesterrepublik sicherlich ganz ungleich günstiger als der protestantischen Kaisermacht, die an den Verbündeten so hohe Ansprüche stellen muß, ohne ihm doch entsprechende Vortheile bieten zu können.

Eine vorausschauende Staatskunst mußte diese Entwickelung früh erkennen und sich bei Zeiten nach einer neuen Brustwehr umsehen; sie durfte vor allen Dingen es nicht dahin kommen lassen, daß unsere Nachbarn in Ost und West einander in klammernder Umarmung fanden. An die Stelle der umständlichen Begründung der neuen Militärvorlage dürfte man getrost das eine Wort setzen: Kronstadt. Ohne die unerbetene Entlassung des Fürsten Bismarck aber hätten wir Kronstadt niemals erlebt; das wurde erst möglich, als der

neue Kurs ins englische Fahrwasser zu weisen schien. Die naive Freude an jeder auch nur scheinbaren Machtverstärkung und die noch naivere Sorglosigkeit, die nach den politischen Folgen so bedenklicher Gewinne niemals fragt und immer vergnügt von der Hand in den Mund lebt —: das sind die charakteristischen Erscheinungen einer rechtschaffenen, beschränkten und darum gefährlichen Troupier-Politik.

England und Rußland haben im Orient ihre wichtigsten Lebensfragen zu lösen und das Inselreich muß Alles daran setzen, den russischen Bären als ein Schreckgespenst für Europa erscheinen zu lassen, um die Kontinentalmächte für die britischen Interessen mobil zu machen. Das ist so selbstverständlich, daß es nur Zeitungschreiber nicht verstehen können. Denen mag man denn auch das kindliche Vergnügen gönnen, die englischen Preßstimmen sorgsam, als hätten sie für die Beurtheilung deutscher Verhältnisse auch nur irgend welchen objektiven Werth, abzudrucken. Die Engländer wären nicht die reifsten Politiker und die besten Kaufleute der Welt, wenn sie auch nur eine Sekunde aufhörten, fremde Zustände und Ereignisse aus dem nationalen Gesichtswinkel zu betrachten. Der brave „Standard", über dessen Koulissengeheimnisse wir uns gelegentlich hier unterhalten wollen, stellt sich jetzt höchst besorgt, weil Fürst Bismarck angeblich das monarchische Gefühl und was weiß ich noch untergräbt, und den Missethäter bedroht er mit harter Poen und Buße. Die biederen penny-a-liner mögen sich beruhigen: der alte Kanzler hat noch viele Eisen im Feuer und die Deutschen werden bei ihm sich immer Rath und Trost suchen, ohne in Fleetstreet erst um Erlaubniß zu fragen, wo man den unbequem klugen Warner, der keine Nachrichten mehr zu vergeben hat, gern zur ewigen Ruhe bestatten möchte. Der englischen Presse ist der Mann sehr fatal, dem ein genialer Instinkt mit der Sicherheit der Magnetnadel immer das Ziel zeigt, das dem Deutschen Reiche den größten Vortheil verheißt. Und auch gewitzten Herren wie Salisbury und Roseberry ist es nicht zu verargen, daß sie den leichteren Umgang mit solchen Staatsmännern vorziehen, die für das kostbare Nationalspielzeug Helgoland gerührt lächelnd den Schlüssel zum bedeutendsten deutschen Kolonialbesitz hingaben und den Rest durch einen mildherzigen Bureaukraten zu Grunde wirthschaften lassen. Als aber die neuen Männer, unmittelbar nach der viel zu geräuschvoll verkündeten Erneuerung des Dreibundes, die Blutsverwandtschaft und die

historische Freundschaft zwischen John Bull und Michel mit lauter Emphase priesen, da mindestens mußten sie auch bedenken, daß diese Rufe an der Newa ein Echo wecken würden. In Petersburg mußte man glauben, hinter dem für Deutschland so unvortheilhaften Kolonialvertrag mit England lauere eine gefährliche großpolitische Absicht und dieser Glaube wurde durch die plötzlich hereinbrechende Verherrlichung Albions gestärkt. Da erst fand die brünstige Koketterie der vereinsamten Dame Gallia in Kronstadt Gegenliebe. Admiral Gervais trank den schäumenden Becher aus, der in der Londoner Guildhall kredenzt worden war.

Dabei hatte der leitende General in der west-östlichen Diplomatie durchaus keine gefährlichen Konkurrenzen zu bestehen. Die Herren Freycinet und Ribot sind bescheidene Intelligenzen, von denen reichlich zwölf auf ein Dutzend gehen. Herr von Giers ist immer der Mann zähen Festhaltens, aber niemals der Mann der Initiative gewesen und er hat niemals den Ruhm eines selbständigen Politikers ambirt. Und Herr von Mohrenheim, der russische Botschafter in Paris und der eigentliche Bereiter des franco-russischen Bündnisses, wird nur von der Presse, der er zu verdienen giebt, ernst genommen. Er ist, von Kopenhagen her, ein Protégé der Zarin, die seine angenehmen Plaudertalente und die Liebenswürdigkeit seiner hübschen Töchter schätzt, und er hat in Paris etwa die Rolle des Mannes zu spielen, der vor dem Circus mit unerschöpflichen Scherzen die Vorübergehenden anlockt und festhält, bis sie endlich einen Franc riskiren und sich die so lustig angepriesene Geschichte einmal von innen ansehen. Die Franzosen wollen amusirt sein und Herr von Mohrenheim amusirt sie, wenn er in irgend einem obskuren Theater mit anmuthiger Würde die Marseillaise und das Bosche Zaria krani über sich ergehen läßt oder mit dem redseligen Jakobiner Clémenceau offene Briefe über brennende Fragen der internationalen Politik austauscht. Man sollte annehmen, daß keine dämonische oder genialische Ueberlegenheit dazu gehörte, um gegenüber solchen Persönlichkeiten den gewaltigen Hort des bismärckischen Erbes unvermindert zu bewahren. Für den Troupier aber ist ein Mann eben ein Mann, ein Minister ein großes Thier und ein Botschafter unter allen Umständen eine höchst ernsthafte Figur. Und so ist es gekommen, wie es kommen mußte: die Centralstelle der europäischen Politik ist von Berlin fort verlegt worden und in dem Hause,

das einst den von Freund und Feind respektirten ehrlichen Makler Europas beherbergte, wohnt nun ein tüchtiger General, der mitunter, wie es am 24. Februar dieses Jahres vorgekommen sein soll, um vier Uhr noch nicht weiß, daß um fünf der Reichsanzeiger eine wichtige Rede seines von ihm zu berathenden Monarchen bringen wird.

In der Politik zählen nicht nur die realen Ereignisse, sondern auch die Imponderabilien mit. Im Auslande pfeifen es aber die Spatzen von den Dächern, daß im Deutschen Reiche an allen Ecken Unzufriedenheit und Unsicherheit herrscht und daß auch innerhalb der Regirung, weil anstatt der Sachkenntniß der Dilettantismus den Ton angiebt, nichts mehr recht klappen will. Es hilft nicht, daß den Nörglern der Weg übers große Wasser gewiesen wird; ihre Schaar wird stetig wachsen, wenn sie hören, daß als „vornehmster Umgang" des Soldaten der Soldat, „nicht das Civil" bezeichnet wird; und wenn sie sehen, daß ein alter Fortschrittskämpe und Bismarckschimpfer, ehe noch das Gesuch um Bestätigung das rothe Haus verlassen hat, als der geeignetste Mann für die Verwaltung der Reichshauptstadt begrüßt wird, ohne daß deshalb der übergangene Minister des Innern auch nur Miene macht, sein Portefeuille abzugeben. Es nörgeln die Industriellen über die Handelsverträge, von denen selbst Eugen Richter jetzt, in seinem unvergleichlich humorvollen politischen ABC-Buche neuester Auflage, in gesperrtem Druck zugeben muß, „daß von deutscher Seite besonders große Aequivalente nicht erzielt worden sind." Es nörgeln die Konservativen und die Liberalen und kreuzfidel ist eigentlich nur das Centrum und die Sozialdemokratie, denen der Weizen üppig in die Halme schießt und die bei jeder erdenklichen Gelegenheit ihrer Zärtlichkeit für den neuen Kurs dankbaren Ausdruck geben. Und Leute, die es wissen könnten, behaupten sogar, das Nörgeln, das alle Welt beleckt, habe auch auf die Bundesfürsten sich erstreckt und die planten einen Sturm auf den Kaiser, um eine Aussöhnung mit dem großen Verpehmten herbeizuführen.

Von dieser Aussöhnung singen und sagen auch bürgerliche und adlige Schwärmer viel, ohne den Wunsch doch zu Ende zu denken. Wenn Fürst Bismarck heute durch eine Erneuerung der Kaiserlichen Gnade, die sich schon in der offiziös bestrittenen, aber thatsächlich erfolgten telegraphischen Geburtanzeige anzukündigen schien, gezwungen würde, schweigend den Fehlern seines Nachfolgers zuzusehen, dann wäre das für das deutsche Volk ein großes Unglück; denn alle be-

deutenden politischen Anregungen, das muß der auch gestehen, der sie verwarf, sind auch während der letzten zwei Jahre von Friedrichsruh und Varzin ausgegangen. Nur subalterne Geister oder blöde Parteichorknaben können, mit ekstatischem Aufblick zum heiligen Gladstone, heute das Märchen erzählen, Bismarck habe im Volk keinen Anhang; thatsächlich übt er ohne den Schimmer der Macht und ohne die deckende Immunität des Abgeordneten ganz ungleich größeren Einfluß als der Holzfäller von Hawarden in seinem ministeriellen Prunk. Aus einer Aeußerung, die Graf Waldersee bei einem Festmahl der Holsteiner in Altona gethan hat, muß man folgern, daß dem Kaiser auch über diese Dinge nicht die Wahrheit gesagt wird; man muß den weitverzweigten Preßverbindungen der heutigen Herren einmal nachgeklettert sein, um eine annähernde Vorstellung davon zu bekommen, wie sie mit Ausschnitten aus scheinbar unbefangenen radikalen und ausländischen Blättern arbeiten können; in diesem Bouquet ist der „Standard" nur ein bescheidenes Blümchen. Weil aber auch die Freunde des alten Kanzlers von diesen Manövern meist nichts ahnen, deshalb wähnen sie, eine kaiserliche Annäherung an den Geächteten wäre ein nationales Glück, auch wenn der General am Ruder bliebe, der den Muth hatte, in die Welt zu telegraphiren, es sei völlig ausgeschlossen, daß Fürst Bismarck jemals wieder „auf die Leitung der Geschäfte irgend welchen Einfluß" gewinnen könnte. Ein Mann, der sich solcher Kühnheit vermaß, mußte aus anderem Holze sein. Ueber die Fähigkeiten des Grafen Caprivi besteht von der äußersten Linken bis in die Militär- und Hofkreise hinein nur eine Meinung, der mitunter gerade seine Berufsgenossen von der Waffe den schroffsten Ausdruck geben; ihn und seinen gegipsten Vertreten hält einzig und allein die Bismarckangst im Amt und eifriger noch als andre Deutsche mögen sie beten, daß uns das Leben des Gutsherrn von Varzin noch lange erhalten bleibt. Die erste Scholle, die auf seinen Sarg fiele, würde die Troupier-Politik für immer begraben und selbst in den Parlamenten würde man sich dann allgemach mit der sehr ernsten Frage beschäftigen, ob die Boettticher-Arbeit mit 350 000 Mark nicht zu hoch bezahlt ist. Es war ein freisinniger Parlamentarier, der in einer Stunde süßen Selbstvergessens mir einst anvertraute: „Wir gehen auf die Sache nicht ein, so toll sie an sich ist, denn so lange der fest sitzt, sind wir vor dem Alten sicher."

Praktische Geschäfte lassen sich mit Mehrheitprodukten nicht führen. Das zeigt die Geschichte des Parlamentarismus in allen Ländern, das wird sie auch in England zeigen, wenn die thatsächliche Herrschaft der — konservativen und liberalen — Gentry durch die rastlos vordringende soziale Bewegung entwurzelt sein wird. Wie Stiefel gemacht werden sollen, das muß ich beim Schuster erfragen und nicht bei einer redelustigen Gesellschaft von Gutsbesitzern, Rechtsanwälten und Journalisten. Da ein erwachsenes Volk aber auch in der besten Absicht sich nicht blindlings durch Dick und Dünn führen läßt, da es vielmehr den berechtigten Anspruch erhebt, selbst die Geschicke des Lebens zu bestimmen, für das es Gut und Blut einsetzen muß, darum ist es wünschenswerth, an entscheidenden Abschnitten der Geschichte die Mehrheit der Nation redlich zu suchen und ihren Willen zu erkennen. Sie kann irren, aber sie irrt nach eigenem Ermessen. Wird der muthige General muthig genug sein, über die Militärvorlage, die als die ziffernmäßige Bilanz seiner Politik betrachtet werden muß, das Volk zu befragen?

Fürst Bismarck soll die Vorlage als „nicht nothwendig" bezeichnet haben und er wurde für dieses unbeglaubigte Wort vom freisinnigen Preßchor jubelnd umheult. Natürlich ist aber die Stellung des Fürsten zum Militärgesetz*) mit der des Freisinns völlig unvereinbar. Die Fortschrittsideologen meinen, man könne die Militärvorlage durch einen herzhaften Schnitt vom Caprivismus trennen; der politische Realist weiß, daß hier eine organische Mißbildung hervortritt, die nur durch einen grundsätzlichen Wechsel im Lebensregime beseitigt werden kann. Die neuen Forderungen waren nicht nothwendig, wenn eine verständige, eine technisch gute und ihres Zieles klar bewußte Politik getrieben wurde; sie sind heute, sonst würden sie von der konfliktscheuen Regirung gewiß nicht erhoben, nothwendig, weil die Troupier-Politik für den enormen Verlust an Vertrauen im Innern und an Ansehen nach außen in ihrer geistigen Rathlosigkeit keinen andern Ersatz zu finden weiß als einen numerischen Zuwachs von beiläufig 100 000 Soldaten. Eine Minderheit kann sich den Luxus gestatten, dieser zwingenden Logik sich zu entziehen; die verantwortlichen Parteien der Mehrheit können dem Kanzler, den sie unterstützt haben, das Lebens-

*) S. darüber das zweite Heft der „Zukunft".

elixir nicht versagen, ohne dessen Besitz er seine Tage nicht fortzuspinnen vermag: sie müssen die Forderungen bewilligen oder endlich den drängenden Wünschen ihrer Wähler nach einem Personenwechsel an der Spitze der Reichsgewalt unzweideutigen Ausdruck geben.

Als 1863 im Landtag die preußisch-russische Convention gegen den polnischen Aufstand erörtert wurde, da meinte Waldeck, es heiße den Staat stärken, wenn man Europa zeige, daß die irrende Regirung im Volke wenigstens keine Stütze habe. Die Epigonen des Fortschrittes, die auch politisch nur noch Zwischenhändlergeschäfte machen, schwächen den Staat, da sie in ihrer Presse und in ihren Reden die wahre Stimmung des Volkes vertuschen und verfälschen. Nicht durch die großen Ziffern der Militärvorlage ist das deutsche Volk beunruhigt, sondern durch die unabweisbare Wahrnehmung, daß in den höchsten politischen Regionen ein fataler Duft von blauem Tuch und dumpfer Kasernenstubenluft webt und daß die sachverständigen und im Rückgrat festen Männer systematisch von ihren Plätzen verdrängt werden. Ein in der Abgeschlossenheit des militärischen Lebens und in den drückenden Banden der Subordination ergrauter Soldat hat nicht die Bildung, nicht die Erfahrung und nicht das Ansehen, um über die Entwickelung der deutschen Geschichte in politisch und namentlich sozial bewegter Zeit das entscheidende Wort zu sprechen. Darum ist es gut, daß kein Kriegsminister und kein Generalstabschef den Kanzler in der Verantwortlichkeit für die Militärforderung unterstützt. Das deutsche Volk ist es müde, seinen höchsten Beamten über Dinge reden zu hören, die er in ihrem komplizirten Zusammenhange nicht entfernt überschaut; und wenn Graf Caprivi über kurz oder lang einem erfahreneren Nachfolger Platz macht, dann wird von seinem Wirken nicht viel mehr übrig bleiben als die bezeichnende Anekdote, er habe, als er zur Uebernahme des Reichkanzlerpostens nach Berlin kommandirt worden war, auf dem Bahnhofe von Hannover bestürzt ausgerufen: „Was wollen sie nur von mir? Ich kann ja nichts als Rekruten einexerziren!“

Idealismus und Realismus im Recht.

Der Idealismus oder die Lebensideale im Recht ist die Losung, die ich vor kurzem ausgegeben habe als einen Kampfruf gegenüber der Verkehrung unserer höchsten Bestrebungen, gegenüber einer Lehre, die den Quell des Rechts in den Niederungen der gemeinen Nützlichkeit des Lebens sucht. In der That hat diese Nützlichkeitlehre, dieser Utilitarismus bereits Schiffbruch gelitten, und der Torso von Iherings Zweck im Recht, der sicher Torso geblieben wäre, wenn auch der Verfasser noch unter den Lebenden weilte, ist die letzte bemerkenswerthe Erscheinung des Positivismus einer Rechtswissenschaft, die ohne genügende philosophisch-historische Vertiefung die Welträthsel des Rechts zu lösen versuchte.

Wenn ich von Idealismus im Recht spreche, so muß ich mich näher erklären. Der Idealismus im Recht ist keine Weltabgezogenheit in dem Sinn, daß die Rechtsordnung außerhalb der menschlichen Kulturbestrebungen ihren Sitz hätte und uns von außen her Bestimmungen zudiktiren würde. Das Ideal ist nicht exotisch; das Ideal liegt in uns, es ist ein Theil unseres Selbst. Daher hat der Idealismus nichts zu thun mit dem Naturrecht, als ob er ein von den Sternen zu uns herabgesenktes himmlisches Gut wäre.

Der Idealismus darf auch nicht so verstanden werden, als wären die maßgebenden Ideale stets die gleichen, als würde die Menschheit unweigerlich durch ein und dasselbe Pflichtgebot gelenkt, so daß die Rechte der Völker nur die mehr oder weniger glücklichen Bestrebungen wären, dem einen Idealrecht nachzukommen.

Es gilt hier, einen verhängnißvollen Irrthum zu entfernen, der tief im Fleische der Juristen wie der Laien sitzt; als wäre das Recht ein supranaturales Gebilde und wäre die Jurisprudenz der Völker nur eine Bestrebung, diesem supranaturalen Recht zu entsprechen; so etwa wie die mathematischen Gesetze oder die astronomischen Wahrheiten naturale Potenzen darstellen, die

außerhalb des Menschen liegen und vorhanden wäre, auch wenn der Mensch vom Erdboden verschwände.

Das Recht ist wie die Sprache vom Menschen geschaffen, und wie die Sprache gesprochen wird, so wird das Recht vom Menschen geübt. Wie die Sprache, so ist das Recht Menschenschöpfung und Gegenstand menschlicher Pflege und menschlichen Waltens; mit dem letzten Menschen würde auch das letzte Recht ersterben.

Darum steht das Recht der Urvölker nicht auf gleicher Stufe, wie die astronomischen und geographischen Vorstellungen dieser Völker; es ist eine eigenartige Schöpfung ihres Geistes, nicht ein gebrochenes, lückenhaftes, theilweise gefälschtes Bild einer außerhalb der Völker bestehenden Erscheinung; es ist ein geistiges Naturerzeugniß, es ist eine Blüthe, eine Frucht des Geistes, es ist nicht die Vorstellung eines außerhalb des Geistes stehenden, zur Erkenntniß des Geistes zu bringenden exotischen Wesens.

Die Vorstellungen der Völker von der Astronomie oder Geographie sind nicht mit dem Recht und der Rechtsübung, sondern mit den Vorstellungen der Völker vom Wesen und Werden des Rechts in Parallele zu setzen. Wenn daher viele Völker annehmen, das Recht sei von den Göttern geoffenbart, so steht dies auf der gleichen Stufe mit der Vorstellung, als ob die Erde der Mittelpunkt des Weltalls wäre, oder als ob die eigene Sprache die Ursprache wäre. Wenn dagegen die Völker ein bestimmtes Recht als das ihrige anerkennen und üben, so steht dies auf der gleichen Stufe, wie wenn sie eine bestimmte Sprache sprechen oder bestimmte Religiongebräuche üben.

Diese Erkenntniß führt uns zur Einsicht von dem autonomen Wesen und zugleich von der Relativität des Rechts. Das Recht ist wie die Sprache vom Menschen geschaffen, es ist ihm nicht geoffenbart, es ist ihm nicht von außen überkommen. Die Ideale des Rechts sind Ideale der Menschen, Ideale der menschlichen Kultur. Die Ideale sind veränderlich, wie die menschliche Kultur veränderlich ist; jede Rechtsperiode hat ihre besonderen Ideale.*)

Das Wesen des Ideals aber besteht darin, daß die Menschheit sich ein über den Sinnengenuß hinausgehendes höheres Ziel vor Augen setzt und diesem Ziel zuzustreben sucht. Der Idealgedanke ist der Gedanke, daß die Menschheit eine Bestimmung zu erfüllen hat, die über dem Erdendasein und seiner Lust und Freude liegt; daß über dem irdischen Sein ein vergeistigtes Sein besteht, für das unser irdisches Sein nur eine Vorstufe, nur eine Vorbereitung ist.

*) Vgl. meine Schrift: Ideale im Recht S. 1.

Ich spreche nicht von der persönlichen Unsterblichkeit des Individuums, nicht vom individuellen Ideal — dieses ist Sache des Einzelnen; ich spreche von den Idealen der Menschheit, von den höheren Zielen, die dem Menschengeschlechte gesteckt sind. Welche diese sind, haben wir nicht zu untersuchen; sie liegen über unser Menschendasein hinaus und können darum zwar geahnt, construirt, erdacht, aber nicht zu sinnlicher Begreiflichkeit gebracht werden. Wir können uns vorstellen, daß das Ziel des Menschendaseins die höchstmögliche Annäherung an das Göttliche ist durch Wissen, Kunst und Religion, daß in der vollen Vereinigung mit dem Allwesen die höchste Potenz des Menschlichen ist, daß die Menschheit alles daransetzt, mit höchster Kraft ringt und strebt, um in unabsehbarer Zeit zur Gottheit anzusteigen. Jedenfalls liegt in der Sehnsucht nach dem Göttlichen die welthistorische Triebfeder, die unsere Menschheit stets nach dem Idealen treiben wird; und mag es Zeiten geben, wo aller Glaube an die Ideale zu sinken scheint, es sind nur Uebergangzeiten, auf die bald eine neue Idealperiode folgen muß. Der Naturalismus ist nur ein Uebergang zur Romantik.

Die Ideale der Menschheit liegen daher nicht in dem höchstmöglichen menschlichen Wohl. Es ist ein anerkennenswerthes Bestreben, das Elend der Welt zu mindern und den bedrängten Klassen zur Hilfe zu kommen; wie es ein anerkennenswerthes Bestreben ist, die Thierquälerei zu verhüten und das Elend dieses Planeten auf ein bescheidenes Maß herabzusetzen. Aber es ist eine ungeheure Uebertreibung, wenn solche Philanthropen meinen, damit sei das Ziel der Kulturbestrebungen erfüllt und das Ideal der Menschheit sei erreicht, wenn es einst gelungen ist, einem jeden Arbeiter sein Quantum Bier und seine richtige Portion Schnupf-, Kau- und Rauchtabak und seinen Kindern reinliche Linnen zu bieten. Derartige Philanthropen haben ganz gute Absichten; aber wenn sie damit die Zwecke der Menschheit erreicht zu haben glauben, sind sie auf einem ähnlichen Standpunkte, wie das Mütterchen, das glaubt, das höchste Ziel eines strebsamen Geistes sei es, daß ihr Söhnchen eine fette Pfründe oder eine gute Anstellung mit ehrlichem Auskommen findet, wo er eine ehrbare Frau mit entsprechender normaler Anzahl von 4, 5, 6 Kindern anständig ernähren könne.

Der Gedanke, daß unser Leben solche Ideale habe, daß es über das sinnliche Wohlsein hinaus strebe, ist von jeher bei den Völkern mächtig gewesen.

Jede Idealität ist ursprünglich Religion, ja jede Idealität ist überhaupt Religion — Religion in dem weiten Sinne, der das Streben des Menschen nach dem Unendlichen und seine Verbindung mit dem Göttlichen bezeichnet. Erst mit der Spezialisirung der Religionen und ihrer

historischen Individualisirung trennt sich die Religion in diesem allgemeinen Sinne von der speziellen Religion des einzelnen Volkes oder der einzelnen Volksgemeinschaft. Wenn ich daher von einer späteren Emanzipation der Idealität von der Religion spreche, so ist dies im Sinne einer Loslösung des Allgemeinen von den speziellen religiösen Bildungen zu verstehen. Jede Religion, sofern sie eine Verbindung mit dem Göttlichen anstrebt, ist Trägerin einer Idealität, wenn auch die eine Religion mehr metaphysische Züge, ein tieferes Eindringen, eine weitere Umfassung bietet, und darum tiefer, mächtiger, bedeutender ist, als die andere. Im Uebrigen ist die Religion, wie jede Idealität, Sache des Gemüthes, nicht des Verstandes, und die ideale Einwirkung auf das Gemüthsleben, der metaphysische Zug, der zum Göttlichen führt, ist die Hauptsache. Darum müssen wir stets achten, was Einer glaubt, auch wenn wir es nicht selbst glauben. Jeder Glaube bedeutet eine Idealität.

Die Idealität des Kulturlebens ist also ursprünglich mit der Religion identisch. Die Religion aller ursprünglichen Völker ist Animismus, d. h. der Glaube an eine Beseelung der Natur, der Pantheismus in der rohen Form, sofern der Einheitgedanke nur im Geheimen schlummert, im Ganzen aber der Mensch eine Unmasse von Geistern auftauchen und verschwinden sieht.

Diese Geister sind es, denen er huldigt, die er fürchtet, denen er zu Willen ist (vergleiche darüber meinen Aufsatz über Recht, Glaube und Sitte in Grünhuts Zeitschrift XIX S. 561f.).

Das ganze Streben der Völker richtet sich ursprünglich danach, dem Geisterreiche sich willfährig zu zeigen, die Postulate der Geisterwelt zu erfüllen und die Huld und Gunst der Geisterwelt sich zu erwerben und zu erhalten. Es giebt kein Institut, das nicht ursprünglich an die Religion sich angeknüpft hätte; und eine völlige Verkennung der Rechtsverhältnisse der Urvölker und der Rechtsgeschichte ist es, zu meinen, die Menschen hätten das Recht gebildet, um sich Wohlsein und sicheres Dasein auf Erden zu verschaffen, und das Recht sei erfunden worden, auf daß die Menschen in Ruhe essen, trinken, schlafen, Kinder zeugen und sich ein Vermögen erwerben könnten; schließlich sei die Gastfreundschaft von den Handelsvölkern erfunden worden, weil man keine Gasthäuser ersten Ranges hatte und ohne Gastlichkeit nicht reisen konnte — aber der Gastfreund ist schon den Urvölkern heilig.

Mögen wir also ein Rechtsinstitut nehmen, welches wir wollen, überall wird es ursprünglich an die Religion geknüpft. Die Familie hat ihren Hausgeist, und um diesen gruppirt sich alles, was zur Familie gehört. Dieser Hausgeist ist meist ein Ahne und oft sind es mehrere, auch viele Ahnen, in deren Schutz und Schirm die Familie steht und die jede Verletzung der

Familiengesetze unnachsichtlich strafen. Der Hausgeist ist ein Familienelement der Völker von der frühesten Zeit her, von der Schädelverehrung, von dem korwar, dem Holzbild der Papua an bis zu den Ahnentafeln der Chinesen und zum lar domesticus der Römer. Alle Familieninstitutionen stehen damit im Zusammenhang; die Ehe wie die Adoption. Die Familie zu erhalten und damit die Verehrung des lar domesticus fortzusetzen, gilt als höchste heilige Pflicht.

Das Eigenthum ist völlig von religiösen Ideen durchtränkt; das öffentliche Gut steht unter dem Schutze der allgemeinen Naturgötter oder der Nationalheiligen, das Privateigenthum mit seinen Grenzen ist der Gottheit abgerungen und steht unter der Herrschaft der Geister, denen man den Boden abgewonnen hat. Waffen und Pferde stehen unter der Kraft höherer Wesen.

Das Versprechen wird von dem Gott der Wahrheit gehütet, die Gottheit giebt Entscheidung über Recht und Unrecht; das heilige Recht, das Recht der Ordalien (Gottesurtheile) beherrscht alle Völker.[5]

Von dem Zustande des Animismus haben sich die Völker hervorgerungen zum Stande der geoffenbarten spekulativen Religionen, wo bestimmte, auf historische Ereignisse gebaute Glaubenssysteme die religiöse Anschauung beherrschten. Hieran knüpft sich die zweite Phase des Rechts. Von diesen Religionssystemen ist das ganze Recht durchtränkt. Das Brahmanische Recht trägt den Stempel des Brahmanenthums an sich: die Klassenabsonderung, die streng agnatische Familie, das Opfer der Wittwe (Wittwenverbrennung), die strenge Strafe, der Ordalismus, alles ist Brahmanisch; Brahmanisch ist die Weltabgezogenheit, die Lehre von den Zeitaltern mit all ihrem Einfluß auf das Recht.

Ganz anders das Buddhistische Recht mit der Verwerfung der Kastentrennung, mit der Gleichstellung des Weibes, mit der höchsten Liebe, die verzeiht und keine scharfen Strafen duldet.

Das mosaische Recht mit dem einen Gotte, mit der strengen Bestrafung einer jeden Uebertretung gegen das göttliche Gebot, mit der Eigenart der Blutrache und dem Asylrecht ist religiös. Religiös ist vor allem das Recht des Islam, wo das ganze Leben von den Geburtfeierlichkeiten bis zum Grabe von heiligen Gebräuchen umgeben wird. Die Ehe des Islam ist religiös, wie die Ehescheidung, das Verbot der Adoption, das Verbot des Zinsennehmens, alles ist in religiösen Gedanken begründet, und Allah ist es, in dessen Hut und Schirm das ganze Rechtsleben steht.

Gehen wir zu dem größten eingeborenen Kulturvolk der neuen Welt über. Das Leben der alten Azteken stand von Jugend auf unter religiösem Einflusse; bei der Geburt wurden religiöse Formeln gesprochen, die Wasser-

weihe erhob das Kind in ein neues Leben, die Ehe war priesterlich; die Erziehung war eine Gesammterziehung im Erziehunghause oder im Tempel; der König war der Geweihte des höchsten Gottes, vollzog religiöse Bräuche, opferte und widmete sich asketischen Uebungen. Allerdings war die Stelle des Oberpriesters von der des Königs getrennt, wenn auch die Einheit dadurch gewahrt wurde, daß ein Mitglied der Königsfamilie zum Oberpriester ernannt wurde.

Die größte und höchste Kulturreligion, das Christenthum, hat eine ganz neue Weltauffassung erzeugt und die Rechtsanschauung des klassischen Alterthums von Grund aus geändert. Die heitere Welt des Alterthums bedurfte der religiösen Vertiefung, und das naive Genußleben der Antike war in das Gewebe eines materiellen Sensualismus gerathen, der eine Reform von innen heraus postulirte.

Da trat das Christenthum mit seiner Weltabgezogenheit und der Verachtung der Güter dieser Welt hervor; nur die innere Gesinnung sollte etwas bedeuten; Geld und Gut sind Dinge, die Rost und Motten fressen, die Heiligkeit der Gesinnung ist das Weihevolle, was dem Leben allein Werth giebt. Das Fleisch ist sündhaft, das Diesseits ist eine Vorstufe für die höhere Welt, in der nur das Seelische von Bedeutung ist.*)

Daher gewinnt das Recht eine neue Bedeutung; nicht um den Genuß der Güter zu sichern, ist das Recht gegeben, sondern um Unheiligkeiten und Niedrigkeiten zurückzudrängen.**) Im Strafrecht ist es nicht die Güterverletzung, sondern der gottlose Wille, der seine Ahndung postulirt. Handel und Verkehr haben nur einen indirekten Werth als Mittel menschlicher Heiligung, das Zinsennehmen, die Spekulation, der Spekulationgewinn sind unheilige Dinge, wodurch der Eine über den Andern sich hermacht und ihm von seinem Gute entzieht. So finden wir denn, ganz entsprechend mit dem sonst so konträren Islam, einen harten Kampf gegen den Realismus des Lebens. Dieser Kampf war nothwendig; es war erforderlich, die Geister zu zügeln, bevor der Goldstrom eröffnet und der Weg des blühenden Individualismus betreten werden konnte, wo es gestattet wurde, daß der Eine dem Andern zuvorkomme und im Kampf der Spekulation obsiege, und es ist nichts kurzsichtiger, als wenn man die kanonistische Rechtslehre mit ihren Verkehrsbeschränkungen als Irrthum betrachten will, nach dessen Ablegung wir es so herrlich weit gebracht hätten. Ja, wir haben es herrlich weit gebracht an Staatsbanquerouten, Aktienschwindel, Banquiersfailliten, Defraudation von

*) Vergl. namentlich von Eicken, Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung S. 151 f.

**) Vgl. v. Eicken S. 551 f. 559 f.

Depositen, wo man bei den verworrenen Zuständen nicht einmal wußte, ob Defraudation vorliegt oder nicht. Das zeigt, daß der ungezügelte Individualismus nicht das einzige Heil ist, daß vor Allem eine sittliche Grundlage nöthig ist; und darum mußte das kanonische Recht zuerst die Menschen zur Gottesfurcht und zum idealen Sinn erziehen, sonst hätten sie sich kopfüber in den Goldstrom gestürzt.

Ebenso trägt das deutsche Kaiserthum des Mittelalters den Charakter der Göttlichkeit an sich. Die Scheidung des Oberpriesterthums vom Königthum war für das Mittelalter das bedeutsamste Prinzip, und der Kampf des Königthums mit dem Papstthum ist eine der großartigsten Erscheinungen der Weltgeschichte gewesen. Nur Kurzsichtigkeit kann diesen Kampf beklagen. Er war bestimmt, die höchsten Kräfte zu entladen und die Kultur der italienischen Städte in den Norden zu verpflanzen; ebenso wie die Kreuzzüge zuerst wieder die Kultur des Ostens mit dem Westen verschmolzen.

Aber schon während dieser Kampfzeit der Kaiserpäpstlichen Periode war in den Städten ein rüstiger Idealrealismus erstanden, und die erwachende Renaissance löste die Bande. Eine neue Zeit rückte heran. Ihr Charakteristikum war die Verschmelzung des antiken Realismus mit der hohen Idee des Christenthums.

Der Gedanke der Weltabgezogenheit und der baldigen Wiederkunft des Herrn konnte zwar in der Lehre immer noch fortdauern, aber er konnte nicht mehr die beherrschende Rolle spielen, wie früher. Handel und Verkehr ließen sich das Verbot der Spekulation und des Kapitalgenusses nicht mehr gefallen. Das heitere Genußleben des Alterthums stahl sich herein bis in die Kirchenhallen, und der Vatikan beherbergte die Bacchanalien des Lebensgenusses; Lorenzo di Medici hatte das Lied vom heiteren Genusse des Augenblicks geschaffen und neben Plato lebte der Geist der antiken Skulptur in den Sälen und Gärten des großen Medicäers.

Die Kunst streifte das streng kirchliche Gewand ab: neben der Madonna und der Eva bildete man die Venus, und das früher nur angedeutete Leibliche wurde Gegenstand eingehenden Studiums. An Stelle Cimabues tritt Giotto; an Stelle Vivarinis tritt Giovanni Bellini, Mantegna, dann Perugino, und der größte Künstler der Renaissance, der göttliche Raphael.

Bei dieser Gemüthslage der Menschheit konnte die Weltabgezogenheit nicht mehr das herrschende Moment sein. Dachte man sich die Gottheit über der Welt, so begann man anzunehmen, daß sie auch in der Welt und daß die Welt gottgeweiht sei. Der Unterschied zwischen Diesseits und Jenseits mußte so seine Schärfe verlieren. Der Glaube an die individuelle Fortdauer konnte immer noch der Glaube des Einzelnen sein, aber man ließ sich um das Jenseits das Diesseits nicht verkürzen, man betrachtete bereits

das Diesseits als Gott wohlgefällig; man kam zum Schlusse, daß bereits im Diesseits das Göttliche wirke. Und dabei mußte die Endlichkeit und Vergänglichkeit des Diesseits die Ueberzeugung zeitigen, daß die Ziele der Menschheit sich nicht in faustischer Weise in den einzelnen Menschen verwirklichen können, sondern daß die ganze Menschheit im ständigen Ringen des Geistes zu den höchsten Zielen bestimmt ist.

Der einfache weltabgezogene Idealismus ist übergegangen in den Realidealismus der Neuzeit; besser gesagt, der transcendente Idealismus in den immanenten Idealismus; und dieser ist das Charakteristikum der heutigen Zeit.

Der Idealismus hat sich nicht verloren, bei weitem nicht; die Menschheit kann und wird den Idealismus nicht auf die Dauer entbehren; er hat nur seine Art und seinen Standpunkt geändert.

Die Lebensideale der heutigen Zeit sind nicht mehr an eine bestimmte Religion gebunden. Zwar unser ganzes Kulturleben ist vom Christenthum durchdrungen, wie vom klassischen Alterthum, und ein Jeder wird an den Errungenschaften des Christenthums theilnehmen, auch wenn er keiner christlichen Konfession angehört, wie ein Jeder die Gewalt des Antiken fühlt, auch wenn er kein Griechisch gelernt hat. Darum gelten die Lebensideale unserer Zeit für Jeden, mag er einer Konfession angehören, welcher er will.

Die Lebensideale der Neuzeit nun bestehen darin, daß in unserm Leben eine Heiligung und Weihe liegt, indem es andere Zwecke in sich trägt, als die Zwecke des irdischen Wohles und der irdischen Glückseligkeit, und diese Ueberzeugung müssen wir in alle Rechtsinstitute hineintragen.

Wir dürfen in der Ehe nicht nur ein Mittel der Versorgung oder eine Regelung sexueller Beziehungen finden, sondern ein Mittel, um in steter Selbstlosigkeit und ständiger Hingabe, in der höchsten Erhebung der Geister das Leben zu verklären; wir müssen darum Alles fern halten, was dieses Bild trübt und seinen Zauber löscht. Mag es auch sein, daß das Ideal sich nur stückweise verwirklicht und im Leben häufig zu Falle kommt, das Recht muß dieses Ideal festhalten; Institute, wie Ehemakelei, Zwangsehe, Vermächtnisse zum Anreiz der Ehe aus Geldmotiven, alles dies ist dem Ideal der Ehe zuwider und darf vom Recht nicht anerkannt werden. Es ist nichts irriger, als wenn man sich dagegen auf das Volksbewußtsein bezieht; das vulgäre Volksbewußtsein ist nicht die Richtschnur des Rechts, sondern die Idealität, die aus den geläuterten Anschauungen unserer Kulturwelt entspringt.*) Das Recht, auch sofern es für den Pöbel ist, darf nie pöbelhaft sein, es muß stets ideal bleiben; und mag sich die gemeine Masse

*) Ideale im Recht S. 13.

unbehaglich fühlen, das Recht ist nicht dazu da, der Masse eine behagliche Existenz zu geben. Das Recht muß bilden, erziehen; es muß die Fackel vorantragen, nicht hintan kriechen im Nachtrab der Kulturentwickelung.

Eben so ist die individuelle Freiheit ein Ideal unserer Kultur, ein Ideal, weil nur in der Freiheit der Mann seine volle sittliche Kraft erlangen, Würde und Heiligkeit entwickeln kann. Daher die Sorge des Rechts, Alles fern zu halten, was an Sklaverei, an bindende, lebenslängliche Knechtschaft gemahnt. Daher der Sturz aller Institute, die als Schuldhaft, als persönliche Dienstbarkeit ehemals auf der Menschheit lasteten.

Eben so ist ein Lebensideal die Heiligkeit unseres Innenlebens; denn darin liegt die Quelle der sittlichen Kraft.

Die Möglichkeit, das Zeugniß zu verweigern, wenn es sich um Enthüllung intimer Ereignisse des Innenlebens handelt, darf darum nicht ängstlich beschränkt, das Redaktiongeheimniß der Zeitungen sollte unter allen Umständen respektirt werden und seine Preisgebung in unserer Strafprozeßordnung war ein schwerer Fehler. Das Briefgeheimniß muß streng gewahrt bleiben und die Ausnahmen sind auf das erdenklichste Maß zu beschränken. Läßt man dem Menschen nicht sein Innenleben, so zerschneidet man die Flechse seines Wesens und mit ihr Adel und Würde.

Auch muß die Vertraulichkeit als Vertraulichkeit gewahrt bleiben. Es ist vollkommen falsch, vertrauliche Aeußerungen im Familienkreise als Erklärungen aufzufassen, für die man verantwortlich aufkommen müßte, falls etwa ein Diener oder ein Zimmermädchen sie belauscht hat. Was im Familienkreise gesprochen wird, muß als so intim gelten, wie ein Monolog, für den es keine Verantwortung giebt. Daß man Personen wegen solcher vertraulichen Aeußerungen verfolgt hat, wegen Beleidigung oder gar wegen Amtsbeleidigung, widerstrebt völlig der Natur der Sache. Jede Beleidigung setzt einen Partner voraus, an den die Erklärung gerichtet ist. Aeußerungen im Hause aber sind keine Erklärungen an Andere, es sind Ergüsse des Herzens, die dem natürlichen Trieb entspringen, was man in sich fühlt, im innigen Verein der Lieben und Angehörigen auszusprechen. Das muß man Jedem gestatten; einen Ort muß es geben, wo ein Jeder sich ohne Rückhalt, ohne Gefahr und Noth aussprechen darf: das ist der häusliche Herd.

Die Behandlung der Menschen im Strafprozeß und Strafrecht, die in jedem Menschen den Menschen achtet, soll das Bewußtsein von den unverbrüchlichen Rechten der Menschen steigern. Man darf nicht glauben, daß die Bestrafung der Uebelthat das einzige und letzte sei, und daß es darum angezeigt sei, den Mensch als Maschine zur Erlangung der Wahrheit zu benützen.

So muß auch das Eigenthum vom Ideal erfaßt sein; nicht die wirthschaftliche Triebfeder darf allein maßgebend sein, wie eine frühere nationalökonomische Schule wollte. Das Eigenthum soll dem Menschen die Möglichkeit der Erhaltung und Entwickelung, aber auch die Möglichkeit selbstloser Aufopferung bieten. Es ist ein falsches Prinzip, das Stiftungwesen zu hindern, den Wohlthätigkeittrieb zu unterbinden, die Möglichkeit, in Beschaulichkeit zu leben, ausschließen zu wollen.

Auch muß man auf der Sanderen eite zum Bewußtsein bringen, daß die Ausschließlichkeit des Eigenthums wieder nur um der Kultur willen da ist. Darum kann es nicht gestattet sein, Kunstwerke höherer Art, die ein großes Kulturgut repräsentiren, der Menschheit völlig zu entziehen Die ehemalige Schließung der Villa Farnesina und die bekannten Vorgänge bei den Sciarras und Borgheses haben es der Menschheit genügend zur Erkenntniß gebracht, was sie den Kulturgütern der Kunst schuldig ist. Die verschiedenen Völker beeilen sich jetzt, Gesetze zu geben zum Schutze der Kunstwerke gegen die Verfügung des Eigenthümers.

Auf solche Weise wird stets das Recht ein ideales sein; die Idealität ist heutzutage keine transcendente, sondern eine immanente; denn Gott ist in uns.

Professor J. Kohler.

Ethik und Weltanschauung.

Professor Ernst Haeckel aus Jena hat gegen die Einrichtung eines "ethischen Jugend-Unterrichtes gesprochen" — oder wie die ultramontanen Blätter den selben Gedanken deutlicher positiv ausdrücken: „Der Affen-Professor E. H. hat für unsittliche Erziehung der Jugend gesprochen" — das ist die neueste Schlechtigkeit, die ich in diesem wunderbaren Jahre 1892 über meine nichtswürdige Person in den Zeitungen lese. Nun bin ich zwar seit dreißig Jahren gewöhnt, daß mir im Kampf um die Wahrheit meine erbitterten Gegner das Wort im Munde umdrehen (— die fromme Presse macht sich das bisweilen dadurch leicht, daß sie das unbedeutende Wörtchen „nicht" in eine von mir aufgestellte Behauptung einschiebt —). In der Regel bin ich zu träge und zu gleichgiltig, um ein Wort auf solche Insinuationen zu antworten. Aber diesmal muß ich doch eine Ausnahme machen. Denn es handelt sich um eine allgemeine Frage von größerer Tragweite.

Nachforschung nach der ersten Quelle jener merkwürdigen und für mich sehr schmeichelhaften Behauptung ergab, daß sie einer Zuschrift des Professor G. v. Gizycki an das „Berliner Volksblatt Vorwärts" entstammt; sie befindet sich in Nr. 250 dieses „Centralorgans der sozialdemokratischen Partei Deutschlands" (vom 25. Oktober d. J.). Herr Dr. G. v. Gizycki, Professor der Philosophie an der Berliner Universität, ist, wie er selbst dort angiebt, einer der Begründer der „Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur". Die Konstituirung dieser Gesellschaft erfolgte in Berlin durch eine „Versammlung von Freunden ethischer Kultur" in den Tagen vom 18.—21. Oktober d. J. Einer Einladung folgend wohnte ich an zwei Abenden ihren Verhandlungen bei.

In § 1 des Programmes dieser neuen ethischen Gesellschaft wird als ihr Zweck angegeben: „unabhängig von allen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse, sowie der religiösen und politischen Anschauungen,

die Entwickelung ethischer Kultur zu pflegen, d. h. einen Zustand, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten". Dieser löbliche Zweck ist so allgemein gehalten, daß Jedermann ihn billigen kann; behufs seiner Ausführung kommt es natürlich vor Allem darauf an, wie sich die Gesellschaft gegenüber den realen, historisch entwickelten Verhältnissen stellt und durch welche neuen Mittel jenes schöne ideale Ziel erreicht werden soll. Dabei mußte sich als eine brennende Hauptaufgabe jedem Unbefangenen zunächst die Lösung der Frage aufdrängen: „Wie stellt sich die neue Gesellschaft zum religiösen Bekenntniß der einzelnen Kirchen?" Denn diese sind ja die privilegirten Gesellschaften, welche seit Jahrtausenden für sich das Recht in Anspruch nehmen, die Gesetze der Sittenlehre zu bestimmen und ihrer Konfession gemäß die Jugenderziehung zu leiten.

Wie zu erwarten war, gingen bei der langwierigen, darüber entstandenen Diskussion die Ansichten der verschiedenen Parteien sehr weit auseinander. Die Majorität der Anwesenden entschied sich schließlich für die Anträge des Vorstandes, daß man *keinerlei* Stellung gegenüber der Kirche nehme, sondern die *Ethik* fördere und lehre, *ohne die Weltanschauung* zu berühren; „Wir wollen Niemand in seinem Glauben stören, das hat keinen Werth für uns".

Betreffs dieses Kardinal-Punktes bin ich nun allerdings mit Vielen ganz anderer Ansicht. Ich halte es für unmöglich, die *ethische* Frage ohne die *religiöse* zu lösen oder auch nur zu fördern; denn *beide* hängen auf das Innigste zusammen; beide wurzeln in jenem innersten Heiligthum des denkenden Menschen, welches er seine *Weltanschauung* nennt. Die großartige Reform unserer vernünftigen Weltanschauung, welche wir der fortgeschrittenen Natur-Erkenntniß der letzten drei Decennien verdanken, kann unmöglich ohne Rückwirkung auf unsere sittliche Ueberzeugung und auf unser daraus entspringendes moralisches Verhalten sein. Nothwendig muß dann aber diese reformirte Ethik früher oder später in prinzipielle Konflikte mit den konfessionellen Traditionen der verschiedenen Kirchen-Religionen kommen; denn diese letzteren gründen sich ja auf mythologische Dichtungen oder *angebliche Offenbarungen*; jene erstere hingegen, im Widerspruch dazu, auf die vernünftigen Erkenntnisse der *monistischen Wissenschaft*.*)

Von dieser Ueberzeugung ausgehend, ergriff ich am 20. Oktober

*) Vergl. hierzu meinen Aufsatz über „Die Weltanschauung der monistischen Wissenschaft" im neuesten Hefte der „Freien Bühne für den Entwicklungskampf der Zeit".

in der dritten Sitzung der ethischen Gesellschaft das Wort, um meine Ansicht gegenüber der Majorität zu rechtfertigen. Die „Freisinnige Zeitung" — die gewiß nicht im Verdachte des Wohlwollens für mich steht — hat darüber ein kurzes Referat gegeben, (in Nr. 248 vom 22. Oktober). Da es durchaus wahrheitgetreu und in andere Blätter übergegangen ist, mag es hier wörtlich folgen: „Professor E. H. erklärte sich entschieden gegen ein Auseinanderhalten von Religion und Ethik: 'Für uns ist Ethik allein Religion!' Man sei sehr wohl im Stande, eine auf Wissenschaft gegründete Ethik zu schaffen. 'Wir dürfen uns nur nicht auf veraltete, überlebte Dogmen berufen, denn wir glauben weder an Götzen, noch an alte Kleidungstücke, wir glauben an die Weltseele, etwa im Sinne Goethes. Es ist nöthig, daß wir die Wissenschaft als Basis unseres Erkennens annehmen, die Vernunft, nicht die Unvernunft, nicht Gewalten, von denen wir nichts wissen und kennen. Dann werden wir große Fortschritte herbeiführen. Wir müssen dahin wirken, z. B. durch Petitionen an den Reichstag, daß wir den Schutz des Gesetzes erlangen zu Gunsten der vernünftigen Ethik gegen Unvernunft.'"

Aus dieser Erklärung folgert nun Herr Professor von Gizycki, daß ich „gegen die vom Vorstande gebilligte Einrichtung eines ethischen Jugendunterrichtes" bin! Weil ich die Ethik nicht von der Wissenschaft und diese nicht von der Religion zu trennen vermag, weil ich die vernünftige Natur-Erkenntniß als Basis der Wissenschaft und der Religion, also auch der Ethik, betrachte, deßhalb bin ich „gegen ethischen Jugendunterricht!" Diese sonderbare Logik des Berliner Philosophen treibt aber noch seltsamere Blüthen. Herr von Gizycki benutzt in seinem erwähnten Schreiben an das sozialdemokratische Blatt die Gelegenheit zur „dankbaren Anerkennung des Lichtes und der Wärme, welche der 'Vorwärts' ihm seit Jahren gebracht hat;" zugleich bekundet er seine Uebereinstimmung mit folgendem Satze, welchen der „Vorwärts" in seiner vorhergehenden Nr. 249 geleistet hatte: „Professor Häckel, der vor Kurzem das widerliche Spiel der Bismarck-Speichelleckerei bot, steht praktisch in feindseligem Gegensatze zur Ethik." Ich bin also, wie Herr von Gizycki bestätigt, ein unsittlicher und verächtlicher Mensch, weil ich „Bismarck anbete."

Diese interessante Behauptung — ebenfalls in den letzten Wochen in vielen Blättern abgedruckt, veranlaßt mich, nachträglich hier noch einige Worte über die Bismarck-Feier in Jena zu sagen. Die wunderbaren Tage des 30. und 31. Juli sind längst verflossen und ich darf sagen, daß jetzt im kalten November mein Verstand der heißen Erinnerung daran „kühl bis ans Herz hinan" gegenüber steht. Ich habe mich nachher oft gefragt: Was waren denn eigentlich die Gründe, welche im Laufe dieses

Sommers „von Dresden bis Jena", in München und Kissingen, so viele Tausende von deutschen Männern zusammenführten, um dem Altreichskanzler ihre Verehrung und Dankbarkeit zu bezeugen?

Ganz kurz gefaßt, scheint mir die psychologische Analyse dieser „berüchtigten Bismarck-Huldigungen" folgende Motive zu ergeben: 1. Dankbarkeit für den größten deutschen Staatsmann, der die nationale Wiedergeburt unseres Vaterlandes unter unglaublichen Schwierigkeiten bewirkt und das ersehnte Ideal der deutschen Einheit verwirklicht hat; 2. Bewunderung für den geistreichen diplomatischen Schachspieler, der in meisterhafter Weise die schwierigsten Partien auf dem Schachbrett der europäischen Politik gewonnen und mit seltener Menschenkenntniß seine Figuren gruppirt hat; 3. Verehrung für den weitblickenden Reichskanzler, der mit kühnem Muthe eine Reihe der schwierigsten inneren Fragen (Kultur-Kampf, Sozial-Reform, Bundes-Verfassung ꝛc.) theils gelöst, theils angebahnt hat. 4. Freude über den Anblick und die persönliche Berührung des Mannes, in dem unser erwachendes National-Gefühl und die stolze Erinnerung an die glänzendste Periode der deutschen Geschichte individuell verkörpert ist.

Vielleicht hätten aber diese positiven Beweggründe doch nicht ausgereicht, den seit zwei Jahren außer Dienst gestellten Altreichskanzler in so beispielloser Weise zu feiern, wenn dazu nicht noch einige negative Instanzen mitgewirkt hätten, nämlich 1. die Entrüstung über die schamlose Undankbarkeit eines großen Theiles des deutschen Volkes (von der radikalen Presse bis zu den charakterlosen Hofbedienten hinab); 2. das nationale Schamgefühl über die schmachvolle Beleidigung des Altreichskanzlers durch den berüchtigten „Wiener Steckbrief"; 3. die Trauer über den beständigen Niedergang des neugeschaffenen deutschen Reichs unter der schwachen Regirung seines unfähigen Nachfolgers; 4. die schwere Sorge um die Zukunft unserer Nation, die ihre alten Charakterschwächen aufs Neue dem spottenden und schadenfrohen Auslande offenbart.*)

Abgesehen übrigens von allen diesen positiven und negativen nationalen Erwägungen, knüpfte sich für mich selbst, wie für viele andere Festgenossen der Bismarck-Feier, an die persönliche Bekanntschaft des Altreichskanzlers

*) Die schwere Verantwortung für den offenkundigen Niedergang des Deutschen Reiches unter dem „neuen Kurse" trifft das deutsche Volk in nicht geringerem Maaße als den jetzigen Reichskanzler. Meine Ansicht darüber habe ich im März d. J. ausgesprochen, in dem Aufsatz über „die Weltanschauung des neuen Kurses" (3. Heft der „Freien Bühne"). Würde die gefährlichste aller Parteien, das antinationale Centrum, sein verderbliches Uebergewicht erreicht haben, wenn es nicht durch ultrakonservative und deutsch-freisinnige Partei-Politik so kräftig unterstützt worden wäre?

ein ungewöhnliches anthropologisches Interesse. Unser deutsches Volk hat nicht viele große Männer aufzuzählen, die ihm an die Seite gestellt werden dürften. Unwillkürlich drängte sich Vielen immer von Neuem der Vergleich mit Martin Luther auf — der Reformator Germaniae und der Reformator Ecclesiae, wie unser Prorektor in seiner trefflichen Anrede sagte. Die mächtige deutsche Recken-Gestalt Bismarcks, der geistreiche Kopf, die seelenvollen Augen — und nun diese geistige Frische bei dem 78jährigen „geschwätzigen Greise", in jeder seiner geistvollen Reden die Fülle historischer Erinnerungen, die weite philosophische Perspective, die treffenden „geflügelten Worte" und der kostbare unversiegliche Humor — das Alles muß man selbst erlebt, gesehen und gehört haben, um den vielverspotteten „Bismarck-Taumel" zu begreifen.

Ich weiß sehr wohl, daß ich mich durch dieses „Bismarck-Bekenntniß" aufs Neue der Verhöhnung und Verachtung der „aufgeklärten und freisinnigen" Presse aussetze. Leider hat bisher keiner ihrer Vertreter mich näher über die „unglaubliche Inkonsequenz" belehrt, deren ich mich als „Freidenker und monistischer Philosoph" durch meinen „lächerlichen Bismarck-Kultus" schuldig gemacht haben soll. Ich frage dagegen: Was in aller Welt hat meine theoretische Weltanschauung mit der Beurtheilung der historischen Politik und mit der Bewunderung des größten deutschen Staatsmanns zu thun? Waren nicht (um nur wenige Beispiele zu nennen) Friedrich der Große und David Strauß vollkommene Freidenker, während sie gleichzeitig eine konservative Politik vertraten? Oder ist es jenen Herren unbekannt, daß Rudolf Virchow, der gefeierte Führer der „freisinnigen" Fortschritts-Partei und erbitterte Gegner Bismarcks, in der Wissenschaft schon lange zur Hauptstütze der Reaction geworden ist? Thatsächlich hat seit dreißig Jahren kein anderer namhafter Naturforscher den größten Fortschritt der modernen Wissenschaft, den Darwinismus und die darauf gegründete Entwickelungslehre so hartnäckig bis heute bekämpft, wie Virchow. Alle Gegner dieser Lehre und alle Anhänger einer mystischen Weltanschauung berufen sich bei Vertheidigung eines „übernatürlichen Ursprungs des Menschen" auf Niemand so oft und mit solchem Recht, wie auf den „berühmten Anthropologen" Virchow.

Meine lebhafte Betheiligung an der Bismarck-Feier in Jena hat mir eine Masse von Zuschriften der verschiedensten Art eingebracht. Viele Briefe von Süddeutschen — und besonders von Deutschen im Auslande — sind voll herzlicher Zustimmung, zum Theil voll begeisterter Theilnahme; andere (insbesondere Norddeutsche und vor Allen Berliner) spenden eben so entschieden Spott und abfälligen Tadel. Unter den verschiedenen löblichen Eigenschaften, die sie mir zuschreiben, kommen am häufigsten folgende

Beiwörter vor: „Unbegreiflich, lächerlich, verrückt, verächtlich u. s. w.“ Es fehlte mir bisher nur noch ein Epitheton ornans: unsittlich! Weil ich ein warmes Herz für mein deutsches Vaterland, für deutsche Sprache, Gesittung und Kultur besitze, weil mein deutsches National-Gefühl nicht durch kosmopolitische Träumereien getrübt ist, deshalb stehe ich „im feindlichen Gegensatz zur Ethik!“

Diese Ansicht des Herrn Professors von Gizycki wird verständlicher, wenn man die innige Beziehung seiner eigenen Ethik zur Sozialdemokratie betrachtet. Zwar wird er von seinem Freunde „Vorwärts“ unsanft darüber belehrt, daß sein ethisches Ideal „bestenfalls Utopisterei“ sei; das hindert ihn aber nicht, zu erklären, daß er „die Allen gemeinsame Ethik, den Appell an ideales Recht und Gerechtigkeit in den besten Schriften der sozialdemokratischen Partei immer gefunden habe“ (!). Welcher Art diese „sozialdemokratische Ethik“ ist, weiß Jedermann, oder kann es aus den „Utopistereien“ des Amerikaners Bellamy lernen. Zum Ueberfluß wurde ich darüber durch mehrere lange Reden von Berliner Sozialdemokraten in den Versammlungen der Freunde ethischer Kultur belehrt: „Vor Allem muß die bestehende Gesellschaftordnung weggeräumt werden; dann fängt die Weltgeschichte wieder von vorn an, aber Alles mit Freiheit und Gleichheit“! u. s. w. u. s. w.

Eine gesunde, auf vernünftige Natur-Erkenntniß gegründete Soziologie zeigt, daß Ungleichheit der Individuen, ihrer Lebensaufgaben und ihrer Verhältnisse, die erste Bedingung für menschliche Kultur ist, und daß demnach auch die individuelle Freiheit durch Gesetze beschränkt werden muß. Denn Arbeittheilung der associirten Individuen ist unerläßlich, um die verwickelten Kulturziele der civilisirten Gesellschaft zu erreichen. Je höher die Kultur steigt, je verwickelter ihre Aufgaben und die Wechsel-Beziehungen der Individuen sich gestalten, desto größer muß der Unterschied in den einzelnen Arbeiterklassen, in ihrer Lebenslage und ihrer Thätigkeit werden; desto mehr muß auch die Freiheit der Einzelnen zu Gunsten des Ganzen durch Gesetze beschränkt werden. Wie „Freiheit und Gleichheit“ durch die Sozialdemokratie realisirt wird, das konnte man schon vor hundert Jahren durch die französische Revolution und 1871 durch die Pariser Commune lernen. Die Verwirklichung jener schönen Ideale würde gleichbedeutend sein mit Unkultur, mit dem Rückfall in Barbarei. Uebrigens findet selbst bei den rohesten Naturvölkern die „Freiheit und Gleichheit“ ihre natürliche Schranke in den Familien-Verhältnissen, in der primitiven „Arbeittheilung der Geschlechter“. Diesen Unterschied zu verwischen, ist den rohesten Wilden eben so wenig gelungen, wie den modernen Schwärmern für Frauen-Emanzipation; so lange der erbliche Unterschied

im Körperbau und in den entsprechenden Funktionen zwischen Mann und Weib besteht, so lange wird auch die Ungleichheit und das Recht des Stärkeren herrschen!

Daß die Wirksamkeit des Herrn Professors von Gizycki der neugegründeten „deutschen Gesellschaft für ethische Kultur" von Vortheil sein werde, möchte ich demnach bezweifeln. Jedenfalls sind seine Prinzipien sehr verschieden von denjenigen ihres ersten Präsidenten, des trefflichen Professors Förster (Direktor der Berliner Sternwarte). Was dieser erfahrene, in der Wissenschaft wie im öffentlichen Leben gleich angesehene Mann vortrug, verdient gewiß alle Beachtung. Nur fürchte ich, daß auch er sich nicht den vielen Bedenken wird entziehen können, welche jetzt schon in der Presse über die praktische Ausführbarkeit seiner edelen theoretischen Ziele laut werden. Insbesondere stimme ich den Einwürfen bei, welche u. A. Herr Rudolf Steiner (Weimar) im 5. Hefte der „Zukunft" (vom 29. Oktober) geäußert hat. Auch ich muß bei der Ueberzeugung beharren, daß die großen ethischen Fragen nicht ohne ihre Beziehung zur „Weltanschauung" und zur „Religion" gelöst werden können; nicht die überlebten mystischen Dogmen der Kirche, sondern nur die klaren, vernünftigen Erkenntnisse der Wissenschaft liefern uns die Grundsteine zu dieser ersehnten neuen Weltanschauung.

Jena. Professor Ernst Haeckel.

Theater.

Unser Theater stirbt an verdorbener Moral. Dann nur hat die dramatische Dichtung einen Höhepunkt erreicht, wenn sie der bestehenden oder der werdenden Sittlichkeit poetischen Ausdruck gab: vom konservativen Goethe bis zum sozialkritischen Anzengruber läßt sich das in der deutschen Dramatik verfolgen. Die Theaterstückeschreiber von heute haben sich das minder beträchtliche Ziel gesetzt, dem lieben Publikum ein Schlafpülverchen einzugeben und der bourgeoisen Heuchelei eine Realität anzulügen, die höchst schmeichelhaft, aber auch höchst gefährlich ist. Diese Schminkkünste und ihre Wirkung auf die zahlungsfähigen Fünfmarkleute im Parquet zu beobachten: in der lastenden Langeweile unseres öden Theatertreibens ist das noch mein einziges Vergnügen. So herrlich weit haben wir es bereits gebracht, daß es zwei durchaus getrennte Moralen giebt, fürs Theater eine und eine fürs Haus, und daß die Leute, die vor dem bösen Casca sich, weil er den Caesar meuchlings erstach, furchtbar entsetzen, vor einem modisch gekleideten Staatssekretär von Casca, der statt des Dolches vielleicht nur stillere Mittel gebrauchte, bis auf die Erde den Hut ziehen würden.

Neulich entrüstete sich das kaufkräftige Berlin an einem sicheren Fräulein Charlotte Klemm, der kohlschwarz gemalten Heldin des Volksstückes „Lolos Vater" von Adolph L'Arronge. Die Inhaber der theuren Plätze im „Deutschen Theater" waren keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß diese Charlotte, auch Lolo genannt, als ein mustergiltiges Scheusal betrachtet werden soll und muß. Und was hatte dieses Scheusal verbrochen? Lolo ist die Tochter eines Briefträgers und einem wohlhabenden Kaufmann verlobt. Als der Bräutigam durch den Bankerott seines Vaters mittellos wird, läßt das lebenslustige Ding ihn laufen und wird die Frau eines reichen alten Barons, in dessen prächtigem Hause auch die armen Eltern ein glänzendes Obdach finden. Natürlich beginnt die junge Frau bald galante, aber ziemlich harmlose Spiele mit netten Courmachern, und weil die Eltern sie dabei geniren, werden sie höflich gebeten, eine andere Wohnung zu suchen, wo Lolo sie auskömmlich bis an ihr seliges Ende versorgen will. Von hundert Mädchen der sogenannten Gesellschaft würden neunundneunzig genau so handeln wie Lolo und von tausend Müttern würden mindestens neunhundert ihr Kind für verrückt erklären, wenn es

zwischen einem bankerotten Kaufmann und einem steinreichen Baron auch nur eine Sekunde schwanken könnte. Auf dem Theater ist Lolo ein Scheusal und die Mütter und Töchter der sogenannten Gesellschaft entrüsten sich an diesem Briefträgerskind, das nicht über die Pleite hinaus die Treue bewahrt. Die Flurnachbarn der Klemms würden es klatschend als hohes Glück verkünden, daß in diese Familie wenigstens ein gescheites Mädel kam, die Lotte; wenn die Flurnachbarn aber ins Theater gehen, dann heulen sie mit Lolos Vater, der, von Kindtaufgerüchen und Rüdesheimer berauscht, sich einbildet, er würde es im Hinterstübchen des armen Buchbinders auf die Dauer aushalten können. Unser Theater stirbt an verdorbener Moral.

Herr L'Arronge sollte der kleinen Lotte keine Vorwürfe machen. Er ließ das spießbürgerliche Familienstück, ein flinkes, derbes Ding mit rothen Backen, sitzen, zog mit den „Sorglosen" in einen stilvollen Salon und äugelt nun, da er zur alten Liebe gern rückkehren möchte, mit realistischen Hinterhäuslern, die seinem späten Werben spröde sich versagen. Auch ohne die Frische der Jugend wäre es dem ausgezeichneten Theaterkoch sicher geglückt, aus den erkalteten Pfannen von früheren Schmäusen noch ein schmackhaftes Gericht zusammenzukratzen; aber er wollte modern, er wollte literarisch ehrlich sein und auf die dreidrähtige Handlung verzichten, und deshalb ging die Geschichte nicht. Zähes Fleisch wird nur durch Sauce genießbar und die Sauce hat Herr L'Arronge diesmal vornehm verschmäht. Die Familie Klemm gleicht der Familie Hasemann aufs Haar: dort wollte die Mutter hoch hinaus und der Vater war verständig, hier ist der Vater ein Narr und Mutter muß für den gesunden Menschenverstand sorgen. Aber es fehlen die amusanten Episoden, es fehlt das dralle Schlosserpaar, das beim Kleistertopf nun alle Munterkeit eingebüßt hat, es fehlt der stotternde Apotheker, der Lehrjungenspaß und die lustige Karikatur des Handschuhmachers und seiner Xantippe. Als ein meisterlicher Schilderer kleinbürgerlicher Beschränktheit und possenhafter Humore konnte L'Arronge, von lustiger Konkurrenz befreit, in seinem Hinterstübchen wohnen; doch es lockte ihn der Glanz des Literaturpalastes und nun muß ers eben leiden, daß man, bei aller Anerkennung ehrlichen Strebens und robuster Behaglichkeit, seinem Können die Grenze weist. Das kleine Leiden kleiner Leute kann er in Witze und Sentimentalitäten lösen, aber sein Auge ist zu lange an den Operngucker schon gewöhnt, um menschliche Dinge menschlich, und das ist nicht theatralisch, zu sehen. Die Geschichte vom Fall der verhätschelten Tochter rundet sich dem Theatraliker, der die Charaktere bricht und mit tiefer Verbeugung vor dem lieben Publikum und seinen Sitten schwächliche Konzessionen macht, zu dem Normalstück von „Lolos Vater"; der große Dichter blickt ihr auf den Grund und es entsteht ihm die gewaltige Tragödie vom „vierten Gebot".

Aber — ich weiß nicht recht, soll ichs hoffen oder fürchten? — Herr L'Arronge, der klügste und anständigste unserer Bühnenleiter, weiß das sicherlich selbst ganz genau und er hat am Ende nur wieder zur Feder gegriffen, um seinem besten Schauspieler eine lohnende Aufgabe zu schaffen. Diesem Bemühen hat Herr Georg Engels durch eine Gestalt gedankt, deren schlichte Menschlichkeit an einzelnen Stellen das Stück fast lebendig erscheinen ließ und deren tragikomische Aermlichkeit kein anderer in Deutschland lebender Schauspieler mit so sicherem Gelingen trifft. Engels ist ein großer Schauspieler, denn seine Menschen entstehen vor unserem Blick und unserem Gedächtniß bleiben sie treue Gefährten, unverlierbare; und weil sein Briefträger Klemm kennenswerth ist, deshalb wünsche ich auch der kleinen Lolo ein langes Leben. „Gewisse mittelmäßige Stücke", meinte der praktische Lessing, „müssen auch schon darum beibehalten werden, weil sie vorzügliche Rollen haben, in welchen der oder jener Acteur seine ganze Stärke zeigen kann. So verwirft man nicht gleich eine musikalische Komposition, weil der Text dazu elend ist".

Herr von Wildenbruch durfte sich solcher Hilfe nicht ernstlich berühmen, als sein Schauspiel „Meister Balzer" im Hoftheater unsanft abgelehnt wurde. Die besten Truppen waren aufgeboten, an dem hohlen Prologpathos der aufgeblasenen Tragik aber versagten sie Alle und mit Schrecken sahen nachdenkliche Beobachter, wie die kerngesunde Natur der Frau Conrad in Gefahr steht, in kindisches Geziere und in verkünstelte Manier sich zu verzetteln. Es versteht sich, daß die Rezensenten von dieser Wandlung entzückt sind und nun erst, da es fast schon zu spät ist, entdecken, was ich seit drei Jahren immer wiederhole, daß nämlich Frau Conrad Gretchen und Käthchen und Nora sein müßte. Vor und auf der Bühne waren ihr große Muster nahe: in einer Loge sah Hedwig Niemann, die schmerzlich Entbehrte, dem Spektakel zu und die einzige poetische Gestalt, die Herrn von Wildenbruch diesmal gelang, wurde durch den genialen Instinkt Matkowskys in wundervoller Mischung von Zartsinn und Dummenjungenthum auf etwas mollige Beine gestellt, jeder Zoll ein von holder Jugendeselei gefopptes, beglücktes Menschenkind.

Herr von Wildenbruch ist eine merkwürdige Erscheinung. Ich glaube, man thut ihm Unrecht, wenn man ihm servile Neigungen vorwirft. Er glaubt wohl an Alles, was er seit den Quitzows uns vormacht, und ich bin überzeugt davon, daß er von der allerdings verblüffenden Aehnlichkeit seines Meisters Balzer mit dem Meister Timpe des Herrn Kretzer keine Ahnung hatte. Dieser seltsame Mann mit dem militärischen Bureaukratengesicht wird mitunter von den Krämpfen einer Begeisterung befallen, die dann völlig lähmend auf den Intellekt wirkt. Der verdrehte Uhrmacher Balzer, der in ein

Learrasen verfällt, weil ihm die Bestellung auf eine Dorfkirchenuhr entgeht, macht mir kaum einen gespenstischeren Eindruck als der Dichter, der mit einem ungeheuren Aufwand an Phrase und Pathos uns vorlärmt, ein Uhrmacher sei ein großer Künstler und könne so mir nichts, dir nichts dem lieben Herrgott sich vergleichen, der für Wildenbruch ja auch ein großer Apotheker oder ein großer Uhrmacher oder ein großer Markgraf von Brandenburg ist. Mir wurde von alledem so dumm, als ginge mir ein Uhrrad im Kopfe herum. Herr von Wildenbruch besorgt das Einschläfern seiner Hörer auf anderem Wege als Herr L'Arronge: dieser schmeichelt bourgeoisem Heuchelbedürfniß, jener wendet sich an das Sehnen des Heerdentrabers nach brutaler Vergewaltigung und herrscht ihn mit wüstem Geschrei und majestätischen Gesten in ekstatischen Schlaf, aus dem er dann, so um die Mitte des letzten Aktes, jäh empor fährt, sich die Augen reibt und verängstet fragt, warum er denn so fürchterlich brutalisirt worden sei, da hienieden doch Alles so schön ist und Alles so gut.

Diesmal ist die Hypnose nicht gelungen, weil der Magnetiseur die stärkste von seinen Künsten nicht spielen ließ und mit dem dreimal glühenden Lichte der patriotischen Entrüstung uns gnädigst verschonte. Aber muß der Dichter des Menoniten, des Marlowe, der Haubenlerche und mancher feinen Novelle denn wirklich mit dem Herrn Hansen und ähnlichen Wundermännern konkurriren? Bei Hofe sind ja die spiritistischen Experimente und die Séancen „Phili's", des Jüngsten der Eulenburge, heute sehr beliebt. Herr von Wildenbruch aber kann mehr sein als ein Hofpoet und er sollte Empfindlichkeit meiden, wenn die aufrichtigen Freunde seines großen und reichen Talentes ihn bitten, künftig nicht in krampfiger Verzückung zu dichten, sondern bei heller, klarer Vernunft. Dann wird er erkennen, daß nicht in Uhrgehäusen, wohl aber im Menschengeiste das unwägbare Ding, Seele genannt, wohnt; daß wir von schwadronirenden Apothekern, Uhrmachern und Markgrafen uns nicht mehr imponiren lassen, und daß die verbirchpfeifferte Liebesgeschichte von dem Buben, den zwei Mädel begehren, nichts, aber gar nichts mit dem herben sozialen Drama zu schaffen hat, das er schreiben wollte, dem er nach freundlichen Ansätzen aber scheu ausbog, um in den platten Niederungen alter Possentrivialität zuerst sich zu vergnügen und später viel Lärmen um nichts zu verüben. Herr Max Kretzer mag ruhig sein: der flüchtige Schatten des romantischen Meisters Balzer sperrt seinem fest und derb gepackten Timpe zur lebendigen Bühne ganz gewiß nicht den Weg.

Einen allerliebsten Vorgang möchte ich doch nicht verschweigen. Meister Balzer will eine Thurmuhr machen, aus deren Gehäuse mit dem zwölften Glockenschlage der alte Kaiser Wilhelm, Moltke und — Bismarck

hervortreten sollen. Das erschien auf den Proben den Leitern des Hoftheaters gefährlich; sie fürchteten wohl, der große Künstler Balzer könnte am Ende sprechende Figuren machen und der alte Wilhelm könnte dann sein historisches „Niemals" gar laut wiederholen. Herr von Wildenbruch ließ sich umstimmen und in der Begleitung des alten Herrn erschienen nun preußische und bayerische Soldaten. Wenn die Regie des Schauspielhauses nicht von jeder politischen Einsicht verlassen wäre, dann hätte sie, um allen berechtigten Wünschen entgegenzukommen, dem greisen Kaiser doch mindestens die Gesellschaft der Herren von Boetticher und von Holstein gegönnt. M. H.

Nachschrift:

Meister Timpe und Meister Balzer.

Von Herrn Max Kretzer ist mir der folgende Brief zugegangen, dessen Veröffentlichung mir eine Pflicht gegen den Dichter scheint, obwohl ich, wie schon erwähnt, einer bewußten Entlehnung fremder Ideen Herrn von Wildenbruch nicht für fähig halte:

Sehr geehrter Herr!

Sie würden mich durch den Abdruck der folgenden Zeilen sehr verbinden. Herrn von Wildenbruchs Schauspiel „Meister Balzer", dessen Aufführung ich erst am Sonnabend beiwohnen konnte, hat in seiner ganzen Anlage, Idee und Entwickelung eine so auffallende Aehnlichkeit mit meinem bereits im Jahre 1888 in Buchform erschienenen Roman „Meister Timpe", daß ich mich zu der triftigen Annahme gezwungen sehe, Herr von Wildenbruch habe mit starkem Bewußtsein eine mehr als erlaubte geistige „Anlehnung" begangen. Es will nicht viel heißen, daß Herr von Wildenbruch den Schauplatz der Handlung verlegt und aus einem Drechsler einen Uhrmacher gemacht hat, daß er fernerhin die tiefen Gegensätze zwischen Handwerk und Fabrik in meinem Roman, die einen sozialen Ausgleich unmöglich machen, nach seiner Art verwässert und verzuckert hat; es soll ihm auch nicht zum Vorwurf gemacht werden, daß er den selben Stoff zur Grundlage seines Stückes genommen habe. Der verzweifelte Kampf des Handwerks gegen die Großindustrie ist ein ökonomischer Prozeß, der sich tagtäglich vor den Augen der Zeitgenossen vollzieht und Jedem zur dichterischen Behandlung freisteht. Was ich Herrn von Wildenbruch vielmehr vorzuwerfen habe, ist das: er hat die ganze Empfindungswelt meines Meister Timpe, des Handwerkers und Grüblers, der seine Existenz durch den verhaßten Fabrikkonkurrenten in seiner Nähe bedroht sieht, einfach auf seinen Meister Balzer übertragen. Wiederum nach seiner Art. Er hat fernerhin durch unzählige kleine Züge, die den Kenner des Romans überraschen müssen, die geistige Abkommenschaft seines Meisters von dem Meinigen bewiesen. Nur den Muth der Konsequenz hat Herr von Wildenbruch nicht gehabt. Meister Timpe, der durch die Konkurrenz ruinirte königtreue Mann, der am Wahltage der Versuchung der Sozialdemokratie unterliegt und dann

in Hader mit seiner tief eingewurzelten monarchischen Gesinnung geräth, zieht den freiwilligen Tod der Vertreibung aus seinem Hause (auch bei Wildenbruch soll das Haus subhastirt werden!) und der unausbleiblichen Proletarisirung vor. Mit dem Grabgesang: „Ein feste Burg ist unser Gott" und der an die Wand der Werkstatt geschriebenen Verehrung für den alten Herrscher: „Es lebe der Kaiser!" geht er von hinnen. Herrn von Wildenbruchs Meister Balzer dagegen kommt am Schlusse des vierten Aktes plötzlich zu der Ueberzeugung daß seine bisherige tragische Veranlagung eigentlich nur ein Scherz des — Dichters war.

Auch mit den Gesellen des Meisters hat es bei Balzer eine ähnliche Bewandtniß wie bei Timpe: sie gehen nach und nach in das Lager des verhaßten Konkurrenten über und erregen dadurch den Groll des Meisters. Und der letzte Geselle Meister Balzers zeigt die selbe Eigenschaft wie der Altgeselle Meister Timpes: gleich diesem ist er dem Meister treu ergeben und sieht weniger auf Lohn als auf die Ehre, von seinem Herrn geduldet zu werden. Aus den Kleinhändlern, die im „Timpe", in der Kneipe sitzend, die Großfabrikation und die Devise „billig und schlecht" segnen und im Geheimen den Drechslermeister für bornirt halten, sind im „Balzer" die Gemeinde-Verordneten entstanden, die genau so denken und reden. Auch Timpe wird schließlich von seiner Umgebung für verrückt gehalten; genau das Gleiche sagt man von Balzer.

Bekanntlich ist es nicht dasselbe, wenn Zwei dasselbe thun. Herr von Wildenbruch hat die Züge Timpes nicht ganz beizubehalten vermocht; dazu fehlte ihm der große befreiende Entschluß, der bei Schaffung eines sozialen Dramas jedes Zugeständniß an die Eitelkeit der Menge und jede Rücksichtnahme auf die nähere Umgebung von vorn herein ausschließt, aber selbst aus den verschwommenen Zügen Balzers tritt das Urbild noch deutlich genug hervor.

„Meister Timpe" erschien zuerst in der Halbmonatsschrift „Deutsche Post", deren Mitarbeiter auch der Verfasser von „Meister Balzer" war. Da Herr von Wildenbruch die Zeitschrift regelmäßig zugesandt bekam, so wird er wohl auch den Roman gelesen haben.

Was mich hauptsächlich bewogen hat, die Bitte an Sie zu richten, diese Erklärung zu veröffentlichen, ist die Thatsache, daß „Meister Timpe" in nicht allzu langer Zeit als Drama in Szene gehen soll. Bei dieser Gelegenheit könnte es leicht heißen, „Meister Balzer" sei vor „Meister Timpe" entstanden Ich möchte die Priorität daher für mich gewahrt wissen.

Mit Hochachtung, ergebenst

Charlottenburg. Max Kretzer.

Hochfinanz im schwarzen Erdtheil.

Die Herren Geographen glauben in Afrika die ersten tüchtigen Reisenden zu sein. Das ist ein Irrthum! Der Handelstrieb bringt der Wissenschaft stets voran, und wie gegenwärtig die Durchquerer Afrikas die Wege des Elfenbeins wandeln, so verdienen auch die Kunststraßen und Knüppeldämme Beachtung, welche die Finanzgeschäftigkeit der Europäer schon weit früher in so manche derartige Länderverwaltungen hineinbaute.

Als erstes Object für kühne Bankpolitik lockte natürlich Egypten. War da einst ein Pferdehändler Namens Oppenheim aus Windecken in Kurhessen, der nach verschiedenen Komplikationen bis nach Alexandrien hin verschlagen wurde. Von dort aus spann sein regsamer Geist Silberfaden an Silberfaden und endlich war die Verbindung mit dem Palaste des Khedives in Kairo, der immer Geld bekam und immer frisches brauchte, wasserdicht geworden. Alsdann fuhren zwei mittlere Frankfurter Bankiers, die auch hier wieder den alten Satz bewährten, daß beim Verdienen Juden und Christen ganz gern zusammengehen, übers Meer. Da die Herren nun vor den Thoren Kairos angelangt waren, erwartete sie Oppenheim in einem Sechsspänner mit Spitzenreitern und fuhr die berühmten Fremden unter dem bewundernden Zusammenlauf der Volksmengen in die Stadt. Auch vor den Khedive brachte er die Fremden, stellte sie als die größten Finanzfürsten Deutschlands vor und erhielt die Konzession zu einer großen egyptischen Anleihe. Damals war nicht heute; man war noch gewöhnt, daß die Papiere in ihren Kurs *hinein*wuchsen, d. h. daß sie bei hoher Verzinsung billig einsetzten und dann successive stiegen. Man kann sich also denken, wie viel an diesem Anlehen, erstens an dem Zwischenspiel von der Uebernahme bis zur Subskription und später wieder an der Kursentwickelung selbst, verdient wurde. Dieser Oppenheim wurde dann der Midas Egyptens, aber ohne dessen lange Ohren, denn er war sehr klug, zog aus der Schuldenwirthschaft Ismail Paschas einen noch größeren Nutzen als selbst Pariser Tapezirer und Möbelhändler und erkannte zur rechten Zeit, daß der Höhepunkt überschritten sei, d. h. daß selbst dieses unerschöpfliche Land unter einem solchen Khedive verbluten müsse. Er hat später auch viele deutsche Besitzer gewarnt, ihre egyptischen Papiere noch länger zu behalten, aber bekanntlich giebt es Kapitalisten, die sich mit ihren Effekten wie verheirathet fühlen. Das Paris des zweiten Empire wurde dann Oppenheims Aufenthalt und man erzählt sich von seiner Satire die hübsche Geschichte, wie er einst einen deutschen Freund in einen Salon einführte, wo jeden Augenblick ein Duc, ein

Marquis, eine Princesse ehrfurchtvoll gemeldet wurde und der gewiegte egyptische Bankier seinem Freunde zuraunte: „Sehen Sie, unter diesen Leuten ist wahrscheinlich keiner, der nicht mindestens seine sechs Jahre Zuchthaus abgesessen hat". Wie dann Jahrzehnte später der Nilstaat zusammenbrach und die selben europäischen Fürsten den selben Khedive kurzer Hand absetzten, bei dem sie so oft gegessen und getrunken, diese Geschichte eines grandiosen Undankes und einer einfachen Nothwendigkeit ist zu bekannt, als daß sie hier geschildert zu werden brauchte. Seitdem sind Egypter so gut wie ein europäisches Staatspapier geworden, und selbst wenn die Engländer das Land verließen, was wohl vor einem Ministerium Charles Dilke kaum geschehen dürfte, so ist die internationale Verwaltung doch eine streng geordnete. Die Franzosen und Deutschen sind darin keineswegs untüchtiger als die Engländer; notabene nachdem diese mit ihrer Hartnäckigkeit und Ausdauer die Wege einmal gebahnt haben.

Was sonst dem Nordrande Afrikas von Staaten anklebt, wie Marokko, Tunis, Tripolis, hat nur Anleihen zweiten Ranges machen können und deren Zinsen mußten sehr oft durch Androhungen von Bombardements erzwungen werden, wobei es nie ganz sicher war, ob das betreffende Bankhaus oder irgend eine Regirung drohte. Wer erinnert sich z. B. nicht aus dem Prozesse Arnim eines eigenthümlichen Zeugen, Beamten an unserer Botschaft zu Paris, der über derartige Androhungen im Interesse einer deutsch-französischen Firma einiges Hübsche zu deponiren hatte. Und im „Bel-Ami" läßt Guy de Maupassant den schönen George zu der Bankierfrau Walter sagen: „Höre mal, mein Lieb, sage Deinem Mann in meinem Auftrage, er soll morgen für 10 000 Francs marokkanische Anleihe kaufen, die jetzt auf 72 steht. Ich garantire ihm, daß er binnen drei Monaten sechzig- bis achtzigtausend Francs verdient. Er muß aber strengste Discretion bewahren. Sag' ihm, die Expedition nach Tanger sei fest beschlossene Sache und Frankreich würde die marokkanische Schuld garantiren. Schweige jedoch zu jedem Anderen, denn es ist ein großes Staatsgeheimniß, das ich Dir anvertraue."

Sansibar wurde nur von Kaufleuten finanzirt. Londoner und Hamburger Exporteure verfehlten selten, sich dem Sultan dieses ihnen wichtigen Landes durch Geschenke und Anleihen angenehm zu machen; was denn auch wohl der Grund war, daß, als der Sultan von der Schlacht bei Königgrätz hörte, die von Preußen gewonnen worden sei, die verwunderte Frage von seinen Lippen kam: „Preußen? Liegt das in Hamburg?"

Das Kap hat stets seine guten englischen Bankers gehabt, aber ein anderes Land, das eng mit dieser Kolonie zusammenhing, ist seit wenigen Jahren in das Interesse des europäischen Geldmarktes eingetreten — Transvaal

Durch das immer weitere Vordringen des englischen Elements fühlten sich die bisherigen Bewohner jener Gegenden, die Boers, fortgedrückt, sie zogen in immer größerer Anzahl nach Transvaal und bei der eingebildeten oder wirklichen Ueberlegenheit die sie gegenüber den dortigen Briten besitzen, errangen sie ihre Unabhängigkeit nicht allzu langsam. Damals war das Land ackerbautreibend und viehzüchtend. Die Boers fixirten ein Stück Land, das sie in einem Tage umreiten konnten als Farm und bezahlten eine solche mit Lstr. 300. Wenige Jahre später wurden die selben Farmen mit Lstr. 50 000 verkauft, die Goldfunde waren gemacht, das Goldfieber hatte begonnen und damit eine jähe Umwälzung in fast allen Verhältnissen des jungen Staates.

Professor Lazarus, der schwächliche Begründer der Völkerpsychologie, sollte einmal nachzuholen versuchen, was er bis jetzt bei dieser Wissenschaft versäumt hat; dazu möchten wir ihm als bedeutsame Aufgabe die Geschichte der Wirkungen vorschlagen, welche die Erschließung neuer Goldländer noch immer hervorgerufen hat.

Im Transvaal begann diese Umwälzung in den Jahren 1886/87 und es wird dereinst auch dort ein Bret Harte aufstehen, dessen Feder die heiteren Einzelheiten dieser Häutung aus Büffelführern zu Minenbesitzern verewigen wird. Gold wurde eigentlich schon seit 1873 in allen 14 Distrikten des Landes gefunden, aber der große Aufschwung trat, wie gesagt, erst vor ungefähr sechs Jahren ein, wo man durch Gründung von Aktiengesellschaften das Bearbeiten jener Schächte mit Maschinen betreiben konnte, die allerdings noch unvollkommen waren. Als an einem Berge bei Moodie von abtrünnigen Arbeitern eine mächtige Goldader entdeckt wurde, nannte man ihn den Shebaberg, weil man nunmehr das berühmte biblische Saba entdeckt zu haben glaubte, und zwischen Sheba und Moodie entstand in einer Nacht die vieltausendköpfige Stadt Barberton. Ende 1887 existiren dort bereits 70 große Minengesellschaften, von denen damals erst zwei eine Dividende zahlen konnten, nämlich eben jene Sheba-Company, die bis Anfang 1888 nicht weniger als 165 pCt. vertheilt hatte, sowie die Union-Company. Nunmehr trat auch Europa in diesen Wettbewerb ein. Die vielen phantasievollen Ingenieure, die auf feine Maschinen gesonnen hatten, um den ausgebeuteten Goldsand Kaliforniens noch einmal durchzusieben, die bei passender Gelegenheit mit nahezu religiöser Begeisterung von den Milliarden gesprochen hatten, die noch im Kiesbette des Rheines lägen, allen diesen war nunmehr ein weites Arbeitfeld eröffnet. In London, Hamburg, Frankfurt, entfaltete sich ein ziemlich regelmäßiges Geschäft in Goldshares, und je größer die offiziellen Monatsausweise über die crushings in Gold wurden, je unruhiger wurde unsere Bankwelt. Da diese dem sinkenden Zinsfuß ohnehin sehr verzagt gegenübersteht, sah sie nun vor ihrem Weitblick neue Reichthümer entstehen, an denen sie selbst keinen Antheil hatte und so gab es bald keine Bankfirma mehr, in deren Bureaux nicht ernste bergmännische Konferenzen abgehalten wurden und die nicht in irgend einer Weise an der Absendung eines gewiegten Vertrauensmannes nach Transvaal betheiligt war. Monate voraus waren die ersten Kajüten der Dampfer nach dem Kap mit Plätzen belegt. Die elegantesten Pariser Börsenleute hielten in ihren Käufen von gemalten und lebenden Bildern inne und fuhren über den Ozean spazieren; an der Themse trieb das Spiel in Goldshares so tolle Gesellschaftblüthen, daß Herzoginnen mit größter Bereitwilligkeit die Salons ihrer Bankiers dekoriren halfen, und ans Berlin und Frankfurt gingen sogar Makler auf diese fernen und kostspieligen Studienreisen.

Inzwischen waren die ziemlich schlichten und kirchlich strengen Einwohner Transvaals von dem auf sie einströmenden Goldregen etwas korrumpirt worden, nur daß das Beten und Singen dabei eine respektable Deckung gewährte. Der Präsident der Republik, Herr Krüger, hat natürlich Feinde und natürlich sind es nur solche gehässige Menschen, die da zu behaupten wagen, Herr Krüger werde täglich reicher. Nachdem die Minen-Aktien eine schwindelnde Höhe erklommen hatten und Herr Porges in London an ungeheuren Quantitäten, die er glücklich verkauft, viele Millionen Pfund Sterling verdient hatte, begann ein

langsames Sinken, bis dann der Sturz Barings den englischen Markt so außer Rand und Band brachte, daß die Transvaalinteressenten ihren fortschwimmenden Geldmitteln bald wie gewisse berühmt gewordene Gerber nachblickten. Drüben begann nun ebenfalls der Zusammenbruch und in der Hauptstadt Praetoria kam es damals sogar so weit, daß die Börsenmakler wegen der rückständigen Beiträge gepfändet werden mußten.

Es war eigentlich ein Wunder, daß in den vorhergegangenen glänzenden Jahren, wo so viele unmögliche Anlehen bei uns möglich gewesen, gerade Transvaal uns fast ganz verschonte. Die Schuld der deutschen Banken ist dies keineswegs, denn allein schon das transvaalische Generalkonsulat, mit dem sich einer der Direktoren der Berliner Handelsgesellschaft bekleiden ließ, beweist die Intimität der Verbindung nur zu deutlich. An sich ist dies gewiß nicht zu tadeln, denn Transvaal hat eine Zukunft, mit der jedes ernst zu nehmende Institut Fühlung suchen muß. Berechnen wir die dortigen Golderträgnisse, so ergiebt das Jahr 1888: 230 000 Unzen, 1889: 382 000 U., 1890: 494 000 U., 1891: 728 000 U. und das laufende Jahr nur bis September 766 000 Unzen. Der tiefe Kursstand vieler Goldshares hatte denn auch die Deutsche Bank vor einiger Zeit veranlaßt, ein stilles Konsortium zu bilden und eine ansehnliche Portion dieser Papiere aufzukaufen, die zu den inzwischen gestiegenen Preisen mit beträchtlichem Gewinne realisirt werden konnten.

Aber Alles dies kommt nicht zu der politischen und wirthschaftlichen Moral von Transvaal selbst. Wenn, wie es scheint, die Handelsgesellschaft eine 5prozentige, allerdings fundirte Anleihe dieses Landes demnächst zu einem Kurse herausbringen will, so müssen folgende Fragen erlaubt sein:

1. Ist der Präsident Krüger wirklich ein uneigennütziger Lenker des ihm anvertrauten Staatswesens?

2. Inwieweit kann man zu den übrigen wichtigen Beamten ein ehrliches Vertrauen fassen?

3. Sind sämmtliche Einnahmen bereits als Monopole verkauft, und zwar zu loyalen Bedingungen?

Hätte die dortige Verwaltungmethode wirklich die allgemeine Geduld schon stark angespannt, so könnte doch auch eine Veränderung eintreten und die Nachfolger der heutigen Herren des Landes könnten Lust bekommen, die Verkaufsverträge wegen der Monopole einer nochmaligen Prüfung zu unterziehen. Alles schon dagewesen!

Transvaal zählt gegenwärtig einige 30 000 Boers, man nimmt aber Anlauf, auch den inzwischen eingewanderten Europäern unter bestimmten Bedingungen ein Stimmrecht zu gewähren. Ob durch diese Mischung der entscheidenden Einwohnerschaft die linke Hand merken wird, was die rechte nimmt?

Tabaksorgen.

Durch die Presse ging schon seit geraumer Zeit die Nachricht, daß die Regirung beabsichtige, den Tabak zu den Kosten der neuen Militärvorlage heranzuziehen. Die Gerüchte waren, bezüglich der Art der neuen Tabaksteuervorlage, so durchaus unkontrollirbar, daß man mit einer gewissen Berechtigung annehmen konnte, die Regirung sei sich selbst noch nicht darüber klar, auf welche Weise sie aus dem Tabak höhere Erträge zu ziehen vermöchte. Ueber Eines nur war man sich einig: „der Tabak mußte bluten", und daß diese Absicht durch alle Zeitungartikel und Versammlungen mit ihren Protesten gegen eine geplante Veränderung der Tabaksteuerverhältnisse nicht geändert wurde, beweist ein zweifellos offiziöser Artikel, den die „Norddeutsche" in ihrer Morgenausgabe vom 27. Oktober gebracht hat. In diesem Artikel, der zum ersten Male von den beabsichtigten Steuerprojekten der Regirung etwas Bestimmtes an die Oeffentlichkeit bringen ließ, ist gegenüber den Protesten des „Vereins Deutscher Tabakfabrikanten" der sich „nach wie vor gegen jede Aenderung der Tabaksteuer und Zollsätze" ausspricht, angeführt: „Angesichts des Umstandes aber, daß andere, in den Wohlstandsverhältnissen uns kaum überlegene Länder erheblich höhere Einnahmen aus der Tabakbesteuerung erzielen, wird diese als Interessenstandpunkt ja immerhin berechtigte Ablehnung jeder höheren Heranziehung wohl kaum die für die Frage der Tabakbesteuerung ausschlaggebende sein können."

Der Hinweis auf andere Länder bezieht sich ohne Zweifel auf das Tabakmonopol, das man als Gespenst, um bange zu machen, beschwört. Doch „bange machen" gilt in diesem Falle nicht. Wenn es einem Fürsten Bismarck, der doch stets eine Majorität hinter sich hatte, nicht gelungen ist, das Projekt des Tabakmonopols für Deutschland zu verwirklichen, dann ist diese Gefahr unter seinem Nachfolger völlig hinfällig geworden.

Die Aufmerksamkeit der Regirung auf den Tabak als willkommenes Steuerobjekt hat ohne Zweifel der wiederholt im Reichstag eingebrachte Antrag der Abgeordneten Menzer und Genossen gelenkt. Der Antrag bezweckte eine Erhöhung des Eingangzolles auf überseeische Tabake, um auf diese Weise einen höheren Schutzzoll für die deutschen Tabakpflanzen zu schaffen. Begründet wurde dieser — Unkenntniß der einschlägigen Verhältnisse zeigende — Antrag damit, daß den nothleidenden deutschen Tabakbauern geholfen werden müsse. Das Bild

des nothleidenden deutschen Tabakbauers ist ebenso utopistisch wie die Idee durch einen höheren Schutzzoll den Konsum und die Preise des deutschen Tabaks heben zu wollen. Es ist das beliebte Agitationmittel, das auch jetzt in unzähligen Versammlungen den Tabakpflanzern von den Herren Menzer und Genossen vorgepredigt wird: „Verlangt höheren Schutzzoll und Ihr bekommt höhere Preise.“ Die Hauptsache vergessen aber diese absonderlichen Herren Schutzzöllner, einen Faktor der alle anderen Begründungen über den Haufen werfen muß —: daß nämlich der Konsum von Tabak niemals eine Preisfrage sondern stets eine Geschmackfrage ist und bleiben wird!

Dem Staatssekretär des Reichsschatzamtes, Herrn von Maltzahn, war die durchaus nicht beneidenswerthe Aufgabe zugefallen, auf einer Dienstreise in Süddeutschland die Stimmung der betheiligten Regirungen zu sondiren; er mußte aber die Erfahrung machen, daß man an den maßgebenden Stellen nicht ohne Weiteres bereit war, auf die Ideen des Reiches bezüglich einer Steuererhöhung, einer Kontingentirung des deutschen Tabakbaues oder gar des englischen Systems, d. h. Verbotes des Tabakbaues in Deutschland (um auf diese Weise aus den eingeführten Tabaken höhere Zollerträgnisse zu erlangen) einzugehen. Zur Beruhigung der Gemüther mußte nun etwas gethan werden und zu diesem Zwecke berief man eine Kommission aus den Kreisen der Tabakinteressenten, die allerdings merkwürdig zusammengesetzt war. Große Industriebezirke der Cigarren- und Tabakfabrikation, wie z. B. Rheinland und Westfalen, waren in der Kommission gar nicht vertreten. Dort vertrat naturgemäß der Einzelne sein spezielles Interesse, Bremen das des Importeurs, Süddeutschland stellte den Antrag auf höheren Schutzzoll für den deutschen Tabak und schließlich gelangten die Herren auf den Standpunkt, es sei am Besten, wenn alles so bliebe, wie es zur Zeit ist. Einige Tage nach dem Ende der Enquête in Berlin brachte die offiziöse „Badische Korrespondenz“ einen, wie es hieß „aus der Feder eines Theilnehmers an der jüngsten Berliner Tabaksteuerkonferenz herrührenden“ längeren Artikel, worin gegen eine geplante Kontingentirung des deutschen Tabakbaues Front gemacht und eine geringe Steuererhöhung von 5—10 Mark pro Doppelzentner auf deutschen Tabak, gegenüber einer wesentlichen Erhöhung des Eingangzolles auf überseeischen Tabak in Vorschlag gebracht wurde. Ohne Zweifel hatten die unbedingt logischen Folgerungen der Vertreter der Regirung in der Kommission Eindruck gemacht. Denn gegenüber dem Lamento, daß sich der Anbau der deutschen Tabake nicht mehr für den Pflanzer lohne, hatte Herr von Schomer erklärt, „dann sollten die Pflanzer den Bau einstellen und Kartoffeln bauen“ — während Herr Miquel bemerkte: „er wisse aus seiner früheren Thätigkeit als pfälzischer Reichstags-Abgeordneter, daß der Tabakbau noch eine Bodenrente von 12 bis 14 Prozent ergebe und in diesem Falle könne der deutsche Tabak auch eine erhöhte Steuer ertragen.“ Die Regirung steht auf dem richtigen Standpunkt, daß nur eine prozentual gleichmäßige Erhöhung der Tabaksteuer und des Tabakzolles in Frage kommen kann und daß die blind schutzzöllnerischen Bestrebungen, die in den jetzt fast täglich stattfindenden Versammlungen der verschiedenen Tabakpflanzer zu Tage treten, nur unberechtigtem Eigennutz dienen und absolut verworfen werden müssen. Auch der „Deutsche Tabakverein“ hat in seiner Resolution dargelegt, daß die Erfüllung der zu weit gehenden Wünsche der Tabakpflanzer betreffs eines

erhöhten Schutzzolles den Export des deutschen Tabaks durch die vorübergehende Preissteigerung in hohem Maaße beeinträchtigen würde. Die Folge wäre eine weitere Einbuße des Absatzgebietes für deutsche Tabake und die Erfahrung hat gelehrt, daß einmal verlorene Absatzgebiete kaum wieder zu erobern sind. Mit dieser Wirkung würde aber die Erscheinung Hand in Hand gehen, daß sich der Anbau der deutschen Tabake vergrößern würde, und zwar auf Kosten der Qualität, die man zu verbessern zur Zeit bemüht ist. Das exportirte Quantum müßte auf dem deutschen Markt Verwendung suchen und das vermehrte Angebot hätte naturgemäß eine Reduktion der Preise zur Folge.

Tagtäglich finden in Süddeutschland Versammlungen von Vertretern der Tabak bauenden Gemeinden statt, wo dann Resolutionen gefaßt werden für Belassung der Tabaksteuer in dem jetzigen Verhältnisse, während für die überseeischen Tabake eine Erhöhung des Zolles um 30—60 Mark gefordert wird. Die Herren stehen noch immer bei der irrigen Annahme, daß ein erhöhter Schutzzoll eine höhere Einnahme für die deutschen Tabakproduzenten zur Folge haben müsse. Wir wollen die Gründe aufsuchen, die gegen diese Annahme sprechen.

In früheren Jahren — vor dem Steuerjahr 1879 — wurden in Deutschland beträchtliche Quantitäten billiger Cigarren für den Export hergestellt. Im Augenblicke der Einführung des Staffelsteuersystems konnte von der Regirung für die ausgeführten Fabrikate keine Export-Rückvergütung der Steuer gewährt werden; die Folge war, daß die deutschen Fabrikanten nicht mehr mit dem Auslande konkurriren konnten und daß der Export Deutschland verloren ging. Der Export fiel in die Hände des Auslandes und konnte auch bei der späteren Einführung der Export-Rückvergütung von Deutschland nicht mehr in früherem Umfange zurückerobert werden. Die Hauptbestandtheile der zum Export bestimmten Fabrikate waren aber deutsches Material. In Folge des fehlenden Exportes entstand eine Ueberproduktion für Deutschland und demgemäß ein Druck auf die Preise seitens der deutschen Käufer. Süddeutschland hat zudem gegenüber Norddeutschland den Vortheil wesentlich billigerer Arbeitlöhne. Um nun gegen die Konkurrenz Süddeutschlands erfolgreich ankämpfen zu können, waren die norddeutschen Fabrikanten gezwungen, eine bessere Qualität ihres Fabrikates zu bieten, und so ging Norddeutschland allmählich dazu über, schon die Hauptkonsumsorte, die Fünfpfennigcigarre, aus rein überseeischem Tabak in den Handel zu bringen. Es kam schließlich so weit, daß sehr viele Fabrikanten jeder Kiste Cigarren den gedruckten Vermerk beigaben: Diese Cigarren sind aus rein überseeischem Tabak hergestellt, wofür die Firma garantirt! Nun glaube man ja nicht, daß der kleine Mann, nachdem er seinen Gaumen einmal an den milderen überseeischen Tabak gewöhnt hat, je wieder deutschen Tabak rauchen wird. Er kann es einfach nicht mehr und würde bei höheren Preisen lieber das Quantum beschränken, nur um seine gewohnte Qualität zu rauchen. Da nun die von der Regirung geplante Steuer- und Zollerhöhung höhere Preise des Fabrikats zur natürlichen Folge hätten, so müßte sich der Konsum um wenigstens 20 pCt. vermindern. Was das zu bedeuten hätte, werden wir noch ausführlich zu beweisen versuchen.

Der Hauptgrund der Abnahme des Konsums an deutschem Tabak ist jedoch in der wesentlichen Verminderung des Pfeifenrauchens zu suchen. Unsere jüngere Generation raucht keine Pfeife mehr und wird auch durch keinerlei Steuerverschiebung veranlaßt werden können, wieder zur Pfeife

zu greifen. Und speziell zur Herstellung der Pfeifentabake wurde früher ein großer Theil der deutschen Tabake verwendet. Gerade die Pflanzer, die nur zu Pfeifentabaken geeignetes Material produziren, erheben jetzt die laute Klage über Nothstand und zu niedrige Preise. Diese Produkte sind nur in geringem Maße von den Käufern begehrt, während die Ueberproduktion billigere Preise bedingt. Für diese Pflanzer wäre es schon das Beste, sie befolgten den Rath des Herrn von Schomer und stellten den Bau von Tabak ein. Man sieht also — die Verminderung des Konsums von deutschem Tabak ist eine Folge der veränderten Lebensweise, und daran kann auch der höchste Schutzzoll nichts ändern, denn der Raucher läßt sich keinen Geschmack aufdrängen — der Gaumen ist hier allein maßgebend Dazu kommt, daß berechtigte Klagen seitens der Tabakproduzenten, die gutes, für die Cigarrenfabrikation geeignetes Material bauen und keinen Raubbau treiben, nicht vorhanden sind. Es werden heute für geeignete Tabake deutschen Anbaues Preise bezahlt, die, in ausgereiftem Zustande des Tabaks berechnet, den Preisen der gleichartigen überseeischen Tabake in nichts nachstehen.

Von einem erhöhten Schutzzoll ist, wie man aus Vorstehendem ersehen kann, kein Vortheil für die deutschen Tabakpflanzer zu erwarten; und mit voller Berechtigung wenden sich die Handelskammern und Tabakvereine gegen die dahin zielende Agitation.

Wenn wir nun die Wirkungen der beabsichtigten Zoll- und Steuererhöhung ins Auge fassen, so ergeben sich aus der geplanten Vorlage *nur schwere Schädigungen* für diese schon seit Jahren fortwährend beunruhigte Industrie. Die Steuerverschiebungen hätten eine Verminderung des Konsums um allermindestens 20 pCt. zur Folge. Da die deutsche Cigarren- und Tabakfabrikation mit den interessirten Hilfsgewerben ungefähr 140,000 Arbeiter beschäftigt, so wäre dies gleichbedeutend mit einer eintretenden Arbeiterentlassung von ungefähr 25,000—28,000 Menschen. Es ist dabei in Betracht zu ziehen, daß in der Cigarrenfabrikation eine große Anzahl von schwächlichen und verkrüppelten Personen ihren Lebensunterhalt verdient, die nur schwer anderweitig eine geeignete Beschäftigung finden könnten. Außerdem kommt hinzu, daß bei unseren derzeitigen sozialen Verhältnissen schon in allen Betrieben ein Ueberfluß an Arbeitkräften vorhanden ist.

Für einen beträchtlichen Theil der mittleren und Klein-Fabrikation aber wäre die Einführung der beabsichtigten Steuervorlage gleichbedeutend mit dem Todesstoß. Schon heute sind die Fabrikanten gezwungen, sehr lange Kreditirung des Rohmaterials in Anspruch zu nehmen. Bei einer Erhöhung des Zolles und der Steuer wäre ein großer Theil der Fabrikanten kaum in der Lage, die Baarbeträge für Zölle und Arbeitlöhne aufzubringen und der verminderte Konsum könnte bei sehr Vielen erreichen, daß sie nicht im Stande wären, ihre Verpflichtungen gegenüber den Lieferanten des Rohproduktes zu erfüllen. Die Konsequenzen eröffnen auch hier keinen besonders erfreulichen sozialen Ausblick. *Wenn es die Absicht der Regirung ist, die Tabakindustrie in die Hände des Großkapitals zu bringen, so kann sie es durch nichts schneller erreichen als durch die geplante Steuerreform.* Nur eine Partei hätte Vortheil von den Handlungen der Regirung, nämlich die Sozialdemokratie, denn die Erfahrung lehrt, daß aus dem Ruin der Kleinindustrie die zahlreichsten Anhänger der Sozialdemokratie hervorgegangen sind.

Es wäre dringend zu wünschen, daß bei dieser die gesammten Interessen der Tabakpflanzer, Tabakhändler und Fabrikanten bedrohenden Gefahr alle eigensüchtigen Agitationen schwinden und alle Kräfte daran gesetzt werden möchten, die Absichten der Regirung zu vereiteln.

Sollten diese Pläne wieder Erwarten im Reichstag eine Mehrheit finden, so möchten wir heute schon auf den einzigen Punkt hinweisen, der vielleicht im Stande wäre, die Schädigungen wenigstens etwas abzuschwächen. Wir meinen das unbedingte Verlangen einer mindestens sechsmonatlichen Kreditirung der Zoll- und Steuerbeträge.

Wir wollen hoffen, daß der Tabakindustrie die Prüfung erspart bleibt. Das ist aber nur durch ein vereinigtes Vorgehen der sämmtlichen Interessenten zu erreichen. Die liberale Phrase hat es dahin gebracht, daß in Deutschland gesunde Interessenvertretungen beinahe schon wie etwas Unerlaubtes oder gar Verächtliches betrachtet werden. Wir im deutschen Süden aber werden nicht dulden, daß im Parlament die Nichtraucher das große Wort führen, sondern wir werden klipp und klar, als Sachverständigste, sagen, was unseren berechtigten Interessen nützlich und was ihnen schädlich ist.

Ein Pfälzer.

Versprechen.

Wie wir dunkel und blind durch's Leben gehn
Und uns dünken Sehende, Klare —!
Keine Stunde können wir für uns stehn
Und geben Versprechen auf Jahre.

Ein Versprechen — wer auch dawider murrt —
Scheint mir der Wahrheit Entweihung,
Ein Versprechen scheint mir grad' so absurd.
Wie eine Prophezeiung,

Weimar. Hans Olden.

Friedmann, Frenzel & Co.

Ins Monopol-Hotel hatte ein pfiffiger Opernunternehmer, der seinen Ruhm gern sich was kosten läßt, neulich zwei Gäste geladen: einen alten Witzbold und einen jungen Theaternotizenschreiber. Während die Pfropfen knallten und süße Speise schon die Lippen letzte, wurde der ergebenst Unterzeichnete lege artis, wie die Gerichtsärzte zu sagen pflegen, abgeschlachtet, all in seiner Seelengemeinheit. Ein Kerl, dem das Heiligste nicht mehr heilig ist, der vor der ragenden Höhe eines Lindau selbst, ich meine den Paul mit dem reichlich hängenden Moos, kein ehrfürchtiger Schauer anweht — pfui Teufel! Darauf stießen die Herren denn auch an und mit dem stillen Wunsche, der noch immer ergebenst Unterzeichnete möchte mit möglichster Beschleunigung Hals und Beine brechen, wurden von den Bock-Cigarren die Bändchen gelöst. Noch einmal aber ergriff von den drei Männern Einer das Wort, um hoch und höchst sich darüber zu verwundern, daß Fritz Friedmann, unser Friedmann, nun auch an so verrufener Stätte Gastfreundschaft gesucht und gefunden hat.

Der Monopolqualm, der so heiter mir in die Nase stieg, war noch nicht verdampft, — da rüttelte mich das Verwundern freundlicher Briefeschreiber. „Wie können Sie", meinten die Mahner, „in Ihrem ernsten Blatte so laxe Moral nur vertreten lassen, und noch dazu von einem Manne, der früher so gröblich und mit so bedenklichen Waffen Sie angegriffen hat? Heißt das mit reinigender Absicht nicht leichtfertig spielen?" Ich glaube doch: Nein. Es giebt Blätter genug für die Dummen; darin wird Tag für Tag der nämliche Faden gesponnen und Woche für Woche die nämliche Nummer und mit ängstlicher Sorgfalt wird drüber gewacht, daß der Leser vom Andersdenken und Andersehen des Nachbarn nur ja nichts erfährt, denn

in seinem orthodoxen Bekenntniß zum Freihandel oder zum Apostolikum könnte ihn das leicht beirren. Wer der Kraft seiner Gründe vertraut und vor rechtschaffenem Kampf sich nicht auf die Seite duckt, der braucht solche Taktik und Praktik auch nicht mitzunehmen; der kann auch an die Klugen endlich denken, denen längst eine Stelle fehlt, wo nicht ein Magister oder ein Redakteur selbstherrisch regirt, wo vielmehr redliche Männer und Frauen redlichen Glauben bekennen. In England verwundert sich kein Mensch mehr, wenn dem Aufsatze eines Ministers die Auseinandersetzungen eines Anarchisten folgen; denn nicht von jedem Platze aus zeigt ja die Welt unveränderlich gleiche Züge und objektive Wahrheit winkt nur in der naturalistischen Hexenküche beim urkomischen Vater Brahm und seinen quarrenden Katzengeistern. Nur in Deutschland hält man noch immer darauf, gleich zu wissen, ob konservativ oder freisinnig zu Mittag gespeist werden soll, und der immer liebe Leser vergißt dabei ganz, daß er meist nur erfährt, was er vorher schon wußte, und daß somit auch der Abonnementspreis müßig verthan war. Unsere Herren Regisseure der öffentlichen Meinung fürchten stets, ein Andersfühlender könnte ihnen die Gemeinde abspänstig machen und die Quelle ihres Verdienstes verstopfen. Den Herausgeber der „Zukunft" kenne ich als einen furchtbar eingebildeten Herrn; er meint, ihm würde es nicht schaden, wenn seinen Freunden aus einem ganz anderen Loche auch mal der Wind ganz anderer Weisheit entgegenweht, denn er hält seine Freunde für gescheit genug, um nicht mit dem Bakel sie oder mit der bewährten Totschweige-Methode, sondern mit guter Gründe gutem Gewicht zu überzeugen. Und in geduldiger Erwartung der Zeit, da auch die Minister und die Parteigötter vielleicht das Bedürfniß verspüren werden, vor noch nicht von der absolutistischen oder der pietistischen oder der sozialistischen Theorie umgarnten Sterblichen ihrer Gründe Gewicht zu erproben, hat es einstweilen ihm herzliche Freude bereitet, daß zunächst doch mal Einer aus dem Lager der Satten hier zu sagen versucht hat, warum er anderer Meinung ist.

Ist Fritz Friedmann wirklich satt? Wenn man ihn sieht, möchts leiblich scheinen, steht aber, glaub ich, übel drum. Es pafft sich ja munter durchs Leben, dieses ganz geniale und ganz genial einfältige Menschenkind; und als ich zum ersten Male ihn in Moabit peroriren sah, mit dieser unglaublichen Kunst, jede höhere Anschauung, jeden rechtlichen Idealismus im Kohler-Sinne, lustig zwinkernd bei Seite zu plaudern und mit unfehlbarer Sicherheit das große banale A der All-Gemeinheit anzuschlagen, vor Schöffen und Geschworenen menschenverständig derb, vor Richtern und Räthen mit zarterer Skepsis und vor den Leipziger Reichsrichtern wahrscheinlich im diskretesten Pianissimo —: da erschien er mir als der geriebene Rechtsanwalt fin-de-siècle

und fast wandelte die Lust mich an, in eine böse Satire ihn einzufangen. Warum ich anderer Meinung geworden bin, das merkte ich erst, als ich neulich hier las, warum er anderer Meinung ist. Aus dem flotten und witzigen Plaidoyer nämlich klang mir banges Stöhnen entgegen und so ängstlich schien mir der behende Jongleur seine Gelenke zu betasten, als hätte er einen Leichenwagen gesehen und wollte sich nun zappelnd selbst beweisen, daß diesmal die Trauerceremonie noch nicht ihm galt. Darum freute er sich auch so unbändig, mit Verslein klassischen und eigenen Fabrikates, des „rosigen Lichtes", in dem ihm noch zu athmen vergönnt ist, darum betheuerte er auch so herzhaft, daß er „an den endlichen Sieg großer Gedanken" glaubt. Hoffentlich schrieb er das nicht im Zimmer der Anwälte zu Moabit und stieg dann herab, um den endlichen Sieg zu erstreiten — für Paul Volke und den großen Gedanken des Börsen-Circulars.

Er hat einen Kameraden, und ich glaube, einen besseren findet er nicht. Herr Karl Frenzel nämlich, den es schon lange verdrießt, daß trotz allen rühmenden Besprechungen die Gesammtausgabe seiner Werke nicht gehen will, obwohl die Romantitel doch so verlockend abstrakte Eigenschaftwörter bringen. Herr Karl Frenzel hatte, mit viel weniger Witz und viel mehr Behagen, früher schon Einiges von dem vorgebracht, was uns Fritz hier, der muntere Knabe, von seinen Lebenslüsten gepredigt hat. Herr Frenzel hielt es für „vornehm", den Angegriffenen zu maskiren; er nannte keinen Namen, Gott bewahre ihn davor, er sprach nur ganz allgemein von schlimmen Buben, die der Zukunft Kouliſſen verschieben wollen, die über Trüffelpurée, Ronacherei, Menuet und andere bedeutsame Institutionen schnöde Glossen machen und von deren Ruhm „alle Kaffeehäuser wiederhallen". Majestät Frenzel überschätzen mir: in den Kaffeehäusern bin ich so wenig wie anderswo berühmt, und wenn der verehrte Herr mal eine Schaale Melange dran wenden will, dann mag er sich von dem Zahlkellner im Kaiserhof — bitte rechts, bei den Buchmachern, nicht links, bei den Bookmakern — erzählen lassen, wie gräßlich von einem Freitag zum andern auf mich dort geschimpft wird. Nun könnte ich ja ebenso vornehm wie Herr Frenzel sein und von einem senilen Neidhart reden, der seit einem Vierteljahrhundert alles Neue bespieen und alles Alte gelobhudelt hat; der dem jungen Lindau „brutale Talentlosigkeit" in die Censur schrieb, um vor dem geistig und sittlich Verarmten später zärtliche Dienerchen zu machen; der alljährlich die ernsten Talente schlachtet und für nichtsnutzige Routiniers das Becken rührt; der furchtbar ehrsam dreinblickt und in seiner nächsten Nähe doch offenkundige Korruption sehen könnte. Ich glaube, man würde mich verstehen, auch wenn ich nicht an die „Berliner Dramaturgie" des neuen Lessings erinnerte, an diese kleine Grammatik des dramatisch Zweifel-

haften, Falschen und Unsinnigen, in der sehr viel mehr Böcke noch stehen als im blutgetränkten Blankenburger Jagdrevier. Solchen vornehmen Maskenscherz aber darf sich nur ein Doyen des Feuilletons gestatten, während wir armen Koulissenschieber schon mit dem auch nicht so üblen Boileau eine Katze eine Katze nennen müssen und Rollet einen Schuft. Deshalb verzichte ich gern auf jede Vermummung, wenn ich die leuchtende Firma — nicht alle Konsorten sind mir bekannt — hier betrachte: Friedmann, Frenzel & Co. Was will sie, was kann sie, worüber klagt sie?

Die Antwort lautet: Sie will Ruhe haben, sie kann keine Verdauungsbeschwerden vertragen, sie klagt, weil wir ihren Schlummer stören. Auch im Opernhause sieht man nackte Beine, meint Friedmann, der Wadenschwärmer; auch in Paris giebt es Ronachereien, meint Frenzel und fügt hinzu, er habe die Berliner Ronacherei natürlich niemals mit Augen gesehen, aber bei Theodora, damals in Byzanz, sei es entschieden auch nicht besser zugegangen. Daß im Opernhause so nebenbei noch Apollo und die Dell'Era herrschen, daß kein Lindenbauverein da durch einen Arrest unvorsichtige Lieferanten um ihr Geld bringen, kein ödes Gepränge von ernsten Kunststätten bethörte Schauluft ablocken kann, daß in der Chansonette der letzten Pariserin noch mehr freche Grazie, mehr cynischer Witz steckt, als in Ganzberlin in Wort und Tanz, und daß, einer unbeglaubigten Meldung nach, Byzanz ja wohl nicht allzu lange nach Theodora einmal zu Grunde gegangen ist —: von alledem ist leider bei unserer Firma niemals die Rede. Sie will Ruhe haben, will die Jalousien herablassen und bei elektrischem Licht sich des Lebens freuen. Professor Schweninger pflegt zu solchen Patienten, auch zu denen mit Wappen und Kronen, zu sagen: „Faulen Sie gefälligst, wo Sie wollen, ich habe mehr zu thun, als mich mit Ihnen zu unterhalten!"

Gar so rauh möchte ich die berühmten Prinzipale des alten Hauses nun doch nicht abfertigen, von wegen der Gastfreundschaft und von wegen des Mitleides. Ob nämlich Fritzchen und Karlchen nicht am Ende so unerhört lebensfreudig und kreuzfidel thun, weil in ihres Herzens innerstem Schrein sie eine gähnende Leere entdeckt haben? Man erregt sich nicht so festlich, wenn man still zufrieden ist. Und es wäre immerhin möglich, daß Herr Frenzel allgemach darüber zu sinnen beginnt, wie er durch gefälliges Dulden und durch schmunzelnde Kompromisse doch eigentlich sein schönes Talent vertändelt hat und verthan. Und es wäre noch eher möglich, daß Herrn Friedmann ähnliche Trübsal nahe gekommen ist und daß er sich sagt, wie das mit dem endgiltigen Siege großer Gedanken zwar eine wunderschöne Sache ist, von der man nur leider heutzutage nicht standesgemäß leben kann. Auch die Anwaltschaft hat ja bereits ihre Kulis und ich kann mir die Verstimmung eines ungewöhnlich begabten Mannes wohl denken,

der gar zu gern die gute Sache vertreten möchte, aber immer fast die — andre Sache vertreten muß, weil die allein Geld einbringt und Geld nun einmal anerkannter Werthmesser ist. Ein solcher Mann muß mit den Anton Wölffen heulen, sonst gehen sie zu einem der fünfhundert anderen Rechtsanwälte, die mitunter durch die Gnade kurzlebiger Schwiegerväter zu längerem Warten den Athem haben; er muß den Leuten, die noch nicht lange und nicht lange mehr reich sind, ein freundliches Lächeln zeigen, denn übermorgen schon können sie für den Staatsanwalt reif sein und Kollege Cohn VI. oder Schulze IV. harrt schon des fetten Prozeßbissens. Dieser Kampf um den Klienten ist fürchterlich, und ohne Erbarmen rächt die Plutokratie jeden Verstoß gegen ihr ehern ragendes Gebot. Vielleicht sind die drei Männer vom Monopol-Hotel nicht die einzigen, die es ihrem Friedmann verargen, daß er an so verrufener Stätte Gastfreundschaft gesucht und gefunden hat. Denn ihr gehören, mit Haut und mit Haar, muß man, ihre Freunde lieben und ihren Haß mithassen, sonst werden die Temporalien gesperrt und im freien Spiel der Kräfte des Hungers mag der Ausgestoßene dann dem endlichen Siege großer Gedanken, wenn ers kann, ein Bereiter werden.

Ist diese Thiergartenstraßenwelt nun wirklich so schön, in der das Talent sich prosterniren und prostituiren muß, wenn es den harten Streichen der Hungerpeitsche die verzärtelte Haut nicht aussetzen will? Und wäre Herr Friedmann nicht der beste Plaideur in den deutschen Landen, auch wenn er auf die Polkes und Löwys verzichten und von der Vertretung makelloser und psychologisch reizvoller Sachen seinen Aufwand bestreiten könnte? Einem modernen Molière will er nicht zum Tartuffe Modell stehen und hat den löblichen Muth seines gewürzten Cynismus. Das Lachen des Heiterlings aber klingt mir hohl und schrill und, wer weiß, vielleicht fürchtet er einen modernen Apulejus, der vor dem goldenen Esel ihn, im Staube anbetend, zeigt. Seines Erlebens Kinder sollen hier sehr willkommen sein; sie können dem Vater, der sich nicht „begraben lassen" will — und auch nicht darf, denn er muß nächstens wieder gegen mich plaidiren, dann die Kunde bringen von einer ihm fremden Welt, wo die goldenen Esel nicht höher im Werthe stehen als jedes bescheidene Grauthier und wo man, ohne elektrische Cigarrenanzünder, aber auch ohne hektische Moral, ein freies Leben führt, das aus dem Monopol-Hotel und aus den Protzenherbergen der neuen, der schlimmsten Tyrannen kein Bannstrahl erreicht.

Apostata.

Notizbuch.

Mit der Person des für die Vertretung des **Freiherrn von Soden** als Gouverneur von Deutsch-Ostafrika bestimmten Herrn beschäftigt sich eine Zuschrift aus den Kreisen der in unseren Kolonien interessirten Kaufleute. Die Herren haben zu dem Oberstlieutenant von Schele, der Soden zunächst vertreten und später wohl ablösen soll, kein sonderliches Vertrauen, weil sie meinen, „daß seine Passionen für Ostafrika wohl erst ganz neuen Datums sein können". Als Pioniere der deutschen Kultur und des deutschen Handels sind diese Herren vor Jahrzehnten in den dunkeln Erdtheil gezogen, sie kennen Land und Leute genau und sie geben ihrem Erschrecken darüber Ausdruck, „daß, was wir ohne Reichsunterstützung erfolgreich erworben haben, durch den neuen Kurs so schnell und so gründlich zerstört worden ist." Auch das jetzt geplante Provisorum erscheint ihnen verderblich, und sie haben die Ueberzeugung, nur dann könne das Gewonnene noch gerettet werden, wenn „das Regiment draußen Wissmann in Gemeinschaft mit gewiegten Kaufleuten anvertraut wird." Auch scheint es ihnen nöthig, die Leitung des Berliner Kolonialamtes dem juristisch tüchtigen Geheimrath Kayser abzunehmen und an seine Stelle vielleicht den Oberstlieutenant Liebert zu berufen, den jetzigen Generalstabschef des 10. Corps, der das Vertrauen kolonialer Kreise besitzt. Als ein Symptom für die Stimmung praktischer Kenner der ostafrikanischen Verhältnisse hat diese Zuschrift jedenfalls einigen Werth und es wäre nur zu wünschen, daß die Interessenten eifriger und ausführlicher ihre Ansichten über die neueste Wendung der Dinge in Afrika aussprechen möchten.

* * *

In einem Nachrufe, den die „Hamburger Nachrichten" **Lothar Bucher** widmen und der offenbar von Herrn von Poschinger verfaßt ist, begegnet man der irrthümlichen Annahme, die lebensgefährliche Erkrankung Buchers sei in Varzin erst unmittelbar vor ihrem tödtlichen Ausgange bekannt geworden. Es ist hier schon mitgetheilt worden, daß der ärztliche Freund des Hauses Bismarck bereits am 15. September den Fürsten auf die imminente Gefahr vorbereitet hatte. Bucher litt an deformirender Gicht und an gastrischen Störungen; dazu gesellten sich im Spätsommer noch allerlei Alterserscheinungen, wie Verkalkung der Arterien 2c. und ein äußerst schmerzhaftes Blasenleiden. Der stille Mann ist unter gräßlichen Qualen gestorben, er hat Tage und Nächte lang geschrieen und er fand erst Ruhe, als der herbeigerufene Arzt ihm einen künstlichen Harnabfluß verschafft hatte und ein poröser Zustand des Kranken eingetreten war, der dann noch 24 Stunden lebte, aber kaum noch ein Zeichen reger Theilnahme gab. Die Märchen, die über Buchers Nachlaß verbreitet werden, sind eben Märchen. Es ist ein Testament vorhanden, das über die Hinterlassenschaft, namentlich über die sehr reichhaltige Bibliothek des Verstorbenen, genaue Bestimmungen enthält. Ob ein literarischer Nachlaß überhaupt vorhanden ist, erscheint zweifelhaft. Buchers wichtigste literarische Thätigkeit gehörte während der letzten Jahre den Denkwürdigkeiten des Fürsten Bismarck, deren Aufzeichnung die beiden Männer gemeinsam besorgten. Lothar Bucher hat seinen kleinen Abreißkalender bis zum 20. September benutzt; unter dem Datum dieses letzten Tages stand der Spruch: „Ehret die Lebenden, denn den Toten nützt Euer Loben nichts mehr!"

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, 19. November 1892.

Excellenz Crispin.

Benjamin Disraeli pflegte zu sagen, England würde aus dem Rauchzimmer des konservativen Carlton-Klubs regirt. Wenn man die Thronrede liest, mit der am neunten November der preußische Landtag eröffnet worden ist, dann könnte man zu der Annahme gelangen, Preußen werde aus dem Finanzministerium regirt. Die erste Voraussetzung ist nicht mehr, die zweite noch nicht wahr. Im Carlton Klub herrscht skeptische Resignation, von der auch das erlauchteste Mitglied schon, der Erbe der britischen Krone, angefressen ist, und England wird einstweilen von Gladstone regirt, den in der Uganda-Frage wiederum Lord Roseberry zum Nachgeben gezwungen hat. Und in Preußen wird eine Steuerreform angebahnt, über deren Werth man vielleicht, über deren Bedeutung man nicht zweifelhaft sein kann, die ganz sicher aber zu Allem, was sonst im Reich und in Preußen geschieht, in unvereinbarem Gegensatze steht.

Die Genesis einer Thronrede hat man sich etwa wie die Bereitung eines Salates vorzustellen. Aus den einzelnen Ministerien werden die Zuthaten herbei geschleppt und dem Ministerpräsidenten oder dem Kanzler bleibt die Aufgabe vorbehalten, da etwas fortzunehmen, hier etwas hinzuzuthun und das Ganze dann, wenn die richtige Mischung erreicht ist, mit der hochpolitischen Sauce zu übergießen. Ist der Salat schmackhaft, dann regnet es Bravorufe für den Koch. Diesmal blieben die Hörer stumm, und das ist nur begreiflich, denn die Thronrede ist inhaltlich und stilistisch gleich trostlos: in einer beschämend schlechten Sprache, an die wir seit der Aera Caprivi uns

leider gewöhnt haben, verkündet sie ein beträchtliches Defizit und wirft trübe Blicke auf das kommende Jahr. Die hochpolitische Sauce fehlte ganz, und wer sie etwa nachträglich noch zu schmecken hoffte, der wurde abermals enttäuscht; denn die Rede, die der rasch gealterte Ministerpräsident Graf zu Eulenburg bei der Einbringung der Steuergesetze hielt, war ein Meisterstück nichtssagender Dürftigkeit. Immer wieder bietet die preußische und die deutsche Geschichte jetzt das unheilvolle Schauspiel, daß die Absichten der Regirung, in den Gerichtsälen wie in den Parlamenten, unzulänglich und ungeschickt vertreten werden, während in den Reihen ihrer Gegner mit allen Werkzeugen geriebener Schlauheit gearbeitet wird. Da die Bestandtheile des Eröffnungsalates diesmal fast ausschließlich vom Finanzminister geliefert wurden, so mußte man ihm, weil die Stelle des Oberkochs doch nicht ausreichend besetzt ist, auch die Bereitung der Sauce und das Anrichten überlassen. Jetzt haben die Zeitungen fast zwei volle Wochen Zeit gehabt, nach allen Regeln der Parteikunst die Steuervorlagen zu diskreditiren, ohne bei diesem landläufigen Bemühen auch nur das Hinderniß einer weithin wirkenden politischen Rede zu finden. Unseren Ressortministern mag allgemach wohl vor der Unterstützung durch ihre Premierkollegen bange werden: dem Grafen Zedlitz hat die Hilfeleistung des Grafen Caprivi und Herrn Miquel hat die Empfehlung des Grafen Eulenburg ganz sicher mehr Schaden als Nutzen gebracht.

Die Aufgabe war: zu zeigen, nach welcher sozialpolitischen Richtung die Steuerreform weist und wie sie in den Rahmen der Gesammtpolitik sich einfügt. Den ersten Theil dieser Aufgabe hat die im Reichsanzeiger veröffentlichte Denkschrift annähernd erfüllt, — aber wer liest so lange Aktenstücke? Dem zweiten Theil ist man vorsichtig aus dem Wege gegangen, und die Hoffnung, ihn durch die Herren Parlamentarier erledigt zu sehen, wird sich wahrscheinlich auch als irrig erweisen. Denn erstens sprechen diese Herren nur solche Wahrheit aus, die dem Parteiinteresse nicht schädlich sein kann; zweitens sind sie, weil das Kollegialprinzip sie jeder persönlichen Verantwortung überhebt, meist unglaublich träge und selten zu eindringenden Studien einer verwickelten Materie bereit; drittens ist selbst den Fleißigen unter ihnen, und das sind nur die Wortführer, durch die Eigenart ihrer im Grunde doch immer dilettantischen oder spezialistischen Thätigkeit der umfassende Blick auf die weit reichenden Folgen einer neuen Gesetzgebung abhanden gekommen. Es war denn auch wieder nichts als

die wohlbekannte Schaumschlägerei, die Herrn Rickert veranlaßte, mindestens vierzehn Tage zum Studium der neuen Steuergesetze zu fordern. Herr Rickert, der zuerst unbesoldeter Stadtrath und später durch ganze zwei Jahre Landesdirektor in der auch sonst arg vernachlässigten Provinz Preußen war, wird weder in einer Woche noch in zwei Monaten die Fähigkeit erwerben, über ein kompliziertes Gesetz ein sachverständiges Wort zu sagen; er ist der Mann der „großen Gesichtspunkte", der Fahnenschwenker und Schützenfestpolitiker, und es ist nicht übertrieben, wenn man von ihm gesagt hat, er sei nicht einmal den Geschäften des kleinsten Kommunalamtes gewachsen. Da ist Eugen Richter doch ein ganz anderer Kerl; der ist, noch ehe sie veröffentlicht waren, in seinem famosen ABC-Buche — Partien von fünf Exemplaren werden zum Preise von je zwei Mark portofrei abgegeben — mit den neuen Steuervorlagen fix und fertig gewesen; er hat ihren „fiskalischen" und ihren „agrarischen" Charakter dem empörten Auge enthüllt und zehn gegen eins ist zu wetten, daß in den seichten Bächen ihrer Beredtsamkeit seine Trabanten kein neues Körnchen mehr finden werden, und wenn die Steuerdebatte währt bis zum jüngsten Tag.

Sie wird, weil die Herren Abgeordneten ihren Wählern und ihren Diäten Gründlichkeit schuldig zu sein glauben, wohl lange währen, aber es ist sehr zu bezweifeln, daß sie deshalb gut wird. Wie die parlamentarische Häckfel-Maschine nun einmal arbeitet, muß man schon froh sein, wenn mitunter einmal auch ein noch nicht ganz ausgedroschener Halm herausfällt. Die Chorführer werden sich bemühen, die Theile in ihre Hand zu bekommen, und es ist mindestens fraglich, ob Herr Miquel Lust haben wird, ihnen das geistige Band zu liefern. Immerhin, sollte man meinen, muß es doch die Möglichkeit geben, auch dem gesunden Menschenverstande, der mit Ziffern und technischen Ausdrücken nicht operiren kann, die Bedeutung der Steuerreform zu beleuchten; und es ist sehr bedauerlich, daß die Parteipresse sich emsig bemüht zeigt, auch das letzte Lämpchen noch dem bescheidenen Intellekt auszudrehen, das die dunkle Bahn ihm erhellen könnte. So ist man auf die Rakete denn angewiesen, die Herr Eugen Richter steigen ließ, und wer ihr folgt, wird erkennen, daß der Charakter des Reformplanes wirklich „fiskalisch" und „agrarisch" ist — eine Erkenntniß, die freilich nur für die Mitglieder der grauen Internationale des angeblichen Liberalismus schreckhafte Vorstellungen erregen kann.

Herr Miquel hat dieser Verbrüderung eigentlich niemals angehört. Er ist früh in praktische Geschäfte eingetreten, er hat dem kommunistischen Sehnen seiner Jugend durch kräftige Betonung des nationalen Gedankens und durch die reifende Gewöhnung an eine produktive Thätigkeit Schranken gesetzt und gerade genug davon gerettet, um jetzt für das soziale Gebresten der Zeit Verständniß zu haben. Seinem Einfluß ist es zu verdanken, daß die nationalliberale Partei aus der eloquenten Freihändlerei, in die der viel zu laut gepriesene Lasker sie ziehen wollte, gerettet und der werdenden Sozialpolitik der Regirung gewonnen wurde. Seit diesen Tagen des Heidelberger Programmes — ohne das übrigens die Nationalliberalen, wie ihnen so oft verheißen war, mit Bismarck zugleich verschwunden wären — ist Herr Miquel für den Freisinn ein Gegenstand innigen Hasses; laut und mehr noch leise schildern namentlich die verärgerten Sezessionisten ihn als einen Phantasten, einen skrupellosen Abenteurer schlimmster Sorte, vor dem man auf der Hut sein müsse. Der liebe Freisinn kann sich eben noch immer nicht an die freilich bittere Wahrheit gewöhnen, daß, wie es doch eben erst wieder der Fall Stryck gelehrt hat, jeder aufhören muß, „liberal" zu sein, wenn er mit ernsthaften Leuten ernsthafte Geschäfte erledigen will. Den sehr klugen Herrn Miquel, der es in dreißig Jahren verstanden hat, jede politische Sackgasse zu vermeiden, wird dieses Geschimpfe so wenig geniren wie die Bezeichnung als „Steuer-Archimedes", mit der ihn neulich ein ganz besonders politischer Kopf des Freisinns beehrt hat. Herr Miquel hat noch immer, als Direktor der Diskonto-Gesellschaft wie als Oberbürgermeister von Frankfurt, ganz genau gewußt, was er wollte; er hat es nur niemals gesagt, sondern ganz im Stillen für Preußen und das Reich die durch Vogel von Falckenstein einst brüskirten Frankfurter gewonnen und, wiederum ganz im Stillen, aus der nationalliberalen eine krypto-konservative Partei gemacht. Er weiß sicher auch heute ganz genau, wohin er gelangen will; und der Archimedes ist nicht er, sondern noch immer der Freisinn, von dem Bismarck schon vor Jahren gesagt hat, er rufe, in seine Doktrinen versponnen, den auf ihn einbringenden Thatsachen mit dem Syrakusaner zu: Noli turbare circulos meos! Wer das nicht glauben will, der lese, wie jetzt, nicht in einem Fünfpfennigblatte, nein, in einer vornehm thuenden Revue, die kurzsichtigste und nichtsnutzigste Demagogie getrieben wird und wie „die Parteifreunde im Lande" aufgefordert werden, die „vorbereitenden Arbeiten"

für den Fall einer Auflösung des Reichstages „so bald wie möglich in Angriff zu nehmen". Kein auch nur halbwegs verständiger Mensch zweifelt daran, daß die Regirung Alles daran setzen wird, um eine Auflösung des Reichstages zu vermeiden, von der sie nichts zu hoffen und sehr viel zu fürchten hat; und jeder ehrenhafte Politiker sollte nur den einen Wunsch haben, daß etwa doch eintretende Neuwahlen das deutsche Volk nicht demagogisch bearbeitet fänden. Die liberalen Volksbeglücker aber denken nur daran, wie sie ihr parlamentarisches Kleinvieh um einige Ja- oder Nein-Blöker verstärken können; aus der Partei der sittlichen Ideen ist, ganz nach dem großen Muster der amerikanischen Republikaner, die Partei der unsittlichen Handlungen geworden und in ihrem manchesterlichen Selbstbewußtsein beirrt es die eisenstirnigen Herren nicht einmal, daß — wie Karl Schurz neulich in New-York ausgeplaudert hat — der arg zusammengeschrumpfte Cobden-Klub sein jährliches Mittagessen aufgegeben hat, weil er das dazu nöthige Geld nicht mehr aufbringen kann.

Die freisinnige Partei will uns mit dem sogenannten reinen Parlamentarismus beglücken, — ob mit oder ohne monarchische Spitze, das ist den Führern ganz gleichgiltig, denn der parlamentarisch regirende König muß ja umfallen, wenn eine Majorität alle Neune wirft; sie will den Grundbesitz auspowern und Alles, was an der heimathlichen Scholle klebt, wirthschaftlich so schwächen, daß der Herrschaft des mobilen Kapitals kein Hinderniß mehr im Wege steht und das freisinnige Ideal erreicht wird: gesetzliche Gleichheit, verbunden mit schrankenloser Tyrannei des wirthschaftlich Starken über den Schwachen, und ein immer um Geld verlegener Staat, der deshalb immer vor dem Mammon seinen Bückling machen und sich ängstlich hüten muß, im freien Spiel der Kräfte zum Schutze des Unterdrückten und Ausgebeuteten einzutreten. Von alledem will Herr Miquel das Gegentheil und es ist ein witziger Zufall, daß man ihn als die Stütze des Liberalismus im Kabinet Caprivi-Eulenburg zu feiern liebt. Beide Gegner scheuen sich, Farbe zu bekennen: der Freisinn, weil er mit seinem Großkapitalisten- und Zwischenhändler-Programm nicht genug Gimpel einfangen könnte; der Minister, weil er sich vor dem Geschrei fürchtet, das unweigerlich anheben würde, wenn er zugeben wollte, daß sein Finanzplan wirklich, wie Richter richtig erkannt hat, „fiskalische" und „agrarische" Züge trägt. Aber die Logik der Dinge, die heute mit Siebenmeilenstiefeln ausschreitet, wird es dahin bringen,

daß auf der Rechten wie auf der Linken die Karten aufgedeckt werden, — wenn nicht Herr Miquel, wozu er leider zu neigen scheint, im Rückgrat schwach wird und auf seine alten Tage noch das Einschwenken lernt.

Lagarde hat einmal gesagt: „Wohlhabend ist eine Nation, in welcher alle oder doch die meisten Menschen für ein von Menschen auszuhaltendes Maß Arbeit so viel Verdienst haben, daß sie mit ihrer Familie auf eigenem Grund und Boden leben, die Kinder erziehen und sich für ihre alten Tage einen Sparpfennig sichern können." Daß Preußen nach dieser Definition bettelarm ist, bedarf keines Beweises. In der Aera Delbrück-Camphausen mußte der Finanzminister im Abgeordnetenhause erklären, man habe 6 447 631 Personen von der Steuer befreit, weil ihr Einkommen zum weitaus größten Theile noch nicht die Höhe von 420 Mark im Jahre erreicht habe; mit dem selben Einkommen mußten, wie 1879 amtlich im Reichstage mitgetheilt wurde, von sieben Millionen Censiten ungefähr zwei Millionen zu wirthschaften versuchen. Wer gegenüber solchen Ziffern daran zweifeln kann, daß eine längere Dauer des Regime Delbrück uns wirthschaftlich ruinirt hätte und daß die große Umkehr von 1879, die man ganz oberflächlich als eine Bekehrung zum Schutzzoll bezeichnet, eine dringende Nothwendigkeit war, der — ist ein würdiger Schüler des politischen ABC-Buches. Fürst Bismarck erkannte, daß sein Deutsches Reich, und mit ihm Preußen, finanziell nicht lebensfähig war; deshalb nahm er Herrn Delbrück die Zügel aus der Hand und begann eine Steuerpolitik, die von keiner Theorie, sondern einzig und allein von dem Wunsche eingegeben war, der Landwirthschaft und der Industrie die Existenz- und Konkurrenz-Fähigkeit zu erhalten und dem darbenden Staate Geld zu verschaffen. Für die Leute, denen ein schwacher Staat, eine Kapitalanhäufung in den Händen Einzelner, eine Verarmung der Landwirthschaft, die Möglichkeit, für den Zwischenhandel billig und schlecht auch im Auslande zu kaufen, und die souverän thronende Herrschaft der Geldmänner in ihren Kram paßt, mag das sehr unangenehm sein; aber sie haben nicht das Recht, uns vorzulügen, bei dieser Sorge um den nationalen Wohlstand seien „ausschließlich selbstsüchtige Interessen" verfolgt worden. Fürst Bismarck ist Großgrundbesitzer; ihm gegenüber hatte die dreiste Verdächtigung leichtes Spiel. Aber Herr Miquel war Bankdirektor, sein Vermögen ist gewiß nicht in Grund und Boden angelegt; und doch ist er seit den Heidel-

berger Tagen von 1884 schnurstracks und des Zieles bewußt die bismärckische Straße geschritten.

Das Deutsche Reich, der preußische Staat, die Provinzen und die Gemeinden brauchen Geld, viel Geld sogar, um ihren Pflichten gegen den rasch wachsenden Verkehr und mehr noch, um ihren sozialen Pflichten genügen zu können. Die freisinnige Phraseologie, die in Berlin doch so wacker Einkommen- und Miethsteuer einzutreiben versteht, nennt den, der dieser Noth abzuhelfen versucht, einen „fiskalischen Plusmacher". Dieses läppische Treiben, das immer den Schein erregen möchte, die Finanzminister und die Schatzsekretäre füllten mit ihren Steuervorlagen die eigenen Taschen, wird es natürlich nicht hindern können, daß in nächster Zeit noch ganz andere Forderungen an die deutschen Steuerzahler herantreten werden — und herantreten müßten, selbst wenn uns zur Abwechselung einmal die Fastnachtkomödie eines nicht über den Karneval hinaus lebensfähigen freisinnigen Ministeriums aufgeführt werden sollte. An eine Verminderung der Steuerlast ist nicht zu denken, wohl aber muß mit einer sehr beträchtlichen Erhöhung dieser Last bei Zeiten gerechnet werden. Alle die fürchterlichen Dinge, so da heißen: Börsensteuer, Quittungsteuer, Stempelsteuer und so weiter in infinitum, werden kommen; und wenn das Deutsche Reich nicht mehr aus noch ein weiß, wird es auch daran denken, daß in seinen Grenzen alljährlich für rund 300 Millionen Mark Tabak verqualmt wird, und es wird das Tabakmonopol einführen, ohne um das berechtigte Jammern der davon Betroffenen sich bekümmern zu können. In der Politik wie in der Natur muß dem Wohl der Gattung das Wohl des Einzelnen unbarmherzig geopfert werden, und das Wohl der Gattung stellt heute für ganz Europa, und namentlich für das gar nicht wohlhabende Deutschland, nur die eine Alternative: Staatssozialismus oder Sozialdemokratie. Das Dritte, das der Freisinn meint, die Plutokratie unter dem prächtigen Mantel einer formalen Rechtsgleichheit, mit Wahlluk und rein-parlamentarischem Brimborium, wäre nur eine Etappe auf dem Wege zur sozialen Revolution.

Der Reformplan des Herrn Miquel ist staatssozialistisch, oder, wie Herr Richter sagt: fiskalisch; denn er will dem Reich, dem Staat und den Gemeinden die Möglichkeit schaffen, finanziell selbständig zu werden und ihre sozialen Pflichten erfüllen zu können. Aber dieser Plan, mit dessen Einzelheiten wir uns hier noch nicht zu beschäftigen brauchen, ist auch „agrarisch"; denn er will, auch hier in Uebereins-

stimmung mit dem konservativen Steuerprogramm, die Grundbesitzer, die großen und erst recht die kleinen, thunlichst schonen. Auf der ganzen Linie des Liberalismus ist deshalb die Parole ausgegeben worden: „Miquel besorgt die Geschäfte des Junkerthumes!" Als 1864 Waldeck die wichtigste Aufgabe der Monarchie den Kampf gegen das Junkerthum genannt hatte, da antwortete ihm Herr von Bismarck: „Was verstehen Sie eigentlich unter Junkerthum? Ich will den Begriff nicht erschöpfen, aber ich glaube, unzertrennbar davon ist die Idee von der Ueberhebung in Ansprüchen auf Einfluß und Herrschaft, welche gesetzlich nicht begründet sind, oder der Mißbrauch von Privilegien, die Einem gesetzlich zukommen; in diesem Sinne giebt es aber auch ein parlamentarisches Junkerthum — die Kasten sind wandelbar, sie gehen unter und es bilden sich neue —, und wenn ein solches parlamentarisches Junkerthum, wie ich behaupte, sich gebildet hat, so sehe ich auch dessen Bekämpfung als eine der wesentlichsten Pflichten der preußischen Krone an". Seitdem ist das Geschwätz gegen Agrarier und Junker so laut geworden, und es hat auch dem Verständigen den Blick so umnebelt, daß es schon längst ein eigenes Kapitel verdient hätte. Grober demagogischer Unfug bemüht sich, Alles, was zum Schutze der Ackerbau treibenden Bevölkerung geschieht, durch den Ekelnamen der Junkerpolitik in Verruf zu bringen. Mehr als je aber müßten wir uns heute, da von allen Seiten das Brechen und Bröckeln droht, die Erhaltung und Kräftigung der an der Scholle klebenden, der seßhaften Bevölkerung angelegen sein lassen, mit deren Zerrüttung unser letzter Wall gegen die neuen Gothen und Knoten dahinsinken würde. Wir brauchen wie das liebe Brot einen behaglich gesättigten Bauernstand und wir wollen uns nicht länger das Märchen vom Großgrundbesitzer vorleiern lassen, der seine Taglöhner schindet, seine Söhne in Saus und Braus leben läßt und bei schäumendem Sekt wüste Orgien feiert. Heutzutage, bei der Verlockung der Städte mit ihren billigen Zeitungen, billigen Vergnügungen, billigem Bier und hohen Löhnen, ist der Grundherr sehr froh, wenn er ordentliche Arbeiter hat, die er dann ganz gewiß mit Glacéhandschuhen anfaßt. Die Kasten sind wandelbar und wir haben in den letzten Jahren genugsam gesehen, daß es nicht mehr die Junker sind, die ein freches und pöbelhaft vordringliches Lurusleben führen. Der Junker, wie man ihn nun einmal nennt, hat für die Bedürfnisse und Empfindungen des gemeinen Mannes weit mehr Verständniß als der städtische Spekulant oder Jobber. Und

jede Politik muß uns hochwillkommen sein, die uns eine Aristokratie altererbten Besitzes erhält, eine Bauernaristokratie, die mit dem Adelsbrief nichts zu schaffen hat. Der Weizen des Freisinns allerdings kann in frischer Landluft niemals gedeihen; der braucht die stickige Atmosphäre und die künstliche Wärme der städtischen Treibhäuser, die auf die Börse, auf Bierpaläste und Zeitungdruckereien ausmünden; es stinkt da zwar ein Bischen, nach Mehrheiten, nach öffentlicher Meinung und anderen fatalen Dingen, aber es wird doch viel Geld verdient und die geschätzten Nasen trösten sich mit dem Worte des Juvenal, der leider den Liberalismus nicht mehr erlebt hat: Lucri bonus est odor ex re qualibet!

Herr Miquel will den sozialen Körper in allen seinen Gliederungen stärken und der Landbevölkerung die Lebensfähigkeit erhalten; das ist ein im besten Sinne konservatives, ein Kräfte bewahrendes Bemühen, das man meinetwegen auch fiskalisch und agrarisch nennen mag. Die Frage ist nur: woher will der Finanzminister die Mittel nehmen? Es scheint, er will das Beispiel des Crispinus befolgen, der den Reichen das Leder stahl, um für die Armen Schuhe daraus zu machen. Die Reichen, und das sind in diesem Falle so ziemlich alle physischen und juristischen Personen von beträchtlichem Kapitalbesitz, mit Ausnahme der „Junker", denen die Grundsteuer zwar nicht erlassen, wie man gern sagt, aber vielleicht doch vermindert werden soll, die Reichen erheben ein lautes Angstgeschrei, das bis in die Spalten gut nationalliberaler Blätter hinein tönt; und Herr Miquel mag sich wahren, sonst könnte es ihm wie dem Crispin ergehen, der vor beiläufig sechzehnhundert Jahren in einen mit siedendem Blei angefüllten Kessel geworfen wurde. Die Gefahr ist für den neuen Steuer-Mann um so größer, als er allein in einem rathlosen Ministerium der Träger einer selbständigen und weit ausschauenden Politik ist, die ihm durch blindes Dreinfahren und Zutappen im Reich und in Preußen beständig durchkreuzt wird: den Herrfurth ist er los, die Herrfurths sind geblieben. Der geschmeidige und klug abwartende Minister mag sich, wie er will, drehen und wenden, — über kurz oder lang wird er doch vor einer Entscheidung stehen. Karl Marx hat einmal von Bismarck gesagt, er habe nicht Geschichte, sondern nur Episode gemacht; das Wort ist nicht wahr geworden; Herr Miquel aber wird zu wählen haben, und, wenn nicht alle Zeichen trügen, sehr bald: Geschichte oder Episode.

Gute Finanzen sind nur bei einer guten Politik möglich, das mußte schon Colbert erfahren. Herr Miquel ist viel zu klug, um nicht zu wissen, daß mit einer Politik Caprivi-Eulenburg gute Finanzen überhaupt nicht, und am wenigstens auf dem Wege Crispins, zu erreichen sind. Nur durch die freisinnige Brille sieht er wie ein unpolitischer Minister aus, der seine Steuervorlagen unter Dach bringen und sich sonst um nichts bekümmern will. Er wartet auf seine Zeit, und sie wird kommen, weil sie kommen muß, weil er der Mann ist, da anzusetzen, wo die bismärckische Staatskunst müde zu werden begann: bei dem Versuch, das Reich und Preußen finanziell lebensfähig und sozialpolitisch leistungfähig zu machen. Meisterhaft hat er es immer verstanden, sich nicht verbrauchen zu lassen, nicht im Kulturkampfe und nicht bei dem Lärm um die Volksschule; vorsichtig trat er, von den Konservativen, dem Centrum und der süddeutschen Demokratie unterstützt, erst auf den Plan, als der Größere gegangen war; ganz bescheiden nahm er auf dem Ressortstuhl Platz, sagte jedem, der es hören wollte, er sei stündlich zum Gehen bereit, und schien die Grenzen seines Amtes ängstlich zu beachten; ganz sacht aber, nur dem tiefer dringenden Blicke bemerkbar, dehnte er sein Machtbereich aus, in der Richtung der Eisenbahnen zuerst, dann nach der Gegend des Innern, bis er endlich alle preußischen Ressorts unter sein sanftes Joch gezwungen hatte; jetzt steht er drohend vor den Thoren des Reichsschatzamtes und der Unverstand seiner Platzhalter in der Wilhelmstraße und Unter den Linden sorgt dafür, daß auf den einzig möglichen Mann immer mehr die Hoffnungen des verstörten Volkes sich wenden. Er hat sich klüglich gehütet, nach der Zedlitz-Krisis das preußische Erbe des Grafen Caprivi mit allen Lasten des Inventars zu übernehmen; aber er wird vielleicht den geleiteten General in toto beerben, — wenn im Rahmen der heute geübten Politik für eine selbständige Individualität überhaupt noch Raum ist.

Es wurde vorhin gesagt, Herr Miquel sei die bismärckische Straße geschritten; das ist heute nicht mehr wahr. Aus dem Munde des Fürsten Bismarck hörte ich das Wort, ihn erinnere die Steuerreform des Finanzministers an die Zeit vor 1813, wo alles Silber im Lande eingezogen und die Lebenshaltung der Bürger durch die Staatsansprüche empfindlich eingeschränkt wurde. Der große Erkenner der Völkerpsychologie täuscht sich doch vielleicht darüber, daß wir wiederum vor einem nationalen Befreiungkriege stehen, vor dem Feldzuge gegen die

sozialen Umsturzgelüste, der an Geld und an Ethos noch weitaus größere Opfer verlangen wird als die Abwehr des Korsen. Werden diese Opfer jetzt nicht gebracht, wird der Besitzende nicht in weit höherem Maße als bisher zur Steuerlast herangezogen und bringt die Geldentwerthung, die durch das Sinken des Zinsfußes auch den müßigen Kapitalisten wieder zur Arbeit zwingt, nicht den sozialen Ausgleich, dann ist die soziale Revolution unvermeidlich. Fürst Bismarck war durch die nationale Aufgabe, die er glänzend gelöst hat, so sehr und so lange in Anspruch genommen, daß man die Energie doppelt bewundern muß, mit der er noch die Grundzüge der wirthschaftlichen und der sozialen Reform entwarf. Die Skizze vollenden muß ein Anderer und er muß den Irrthum vermeiden, als könne man heute noch in Deutschland erfolgreich regiren, ohne das mobile Kapital, das sich am schnellsten vermehrt und verstreut, kräftig anzuzapfen. Der nächste Kanzler muß ein Finanzpolitiker sein, der beste Finanzpolitiker muß Kanzler werden. Denn im Deutschen Reich und in Preußen kann uns nur Eines noch helfen: eine einheitliche, politisch und finanziell starke Regirung, die technisch sicher ist und dafür sorgt, daß alle staatlichen Instanzen mit Geld versehen und ihren sozialen Verpflichtungen gewachsen sind, und die uns eine politische Lage schafft, in der das militärische Gepäck allmählich erleichtert werden kann. Wenn Herr Miquel an die Spitze einer solchen Regirung treten will, dann muß er freilich nicht nur, wo es sich um arme Lehrer und kleine Beamte handelt, Sparsamkeit üben, sondern auch höfischen Luxusbedürfnissen sich entschieden versagen. Die Meisterschaft Colberts erlahmte an den Prachtbedürfnissen Ludwigs des Vierzehnten, dessen Unersättlichkeit auch das erste moderne Finanzgenie nicht zu stillen vermochte. Und Sankt Crispinus war ganz gewiß ein guter Christ; so lange aber noch ein einziger Armer ohne Schuhe umherging, hätte er für einen prunkvollen Dombau sicherlich niemals zehn Millionen übrig gehabt.

Harnack und das Apostolikum.

Harnacks Angriff auf das Apostolikum hat, wie zu erwarten war, lebhaften Widerspruch hervorgerufen; auf manchen Seiten wird betont, daß hier ein Mißbrauch der Lehrfreiheit vorliegt: diese Ansicht kann nicht als eine haltbare bezeichnet werden. Es muß das unantastbare Recht jedes akademischen Lehrers bleiben, seine Ueberzeugung zu freiem Ausdruck zu bringen. Angriffe, die im Geheimen von Mund zu Munde gehn, sind viel gefährlicher, als öffentliche Angriffe, mögen sie sich auf religiöse oder andere Dinge beziehen; der offene Angriff kann von denen, die sich dazu berufen fühlen, öffentlich entkräftet werden.

Eine Einschränkung der Lehrfreiheit darf niemals stattfinden. Wo eine Lehre vorgetragen wird, die einen zweifellos schädlichen oder unvernünftigen Charakter hat, da giebt es andre Gegenmaßregeln als ministerielle Verbote; andre und viel wirksamere. Verbote, die in geistigen Dingen von einer Behörde erlassen werden, haben nicht selten das Gegentheil von dem zur Folge, was die Behörde erreichen wollte: sie reizen leicht zum Widerspruch, und können bewirken, daß Viele, die bisher die gemaßregelte Anschauung nicht theilten, sich nun gedrungen fühlen, sie in Schutz zu nehmen; und von der Beschützung einer Ansicht zu ihrer Anerkennung ist nicht weit. Ein akademischer Lehrer, der etwas vorträgt, das dem öffentlichen Sittenbewußtsein widerspricht oder widersinnig ist, wird durch die öffentliche Meinung, die Kritik seiner Kollegen und das Fernbleiben der Studenten viel wirksamer zurechtgewiesen als durch ministerielle Verordnungen. Im Falle Harnack liegt nichts vor, was die Gesammtheit des Volkes verletzt: Viele billigen seine Angriffe, und Viele tadeln sie; ein allgemeiner Widerwille ist nicht vorhanden. Aber selbst wenn er vorhanden wäre, so dürfte Harnack in seiner Lehrfreiheit nicht beeinträchtigt werden. Die Lehrfreiheit ist ausnahmlos und unbedingt zu wahren; ohne diese Freiheit ist ein

wissenschaftlicher Fortschritt nur unvollkommen zu erreichen; das offene Aussprechen einer Ueberzeugung befördert die Klärung der Ansichten und dadurch den Fortschritt, während man mit einer staatlichen Unterdrückung des freien akademischen Wortes nur Dunkelmänner züchtet.

Niemand ist verpflichtet, sich durch Harnacks Angriffe auf das Apostolikum in seinem Glauben beirren zu lassen. Ein wirklich gläubiges Gemüth wird jeden Angriff der Wissenschaft zurückweisen, und wenn er noch so wohl begründet ist. Der wirkliche Gläubige hält die Objekte seines Glaubens für so erhaben, daß keine Macht der Erde an sie heranreicht. Wissenschaft und Glaube sind Dinge, die ihrer Natur nach wenig mit einander zu thun haben; es sind zwei verschiedene Aeußerungen des menschlichen Geistes. Die Wissenschaft hat es überall mit der Erkenntniß des Wirklichen zu thun, der Glaube mit übersinnlichen Dingen. Die Wissenschaft spottet nicht selten des Glaubens und der Glaube blickt nicht selten verächtlich auf die Wissenschaft herab: ein verächtliches Herabblicken ist nach keiner von beiden Seiten am Platze. Aber so gut der Forscher das Recht besitzt, ein Dogma anzugreifen, so gut besitzt der Gläubige das Recht, sich um diesen Angriff nicht zu kümmern. Wer glauben will, den darf man deshalb nicht geringer schätzen als den, der nicht glauben will; und umgekehrt. Bei dem gegenwärtigen Stande unsrer Kultur können wir in der That nichts Andres sagen, als daß wir es hier mit zwei verschiedenen, unvergänglichen Trieben der Menschenbrust zu thun haben, und erst die fernste Zukunft wird zu entscheiden im Stande sein, welcher von beiden für die Entwickelung der Menschheit werthvoller gewesen ist, oder ob sie vielleicht beide sich als gleich werthvoll erwiesen haben.

Daß im Laufe der Geschichte Angriffe der Wissenschaft auf Gegenstände des Glaubens einen nachhaltigen Erfolg gehabt haben, läßt sich nicht nachweisen. Man kann nicht behaupten, daß seit dem Auftreten von Strauß und Renan der Glaubenseifer nachgelassen hat; eher möchte man sich durch diese Thatsache, und durch andre ähnliche aus der Vergangenheit, zu der Ansicht bestimmen lassen, daß der Glaube um so kräftiger wieder hervorbricht, je schärfer die Angriffe der Wissenschaft waren. Auch Harnacks Vorgehen wird schwerlich im Stande sein, irgend einen in noch unerschüttertem Glauben Lebenden zur Aufgabe seiner Ueberzeugung zu bewegen: wer ihm beipflichtet, war schon vorher mit ihm einig. Es bedarf nicht der Erwähnung, daß Harnack es sich nicht zur Aufgabe gesetzt hat, irgend wen von seinem Glauben abwendig zu machen, sondern daß er nur sein gutes Recht der freien wissenschaftlichen Forschung ausübt.

In einer ganz andern Richtung bewegte sich Luthers Vorgehen. Luther kämpfte gegen den Geist der Verlotterung, der damals im Papstthum und in einem großen Theil der Priesterschaft herrschte, und kämpfte gegen

eine Reihe von Aeußerlichkeiten im Gottesdienst; aber es ist ihm nicht in den Sinn gekommen, die grundlegenden Dogmen des Christenthums anzugreifen. Harnack findet es „sehr bemerkenswerth, daß Luther in sein Taufbüchlein nicht das apostolische Glaubensbekenntniß aufgenommen hat, sondern eine verkürzte Form desselben, die aus dem frühen Mittelalter stammt." Aber aus dem Fehlen einzelner Stellen des Apostolikums, zum Theil derselben, die Harnack befehdet, darf man doch nicht schließen, daß er die fehlenden nicht als Bestandtheile der christlichen Dogmen gelten lassen wollte, oder daß er an ihre innere Wahrheit nicht geglaubt hat; man kann auch nicht daraus schließen, daß er die fortgelassenen Stücke als unwesentlich betrachtet hat; man kann nur den Schluß ziehen, daß ihm für die Zwecke seines Taufbüchleins die kürzere Fassung ausreichend erschien.

Seine Angriffe gegen einzelne Theile des Apostolikums gründet Harnack darauf, daß diese Theile nicht der ursprünglichen Verkündigung des Evangeliums angehören. Das ist allerdings eine Thatsache, die nicht mehr zweifelhaft ist. Aber was beweist sie? Es giebt keine Religion, die von ihrem Stifter und seinen Mitarbeitern fix und fertig in die Welt gesetzt wäre. Jede Religion ist in ihrer endgiltigen Fassung das Ergebniß einer langen historischen Entwickelung, denn jede hat das Bestreben, nach und nach alle wichtigen menschlichen Verhältnisse nach ihren Grundsätzen zu regeln, und alle ihre Dogmen bis ins Kleinste auszugestalten. Das aber läßt sich nicht von einer oder zwei Generationen erreichen; dazu gehören Jahrhunderte. Es kommt nur darauf an, ob die Fortentwickelung sich im Geiste des Stifters und seiner Jünger vollzieht. So lange Harnack nicht nachweist, daß die von ihm angegriffenen Stücke des Apostolikums dem Geiste Christi und der Apostel widersprechen, so lange kann seine Absicht, jene Stücke aus dem Apostolikum hinauszudrängen, nicht als eine wissenschaftlich begründete angesehen werden. Der alleinige Umstand einer nicht gleichzeitigen Entstehung ist etwas zu Aeußerliches, als daß er zur Begründung genügen könnte. Gesetzt, das Apostolikum wäre in seiner heutigen Gestalt von jemand verfaßt, der ein Jünger eines der Apostel war; würde Harnack die betreffenden Theile auch dann aus dem Grunde ablehnen, weil sie zu spät hinzugekommen sind und sich in der Bibel nicht finden? Und wo soll überhaupt eine zeitliche Grenze angenommen werden? Eine Grenze kann nur auf geistigem Gebiet gesucht werden, durch wissenschaftliche Beantwortung der Frage: Widerspricht das Apostolikum dem Geiste des Stifters der christlichen Religion? An diese Frage muß herantreten, wer das Christenthum reinigen will.

Das Apostolikum bildet den Abschluß der historischen Entwickelung des Christenthums. So wenig jemand verpflichtet ist, sich durch irgend welche Angriffe der Wissenschaft, mögen sie berechtigt sein oder nicht, in seinem

ihm theuren und für ihn zu seiner inneren Zufriedenheit nothwendigen Glauben beirren zu lassen, eben so wenig ist irgend jemand verpflichtet, an das Apostolikum im Ganzen oder im Einzelnen zu glauben. Man kann ein edler Mensch sein, ohne irgend ein Dogma der christlichen Religion für wahr zu halten, und man kann ein minderwerthiger Charakter sein, obgleich man an alle christlichen Dogmen glaubt. Aber wer an die im Apostolikum niedergelegten Dogmen nicht glaubt, steht nicht mehr auf dem Boden derjenigen Religion-Gemeinschaft, die in der Weltgeschichte den Namen Christenthum trägt. Der Boden, auf dem er steht, kann eben so gesund, kann gesunder und kann ungesunder als der des Christenthums sein: das, worauf es ankommt, ist nur, daß er auf einem andern Boden steht.

Unzählige sind heute bestrebt, den rein menschlichen Kern des Christenthums sich herauszuschälen. Dieses religiöse Unternehmen hat genau so viel Berechtigung wie irgend eine andre sich im Rahmen der Sittlichkeit bewegende religiöse Gesinnung. Aber der rein menschliche Kern ist nur der eine der beiden Bestandtheile der christlichen Religion-Gemeinschaft; der andre sind die Dogmen. Nur wer gleichzeitig diese beiden untrennbaren Bestandtheile in sich aufgenommen hat, steht auf dem Boden des Christenthums. Ein rein menschlicher Kern findet sich in den meisten Religionen; er ist das Moment, das die verschiedenen Religionen unter einander verbindet; das Trennende und begrifflich Unterscheidende sind die Dogmen. Eine Religion, die ihre Dogmen aufgiebt, giebt sich selbst auf. Ob dadurch ein Kulturfortschritt oder ein Kulturrückschritt bewirkt wird, kommt auf den einzelnen Fall an, aber die Thatsache ist nicht umzustoßen.

Wenn irgend jemand die Geburt von der Jungfrau Maria läugnet, und den Anspruch erhebt, noch als Mitglied der christlichen Religion-Gemeinschaft betrachtet zu werden, so kann mit dem selben Rechte irgend ein Anderer, der zwar an diese Geburt glaubt, aber nicht an die Auferstehung des Fleisches, den gleichen Anspruch erheben; oder ein Dritter, der zwar diese beiden Punkte für wahr hält, aber an der Wirksamkeit des heiligen Geistes zweifelt. Hier kann nicht einer dem Andern entgegenhalten: der Punkt, den ich nicht für wahr halte, ist etwas Unwesentliches; auf diesen Standpunkt darf sich jeder stellen. Und ob es nicht Leute giebt, denen um ihrer Person willen die Auferstehung des Fleisches und das ewige selige Leben als ein viel wesentlicherer Bestandtheil der christlichen Religion erscheint als die Gottheit Christi, und die gerade in der ewigen Seligkeit den Eckpfeiler des Christenthums erblicken?

Jeder akademische Lehrer muß lehren dürfen, was er will, und was seiner innersten Ueberzeugung entspricht, und jeder Student muß hören können, wen und was er will. Aber es ist nothwendig, daß die jungen Studenten, die bei Harnack belegen, sich darüber im Klaren sind, daß ihr

Lehrer auf einem andern Standpunkt sich befindet, als demjenigen, den seit anderthalb Jahrtausenden, seit der endgiltigen Ausgestaltung des Apostolikums, die christliche Religion eingenommen hat. An der Hand dieser Klarheit mögen sie dann thun, was sie wollen; sie mögen den Standpunkt ihres Lehrers zurückweisen, sie mögen ihn billigen, oder sie mögen noch darüber hinausgehen: ein Jeder thue, was zu seinem Frieden dient.

Unbedingte Lehrfreiheit, unbedingte Glaubensfreiheit und unbedingte Aufrichtigkeit in beiden Dingen: das ist die Forderung, die kulturfreundliche Naturen zu erheben und zu vertreten haben.

Ernst Rethwisch.

Immer fühl' ich . .

Immer fühl' ich, wie mir starke
Trauer tief im Herzen quillt,
Seh' ich an des Dorfes Marke
Des Erlösers Kreuzesbild.

Denn es mahnt — und nicht vergebens —
Mich an ein= wie dreie.lei:
Daß das Leiden dieses Lebens
Zweck und Maß und Richte sei.

Wien. J. J. David.

Die Statistik der Einkommenbesteuerung.

„Unser Buch enthält die eingehendste Rechtfertigung eines dem Sozialismus entgegengesetzten Standpunktes. Würde es gelesen und würden Gründe Feuer fangen, wo das Herzensbedürfniß, sie abprallen zu lassen, besteht, es könnte wohl dem Sozialismus den ‚Glauben' an sich benehmen." So zu lesen in dem Vorworte zum ersten Bande eines Systems der Sozialpolitik, das aus der Feder des Herrn Prof. Julius Wolf vor einiger Zeit erschienen ist. Ungeachtet dieser und noch manch' anderer uns etwas peinlich berührenden Selbstanpreisung haben wir das Buch mit großer Freude aufgenommen. De omnibus dubitandum! Warum also nicht auch einmal an der Richtigkeit der Kritik zweifeln, welche von den sozialistischen Theoretikern an unserer Wirthschaft- und Gesellschaftordnung geübt worden ist. Eine auf Grund neuerer Materialien vorgenommene objektive Prüfung muß jedem, dessen Herzensbedürfniß in nichts als der Wahrheit besteht, höchst willkommen erscheinen. Es könnte ja leicht der Fall eingetreten sein, daß einzelne sozialistische Thesen, nachdem ihnen von der älteren manchesterlich gesinnten Generation jede Anerkennung versagt worden war, nun bei der „kathedersozialistischen" Schule allzu bereitwillige Aufnahme gefunden hätten. Wir stellen gar nicht in Abrede, daß bezüglich einiger Punkte die Wolf'sche Antikritik diesen Thatbestand wahrscheinlich macht. In mehreren nicht unwichtigen Beziehungen muß ihr dieses Lob aber verweigert werden.

Bekanntlich hat der orthodoxe Sozialismus den Satz aufgestellt: die Reichen werden immer reicher, die Armen ärmer, die Mittelklasse verschwindet. Die schweren Leiden, welche das emporkommende Fabriksystem überall über die Arbeiter- und Handwerkerkreise verhängt hat, die überaus rasche Zunahme des Reichthumes, die in der Fabrikantenwelt, in der Haute Finance u. s. w. zu beobachten war, das alles schien die angeführte These

zu bestätigen. Neuere Untersuchungen, die über diese Frage mit Hilfe des durch die sorgfältiger ausgebildete Einkommenbesteuerung gewonnenen Materials angestellt worden sind, haben indeß eine volle Bestätigung der sozialistischen Annahme nicht ergeben. Wohl nehmen die oberen Einkommenklassen in Bezug auf Angehörige wie hinsichtlich der auf sie entfallenden Einkommenquote rascher zu als die übrigen Klassen, aber gerade die unterste Einkommenschicht verliert ganz erheblich an Bedeutung, und diejenigen, welche den Uebergang zur Mittelklasse darstellen, weisen eine ansehnliche Verstärkung auf. Sonach werden zwar die Reichen reicher, aber die Armen nicht ärmer. Sie nehmen nur in bescheidenerer Weise an der Zunahme des Wohlstandes Theil. Die Mittelklasse schwindet nicht, sondern erhält im Großen und Ganzen ihre relative Bedeutung, wenn sie auch heute vielfach aus anderen Elementen bestehen mag als früher.

Diese Sätze sind in der Weise ermittelt worden, daß man entweder die prozentuelle Zu- oder Abnahme, welche die Censiten der einzelnen Klassen ergaben, feststellte, oder daß man die relative Stärke der einzelnen Einkommenklassen in verschiedenen Zeitpunkten ermittelte und mit einander verglich.

Nach Wolf sind diese Methoden nun durchaus verfehlt, und all' die Statistiker und Nationalökonomen, die sich ihrer bisher bedient haben, also Männer wie Soetbeer, Böhmert, Bücher u. a. m. sind einer argen Irrlehre schuldig.

Es ist übrigens am besten, Wolf selbst sprechen zu lassen (S. 234):

„Der Kanton Zürich zählte Inhaber, bezw. Steuerpflichtige eines Vermögens von:

		1848	1888
I.	100— 2 000 Fr.	25 991	21 108
II.	2 100—20 000 „	13 959	24 406
III.	20 100—25 000 „	2 409	6 584
IV.	25 000 und mehr	81	484

Was wird nach der gegenwärtig geläufigen, von uns unhistorisch und falsch genannten Methode aus diesen Ziffern herausgelesen? Daß die Zahl der Censiten sich erhöht hat in der

II. Klasse von 10 447 auf 13 959 = 75%
III. „ „ 4 175 „ 2 409 = 174 „
IV. „ „ 403 „ 81 = 500 „

Die Entwickelung erscheint also als eine im höchsten Grade ungünstige. Die großen Vermögen sind der Zahl nach im Laufe der 40 Jahre außerordentlich gestiegen, die mittleren haben sich schon mit einer viel bescheide-

neren Vermehrung begnügt, den geringsten Gewinn von der wirthschaftlichen Entwickelung haben aber die kleinen Vermögen abbekommen. Siebenmal stärker als ihre Vermehrung ist die der großen gewesen! Solcher Art ist die Betrachtung, zu der man durch die bisher gebräuchliche Methode, die Ziffern zu lesen, aufgefordert ist. Und es hat den Anschein, als ob sich hiergegen nichts sagen ließe. Arithmetisch ist ja alles in Ordnung! Nun ziehe man aber gegenüber einer Rechnung die folgende Darstellung in Betracht.

In Klasse II ist die Zahl der Censiten scheinbar zugewachsen um 10 447. Diese Zahl ist von der I. Klasse in die II. aufgestiegen. Klasse I hat also an Klasse II 40% ihres Bestandes abzugeben. In Wahrheit nur 40%? Nein, mehr! Denn gleichzeitig sind aus Klasse II in Klasse III 4 175 Censiten aufgestiegen, und diese haben nun gleichfalls von unten her an die Klasse II abgegeben werden müssen. Der Zuwachs hier ist also insgesammt 10 447 + 4 175 = 56% der Angehörigen jener Klasse, aus welcher der Aufstieg erfolgte. Macht man die Rechnung in gleicher Weise für die beiden anderen Klassen, so ergiebt sich, daß aus

Klasse	I	in	Klasse	II	übergingen	14 622	Personen = 56%
„	II	„	„	III	„	5 578	„ = 33 „
„	III	„	„	IV	„	403	„ = 17 „

Das Bild ist also ein dem vorigen vollständig entgegengesetztes. Aus den kleinen Vermögen hat der Aufstieg in weitaus größtem Maße stattgefunden; geringer war der Zuwachs der mittleren Vermögen, und noch mehr steht jener bei den großen Vermögen zurück."

Wolf gesteht seinen Gegnern zu, daß arithmetisch bei ihnen alles in Ordnung sei. Ihm selbst kann man das gleiche Kompliment leider nicht machen. Man beachte: innerhalb weniger Zeilen wird uns einmal versichert, daß aus Klasse II in Klasse III 4 175, und dann, daß 4 578 (5 578 ist offenbar Druckfehler) Censiten aufgestiegen sind. Nur die letztgenannte Ziffer ist richtig. Wo Wolf aber das erste Mal annimmt, daß aus Klasse II in Klasse III nur 4 175 Censiten aufgestiegen seien, vergißt er, daß nach seiner Theorie doch aus Klasse III in Klasse IV 403 Censiten aufgestiegen sind, und deshalb noch ein weiterer Nachschub von 403 auch aus Klasse II in Klasse III stattfinden mußte. Der andere arithmetische Irrthum liegt darin, daß aus Klasse I in Klasse II 14 622 Personen übergegangen sein sollen. Auch hier sind wieder die 403 vergessen, welche aus Klasse II in Klasse III nachgeschoben werden mußten, und die Klasse II nach Wolfs Auffassung nur aus Klasse I erhalten konnte. Aus Klasse I

in Klasse II sind demnach aufgestiegen 10 447 + 4 175 + 403, also insgesammt 15 025 Personen.

Das sind so kleine Versehen, wie sie großen Autoren schon widerfahren können. Das Bedenkliche liegt nur darin, daß sie Herrn Wolf auch bei seinen Berechnungen nach der sächsischen Einkommensteuer (S. 236) passirt zu sein scheinen, und daß eben diese Fehler einen gewissen Schatten werfen auf die Klarheit, die bei Wolf selbst über seine eigene Methode vorhanden ist. Die Kritik dieser Methode aber fällt sehr leicht, wenn man den Gedankengang Wolfs nur etwas verständlicher und einfacher vorführt, als er selbst es gethan hat. Also etwa folgendermaßen:

Im Jahre 1848 gab es im Kanton Zürich 42 440 Vermögensteuerpflichtige, im Jahre 1888 52 582. Es hat also eine Zunahme um 10 142 stattgefunden. Die Zahl der Censiten, welche 1888 einer Klasse angehören, hat sich nicht aus der Zahl der Censiten der selben Klasse im Jahre 1884 entwickelt. (Siehe S. 232). Die Zunahme der einzelnen Klassen konnte nur erfolgen aus den Angehörigen der diesen Klassen vorangehenden unteren Klassen. Die der I. Klasse zuzurechnenden Personen sind daher die 10 142 überhaupt neu eingetretenen Censiten. Diese vermehrt um den Bestand der I. Klasse vom Jahre 1848, giebt im Ganzen 36 133, nämlich 25 991 + 10 142. Die Statistik führt aber nur 21 108 Censiten dieser Klasse im Jahre 1888 auf. Das kommt daher, daß Klasse I nicht bloß neue Censiten aufgenommen, sondern auch solche abgegeben hat und zwar an die höhere Klasse. Natürlich die Differenz, also 15 025. Darnach müßte die Klasse II. zählen 13 950 + 15 025 = 28 984. Thatsächlich weist sie nur 24 406 Angehörige aus. Es sind eben 4578 von Klasse II. in Klasse III. aufgestiegen. Bei dieser Zunahme hätte die Klasse III. 4578 + 2409 = 6987 Angehörige aufzuführen, während der Bestand in Wirklichkeit nur 6584 zählt. Somit haben sich aus Klasse III in Klasse IV 403 Zensiten emporgeschwungen. Die letztgenannte Klasse enthält so 81 + 403 = 484 Censiten.

Hätte Wolf die Sache in der angegebenen Weise auseinandergesetzt, so würde sie wenigstens arithmetisch stimmen. Auch würde dann Jedermann die Annahme, auf welche die ganze Methode sich stützt, sofort klar geworden sein, nämlich die Voraussetzung, daß der ganze Zuwachs des Censitenbestandes nur durch das Thor der untersten Klasse eintreten konnte. Bei dieser Annahme müssen natürlich die unteren Klassen ein sehr starkes, die oberen ein schwächeres Wachsthum zeigen. Wie wenig diese Hypothese aber mit der Wirklichkeit im Einklange steht, ist nicht schwer einzusehen. Warum denn in aller Welt soll die Zunahme der IV. Klasse nur durch Personen, die früher den unteren Klassen angehört haben,

bewirkt werden können? Können in der Zeit von 1848—1888 nicht viele wohlhabende Personen gestorben sein, deren Vermögen beträchtlich genug war, um selbst bei gleichen Erbportionen noch die Nachkommen der selben Klasse zu erhalten? Denken wir den Fall, daß ein Vater mit einem Vermögen von 200 000 Fr. 5 Kinder hinterläßt. Es erbt jedes 40 000 Fr. Die Zahl der Censiten in der IV. Klasse hat sich dann unmittelbar aus dieser Klasse heraus von 1 auf 5 vergrößert. Sodann sind Zu- und Abwanderungverhältnisse in Anschlag zu bringen. Warum müssen die Zuwanderer gerade alle arme Teufel sein und nur der untersten Klasse zuwachsen? Wie leicht können überdies die untern Klassen auch durch die Nachkommen von Angehörigen der oberen Klassen verstärkt werden? Ein Censit der ersten Klasse mit 30 000 Fr. Vermögen hinterläßt 3 Kinder. Jedes Kind empfängt 10 000 Fr. Dann erhält Klasse II drei Personen von oben. Ebenso kann durch Verschlechterung der Lage mancher aus einer höheren Klasse in eine niedere herabsinken. Endlich müssen auch die Unvollkommenheiten der Steuerveranlagung in Betracht gezogen werden. Die Verschiebungen in den einzelnen Klassen können zum Theil auch auf sorgfältigere Ermittelung der Censiten und ihres Vermögens zurückzuführen sein.

Das Ziel, auf welches Wolf hinarbeitet, nämlich zu ermitteln, wie viele Angehörige der einen Klasse in die höheren aufsteigen, ist mit dem zu Gebote stehenden Material einfach nicht zu lösen, geschweige denn mit Hilfe einer Annahme, die der Wirklichkeit geradezu ins Gesicht schlägt.

Uebrigens würde selbst dann, wenn die Wolf'sche Methode in formeller Hinsicht vor der Kritik bestehen könnte, die danach dargestellte Entwickelung noch lange nicht als eine günstige zu gelten haben. Möchte immerhin der Aufstieg in die oberen Klassen relativ schwächer sein als in die unteren, so ließe sich doch sehr wohl eine unverhältnißmäßig starke Vermehrung des Vermögens in den oberen Klassen denken. Auf diese für die Beurtheilung entscheidende Frage geht Wolf aber gar nicht ein. Und doch muß man außer dem Censitenbestande der einzelnen Einkommen- oder Vermögenklassen immer auch das auf die Klassen überhaupt entfallende Gesammtvermögen oder Einkommen berücksichtigen, wenn man ein volles, korrektes, und nicht ein durch ungenügende Berücksichtigung einer Dimension verzerrtes Bild erhalten will. Und diesen Vorwurf müssen wir leider gegen den Autor erheben, daß er, je nach Bedarf, bald die eine oder die andere Dimension vernachlässigt. Davon ein weiteres Beispiel (S. 239). „Das Einkommen Privater im preußischem Staate hat sich 1876 auf 1888 um 1475 Mill. Mark gehoben. An diesem Zuwachs partizipiren die Klassen mit

dürftigem Einkommen mit 326,0 Millionen = 22,1 %
kleinem „ „ 450,6 „ = 30,5 „

mäßigem Einkommen	mit	266,9	Millionen	18,1 %
mittlerem	„	246,6	„	16,7 „
großem	„	131,4	„	8,8 „
sehr großem	„	53,8	„	3,7 „

Nach dieser Aufstellung, welche in Hinsicht ihrer Prozentziffer unanfechtbar ist, würde der Löwenantheil an der gestiegenen Produktivität der Volkswirthschaft in die Klassen mit dürftigem bis mittlerem Einkommen gefallen sein!" Nun ist es aber doch klar, daß die Vertheilung des Einkommenzuwachses auf die einzelnen Klassen eine Beurtheilung nur dann zuläßt, wenn man auch noch die relative Bedeutung der einzelnen Klassen an und für sich und die Art und Weise, in welcher sich der Zuwachs der Censiten vertheilt hat, ins Auge faßt. Da zeigt sich, daß im Jahre 1888 die Zahl der Censiten mit

dürftigem	Einkommen	41,36 %
kleinem	„	53,04 „
mäßigem	„	4,63 „
mittlerem	„	0,85 „
großem	„	0,11 „
sehr großem	„	0.01 „

der Gesammtzahl der Censiten betrug.

Fragt man nach der Art und Weise, wie der Gesammt-Zuwachs der Censiten sich auf die einzelnen Klassen vertheilt hat, so ergeben sich folgende Prozentziffern. Es nahm auf die

I.	Klasse	54,53 %
II.	„	38,31 „
III.	„	5,14 „
IV.	„	1,76 „
V.	„	0,24 „
VI.	„	0,02 „

Zieht man Klasse V und VI zusammen, so sehen wir, daß eine Einkommenkategorie, die 1888 nur 0,12 % der Gesammtzahl der Censiten bildete und vom Gesammtzuwachs an Censiten nur 0,26 % aufnahm, von dem Zuwachs des Gesammteinkommens 12,5 % erhalten hat. Unter diesen Umständen scheinen uns wenigstens die unteren Klassen nicht gerade den „Löwenantheil an der gestiegenen Produktivität" errungen zu haben.

Doch zum Schlusse. Die Frage, welche mit der gegenwärtigen Einkommenstatistik sich leicht lösen läßt und auf welche es bei der Beurtheilung der sozialen Entwickelung vor allem ankommt, ist die: Wie verhält

sich die relative Bedeutung der verschiedenen Einkommenklassen einer Bevölkerung in verschiedenen Zeitpunkten? Man kann von einer sozial günstigen Entwickelung sprechen, wenn die relative Bedeutung der untersten und obersten Klassen zu Gunsten der mittleren Klassen abnimmt, oder genauer ausgedrückt, wenn bei den untersten Klassen die Zahl der Censiten rascher abnimmt als das auf die Klasse entfallende Gesammteinkommen, bei den oberen Klassen aber der Rückgang des Gesammteinkommens denjenigen der Censiten noch übertrifft. Bei den mittleren Klassen hingegen hätte wieder der starke Censitenzuwachs einem noch stärkeren Einkommenzuwachse zu entsprechen.

Diese Entwickelung liegt, wie die Statistik zeigt, leider nicht vor und deshalb werden wir trotz Wolf unsere Einkommenentwicklung immer noch als eine unerfreuliche bezeichnen müssen.

Karlsruhe. Professor Heinrich Herkner.

Ahnung.

Die wilden Wasser hört' ich tosen
Im Lied, das gern mein Ohr vernimmt,
Und sah, wie überm Bodenlosen
Das Roth der Abendsonne schwimmt.

Und über mir und mir zur Seiten
Der firnen Gletscher schweigend Reich —
Da möcht' man weiter, weiter schreiten:
Zu welchem Ziele gilt wohl gleich . . .

Sonst war ich doch im Hoffen träge.
Und nunmehr will mir immer sein,
Als stünd' erwartend wo am Wege
Ein einsam Glück und harrte mein . . .

Wien. J. J. David.

Topolobampo.

Der Name, mit dem dieser Artikel überschrieben ist, dürfte wohl wenigen Menschen zu Ohren gekommen sein und doch ist er vielleicht berufen, ein wichtiges Kapitel der Kulturgeschichte einzuleiten.

Topolobampo ist der Name einer Bay am stillen Ozean oder vielmehr an der Bay von Kalifornien im Staate Sinaloa der Republik Mexico. Südlich von San Francisco ist es wohl der beste Hafen in Nordamerika, und wenn, wie beabsichtigt ist (die Konzession ist bereits ertheilt) ihn einst eine Bahn mit dem atlantischen Ozean verbindet, dürfte er eine wichtige Rolle in dem Transitverkehr zwischen den zwei Ozeanen bilden, da er näher zu den nördlichen Häfen der Union liegt als San Francisco. Es handelt sich jedoch nicht hierum, wenn wir Topolobampo eine so wichtige Zukunft zuschreiben, sondern darum, daß es der Schauplatz eines merkwürdigen Unternehmens geworden ist, über dessen Geschichte diese Zeilen einen kurzen Bericht geben sollen.

Albert Kimsey Owen, ein amerikanischer Ingenieur, hat hier seit sechs Jahren die Gründung eines auf sozialistischer Basis beruhenden Gemeinwesens begonnen. Es sind gegenwärtig etwa 450 Männer, Frauen und Kinder an Ort und Stelle und sie haben bereits ein sehr wichtiges Stück Kulturarbeit hinter sich, nämlich das Graben eines Bewässerungkanals von 7 englischen Meilen, bis zu 23 Fuß tief, an der Sohle 6 Fuß breit, mit einer Neigung von 45 Grad, eine riesige Leistung, wenn man bedenkt, daß die Leute während der ganzen Zeit in Zelten oder Laubhütten wohnten und oft kaum die nothwendigste Nahrung hatten, weil zufällig eine unerhörte Trockenheit eine Hungersnoth geschaffen hatte. Außer dem Kanal haben sie ein Zollhaus gebaut, das sie als eine der Bedingungen ihrer Konzession herstellen mußten, haben verschiedene Industriezweige organisirt (Blechnerei Backsteinfabrikation, Sägemühle, Schuhmacherei, Wagnerei, Bootbau ꝛc.) und sind nun mit der Herrichtung ihrer Felder und besserer Wohnhäuser beschäftigt. Im Spätjahr soll der zweite größere Nachschub aus der Union ankommen. Bereits 6000 Mitglieder sind angemeldet und die Landkonzessionen der Gesellschaft geben Raum für Hunderttausende. Das Klima ähnelt sehr dem von Südkalifornien, ist also eines der herrlichsten in der Welt und durch die nun zur Verfügung stehende Bewässerung ist die

Fruchtbarkeit des Bodens eine beinahe unglaubliche geworden. Da das Land von hier zur mineralreichen Sierra ständig ansteigt, so sind innerhalb der ersten 150 Meilen der projektirten Bahn alle Klimate der Welt zu finden und also die Erzeugnisse der Tropen eben so wohl wie die der gemäßigten Zone. Materiell steht also dem Erfolg der neuen Kolonie nichts im Wege. Die einzige Frage, die noch ihrer Antwort harrt, ist die der Organisation. Wenn auch der nächste Februar als das Datum der definitiven Organisation festgesetzt ist, so dürfte sogar dann nicht mehr als ein Provisorium erreicht werden, weil Owen, der die meisten Aktien besitzt, diese Organisation auf absolut sozialistischer Grundlage errichten möchte und weil die bisherigen Erfahrungen die voraussichtliche Undurchführbarkeit dieser Grundsätze ergeben haben.

Er möchte gewählten Direktoren die Verwaltung aller Produktionszweige übergeben, denen sich dann die Arbeiter auf den verschiedenen Gebieten unterzuordnen hätten. Ein solches System ist so sehr dem Unabhängigkeitsinn der Amerikaner, aus denen die überwiegende Mehrheit der Kolonisten besteht, zuwider, daß schon helle Rebellion ausgebrochen wäre, wenn nicht Alle auf den nächsten Februar warteten. Wenn dann Owen bei seiner Absicht verbleibt und die Abstimmung per Aktien statt per Kopf stattfinden läßt, so sind die Folgen leicht vorherzusehen.

Dies will nicht sagen, daß die Mehrheit der Kolonisten nach der üblichen Methode der alten und neuen Welt wirthschaften will. Im Gegentheil sehen die Leute ein, daß, wenn sie nicht neue Wege einschlagen, ihr Geschick sich wenig anders gestalten wird als das der Kolonisten in anderen günstig gelegenen Ländern. Sie sehen ein, daß Einzelne von ihnen sich Wohlstand erwerben könnten, daß aber schließlich sich die gleichen unheilbaren Gegensätze zwischen Arm und Reich, zwischen Freiheit und Abhängigkeit entwickeln würden, wie in der übrigen Welt, und seien die äußeren Lebensbedingungen noch so günstig. Wie sehr sich die Leute dieser Wahrheit bewußt sind, geht aus allen ihren Veröffentlichungen hervor. Ueberall kehrt der Abscheu vor den Zuständen in ihrer früheren Heimath wieder, deren Geschichte während der letzten Jahrzehnte freilich manche Illusionen zerstört hat, in denen man sich noch im alten Europa zu wiegen pflegt. Wie soll es auch möglich sein, mit der Hoffnung auf eine freiere Entfaltung der politischen Zustände Leute zu vertrösten, die im freiesten Lande der Welt sich einen Despotismus der Plutokratie entwickeln sahen, gegen den der des russischen Zaren Kinderspiel ist!

Wie soll man Leuten von Uebervölkerung faseln dürfen, die ganz gut wissen, daß der Kontinent, den sie bewohnen, Raum genug für alle Einwohner des Erdballes bietet, während trotzdem ihre Presse schon lange

davon spricht, daß man die Einwanderung beschränken müsse, damit die Einwanderer nicht den Angesessenen das Brod wegnehmen?

Wie soll man ihnen von Militarismus sprechen, bei den wenigen tausend Mann, die sie unter Waffen halten?

Wenn ihnen mit solchen oberflächlichen Argumenten nicht beizukommen ist, mit denen europäische Nationalökonomen allenfalls noch einen vorübergehenden Erfolg haben mögen, so sagt das aber nicht, daß sie sich klar dessen bewußt sind, was denn wirklich in dem herrlichen Lande, dem sie den Rücken gekehrt haben, das Volkselend verursacht. Hier liegt ja eben die große Schwierigkeit der Lage. Noch immer faseln Viele unter ihnen von den Uebeln der freien Konkurrenz, die allein jenen entsetzlichen Daseinskampf verschulde, und ohne deren Beseitigung an Rettung nicht zu denken sei. Diese bilden Owens Leibgarde, der das Heil darin sucht, die Leitung von oben herunter der freien Entfaltung des Individualismus zu substituiren, der nach seiner Ueberzeugung an allem Unglücke die Schuld trägt.

Die Mehrheit der Kolonisten beginnt jedoch freiere Grundsätze zu entwickeln. Sie sehen allmählich ein, daß es nicht nur die freie Konkurrenz ist, die in ihrem Heimathlande so erbärmliche Ergebnisse erzielte, sondern gerade deren Abwesenheit, in Folge des sich immer breiter entfaltenden Monopols, besonders des größten und ungeheuerlichsten, des Landmonopols. Sie sehen allmählich ein, welchen verhängnißvollen Fehler die Union machte, als sie das herrliche Land, das ihr vom Schöpfer zum Erbtheil gegeben worden, an Einzelne verschenkte, besonders als sie Riesenstrecken, so groß wie ganze Königreiche in der alten Welt, an Eisenbahnpotentaten hergab; und wenn sie auch noch nicht völlige Klarheit darüber besitzen, wie sich nach und nach aus diesem einen Ausbeutungrecht die anderen entwickelten, so setzt sich doch immer mehr die Ueberzeugung fest, daß es genügt, den Boden der Kolonie im Gemeinbesitz zu halten und allenfalls noch die Verkehrmittel, den Handel inbegriffen, in gemeinschaftliche Verwaltung zu nehmen, um für den Produzenten das Eigenthum auf sein ganzes Produkt zu erlangen, ohne seine wirthschaftliche Freiheit verkürzen zu müssen.

Gelingt es, diesen Grundsätzen den Sieg zu verschaffen, so ist die Hoffnung berechtigt, daß da drüben am fernen stillen Ozean ein Gemeinwesen emporblühen wird, das einst als Modell für eine Neugestaltung unserer eigenen verfahrenen Zustände dienen kann; während wenig Aussicht vorhanden ist, daß seine Organisation auf rein sozialistischen Prinzipien ihm größere Chancen auf Erfolg verleihen kann, als den Hunderten von ähnlichen Experimenten zu Theil wurde, die, besonders in den vierziger Jahren, drüben ein ephemeres Dasein geführt haben.

Lugano. Michael Flürscheim.

Börsenordnung und Differenzgeschäfte.

„Die Enquête-Kommission war selbst überrascht von der Fülle des gesammelten Materials. Sie hat es deshalb für gut befunden, sich — bis zum Januar nächsten Jahres zu vertagen". Mit erfrischender Naivetät meldete also kürzlich der Berliner Offiziosus, nachdem er vor kaum einem Monat mit ernsthaftestem Gesicht versichert hatte, daß jetzt, nachdem die Herren Kommission-Mitglieder vom Sommerurlaub zurückgekehrt, nachdem die Arbeiten aus ihrem ersten Entwicklungstadium herausgetreten und die Stimmen der öffentlichen Meinung geklärt und gesichtet seien, die Hauptarbeit mit frischen Kräften ihren Neuanfang nehmen werde.

Einige Börsenorgane zwinkerten dazu verstohlen mit den Augen. Ein süddeutsches Blatt wurde deutlicher und begleitete die Nachricht mit einer regelrechten Grabesrede für die wackeren Mitglieder der sanft entschlafenen Kommission. Und selbst in eingeweihten Kreisen glaubte man nicht zweifeln zu dürfen, daß das Ende ihrer Tage nunmehr herangenaht sei. Fromme Leute falteten die Hände zu einem stillen Stoßgebet und wünschten nur, daß der Berg schätzbaren Materials, den sie auf Erden in aller Heimlichkeit mühselig sich gesammelt, im Jenseits nicht allzu schwer auf ihr lasten möge.

Aber es scheint doch anders kommen zu sollen. Wenn nämlich die „Kölnische Zeitung" Recht behält, die in einem energischen Leitartikel allen voreiligen Beileidbezeugungen mit der unter den obwaltenden Umständen doppelt überraschenden Meldung zuvorkommt, daß die Enquête in einigen Punkten schon zu einem ersten festen Abschluß gediehen, ja daß bereits einzelne Reformvorschläge in bestimmte Aussicht genommen seien. Der Artikel ist allem Anscheine nach von der Kommission selbst „inspirirt", und so verlohnt es sich wohl, einige Augenblicke bei ihm zu verweilen.

Zunächst glaubt die „Kölnische Zeitung" es als unzweifelhaft hinstellen zu können, daß die Kommission sich für den Erlaß eines Reichsgesetzes aussprechen werde, das die Börse einer bestimmten einheitlichen Organisation unterwerfen und das auch dem Bundesrathe behufs Aufrechterhaltung der nöthigen Einheit ausreichende Befugnisse gewähren soll. Welche Verfassung gemeint ist, wird nicht verrathen. Bereits an anderer Stelle*) habe ich auszuführen versucht, daß als Zukunftorganisation der Börse allein in Betracht kommen könne die korporative Verfassung, daß nur eine korporative Konstitution

*) Vgl. Lubszynski, Zur Börsen-Enquête in Deutschland (Berlin, 1892).

die Börse in den Stand setzen könne, ihre gewaltige wirthschaftliche Macht als Regulator des Verkehrs, als das nothwendige Organ der Preisbildung in einer für Verkehr und Kredit gleich förderlichen Weise auszuüben. Die Ohnmacht, welche die Börse heute gegenüber den Excessen der Spekulation zur Schau trägt, schreibt sich nicht zum Mindesten aus der Gestalt her, welche die Börse auf dem Kontinent und insbesondere in Deutschland angenommen hat. Die Börse ist in Deutschland ein öffentlicher Markt, der jedermann gegen Erfüllung einiger geringfügiger Voraussetzungen offensteht, und auf dem jedem Erschienenen das Recht zusteht, mit jedem Anderen Geschäfte einzugehen. Dieser ihr Charakter macht sie durchaus unfähig, den Ausschreitungen der Spekulation irgend zu begegnen, und nimmt ihr diejenige Macht, deren sie zur Durchführung ihrer wirthschaftpolizeilichen Obliegenheiten dringend bedarf. Selbst wenn die deutsche Börse aus eigenem Antriebe ernstlich an die Besserung ihrer Zustände gehen wollte — die Macht dazu würde ihr fehlen. Sie ist ein wirthschaftliches, kein rechtliches Gebilde; ihr fehlt das Band, ohne das eine gedeihliche Wirksamkeit nicht möglich ist: die genossenschaftliche Verbindung. Auf dem entgegengesetzten Standpunkte steht die Londoner Börse, die sogen. Stock exchange. Ihr Charakter ist der eines selbständigen Privatvereins, dessen Vorstand in eigener Machtvollkommenheit alle nothwendigen Maßregeln ergreifen darf und muß. Die vollkommene Unabhängigkeit, welche der Börsenleitung so in der Aufstellung und Handhabung der Statuten zusteht, giebt ihr die Macht, ihre wirthschaftpolizeilichen Befugnisse nach Gutdünken auszuüben, durch Aufstellung und strenge Handhabung der Statuten unliebsame Elemente zu entfernen — Vorschriften, die den fortschreitenden Gesetzen der Volkswirthschaft und einer rationellen Börsenpolitik nicht mehr entsprechen, aufzuheben und durch andere zu ersetzen. Aber auch hier liegt eine Gefahr nahe, daß die unbeschränkte Aktionsfähigkeit in Willkür ausartet, daß, wenn manchesterliche Neigungen zur Herrschaft gelangen, neue Reformen verhindert, wenn die entgegengesetzten Anschauungen die Oberhand gewinnen, dem Verkehr unerträgliche Fesseln auferlegt werden.

Die Börse als Korporation geht den Mittelweg zwischen den beiden konträren Systemen, sie besitzt aus beiden die guten und vermeidet die schlechten Seiten. Sie hat die nothwendige Aktionsfähigkeit zur wirksamen Durchführung ihrer wirthschaftpolizeilichen Obliegenheiten und trägt auf der anderen Seite die Kautelen in sich, daß diese Aktionsfähigkeit niemals in absolute Willkür ausarten kann. Darum ist die korporative Verfassung die nothwendige und erste Voraussetzung für eine zwangsweise Durchführung derjenigen Reformen, welche die Enquête zeitigen sollte. Und darum kann die Kommission kaum eine andere Organisation in Aussicht genommen haben als diese.

Nur schade, daß unter dem hüllenden Deckmantel schon wieder der Pferdefuß des Agrariers, das Prinzip der staatlichen Intervention, hervorlugt. Was sollte sonst mit den „ausreichenden Befugnissen", die dem Bundesrath gewährt werden sollen, gemeint sein? — Man hüte sich! Die Börse wird sich mit Händen und Füßen dagegen sträuben, derartige Experimente an sich machen zu lassen. Noch ist die Börse glücklicherweise nicht das Blümlein „Rühr mich nicht an", dessen Entwickelung die oberste Machtgewalt unthätig mitanschauen müßte. Aber in erster Linie die Selbsthilfe! Nur, wo die Kraft der Selbsthilfe nicht mehr ausreicht, ist die Voraussetzung für die Staatsbetheiligung ge-

geben. Dieser Satz, der im Rahmen der modernen Staatsidee seine festesten Wurzeln gefunden hat, darf einem so feinfühligen, so kunstvoll in allen seinen wirthschaftlichen Theilen zusammengesetzten Institut, wie der Börse gegenüber, am allerwenigsten außer Acht gelassen werden. Dem Staat werden der Börse gegenüber die selben Rechte eingeräumt werden müssen, wie jeder anderen Korporation gegenüber. Durch unangebrachte Bevormundung würde die Staatsgewalt dem oben skizzirten Entwickelunggang nur störend in den Weg treten, und die Befürchtung liegt nahe, daß durch ein voreiliges und ungeschicktes Eingreifen des Staates in den Organismus der Börse auch ihre berechtigten Bestrebungen vollkommen lahm gelegt werden würden.

Doch die „Kölnische Zeitung" weiß noch mehr zu erzählen. Auch über die bösen „Differenzgeschäfte" hat die Kommission schon zu Gericht gesessen, und ihr Verdammungurtheil über die heutige Praxis oberer und oberster Gerichtshöfe läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. „Die Kommission ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß der bisher eingeschlagene Weg der Unklagbarkeit verfehlt ist, daß vielmehr versucht werden muß, den Ausschreitungen und Auswüchsen in umfassenderer Weise entgegenzutreten und das wirthschaftlich gerechtfertigte Zeitgeschäft vor Rechtsunsicherheit zu bewahren." Wie belebende Sonnenstrahlen fallen diese Worte in den schwülen Dunst, mit dem heute die Atmosphäre des Börsenspiels trübe geschwängert ist und zerstreuen den Nebel, den Unwissenheit und Unverstand geflissentlich darüber ausgebreitet, so daß selbst hohen Richterkollegien der sonst so weitsichtige Blick gefährlich getrübt wurde.

Die „Differenzgeschäfte" sind gleichbedeutend mit „Spiel" und „Wette". Dieser Satz ist der juristischen Praxis zum Dogma geworden. Darum erklärt der Richter den Schuldner, der die Einrede des Differenzspiels vorschützt, für sakrosankt; und der Gläubiger kann mit langer Nase abziehen. Ganz recht. Warum hat er auch ein Hazardspiel entrirt. Denn ein Hazardspiel ist es doch. Was bedarf es da erst klärenden Nachdenkens? Auf der Universität hat man ja bereits von weltberühmten Rechtslehrern den salomonischen Spruch vernommen, daß die Differenzgeschäfte nur Scheingeschäfte seien, daß sie nichts mit dem reellen Umsatz von Waaren zu thun haben, sondern nur auf die Preisdifferenz zwischen dem im Geschäft verabredeten und dem am Tage des Verfalls börsenmäßigen Preise hinauslaufen, daß sie deshalb das dem Spiel charakteristische Moment der wirthschaftlichen Unfruchtbarkeit an sich tragen und wie dieses den geschäftlichen Müßiggang begünstigen.

Also: Alle Geschäfte, die nicht auf reelle Leistung und Gegenleistung, sondern auf bloßen Gewinn durch Spekulation, durch Kauf und späteren Verkauf berechnet sind, haben den Stempel der „wirthschaftlichen Unfruchtbarkeit" an der Stirn und sind deshalb jeglichen Rechtsschutzes bar!? Ei, wie steht es denn mit dem modernen Grundstückhandel, wie er sich in großen Städten und namentlich in Berlin allbekannt ausgebildet hat. Notorisch vermögenslose Leute „kaufen" Grundstücke, in der Hoffnung, bei einer Steigerung des Grundstückwerths einen gewinnbringenden Verkauf vornehmen, mit dem Erlös zunächst ihre Verkäufer befriedigen und sich dann die „Differenz" zwischen den beiden Preisen einstecken zu können. Käufer und Verkäufer sind sich der Unmöglichkeit einer effektiven Vertragserfüllung bewußt. Und doch — selbst der findigste Advokat hat sich bisher noch nicht dazu verstiegen, für den in Insolvenz

gerathenen Käufer die Einrede des Spiels geltend zu machen, und kein Richter der Welt würde sich dazu verstehen, die Schuld des Käufers mit dem schützenden Mantel der Klaglosigkeit zu umgeben.

Aber tragen denn die verhaßten „Differenzgeschäfte" wirklich einen solchen Schaden in die Wirthschaft des Landes? Die Geschäfte, welche börsenmäßig durch Zahlung einer gewissen Differenz beglichen werden, zerfallen in zwei Arten: entweder es sind Termingeschäfte solidester Art, welche in der ernstesten Absicht wirklicher Effektuirung geschlossen sind, aber später durch physische Unmöglichkeit der Lieferung — wie sie besonders häufig im Produktengeschäft eintritt — in der Weise regulirt werden müssen, daß als Ersatz für die Nichtleistung der im Falle der Leistung von selbst gegebene Gewinn, nämlich die Preisdifferenz zwischen dem Tage des Abschlusses und dem Tage der Lieferung gezahlt wird. Oder aber sie werden von vornherein mit der Absicht eingegangen, anstatt der Erfüllung eine Begleichung durch die besagte Differenz eintreten zu lassen. Daß die erste dieser beiden Gruppen wirthschaftlich genau den selben Effekt haben muß wie jedes durch wirkliche Lieferung beendete Zeitgeschäft, ist klar. Ueber die weltwirthschaftliche Bedeutung des Zeitgeschäftes aber, über seine Nothwendigkeit für eine einheitliche Preisbildung, für die Ausgestaltung des internationalen Kredits und die Ausgleichung der Verkehrbedürfnisse bedarf es wohl keines Wortes. Der Hauptangriff richtet sich denn vornehmlich auch gegen die zweite der geschilderten Gruppen. Hier, behauptet man, sei die Spekulation nicht mehr die Berechnung der Preisbildung nach Vorrath und Bedarf, sondern eine Berechnung nach künstlichem Angebot und künstlicher Nachfrage, sie sei damit nichts anderes als eine Wette auf die Preise und diese reine Gewinnabsicht ohne reelle Unterlagen verschiebe die thatsächlichen Verhältnisse und bringe eine verhängnißvolle Verwirrung in den Lauf der Spekulation. Ja, ist denn nicht bei jedem Spekulationgeschäft die Absicht bestimmend, Gewinn zu machen? Die Erzielung dieses Gewinnes bei Differenzgeschäften unterscheidet sich aber in nichts von der Gewinnung bei sonstigem Kreditkauf; auch dieser gründet sich auf die Erwägung, daß dem Käufer Zeit gelassen werden muß, um das auf Kredit Eingekaufte seinerseits weiter zu verkaufen und durch diesen Wiederverkauf sich die Summe zu schaffen, welche er zur Befriedigung seines Verkäufers bedarf. Worin besteht hier der Gewinn anders als in einer Preisdifferenz, und inwiefern ist seine Stellung im Resultat eine andere, als desjenigen, welcher Papiere um einen bestimmten Preis kauft, und, um den Kaufpreis zu erlangen, sie am Lieferungtage zum Kurse dieses Tages an den Verkäufer zurückverkauft? Sind nicht die Chancen hier wie dort die selben? Warum soll das eine Geschäft geschützt, das andere geächtet sein? Will man daher die Behandlung der Differenzgeschäfte aus wirthschaftlichen Gründen rechtfertigen, so wird man gerade auf diesem Wege zu dem entgegengesetzten Schluß, zu der gleichmäßigen Behandlung aller Zeitgeschäfte gedrängt.

Wir sehen davon ab, daß die Differenzgeschäfte auch ihrer äußeren Form, wie ihrem inneren Wesen nach nicht das Geringste, sei es mit dem „Spiel", sei es mit der „Wette" gemein haben; daß ein *Spiel* stets dem blinden Zufall anheimgegeben ist, an dem menschliche Thätigkeit weder etwas zu ergründen noch etwas zu verändern vermag, während jegliche *Spekulation* — und vor Allem der sog. Differenzhandel — sich als ein Produkt geistigen Scharfsinns, logischen Nachdenkens über die den Gang der Preise bestimmenden wechselnden Chancen

des Weltmarktes darstellt; daß eine Wette schon darum nicht vorliegen kann, weil der Kern eines Wettgeschäfts stets in dem Streben besteht, den Gegner von der Richtigkeit einer Behauptung zu überzeugen, im Differenzgeschäft aber einmal die Behauptung völlig fehlt, sodann aber dem Differenzspekulanten auch nicht im Entferntesten die Absicht innewohnt, seinem Gegner eine Ueberzeugung zu verschaffen.

Wenn nur überhaupt die juristische Praxis sich irgend welche Merkmale geschafft hätte, mit denen sie den Begriff der von ihr in Bann gethanen Differenzgeschäfte fest umgrenzen könnte. Aber an diesen fehlt es nach jeder Richtung. Reine Differenzgeschäfte, d. h. solche, bei denen die positive Verabredung getroffen wird, daß, wenn der Marktpreis der fraglichen Waare am Fälligkeittermine höher stände als der verabredete, der Käufer vom Verkäufer, wenn niedriger, der Verkäufer vom Käufer die Differenz herausgezahlt erhalten solle, kommen an deutschen Börsen bekanntlich fast niemals vor. Der Schlußschein enthält stets eine Formel, welche die Verpflichtung zur Lieferung und zur Zahlung ganz in der für alle Zeitgeschäfte üblichen Weise ausspricht. Dem Richter erwächst also die Aufgabe, aus der Absicht der Parteien zu errathen, auf welche Art der Abwickelung ihr Wille ging, und aus den begleitenden Umständen des sich stets gleich bleibenden Thatbestands sich ein Urtheil über die wirklichen Intentionen der Parteien zu bilden. Zu welchem Resultate diese „Seelenblicke" des Richters geführt haben, davon kann die jüngste Praxis manch' Wörtchen erzählen, eine Praxis, die in ihrer Willkür und Inkonsequenz in den gesammten Spekulationhandel ein Gefühl der Unsicherheit hineingebracht hat, das verderblicher wirken muß auf Stetigkeit und Solidität des Handels, als die positive Ungiltigkeiterklärung aller Zeitgeschäfte es vermöchte. In der That wird hier dem Richter etwas Unmögliches zugemuthet. Die Frage, ob Lieferung, ob Differenzzahlung, entscheidet sich in vielen Fällen erst am Lieferungtage selbst. Und für diese Entscheidung sind die manigfachsten Gründe maßgebend, so die Anzahl der eingegangenen Operationen, ihre Art und Höhe, der Stand des internationalen Markts. Für jeden Außenstehenden sind diese Gründe undurchsichtige Räthsel. Woraus sollte also der Richter, der zumeist von Geld- und Volkswirthschaft und von den Chancen des Markts nicht mehr und nicht weniger weiß als jeder Laie, die Kriterien entnehmen, um einen sicheren Rückschluß auf die wahren Absichten der Parteien zu ziehen? Ein Gesetzgeber, der es vermeiden will, daß Geschäfte, in denen täglich Millionen von Geldwerthen umgesetzt werden, in ihrer rechtlichen Grundlage erschüttert, der Ungewißheit und der Willkür überlassen werden, der darf nicht zögern, allen Zeitgeschäften, welche Gestalt sie auch zeigen, wie deutlich ihre aleatorische Natur auch ausgeprägt sein möge, unter den Schutz des Rechts zu stellen.

Der heutige Zustand ermöglicht dem Spekulanten, so lange er glücklich operirt, sich den Gewinn vergnügt einzustreichen, sobald er aber in Verlust geräth, unter Beiseitesetzung aller Grundsätze von Treue und Glauben, sich durch die Einrede des Spiels von der übernommenen Verpflichtung zu befreien. Sie werden sagen: Das ist ja ehrlos! Ja, aber Sie sehen, das Recht sanktionirt die Ehrlosigkeit. — Und dieser rechtliche Schutz, der hier der Gewissenlosigkeit zu einem Triumph über die Ehrlichkeit verhilft, hat überraschend schnell Schule gemacht. Geistliche und Lehrer, Kaufleute und Offiziere scheuen sich nicht mehr, das „Differenzspiel" vorzuschützen. —

Es kann keinem Verständigen ein Zweifel sein, daß die sozialen und wirtschaftlichen Mißstände, wie sie heute an der Börse in erschreckender Weise hervortreten, die ernstesten Besorgnisse rechtfertigen und eine kräftige Reform zur Nothwendigkeit machen. Diese Zustände aber durch eine Rechtloserklärung des Börsenverkehrs in seinem eigentlichen Sinne aus der Welt zu schaffen, ist verkehrt und unwirksam zugleich. Nicht das Geschäft, nicht die Spekulation ist zu unterdrücken, sondern die Machination, welche das unredliche Mittel der Spekulation ist. Die Gründe also, aus denen eine Einschränkung der Spekulation sich rechtfertigen ließe, müssen einzig und allein aus der Verletzung eines sittlichen oder eines öffentlichen Interesses abgeleitet werden.

Die Kölnische Zeitung weist auf diesen Weg hin. Sie stellt es als höchst wahrscheinlich hin, daß die Enquête-Kommission den Versuch auf doppeltem Wege unternehmen werde. Zunächst soll in das Strafgesetzbuch ein neuer Thatbestand aufgenommen werden, wonach mit strenger Strafe belegt werden soll, wer den Leichtsinn und die Unerfahrenheit eines Dritten in einem Umfang, der dessen wirthschaftlichen Verderb zur Folge haben kann, zur Eingehung von Spekulationsgeschäften durch Verleitung, Vermittlung oder Abschluß ausbeutet. Dann aber soll, und zwar unabhängig von einer solchen Bestrafung, jede civilrechtliche Wirkung aus Geschäften, die auf Grund eines solchen Thatbestandes abgeschlossen worden sind, ausgeschlossen werden, vor Allem also auch das auf Grund solcher Geschäfte Bezahlte zurückgefordert werden können. Soweit dieser Thatbestand nicht vorliegt, soll der Einwand des Spiels oder der Wette nicht mehr zulässig sein.

Es wird sich in dieser Zeitschrift noch die Gelegenheit bieten, diesen Vorschlag näher zu prüfen. Wir stehen ihm im Prinzip nicht unsympathisch gegenüber, und das wird jeder thun, der das überhandnehmende Unwesen der sog. „Agenten" kennt, die im Auftrage bedeutender Kommissionshäuser Stadt und Land bereisen, um in gewissenloser Weise vom Bürgermeister bis zum Barbier Alles, was in ihre Hände fällt, zum Spekuliren zu reizen, und damit Leute, die vom Börsengetriebe, von Hausse und Baisse ungefähr so viel verstehen wie der Börsenjobber von Moral, ins Unglück zu stürzen. Nur dürfen wir uns nicht verhehlen, daß „Leichtsinn" und „Unerfahrenheit" recht dehnbare Begriffe sind, mit denen gesetzlich, wie das Wuchergesetz zur Genüge bewiesen hat, nur schwer auszukommen ist. Auch darf der einsichtvolle Wirthschaftspolitiker niemals vergessen, daß das Strafgesetzbuch in seiner Hand stets die letzte Waffe bleiben muß, — weil es die unwirksamste ist.

Dr. Julius Lubszynski.

Vor Tiſche.

Nun wollte ich dem allzeit lieben Leſer, wie Apoſtata ſagen würde, dies= mal ſchon die wirklich erſte Schüſſel ſerviren, da zwingt mich der ernſt= hafte Schalk, noch einmal zum hors d'oeuvre zurückzukehren. Wenns nicht ſo ſchmackhaft iſt wie das erſte Mal, liegts daran, daß ich herberen Wein dazu auftragen muß. Ohne captatio benevolentiae dafür, daß ich von mir ſelbſt ſpreche: ich kann nicht in der Reſerve bleiben, der „Zukünftige" hat mich ja vor die Linie gerufen. Ganz ernſthaft geſprochen, und ich ver= lange, daß man an meinem Wort nicht dreht und deutelt, da ich keine Contrebande mit meiner Flagge zu decken gewillt bin: ich proteſtire da= gegen, als ob mir „jede höhere Anſchauung, jeder rechtliche Idealismus im Kohler=Sinne fehle". Leute, die mich ein wenig öfter im Gerichtsſaal gehört, als mein einmaliger Gegner Apoſtata, dem natürlich nach alter Erfahrung ſein einziger Kriminalprozeß als Centralſtation der forenſiſchen Thätigkeit des letzten Jahrzehnts erſcheint, werden mir zugeben, daß folgende Worte Kohlers geradezu das Motto meiner Berufsthätigkeit ſind: „Die Behandlung der Menſchen im Strafprozeß und Strafrecht, die in jedem Menſchen den Menſchen achtet, ſoll das Bewußtſein von den unverbrüch= lichen Rechten der Menſchen ſteigern. Man darf nicht glauben, daß die Beſtrafung der Uebelthat das einzige und letzte ſei, und daß es darum an= gezeigt ſei, den Menſchen als Maſchine zur Erlangung der Wahrheit zu benutzen." Und ferner wiſſen die Wiſſenden, daß immer und in unſerer Zeit beſonders *jeder* Angeklagte des Vertheidigers bedarf, ſehr bedarf, zwingend bedarf. Warum —, über das trübe Thema laſſen Sie mich ein andermal reden. Und Schutz und Schirm zu ſein den Wehrloſen, iſt immer die *gute* Sache, ſelbſt wenn der Waffenloſe ein Böſewicht iſt; denn jeder iſt eben nur ein Böſewicht im Lebensſinne, nicht in dem der welt= bedeutenden Bretter. Homo sum, nihil humani a me alienum puto! Den Anzapfungen über die Vertheidigerhonorare, einer lieben Gewohnheit

der Tagespresse in letzter Zeit, gegenüber eine kurze Anekdote als einzige Antwort für heute! Da war einmal ein Staatsanwalt, dens auch verdroß, daß der böse Vertheidiger manchmal für guten Lohn beschäftigt wird. Er hielts für taktvoll, den Geschworenen nach einem wirksamen Plaidoyer des Vertheidigers zu sagen, sie möchten sich von dem leidenschaftlichen Redner nicht hinreißen lassen; gewiß stände das Honorar dieser Rede in richtigem Verhältniß zur Leidenschaft. Dem antwortete der Angegriffene: „Ich hatte gehofft, daß der Herr Staatsanwalt den sittlichen Muth haben würde, eine verlorene Festung mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen zu verlassen! Er hats anders gewollt. Was die Entschädigung unserer beiderseitigen Arbeit betrifft, so besteht ihr Hauptunterschied darin: der Herr Staatsanwalt arbeitet auf Akkord, ich auf Stück. Es thut mir für ihn leid, wenn seine Arbeit schlechter bezahlt wird; ich halte mich aber nicht für verpflichtet, deshalb mit ihm zu theilen!“ Wenn ich nun in der glücklichen Lage bin, kein Vertheidiger-Kuli zu sein, und dadurch auch meine culinarische Existenz eine leibliche ist, so kann ich bezüglich dieser Genüsse Jedem nur meinerseits Gastfreundschaft anbieten und rufen: So oft Du kommst, Du sollst willkommen sein! Also bitte, lieber Apostata! Trotz alledem hat der Spottvogel leider Recht, wenn er meint, ich sei nicht satt. Berufsmäßig bin ich entsetzlich hungrig. Ich habe einen ganz ungestillten Hunger nach Erfüllung meiner Ideale von Recht, Takt und Ehrlichkeit. Und heiß, wie mir dieser Hunger aufsteigt, soll auch das Wort sein, das ich dafür ergreife. Um für dies Wort eine Stelle zu finden, war auch für mich die Gründung der „Zukunft“ eine That. Um dieser Redefreiheit willen ist auch mir, ganz wie dem Herausgeber, der sogenannte Warnruf meiner angeblichen Freunde gleichgiltig, die mich von dem Freischützen Max fernhalten möchten. Es thut mir selber gar nicht weh, wenn ich mich in seiner Gesellschaft seh'. Ich bin weder in meiner anwaltlichen Stellung, noch als Mensch und Schriftsteller auf irgend eine Partei, Rasse oder Gruppe eingeschworen, fürchte Gott und scheue Niemanden, selbst nicht hungrige Neider. Hab' allezeit gewußt, daß die beste Deckung der Hieb ist; drum ist mir die Wahl zwischen Hammer und Ambos nicht schwer gefallen. Nur bin ich, wo ein wirklicher Gegner ist, immer mehr für die Keule, auch im Berliner Jargon gedacht. Ich bin wirklich nicht: „Fritz, der muntere Knabe“, wie mich Apostata mit seiner Neigung zum Strohhalmkitzeln zu nennen beliebt, und lasse mich durch seine Diminutive nicht diminuiren. Doch endlich genug von mir. Ueber Recht und Gerechtigkeit will ich später reden. Bleibt nur, was mir für jetzt das Wichtigste scheint. Ist meine Lebens- und Weltanschauung, deren Anhänger ich vor allzu scharfem Urtheil der Gegner schützen will, wirklich diktirt von „laxer Moral“?

Weil wir auch im Winter nicht vergessen, daß im Kreislauf der Jahreszeiten Frühling und Sommer wiederkommen, schreit man uns an: Ja, siehst Du denn nicht, wie's schneit?! fühlst Du den Frost nicht?! Gewiß, denn wir haben Augen wie Ihr und eine Haut, wie Ihr! Man sagt uns sogar nach, daß diese Haut eine verzärtelte sei, die den Frost noch leichter spürt. — Weil der Streber nach unten tritt und nach oben kriecht, weil die meisten Menschen das Lied dessen singen, dessen Brod sie essen, weil bei Liebesmahlen und Parteifesten auf unglaubliche und widerliche Weise gefaselt wird, und weil die meisten Menschen über ihre Verhältnisse leben, wie man das kurzweg nennt, hören diese Asketen und Propheten die apokalyptischen Reiter nahen! Wenn Winkelried die Lanzen ins eigene Fleisch reißt, schafft er der Freiheit eine Gasse, das kann aber nicht jeder Gassenjunge, wenn er uns den harmlosen Spazierstock aus der Hand schlägt. Ihr strebenden, selbständigen Geister werbet aber den Troß dieser Gassenjungen hinter Euch sammeln, wenn Ihr Euch auf das gewaltige „Wehe"-geschrei caprizirt und Sodoms Ende predigt. Ihr thut, als ob das Entzünden des elektrischen Lichts das Signal der Faulheit sei, spottet dabei Euer selbst und wißt doch nicht, wie! Ist das Loblied der Unschlittkerze, bei der der hungernde Philosoph seine Weltweisheit durchsinnt, wirkliche, ehrliche Zukunftmusik? Also jedes Mitglied der oberen Zehntausend wird von Eurer alleinseligmachenden Kirche ausgeschlossen? Nicht wahr, den alten Recken im Sachsenwalde, der doch auch kein Kostverachter Zeitlebens war, nehmt Ihr doch aus? Und wißt Ihrs auch ganz authentisch, daß Professor Schweninger von keinem entfettungbedürftigen Plutokraten mehr einen Bläuling oder Bräunling als Honorar anzunehmen geschworen hat? Ihr könnt mir entgegnen, das sei ja gar nicht behauptet, aber zwischen dem Spott über unsere angebliche Faulheit und die elektrischen Cigarrenanzünder und solchen Gedanken ist die Brücke winzig schmal. Dem Freisinn, früher Fortschritt, wirft man seit Jahrzehnten die Negation, die mangelnde Positive vor. Fürchten diejenigen, die über unsere positiven gesellschaftlichen Verhältnisse so blitzschnell den Stab brechen, ohne zu sagen, was denn nun aus allem Wild im Walde werden soll, wenn die wahren Herren der Zukunft Hungerkünstler sind, wozu wir in der Industrie Erfindungen machen, wenn ihre Benutzung uns zu Protzen oder Prostituirten macht, fürchten sie denn nicht, gleichfalls der Unproduktivität geziehen zu werden? Und das ist für mein Gefühl einer der peinlichsten Vorwürfe, beinahe so schwer, wie der völlig ungerechtfertigte, daß der Lebensfrohe zugleich ein Faulthier sein müsse. Du lieber Himmel, als ob nur die Griesgrame arbeiteten und strebten. Die Falter pflegen keine Falten zu haben, aber das auffällige Schwitzen allein thuts auch nicht. Nur beispiels-

halber erzähle ich Apostata und seinem verehrten Schweninger, daß ich schon bei jeder anderen Beleuchtung meines Lebens froh gewesen bin, nicht nur beim elektrischen Licht, und auch bei ihm der ernsten, anstrengenden Arbeit nicht vergessen habe. Beinahe möchte ich meinen, daß Ihr hier die Temperamente vor Gericht stellt und eine Prämie für den Choleriker aussetzen wollt. Ich bin sanguinisch genug, zu glauben, daß ich um dieses meines sanguinischen Temperamentes willen nicht als Erster auf der Zukunftguillotine enden muß. Ludwig Loewe, gewiß einer von denjenigen Parteimännern, die allezeit den Gegner ehrten, der aber dennoch mit heiliger Begeisterung an die Gerechtigkeit der eigenen Sache glaubte, gab mir einst, zu jenen Zeiten, als ich noch ein Jüngling war und in Politik machte, bei dem zürnenden Antlitz der großen Volkstribunen über einen fröhlichen Einfall die wohlwollende Bemerkung mit auf den Lebensweg: „Gott sei Dank, daß es noch Menschen giebt, die herzlich lachen können!" Mit Recht vertheidigte einst einer meiner Kollegen einen halbwüchsigen Bengel, der der Beleidigung angeklagt war, weil er über einen Gensdarmen gelacht, mit folgenden Worten: „Meine Herren, sprechen Sie diesen Knaben frei! Es ist wahr, er hat beim Anblick eines Polizisten gelacht, und das soll er nicht! Aber freuen wir uns seiner goldenen Jugend! Wenn er älter sein wird, wird er wissen, daß man beim Anblick der Polizei nicht lacht, daß man bitterlich ernst ist! Freuen wir uns seiner goldenen Jugend!" Was aber ist erstrebenswerther, als ewige Jugend in solchem Sinne?

Wahrlich, Ihr Berather und Mahner des Herausgebers der „Zukunft", ich brauch' Euch nicht hören stärker beschwören. Ich will Euch noch manch Lied singen, so bitterlich ernst, daß es wirklich aus ihm klingt wie banges Stöhnen. Hab genug erlebt und beobachtet in und außerhalb des Gerichtssaals, vor und hinter den Kouliſſen der Volksbühne, um mitreden zu können, vielleicht Vielen zum Tort, aber auch Manchem zum Trieb. Wollt Ihr mich deshalb nicht hören, weil ichs nebenbei mit dem Bettelstudenten halte — „Aus all dem Chaos steigt der Humor als Sieger hervor!"? Da seid Ihr ja schon wieder auf dem besten Wege echt germanischer Systemherrschaft und Klüngeltheorie! In Euren Verein der Seriösen laß ich mich darum doch nicht aufnehmen, — nicht für Bulgarien! Damit im Zusammenhang eine Bitte an Apostata und Genossen, deren Erfüllung ich anheimstelle, um gut anwaltlich zu reden. Was meine geistige Persönlichkeit betrifft, bin ich so unverheirathet wie nur irgend möglich und ohne jede „Compagnie." Wenn irgendwo, ist auf diesem Gebiet Kumpanei Lumpanei. Also wollt Ihr mich bekämpfen, angreifen oder mit gut gemeinter Satire verfolgen, bitte, wenns geht, in völlig monistischem Akkusativ. Laßt mich ganz allein das Objekt sein. Ich will weder Frenzeln noch Franzeln an

meinem Rockſchoß. Ich ſchiebe meinen Lebens- und Denkkarren gern allein, bin echter Berliner und leide ungern, daß „einer hinten aufhackt!“ Iſt ja doch ſelten eine heilige Ehe, in die man dabei hineingezwängt wird. Eben glaubt man noch, der Compagnon mit den Initialen: „Fr. v. Sch.“ ſei „Friedrich von Schiller“ und plötzlich hat ein findiger Bühnenleiter oder Satiriker „Franz von Schönthan“ daraus gemacht. Für ſich allein kann man ſchon einſtehen auf der Menſur, und garantiren, daß man nicht mit dem Kopf zuckt, wenn die gegneriſche Klinge pfeift, oder commentmäßig geſprochen, nicht „kneift“. Die ſelbſtſchuldneriſche Bürgſchaft für einen Andern dabei zu übernehmen, iſt ſchon knifflicher. Und nun denke ich, iſts genug auf beiden Seiten der Vorſpeiſe, und der Begrüßungshumpen geleert. In dieſem Sinne: „Zu Tiſche!“

Dr. Fritz Friedmann.

Ein Schlußwort.

Dieſes war die Antwort auf eine Antwort. Herr Fritz Friedmann hatte hier erzählt, warum er anderer Meinung iſt, und ich hatte mir geſtattet, die Weltanſchauung von Friedmann, Freuzel & Co. zu beleuchten. Daß ein in Berlin lebender Schriftſteller bei Beleuchtungproben „zu Tiſche“ verlangt, iſt nicht wunderbar; eben ſo wenig, daß ein vortrefflicher forenſiſcher Redner gern behauptet, was nicht beſtritten, und noch lieber beſtreitet, was nicht behauptet wurde. Intereſſant iſt nur, daß der liebenswürdige Plauderer nicht beſtreitet, was behauptet wurde, daß nämlich die ihm ſo ſchön ſcheinende Geſellſchaft den, der in ihr leben will, doch zu recht bedenklichen Kompromiſſen zwingt. Aber mit netten Leuten, die ſchon bei der Suppe ſind, ſoll man über ethiſche Fragen nicht ſtreiten. In dieſem Sinne: „Mahlzeit!“ M. H.

Aus dem heiligen Rußland.

„Am deutschesten ist man überhaupt, wenn man nicht davon spricht!“ Diese Worte Ludwig Speidels gelegentlich einer Wiener Aufführung von Wildenbruchs „Väter und Söhne“ scheinen unsere meisten Herren von der Tagesfeder nicht gelesen zu haben; denn sie sprechen niemals emphatischer von unserer großen Mutter Germania, als da, wo sie es gar nicht nöthig haben, nämlich wo sie über russische Finanzen urtheilen wollen.

Reiben sich unsere Kapitalisten verwundert die Augen, wenn sie immer und immer wieder vor den schlechten Papieren des Zarenreichs gewarnt werden! Hat man sich denn jemals, wenn man nicht gerade Fürst v. Pückler-Muskau oder ein großer Theaterregisseur in München ist, mit seiner geschiedenen Frau wieder verbunden? Nach einer so schweren, fast operativen Trennung, wie sie Deutschlands Kassaschränke von den ihnen so lange angetraut gewesenen russischen Staatspapieren — es sind nunmehr der Jahre fünf — vollzogen haben, ist doch im Ernst an unsere Wiedervereinigung mit ihnen nicht zu denken. Und wenn der „Reichsanzeiger“ sie empfehlen würde, die „Nordd. Allgemeine“ dem Finanzminister Witte eine ganze Seite weißen Papieres zur Verfügung stellte, wenn Herr v. Caprivi all seine Liebe zu ihnen in eine Reichstagsrede ergösse und Herr v. Rothschild jeden einzelnen Titre wie einen Wechsel indossiren wollte —: unser Publikum würde dennoch keine Russen mehr zeichnen oder kaufen. Wer hierüber anders schreibt, ist entweder ein unwissender Mensch, oder ein falschpatriotischer Journalist.

Durch all dieses Wühlen und Hetzen ist auch das Unzulängliche bei uns Ereigniß geworden, so daß unsere Philister im Ernste die gesammte russische Finanzverwaltung für ein großes Labyrinth halten, in dem sich nur einige interessirte Beamte zurechtfinden können. Denn daß bei unserm östlichen Nachbarn alle Minister Geschäfte machen und daß wiederum der Kriegsminister das Recht habe, in alle Dispositionen seiner Kollegen von der Kasse mit hartem Schwerte dreinzufahren, gilt bei uns so ziemlich als ausgemacht. Apropos Korruption! Ein alter gewiegter Bankier sagte mir einmal: „In Rußland gehe ich bis zum General und in Oesterreich bis zum Erzherzog.“ Da der Millionär, der mir dies anvertraute, wie gesagt, bereits sehr alt war und außerdem schon viele Jahre seit dieser Unterhaltung verflossen sind, so ist es natürlich inzwischen ganz anders geworden — ganz. In Wirklichkeit wird in Rußland nur naiver und frecher gestohlen als in unserem edleren (!) Westen, der möglichst heimlich zu sündigen versucht. Das kommt aber nicht zu den leitenden Personen, die zum Theil gewiß so unbefangen und unparteiisch handeln, wie nur irgend ein Staatsbeamter in England oder Preußen. Es wäre traurig, wenn man seine Kenntnisse über ein Land nur aus einem Roman schöpfte; aber selbst derjenige, welcher nur Tolstois Anna Karenina Theil I. gelesen hat,

könnte aus der Schilderung der Thätigkeit von Alexey Alexandrowitsch eines der wichtigsten Leitmotive russischer Verwaltung sehr leicht erfassen. Tolstoi weiß doch, was er karikiren will, wenn er eine Kommission zur Bewässerung der Felder des Gouvernements Zaraisk einsetzen läßt, welche diese Frage a) vom politischen, b) vom administrativen, c) vom ökonomischen, d) vom ethnographischen, e) vom materiellen und f) vom religiösen Standpunkt erforschen soll. Dann müsse das gegnerische Ministerium noch einmal wegen der dem Komitee unter Nr. 17015 und 18308 vom 5. December 1863 und 7. Juni 1864 eine Erklärung abgeben, — — — „die Röthe der Erregung bedeckte das Gesicht Alexey Alexandrowitschs, als er den Wortlaut dieser Ideen schnell in das Konzept schrieb." Ja, so komisch es auf den ersten Blick klingt, in diesem vermeintlichen Reiche der Knuten und der Juchten spielt die Theorie ihre gewaltige Rolle. Es ist eben der Respekt der Halbbildung und zwar der historisch entwickelten, der in einer solchen abergläubigen Furcht und Neigung zum abstrakten Denken hervortritt. „Gedrucktes kann man mit dem Beile nicht abhacken", sagt der Bauer in der Steppe, und „der macht Bücher", so weist man im Petersburger Salon ehrfürchtig auf einen gerade anwesenden Schriftsteller hin.

Glaube man doch nur nicht, daß jenes in unsern Blättern so viel gezeichnete Bild richtig sei, von einem Großmachtstaate, der um jeden Preis viel Geld borgen wolle und mit seinen verzweifelten Wünschen der Hochfinanz nachlaufe. Total verzeichnet! Herrn Witte drängt es heute mehr nach Gold als nach Geld, aber falls ihm sofort ein sehr umfangreiches Anlehen entgegengebracht wird, das noch obendrein die Franzosen stärker mit Rußland engagirt, so hat er gewiß nichts dagegen. Gegenwärtig ist es noch immer die Hochfinanz, die zu Rußland kommt und zu diesem Zwecke sogar die Pforten genau erkundet, an denen sie wirksam anzuklopfen hat, denn die europäische Kapitalanhäufungen, genannt: Banken, bedürfen der großen Geschäfte. Und gegen eine gute Provision könnte die Diskontogesellschaft auch eine große Betheiligung an einem Anlehen nehmen, das gar nicht in Deutschland aufgelegt wird und das sie lediglich innerhalb ihrer so mächtigen Gruppe repartirt. Allerdings nur unter einer Bedingung: daß Rothschild mitginge. In Wirklichkeit ist aber zwischen den leitenden Herren in Petersburg und dem eben genannten Welthause gar nicht direkt unterhandelt, sondern nur durch freiwillige Vermittler, die wir später noch streifen werden. Auch heute bleibt es zweifelhaft, wer diese halbrichtige Meldung von einer Anlehens-Alliance Rothschild-Rußland so lange aufrecht erhalten hat; — der dortige Finanzminister? um etwa die Konkurrenz zu reizen und anzuregen, oder jenes Welthaus? aus Furcht vor einer Verletzung der theuersten Liebe, die Frankreich augenblicklich hegt? Der Schluß war natürlich die Variation eines bekannten Börneschen Satzes: „Das Haus Rothschild und das Haus Romanow sind mit einander gespannt".

Die Rothschilds können aber heute gar kein so großes Anlehen machen, weil in diesem speziellen Falle der sonstige Zusammenschluß der Häuser fehlen würde. Die Wiener Firma ist von den österreich-ungarischen Valutageschäften absorbirt, die Londoner sowie Frankfurter Rothschilds gehen aus konfessionellen Gründen nicht mit, bliebe nur das Pariser Haus. Dieses hat aber, selbst wenn es ohne die Andern eine so große Sache unternehmen wollte, nur einen brauchbaren Leiter: Alfons v. Rothschild. Die Tüchtigkeit der übrigen Chefs wird derart angezweifelt, daß sogar viele Makler das Bureau in der Rue

Lafitte einfach wieder verlassen, sobald sie hören, daß Alfons selbst nicht anwesend ist. Als der eben Genannte zum Begräbniß seiner Tochter nach Wien reiste, fand er bei seiner Rückkehr so viele inzwischen begangene Fehler vor, daß er seitdem die ganze Leitung auf seine eigene Person zugeschnitten haben soll. Hätte also das Pariser Haus das russische Anlehen übernommen, so stände dieses schwierige und vielfach zu lenkende Geschäft auf zwei Augen, und das war mit ein Hauptgrund, weshalb Rothschild von diesem fetten Bissen seine Augen, Herr Drummond würde sagen: „thränend", abwandte.

Was nun die öfteren Spritzfahrten des jungen Hoskier nach Peterburg betrifft, so hat er persönlich sich wohl eingebildet, daß sie einer Anleihe gälten; das Wichtigste bleibt aber doch, was der russische Finanzminister davon hält. Hoskier ist ein kleinerer, dem Rufe seiner Altvordern nach höchst solider Bankier, der ohne gerade für eine Morès-Sauce zu schwärmen, doch eine Art von christlicher Gruppe repräsentiren will. Daß mit dieser Gruppe auch die Banque de Paris et des Pays Bas geht, sowie Bischoffsheim und Goldschmidt, schadet nichts weiter, der Name Hoskier giebt eben doch die Fahne für ein gewisses Bank- und Provisionchristenthum ab. Thatsächlich hatte der Mann ja auch einmal ein russisches Anlehen zu Stande gebracht, aber da er von seinem Gewinne dabei nur Frs. 10,000 an die assistance publique gesandt hatte und man ihm in Paris, wo bekanntlich reiche Leute unter einem Glassturz stehen, einen Profit von einer Million nachrechnete, so hat seine Person nicht die Sympathien des Publikums. Hätte Herr Hoskier nichts gegeben, so würde man ihm dies weit weniger übel genommen haben; das Kleinliche, Schäbige ist es, das die Franzosen zu verletzen pflegt und das z. B. wir Deutschen in den ungemessensten Quantitäten von unsern reichen Leute vertragen können. Trotz alledem hätte die grande nation neue russische Werthe nicht mehr aufgenommen, denn sie sind mit den alten, wie der Engländer sagen würde: gluted.

In Rußland selbst kommen für Anleihegeschäfte nur drei Banken in Betracht, die Petersburger Diskontobank, die Internationale Handelsbank und neuerdings mehr die Russische Bank für Auswärtigen Handel. Die Diskontobank wurde im Jahre 1869 konzessionirt, unter den damaligen Gründern befanden sich die drei ersten Banknamen Rußlands: J. E. Günzburg, Kronenberg in Warschau und Raffalowitsch in Odessa. Die Dividenden dieser Bank, die Jahre hindurch nur mit 50 % Einzahlung, also 5 Millionen Rubeln arbeitete, waren bis zu den letzten Jahren glänzend, in 22 Jahren durchschnittlich 15¼ pCt. Indessen hat diese Bank, welche mit Mendelssohn, Warschauer 2c. stets sehr liirt war, doch vorläufig ihre Rolle ausgespielt, denn ihr Direktor, der bekannte und einst so einflußreiche Sack scheint eben stark in den Hintergrund zurückzutreten. Gründe: 1. er hat das Emissiongeschäft s. Z. so intensiv gepflegt, daß die Conto-Correntthätigkeit seiner Bank empfindlich darunter leiden mußte, während z. B. die Internationale Bank schon oft, wenn ihr Hauptinstitut nichts verdient hatte, durch ihre Filiale in Kiew herausgerissen wurde. 2. Sack ist Jude, was bei der Erleuchtung des jetzigen Zaren eine der ungünstigsten Eigenschaften bleibt, die ein großer Geschäftsmann dort besitzen kann. Wäre er nicht zu renommirt, so könnte er es vielleicht wie andere Juden machen, die, falls sie zu einer Synagogen-Gemeinde statt zu einer Tempelgemeinde mit Orgel gehören, einfach: „reformirt" angeben und dann mit Hilfe von reisenden Rubeln als deutsch- oder französisch-reformirt eingetragen werden. Wir kommen zur

Petersburger Internationalen Handelsbank, die ebenfalls 1869 und mit etwas größerem Kapital gegründet wurde. Trotzdem diese Bank mit der Oesterr. Kreditanstalt, der Diskontogesellschaft und Rothschild zusammengeht, hat sie im Durchschnitt über 2 pCt. weniger vertheilt, als die Diskontobank. Ihr früherer Leiter war Laski, der durch die Heirath mit einer vornehmen Polin in die einflußreiche Aristokratie hineingekommen war. Laski hat zwar viel geleistet, aber zu einer wirklichen Staatsaktion ließ es seine persönliche Unzuverlässigkeit niemals kommen. Gegenwärtig spielt ein Herr Rothstein bei der Bank seine Rolle. Der Mann kam mit Empfehlungen von der Diskontogesellschaft nach Petersburg, wurde dort Makler, und Wyschnegradski, damals noch Präsident der Bank, zog ihn wegen seiner rechnerischen Fähigkeiten, denn in Rußland sind die Männer, die Anleihen ausrechnen können, selten, in das Direktorium. Rothsteins letzte That, wenn man auch Fehlschläge so nennen darf, war jetzt seine Reise nach Paris, um dem neuen Finanzminister eine heilige Anleihe auf dem Präsentirteller entgegenzubringen. Die Russische Bank für Auswärtigen Handel wurde 1871 gegründet und mit Hilfe der Gruppe Deutsche Bank — Wiener Bankverein dann später auf das für russische Verhältnisse sehr große Aktienkapital von 20 Millionen Rubel gebracht. Hierdurch, sowie durch den Umstand, daß die Bank ihre Gelder frei hat, ist sie für Staatsvorschüsse, wie solche in Rußland, nicht gerade unter diesem ausgesprochenen Titel, vorkommen, besonders geeignet. Vorübergehend war die Bank durch das bekannte Engagement mit den Wittgensteinschen Gütern etwas in Mißkredit gerathen. Auch war sie es, die im letzten Frühling das Notengeschäft im großen Stile an der Börse einführen wollte. Die Wolga-Kama-Bank, welche den Namen zweier Flüsse trägt, die ein gewaltiges Ländergebiet umfassen, ist ein Riesenin stitut für das innere Geschäft. Die Leitung ist stockrussisch, was ihr es wohl auch vor Jahren erleichterte, von dem Gouverneur der Staatsbank ohne Unterpfand, man sagt bis 20 Millionen, zu leihen. Bei Nacht und Nebel hielten die Schlitten an einem Seitenausgange und das baare Gold wurde in Säcken für die Wolgabank hineingeworfen. So schrankenlos verfügte eben nur Laminski. Heute ist die Wolga-Kama-Bank sehr gut, in einer schlechten Zeit könnte sie aber gerade ihre Geschäftsspezialität an den Rand des Abgrundes bringen.

Interessant ist übrigens auch die Genesis der Finanzminister Bunge war Professor der politischen Oekonomie und Statistik in Kiew. Später zugleich Direktor des dortigen Diskontocomptoirs der Staatsbank, hierauf Gehilfe des Ministers und endlich Finanzminister selbst. Seine berühmt gewordene Theorie: Rußland solle zur Papierwährung übergehen, d. h. im Sinne der auswärtigen Gläubiger Bankerott machen, ist gottlob bislang Kathederblüthe geblieben. Sieht man aber von der Rücksicht auf den Westen ab, so läßt es sich nicht leugnen, daß die Einführung der Papierwährung das Gescheidteste für Rußland wäre. In jenem ungeheuren Reiche begegnet außerdem die Rubelnote keinerlei Mißtrauen und selbst ihre starken Vermehrungen beängstigen mehr das Ausland, da dieses ganz übersieht, daß wegen der ungeheuren Entfernungen enorme Geldmittel, und zwar leicht transportable, nothwendig sind. Im Uebrigen giebt es sogar sehr fein gebildete Petersburger, die hiervon ebenfalls keine Ahnung haben, und ich entsinne mich noch mit vielem Vergnügen eines russischen Gesandtschaft-Attachés der mich inständig bat, ihm doch zu glauben, daß die vielen Rubelnoten nur

von den Engländern und Franzosen herkommen, die während des Krimkrieges eine Notenpresse mit falschen Stempeln in Bewegung gesetzt hätten.

Auf Bunge folgte der berühmte Wyschnegradski. Er war Techniker und Lehrer des Polytechnikums in Petersburg. Sodann wurde er Präsident der russischen Südwestbahn, Gründer vieler Industrien und Vorsitzender der Internationalen Handelsbank. Seine Ministerernennung erfolgte ganz überraschend, da Viele gar nicht wußten, daß Wyschnegradski eine Beamten-Laufbahn hinter sich hatte. Charakteristisch für die Politik dieses Mannes waren die großen Konversionen, an denen der Staat wenig oder nichts verdiente, die aber unternommen wurden, weil, wie die neuaufgehende Sonne meinte, Rußland sein finanzielles Prestige im Auslande heben müsse. Wyschnegradski war in beständigen großen Spekulationen, aber — für die Staatskasse, das Gegentheil glaubt man natürlich bei uns, wo man einfach alle russischen Finanzminister für Berliner Bankdirektoren oder Breest und Gelpckes hält. Als der Zar einmal Klagen des Ministers zu hören bekam über die Verschlechterung des Rubelkurses, hat er mit seiner berühmten Antwort: „Ich spekulire nicht an der Börse" auch nur auf das System Wyschnegradskis und nicht auf dessen Persönlichkeit gezielt.

Auf einen Volkswirthschaftler und einen Techniker ist endlich der Kenner der kleinen Verhältnisse: Herr Witte, gefolgt. Er hat den Dienst von unten herauf durchgemacht, bis er in die Leitung der Südwestbahn kam. Eines Tages war er klug genug, für eine Eisenbahnkatastrophe die Verantwortung zu übernehmen; was ihm die vorzüglich rentirende Freundschaft des Marineministers Tschichatkows eintrug. Sein Avancement zum Chef der in Rußland so wichtigen Tarifabtheilung trat ein und er gab im Verlaufe dieser neuen Thätigkeit ein werthvolles Werk über den betreffenden Gegenstand heraus. Nachdem er sodann noch Provinzialdirektor geworden war, benutzte ihn Wyschnegradski, um den Chef des Eisenbahndepartements, den mächtigen Hübbenet, zu stürzen. Herr Wyschnegradski kreirte nämlich innerhalb seines Finanzdepartements plötzlich eine Verkehrsabtheilung, deren Leitung Witte übertragen wurde. Nachdem sich der Finanzminister im Dienste aufgerieben, war dann Witte sein natürlicher Nachfolger. Es war eine blendend rasche Karrière, die der Genannte wegen seiner Tüchtigkeit wohl verdient. Private Geschäftlust läßt sich auch ihm bis jetzt nicht vorwerfen, obgleich seine Goldpolitik sehr oft das Kopfschütteln der ausländischen Bankiers hervorruft. Denn auch er folgt bei seinen Goldkäufen den Traditionen Wyschnegradskis, der langsam, aber stetig an das Sammeln eines Kriegsschatzes ging, also das Skobelewsche Wort, daß der Krieg die billigste Industrie sei, gebührend verachtete. Dieser Kriegsschatz in der Peter-Pauls-Festung ist da, er vermehrt sich und wird im Frühjahr und Sommer noch oft die Befürchtungen der Hochfinanz hervorrufen.

Aus dieser Genesis der Finanzminister ist aber immerhin ersichtlich, mit welcher Sorgfalt dieser Posten besetzt wird und wie hoch selbst die Theorie dabei im Kurs steht. Dann und wann streckt der Despotismus wohl die Herrscherhand aus und winkt einem System ab. Es ist aber auch wieder ein System, das hierauf an Stelle des aufgegebenen tritt. Willkür, Unwissenheit oder gar Eigennutz machen sich an diesen maßgebendsten Stellen, um das Messingsch des Inspektors Bräsig zu reden: „höchst smaal im Leibe."

Pluto.

Fürstbischof Kohn.

Langsam nur kriecht der Zeiger vorwärts, der in Sankt Peters römischem Dom die Stunde weist. Im Juni des Jahres 1831 hatte La Mennais, einer der früheften Christlich-Sozialen, in einem Blatte, das „Die Zukunft" hieß, seine Stimme erhoben und den Papst angerufen auf daß er in der großen sozialen Bewegung des Jahrhunderts die Führung an sich risse. Laut verkündete er die damals noch neue Wahrheit: „A moins d'un changement total dans le système industriel, un soulèvement général des pauvres contre les riches deviendra inévitable." Aber aus dem Vatikan schallte kein Echo zurück und mit flammenden Worten peitschte La Mennais, der aus einem römischen Priester inzwischen sich in einen orthodoxen Sozialdemokraten verwandelt hatte, die Klerisei, weil von Jesu sie und von seinem Kultus der Mühsäligen und Beladenen sich abgekehrt und mit den Mächtigen, den Ausbeutern, wie man heute sagen würde, ein unchristliches Bündniß geschlossen hätte. Die verlockende Tonart des religiösen Demokratismus nahm Georges Sand auf, im „Spridion" und im „Müller von Angibault", wo die Nothwendigkeit eines gesellschaftlichen Zusammenbruches ahnend vorausgesehen wird, „parce que du choc immense, épouvantable de tous les intérêts égoistes doit naître la nécessité de tout changer". Noch immer aber, wie vernehmlich auch die Nachfolger Saint-Simons mahnten, blieb die sonst so gesprächige Roma stumm und sechzig Jahre nach dem Anrufe des La Mennais und seiner „Zukunft" erst ergriff Leo XIII. dessen Gedanken und überraschte am 15. Mai 1891 die Welt mit der merkwürdigen Encyclica „De conditione opificum". Im Vatikan war es Frühling geworden.

Den neunten Pius beherrschte völlig das Sehnen nach der Erhaltung seiner weltlichen Macht. Einen Augenblick schien es, im achtundvierziger Sturmjahre, als wollte die römische Kirche, unter dem Einflusse Lacordaires, Montalamberts und ihrer Genossen, die Zeichen der Zeit erkennen; bald aber trat die Sorge um den irdischen Besitz, um die Bewahrung des

Kirchenstaates, wieder in den Vordergrund. Durch die Porta Pia mußten am 20. September 1870 erst die Truppen Victor Emanuels siegreichen Einzug halten, ehe der Neu-Katholizismus sich bilden konnte. Auch dann noch dauerten die Geburtwehen, das hohe Alter der Gebärerin macht es begreiflich, recht lange und äußerlich gilt noch heute der Kampf um den Territorialbesitz als die bedeutsamste Aufgabe des Heiligen Stuhels. Aeußerlich —: auf Katholikentagen und bei den Ansprachen an fremde Pilger; insgeheim hat das Papstthum, hat namentlich der eigentlich leitende Jesuitenorden mit dem unwiederbringlichen Verlust wohl sich abgefunden und das Streben geht jetzt dahin, mit der erstarkenden Demokratie und den entfesselten Geistern aus der Tiefe der Völker einen für den guten Magen der Kirche verdaulichen Frieden zu finden. Ist der romanische Westen Europas, ist Spanien, Portugal und Italien erst wie Frankreich republikanisirt, dann ist der Träger der Tiara dort auch der einzige Souverain und auf den Besitz einer fest umgrenzten Länderstrecke kann er dann leichten Herzens verzichten. Still spinnt der Zauberer von Rom, spinnen seine klugen jesuitischen Rathgeber feste Fäden und schon haben sie dem Papstthum eine Weltstellung erobert, wie es in diesem Jahrhundert sie kaum je zuvor noch besaß —: mit der Demokratie ist die Fühlung gefunden, ein russischer Großfürst küßt den Pantoffel des Pontifex Maximus und eine dritte Weltmacht, das Judenthum, blickt freudestrahlend eben zum Petersthrone empor.

Als 1878 Leo XIII. diesen Thron bestieg, da empfing auch ihn wieder der Ruf aus der Gemeinde des Saint-Simon und La Mennais. Unter dem Titel „La question religieuse" erschien im Jahre der Papstwahl ein Buch, das solche Sätze enthielt: „Niemals wurde der Kirche ein Werk entgegen gebracht, das ihrer hohen Aufgabe und des Geistes ihres Begründers mehr würdig war. Ist sie nicht bestimmt, an den Kleinen Mutterschaft zu üben und den Bedrückten eine mächtige Schützerin zu sein? Nur ihrer Geschichte und ihrer Tradition braucht sie zu gedenken. Die Kirche hat die alte heidnische Sklaverei und die feudale Hörigkeit entwurzelt, sie hat heute um die Verbesserung der Lage des modernen Arbeiters sich zu bemühen. Dann erst wird sie in Wahrheit das Werk der Welterlösung vollbracht haben, dessen Ziel ihr göttlicher Stifter in die Worte gefaßt hat: ‚Lasset die Kindlein zu mir kommen' und ‚Liebe Deinen Nächsten als Dich selbst'. Der Verfasser dieses schon vergessenen Buches war kein Katholik, überhaupt kein Christ, sondern — der jüdische Bankier Isaac Pereire, der nicht lange vor seinem Tode sich innerlich zum Saint-Simonismus bekehrt hatte. Vielleicht hat Leo XIII. dieses Mannes und des von ihm entworfenen katholisch-sozialen Programms gedacht, als er, bald nach seiner in

Einzelheiten wundervollen Encyclica über die Lebensbedingungen der arbeitenden Klassen, auf den fürstbischöflichen Stuhl von Olmütz den Sohn kleiner jüdischer Händler berief.

Scherzend und ernsthaft haben Philosemiten und Antisemiten die Wahl des Herrn Kohn zum Fürstbischof glossirt; einem des Nachdenkens werthen Gedanken über dieses immerhin ungewöhnliche Ereigniß aber bin ich nirgends begegnet. Es ist ja recht schön, wenn im „Berliner Tageblatt" noch ganz ernstlich vom „auserwählten Volke" gesprochen wird — so lange jedes Blatt des alten Testamentes als heilig gilt, kann man darüber ja nicht hinweg; und es ist nicht weniger schön, wenn wir aus dem „Börsen-Courier", die seltsame Tonkadenz rühmt als Verfasser den Klausner, erfahren, daß Kohn zu deutsch Priester heißt und daß also ein geeigneterer Name für einen Kirchenfürsten überhaupt nicht zu träumen ist. Aber — auch ein Pastor Gilka oder Cognac würde, obgleich ursprünglich diese Namen nichts Alkoholisches haben, doch heiteres Befremden erregen; und zu der Klugheit der römischen Kirche darf man getrost das Vertrauen hegen, daß sie ganz genau wußte, was sie that, als sie das Kreuz und den Ring mit den strahlenden Steinen gerade dem Domherrn Kohn verlieh.

Aus den Satzungen der Jesuiten erwähnt man mitunter die Bestimmung, sie nähmen keinen Juden auf und als Jude habe Jeder zu gelten, dessen Vorfahren nicht seit fünf Generationen getauft waren. Dabei vergißt man gern, daß für die jesuitische Moral die Gesetze nur da sind, um gebrochen oder noch lieber umgangen zu werden; darin eben wurzelt die zähe Lebenskraft dieses Ordens, dessen Stifter Ignaz Loyola ein Baske war, der Angehörige also einer als fossile Kuriosität aus vorhistorischer Zeit nur erhaltenen Nation. Rom hat, seine Weltstellung und seine Ansprüche zwangen es dazu, das Prinzip der Nationalitäten niemals anerkannt; nur die Kurzsichtigkeit kleiner Zeitungschreiber kann vom römischen Standpunkte aus den Rassenantisemitismus vertreten, denn Rom gehört jede Seele, die katholisch wurde, mag sie nun in den Listen dieses oder jenes Staates geführt werden. Nach römischer Anschauung hörte Herr Kohn an dem Tage, wo er die Taufe empfing, auf, ein Jude zu sein, und dogmatische oder gar religiöse Hindernisse standen deshalb seiner Berufung zum Erzbischof niemals im Wege. Wie ein Riesenschwamm saugt der Romanismus Alles, was sich ihm naht, auf und darum kann er mit der Judenfrage nie so viel zu thun bekommen wie etwa das deutsche Volk, dem diese Fähigkeit des Auffangens nicht in die Wiege gelegt wurde. Niemals aber auch ist die Masse der Gläubigen sich dieser geheimen Kraft des Katholizismus bewußt geworden; und es entsteht die Frage: Warum haben die Herren in Rom,

den zweifellos vorhandenen instinktiven Antipathien zum Trotz, den Sohn jüdischer Kleinhändler mit dem herausfordernden Namen Kohn zum Erzbischof von Olmütz ernannt?

Leichtfertiger Philosemitismus antwortet: Weil Herr Kohn der begabteste Kandidat war; leichtfertiger Antisemitismus wiederum entgegnet: Weil ohne die Juden selbst der Papst nicht mehr wirthschaften kann. Beide Antworten lassen den Kern der Frage unberührt. Das Papstthum sucht eben jetzt wieder eine politische Rolle zu spielen, es giebt die nutzlose Defensive auf und strebt, in den kommenden Kämpfen sich die Führung zu sichern. Wer die Bedeutung des vatikanischen Konzils von 1870 nur in der Verkündung des Dogmas von der Unfehlbarkeit sucht, der geht in die Irre, denn diese Verkündung hatte nur redaktionellen Werth: sie fixirte schriftlich ein altes Gewohnheitrecht. Seit jenen Tagen aber und besonders seit auf Pius Leo gefolgt ist, trat an die Stelle des in prächtigem Plunder einherwallenden Priesterkönigthumes eine neue, eine erschreckend moderne Macht: Rom gab die Monarchien auf, wie es die Nationalitäten aufgegeben hatte, und nahm die Spitze im drohenden Zuge der Demokratie. Langsam nur kriecht der Zeiger vorwärts, der in Sankt Peters römischem Dom die Stunde weist: 1870 begann das Uhrwerk zu schnurren und 1891 erst schlug die Stunde aus. In der Geschichte des Katholizismus aber behauptet das vatikanische Konzil seinen Platz so gut wie das Konzil von Nicaea.

Der neue Kurs der Kurie machte neue Männer nöthig. Mitglieder alter Feudalgeschlechter taugten nicht mehr für kirchliche Hochwürden, denn sie hätten im Volke, das doch gewonnen werden sollte, Mißtrauen erregt. Bürgerliche: Dinder, Kopp, Korum, wurden auf bischöfliche Sitze berufen, kein polnischer Magnat, sondern der bescheidene Stiftspropst von Wreschen empfing den Purpur des heiligen Adalbertus von Gnesen; und als nun in Olmütz die Sedisvakanz eintrat, da konnte dem Papstthum, das mit England, mit Frankreich und Rußland eben freundliche Grüße getauscht und in der sozialen Bewegung sein Wort gesprochen hatte, die Zeit auch geeignet erscheinen, um dem über die Erde verstreuten Judenthum eine billige Gunst zu erweisen. Der Jubel, der in unzählige Depeschen und Leitartikel der in erster Reihe jüdischen Interessen dienstbaren Presse sich entlud, beweist, wie vollkommen der schlau ausgedachte Coup geglückt ist.

Das nämlich trennt den Katholizismus von dem im Marienhaften und in manchem Andern ihm verwandten Judenthum: Rom stößt den Abtrünnigen aus und weiht ihn für Zeit und Ewigkeit dem Verderben, während Judäa das von heute mindestens, sich nur um so fester an ihn klammert. Man sollte meinen, die Presse, die als einen Aberwitz immer den Rassenantisemitismus verdammt, hätte der Wahl des Herrn Kohn kühl bis ans Herz hinan zu-

zuschauen sich verpflichtet gefühlt und sehr deutlich zu sagen: Ein getaufter Jude ist ein Christ und geht uns nicht an. Das Gegentheil trat ein und indirekt wenigstens klang aus dem Freudengeschrei das Geständniß hervor, daß trotz der Taufe der Olmützer Bischof innig und dringend vom Judenthum reklamirt wurde. Vielleicht verbarg hinter dieser Unvorsichtigkeit sich auch nur die stolze Genugthuung, in den Tagen Ahlwardts von Rom aus als eine Macht anerkannt zu werden, mit der man zu rechnen hat. Dabei muß man freilich bedenken, daß in der Presse meist die schlechtesten Elemente des an Ehrlichkeit und sittlichem Bewußtsein durchaus noch nicht verarmten Judenthumes thätig sind; nur durch die Befreiung von dieser widrigen Ochlokratie kann dem unaufhaltsam jetzt erstarkenden Antisemitismus noch begegnet werden, dem das schnöde Treiben in der Presse und an der Börse die wichtigste Propaganda macht. Oder thut das der „Börsen-Courier" nicht, wenn er schreibt: „Von der Person und der persönlichen Würdigkeit des Erzbischofs Dr. Kohn von Olmütz wissen wir absolut nichts. Seine Abstammung läßt, wofern er nicht aus der Art geschlagen ist, vermuthen, daß noch wenig würdigere Männer einen erzbischöflichen Stuhl bestiegen haben". Das ist nur ein Beispiel. Kein Christ und kein Jude hat irgend eine Veranlassung, dieses schamlose Gebahren noch länger zu dulden; und wenn die von jüdischen Interessen beherrschte Presse Gräuel wie den Prozeß der polnischen Mädchenhändler, der mit der Verurtheilung von zweiundzwanzig jüdischen Menschenverkäufern schloß, totzuschweigen versucht, nachdem sie für Buschhoff mehr als 50,000 Mark zusammengetrommelt hat, dann muß sie sich sagen lassen, daß sie es ist, sie ganz allein, die immer wieder die Geschäfte des Antisemitismus besorgt.

Diese Winkelkonsulenten des Judenthums mögen in der Erwählung eines Fürstbischofs von jüdischer Abkunft einen großen Rassensieg wittern; einsichtige Juden werden sich nicht darüber täuschen, daß hier ein Scheingeschäft abgeschlossen wurde, bei dem Rom nichts zu bieten und nur den Schein eines Vortheils zu heischen hat. Rom braucht nicht, wie so viele christgläubige Potentaten, jüdisches Geld, und aus seiner engen Umarmung läßt es den eifrigsten Juden nur als gestempelten Katholiken wieder entweichen. Der Augenblick, der das Papstthum, unter dem Einfluße der längst schon antimonarchischen Jesuiten, den westlichen Dynastien den Rücken kehren und mit fliegenden Kirchenfahnen in die sozialen Schlachtreihen eintreten sieht, ist einem papistisch-jüdischen Bündniß gewiß nicht günstig; denn als ein verarmter und oft genug hochmüthiger Adel, dem schneller Gelderwerb nur wieder Parvenumanieren gab, schreitet Juda durch die Geschichte der Welt und seine abtrünnigen Söhne nur, die Heine, Lassalle und Marx, haben für das Ringen und Wünschen der Armen und Elenden liebevolles

Verständniß gezeigt. Die Sabbathfeier lebt in der Sonntagsruhe wieder auf, und, siehe da, sie wird von den journalistischen Sachwaltern des Judenthumes bekämpft. Auf Nazareth giebt eben Manchester keinen Reim und in den Programmen der Großhändlerparteien sucht man vergebens die Worte, die Paulus einst an die Corinther schrieb: „Caritas patiens est, benigna est; non quaerit quae sua sunt; omnia suffert, omnia sustinet".

Mit diesen Worten aber schloß die Encyclica Leos des Dreizehnten und deshalb kann er unter seinen Hilfstruppen zwar einen Bankier nach der Art des Isaac Pereire gebrauchen, nicht aber Kommerzienräthe gewöhnlichen Schlages oder Sozialdemokraten nach dem Herzen des Herrn Singer, dessen korrumpirender Einfluß in seiner eigenen Partei vernehmlich genug beseufzt wird. Von unten und von oben sehen die Juden sich heute umworben und Schlauheit, die nicht über den nächsten Laternenpfahl hinaus zu blicken vermag, glaubt schon, die jüdische Macht werde unter allen Umständen triumphiren, was auch das Chaos gebären möge: wenn nicht durch Singer, dann doch durch Kohn. Aber der Sozialismus, in seiner leoninischen wie in seiner marxistischen Fassung, kokettirt nur mit dem Judenthum, hier, weil er sein Geld braucht, dort, weil er seiner Presse einiges Wohlwollen suggeriren will. Auf beiden Seiten ist es im Grunde auf eine Bekehrung abgesehen; auf beiden Seiten legt man auf die Nationalität gar kein, auf die Bekenntnißtreue alles Gewicht. Und wenn Rom heute, wo es nach einer großen Politik im Stile des Mittelalters wieder trachtet, auch den Sohn eines Juden mit dem demantenen Kreuze schmückt, so muß doch, genau wie seine hochwürdigsten Amtsgenossen, Fürstbischof Kohn den heiligen Eid ableisten, der ihm gebietet, Haeretiker, Schismatiker und alle Feinde seines Herrn, des Papstes, nach seinen Kräften zu verfolgen und zu bekämpfen.

Apostata.

Gegen das Ende dieses Monats wird Fürst Bismarck, dessen Gesundheitzustand vortrefflich ist, von Varzin auf dem Wege über Berlin nach Friedrichsruh übersiedeln.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, 26. November 1892.

Die rothen Primadonnen.

Einer der freisinnigen Rundreiseredner soll, als er eben von einem Wahlfeldzuge für einen kandidirenden Parteigenossen zurückkam, den harrenden Fraktionvettern statt anderer Begrüßung die Worte zugerufen haben: „Wie einen König hat man mich gefeiert!“ Vergessen war der unglückliche Ausgang der Redeschlacht, vergessen die Wahl des konservativen Gegners; nur an den persönlichen Triumph bewahrte das parlamentarisch geschulte Gedächtniß liebendes Erinnern. Die Geschichte ist vielleicht nicht wahr, doch sicher gut erfunden; denn sie beleuchtet sehr lustig die Virtuosengefühle, die den commis voyageurs der öffentlichen Meinung auf ihren Gastspielfahrten durch „Stadt und Land“ anerzogen werden. Wie der virtuose Schauspieler allmählich jede Rücksicht auf den Dichter, dem er doch dienen soll, verlernt, so tritt für den virtuosen Agitator schließlich jedes Interesse hinter die Freude an der befriedigten Eitelkeit zurück und, ohne nach dem praktischen Erfolge viel zu fragen, läßt er den Jubelschrei erschallen: „Wie einen König hat man mich gefeiert!“ Diese Erfahrung hat man auch im sozialdemokratischen Heerbann schon gemacht und deshalb wurde auf dem Parteitage der deutschen Sozialdemokratie das hübsche Wort von den „Partei-Primadonnen“ mit verständnißvoller Heiterkeit begrüßt. Hoffentlich nimmt ein Witzblatt, der Kladderadatsch oder die Lustigen Blätter, sich der Sache an und zeigt uns Liebknecht als beweglich klagende Mezzosopranistin, Bebel als dramatische, Singer

als prächtig geputzte Koloraturen-Sängerin, denen die Herren Auer, Fischer und Stadthagen als Vertraute dann zur Seite treten mögen.

Das Star-System, von dem unsere Theater sich zu befreien suchen, hat namentlich in den links stehenden politischen Parteien recht hübsche Fortschritte gemacht und die bewährtesten Zugkräfte sind schon längst nicht mehr in der Lage, allen Gastspielanträgen, die an sie ergehen, Folge leisten zu können. Es fehlt überall an Nachwuchs und deshalb bleiben die Alten in ungeschmälertem Rollenbesitz, so lange sie noch einen Ton in der Kehle haben. Die erste Folge davon ist, daß an die Stelle begeisterter Ueberzeugung eine handwerkmäßige Routine tritt; und die zweite, daß die Koryphäen in immer bedenklichere Abhängigkeit vom lieben Publikum gerathen. Beide Erscheinungen haben sich auch auf dem Parteitage der deutschen Sozialdemokratie gezeigt, für dessen langwierige und meist langweilige Verhandlungen kaum ein passenderes Motto zu finden sein dürfte als die Sätze, die in Shakespeares Heinrich dem Sechsten Hans Cade zu seinen Getreuen spricht:

„'S ist für die Freiheit, zeigt euch nun als Männer:
Kein Lord, kein Edelmann soll übrig bleiben;
Schont nur, die in gelappten Schuhen gehn,
Denn das sind wackre, wirthschaftliche Leute,
Die, wenn sie dürften, zu uns überträten."

Die Lohnschreiber — es giebt auch proletarische —, die mit aufgeblasenen Backen dem sozialdemokratischen Parteitage schmetternde Fanfaren vorausſandten, werden nun doch in einiger Verlegenheit sein, wenn sie erklären sollen, was denn gar so Großes vollendet wurde. Den Irrthum dürfen sie nicht zugeben, denn das Wesen und die Gefahren der Lohnschreiberei bestehen ja eben darin, daß unter allen Umständen der zahlende Auftraggeber gelobt werden und seinem persönlichen oder parteilichen Interesse eine Kerze verbrannt werden muß. Auch die rothen Primadonnen haben ihre Claque, auch ihnen lügen, so oft sie die Bretter verlassen, eifrig klatschende Hände Erfolge vor. Dem von Gunst und Haß nicht getrübten Blick aber muß das Ergebniß dieses Parteitages außerordentlich gering erscheinen und es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses Urtheil insgeheim auch von den sozialdemokratischen Führern bestätigt wird. Aber auch diese Partei, die angeblich doch von der heutigen Gesellschaft nichts erwartet und

nichts wünscht und die deshalb auch weder Kompromisse zu schließen, noch Rechnung zu tragen brauchte, hat von den Taktiken und Praktiken der Zunftpolitiker schon so viel angenommen, daß man zwischen den Zeilen zu lesen verstehen muß, um ihre wahren Stimmungen zu erkennen.

Die Fehde, die zwischen den Herren Liebknecht und Vollmar über die Stellung zum Staatssozialismus ausgebrochen war, ist durch eine Resolution beigelegt worden und eine Resolution hat sich auch mit dem Antisemitismus beschäftigt, der eigentlich in einer Rede Bebels und in einer daran zu knüpfenden Diskussion behandelt werden sollte. Wer die Psychologie der Parteien nur einigermaßen kennt, der weiß, daß Resolutionen meistens von der Verlegenheit eingegebene Palliativmittel sind. Herr von Vollmar ist und bleibt den norddeutschen Primadonnen verhaßt, weil er sich gar zu freimüthig als Possibilisten bekennt und damit dem durch die Wühlereien der „Unabhängigen" erregten Mißtrauen der Massen neue Nahrung giebt; die Größe seines Anhanges innerhalb der Partei nimmt aber den führenden Genossen doch den Muth, offen gegen ihn vorzugehen. Und der Antisemitismus hat unter den Sozialdemokraten so rapide Fortschritte gemacht, daß man ernstlich befürchten mußte, in der Debatte verschämte oder laute Ahlwardtereien zu erleben; deshalb wurde dieser interessanteste Punkt der Tagesordnung vorsichtig umgangen. Offiziell wird das natürlich mit nachdrücklichster Entschiedenheit bestritten, in Privatgesprächen aber geben selbst die eifrigsten Genossen es achselzuckend zu. Vollmar hat eben seine Gruppe und Singer, der sein Vermögen der Partei vermacht haben soll, ist ein noch viel mächtigerer Mann; Beide stützt außerdem noch die Befürchtung, durch ihren Sturz könnten die Herren Bebel und Liebknecht allzu mächtig werden. In diesem Knäuel persönlicher Erwägungen und Rivalitäten ist schließlich für die „Sache" kaum noch irgendwo Platz.

Das größte Aufsehen hat die Debatte über den „Vorwärts" erregt und der Ausspruch des Herrn Liebknecht, die Redakteure müßten vor dem Parteitage stehen wie „Indianer am Pfahl". Wahrscheinlich wollte Herr Liebknecht sagen, wie die Weißen am Pfahl der Indianer, das mochte ihm aber zu unhöflich klingen. Und doch ist die Gereiztheit des alten Herrn sehr begreiflich; denn die Thatsache, daß er als Leiter des sozialdemokratischen Centralorgans ein Jahresgehalt von 7200 Mark

bezieht, ist seit Monaten dazu benützt worden, den ergrauten Führer offen und versteckt anzufeinden. Immer wieder kamen aus dem Abonnentenkreise Briefe, die Auskunft darüber verlangten, ob denn wirklich ein solches „Ministergehalt" bezahlt würde, und ein schlagfertiger Redakteur gab schließlich einem der Neugierigen im Briefkasten die Antwort: „Wenn Sie den Betreffenden etwa anpumpen wollen, sind Sie an den Unrechten gekommen!" Das thörichte Gerede war durch die verwerfliche Taktik der Unabhängigen aufgebracht worden, die dabei ganz schlau mit den Eigenthümlichkeiten der proletarischen Ethik gerechnet hatten, mit der Anschauung, daß der Versuch, sich auf unrechtmäßige Weise zu bereichern, eigentlich das einzige unverzeihliche Verbrechen ist. Brutalitäten und Unsittlichkeiten im Sinne des bürgerlichen Gesetzes werden in diesen Kreisen unendlich viel leichter vergeben als ein unlauteres Streben nach dem, was hier immer und überall fehlt: nach Geld und Gut. Nun ist es ja klar, daß Herrn Liebknecht ein solcher Verdacht nicht einmal von fern treffen kann; er ist im Vergleich zu seinen Chef-Kollegen sogar sehr schlecht bezahlt, denn der Freiherr von Hammerstein erhält 24,000 Mark und Herr Levysohn 18,000 Mark im Jahr. Aber die sozialdemokratische Partei hat dem Unverständniß der Massen schon zu oft nachgegeben, sie hat die Lohnsätze für geistige Arbeit allzu willfährig herabgesetzt, als daß sie über den neuesten Ansturm sich verwundern dürfte. Wenn ein Mann, der die „Kopfarbeiter" beschimpft, in den Vorstand der freien Volksbühne berufen, wenn den Zöglingen dieses pädagogisch geplanten Unternehmens schwarz auf weiß das Recht zugesprochen wird, über literarische Werke in letzter Instanz abzuurtheilen, dann ist es nur selbstverständlich, daß die Männer der schwieligen Faust am Ende glauben, die Arbeit des Herrn Liebknecht sei „ein Pappenstiel" und könnte bequem in billigen Tagelohn vergeben werden. Anstatt das nun aber rückhaltlos auszusprechen, erging Herr Liebknecht sich in den unglücklichsten Motivirungen; was Coriolan zu thun verschmähte, das that er: vor den gerührten Quiriten führte er seine Wunden spazieren, sprach von der Nothwendigkeit, für seine Söhne zu sorgen, und erklärte endlich, nachdem er kurz vorher doch die Selbsteinschätzung für geistigen Kapitalbesitz verworfen hatte, nicht er verdiene an der Partei, sondern die Partei verdiene an ihm.

Das ist nun ein freundlicher Irrthum, den uns das Toben der

Claque verständlich macht. Die Primadonnen erfahren immer zuletzt, daß sie Runzeln und Fettansatz haben, und Herr Liebknecht weiß ganz gewiß nichts davon, daß auch die ihm am nächsten Stehenden mit seiner redaktionellen Thätigkeit äußerst unzufrieden sind. Auch ein Gegner der Sozialdemokratie konnte früher mitunter seine Freude an der handfesten Deutlichkeit haben, mit der im „Vorwärts" gegen bourgeoise Heuchelei und liberale Korruption zu Felde gezogen wurde. Durch allerlei persönliche Einflüsse aber und durch die Unkenntniß des journalistischen Großbetriebes, die der neue alte Herr aus Leipzig mitbrachte, ist das Centralorgan so gründlich nach und nach verwandelt worden, daß es sich heute den Zorn und die Geringschätzung der Genossen zugezogen hat und daß Herr von Vollmar unter heiterem Beifall sagen durfte, alle Vorwürfe, die man dem „Vorwärts" gemacht habe, seien noch gar nichts im Vergleich zu denen, die man ihm zu machen berechtigt wäre. In der That unterscheidet sich das Blatt eigentlich nur noch dadurch von anderen schlechten Blättern, daß es keine Nachrichten hat, von den kulturell wichtigen Ereignissen kaum Notiz nimmt, und in einer rüden und knotigen Sprache schwelgt. Im Uebrigen wird gelogen, verleumdet, entstellt und totgeschwiegen, ganz wie — anderswo. Und das wissen Alle, aber selten nur wagt Einer, den Parteibann zu brechen und offen das Ding beim Namen zu nennen; verstohlen nur tuscheln sie sich zu: „Der alte Liebknecht kanns nicht, ein Ruhegehalt nimmt er nicht an und die Partei muß ihn deshalb im Amte behalten." Man muß schon die sozialistischen Weihen empfangen haben, um für ein solches Catonenthum, das lieber die wichtigste Agitation schädigt, als daß es mit wohlverdienter Pension sich zur Ruhe setzt, Verständniß oder gar Bewunderung aufbringen zu können.

Indessen trägt Herr Liebknecht nicht etwa allein die Schuld. Es wandert da noch eine Preßkommission herum, an deren Spitze natürlich Herr Singer steht, und die ängstlich darüber wacht, daß nur ja jede Beschwerde jedes Parteigenossen protokollirt wird und in jedem Streit eines Unternehmers mit seinem Arbeiter dem Unternehmer ordentlich eins auf den Kopf gegeben wird. Nun haben bekanntlich selbst Unternehmer mitunter Recht, aber — Herr Singer ist ein strenger Herr und seufzend müssen die Redakteure nachgeben, oft genug gegen ihre Ueberzeugung. Eine Zeitung, die nach persönlichen oder partei-

lichen Interessen geleitet wird, kann eben nur immer so lange anständig und ehrlich sein, als es die persönlichen oder parteilichen Interessen gestatten; ob ein annoncensüchtiger Verleger oder eine demagogisch um den Massenbeifall buhlende Kommission den Gewissenszwang übt, das ändert an dem Resultat nicht das Geringste. Gut schreiben und mit dem Geschriebenen nachhaltigen Eindruck machen kann man nur, wenn man völlig frei ist und von Fall zu Fall nach bestem Ermessen prüfen darf, wo das Recht ist und wo das Unrecht. Die sozialdemokratischen Zeitungschreiber sind aber zum größten Theile gerade solche Kulis wie ihre bourgeoisen Kollegen; systematisch werden sie zur Klopffechterei erzogen, und wenn sie, mit noch blutigen Händen, vom Morden der Bourgeoisie kommen, dann setzen sie sich mit den Vorkämpfern dieser Bourgeoisie um den Biertopf herum und sind die besten Freunde von der Welt. In beiden Lagern fechten Söldner und die genarrten Leser nehmen die Geschichte ernst, während die Wütheriche doch, nach einem Worte Lessings, oft genug wie die Fleischerknechte reisen.

Die liberalen Ganzklugen haben zu dem Parteitage behaglich geschmunzelt und aus dem Gehege ihrer Zähne dann besonders weise Betrachtungen herausgeschickt. Erstens, sagten sie, sind das keine Arbeiter, die hier tagen; für den Manchestermann ist ein Arbeiter ohne hohle Wangen und zerlumpte Kleider überhaupt nicht denkbar; der Manchestermann baut zwar mit bescheidenem Profit Arbeiterwohnungen, aber er weiß nicht, daß der Industriearbeiter darauf hält, bei festlichen Gelegenheiten schmuck und sauber zu erscheinen. Dann meinten sie: „Diese Leute wollen die Welt umgestalten und haben nicht einmal die nöthigen Kräfte, um eine ordentliche Zeitung zu machen!“ Das ist wieder ein Irrthum, denn mit ganz verschwindenden Ausnahmen sind heute alle Journalisten Sozialdemokraten und in Schaaren würden sie, trotz der Singer'schen Preßmaschine, der Partei des Umsturzes zulaufen, wenn diese sie nur auskömmlich bezahlen wollte. Drittens sagten die liberalen Herren: „Sieh, sieh, die einst so wilde Sozialdemokratie ist ja ganz sanft geworden, wir haben es ja immer gesagt, nur keine Gewaltmaßregeln, nur keine Aufregung, laissez faire, laissez aller, es wird schon Alles gut werden.“ Und das ist der dritte und schwerste Irrthum.

In der harten Schule des Sozialistengesetzes haben die jetzigen Führer einige Resignation gelernt; sie sind alt und müde, möchten

Ruhe haben und legen sich, ut aliquid fiat, aufs Prophezeien. Nur bei ganz besonders feierlichen Gelegenheiten wird noch die revolutionäre Walze eingelegt und die Pariser Commune verherrlicht, für den Alltag muß ein bequemer Possibilismus aushelfen, der mit dem Möglichen rechnet und bei Stichwahlen mit Richter, dem Sozialistentöter, Geschäfte auf Gegenseitigkeit schließt. Die Massen aber, denen man so lange den Mund wässerig gemacht hat, werden sich auf die Länge mit so magerer Kost nicht abspeisen lassen, sie werden, wenn der Worte genug gewechselt sind, auch endlich Thaten sehen wollen, und da bis dahin der versöhnliche Caprivismus abgewirthschaftet haben wird, so kann ein schroffer Zusammenstoß der feindlichen Mächte nicht ausbleiben. Heute herrscht in der Sozialdemokratie vielfach gefällige Routine und demagogische Liebedienerei; aber die rothen Primadonnen sind alt, und wer die Vorgänge hinter den Koulissen des Parteitages aufmerksam beobachtet hat, der kann sich nicht darüber täuschen, daß der Zuschauer ungeduldiges Zischen und Trampeln schon bis zu den Sternen bringt und daß die nächste Debutantin die alten Lieblinge über den Haufen rennen wird, namentlich, wenn sie feine Hände und den trotzigen Muth der Uebertreibung hat.

Dienstzeit und Disziplin im deutschen Heer.

Die Geschichte des preußisch-deutschen Heeres soll noch geschrieben werden. Wie groß diese Arbeit auch sein mag, schwerlich würde es an den berufenen Intelligenzen dafür fehlen: es ist vielmehr zu vermuthen, daß die jedem selbständigen Charakter feindliche Hierarchie keiner einzigen Kraft den nöthigen Spielraum dazu gelassen hat.

Die Wissenschaft vom Heere ist als die letzte in die Reihe der Wissenschaften getreten. Nur dadurch, daß jeder, der sich über die innige Wechselwirkung, die zwischen Volk und Heer einerseits und Nation und Heer andererseits (denn Volk und Nation decken sich nicht als Begriffe) besteht, orientiren will, sich selbst mühsam den Stoff zusammentragen muß, erkläre ich mir, daß darüber so viele total falsche Anschauungen, die sich in den oberflächlichsten Phrasen krystallisirt haben, umlaufen, ja, daß unsere größten Heerführer selbst im Unklaren gewesen sind. Die Moltkes, die Roons, sie sind heute in der Wehrfrage nicht mehr maßgebend, und ich erinnere dabei gleich an das Wort Goethes: „Die Autorität ist hauptsächlich Ursache, daß die Menschheit nicht vom Flecke kommt".

In keinem Staate des Abendlandes hat das Heer einen größeren Antheil an der Entwickelung des Volkes gehabt als in Preußen-Deutschland. Ja, der Begriff der deutschen Nation ist ohne das Heer überhaupt nicht zu denken. Dieser Begriff ist ein politischer. Mag sein, daß die schwere Geburt eines einigen Deutschlands die Historiker immer nur zur politischen Geschichte geführt hat. Wohl aber liegt es auch in der menschlichen Natur, die am meisten ins Auge fallenden äußeren Beziehungen zuerst zu erfassen. Der Sozialismus hat zum mindesten das Verdienst, die inneren Seiten des Volkslebens, die wirthschaftlichen und sozialen, mit aller Energie zu betonen. Als einer der größten Fehler erscheint es, Heeresfragen, die tief in das Leben des Volkes eingreifen, nur von rein militärisch-technischen Gesichts

punkten aus zu beurtheilen. Diesen Kardinalfehler hat Boguslawski („die Nothwendigkeit der zweijährigen Dienstzeit") schon gekennzeichnet. „Wie man den Krieg nie rein absolut betrachten kann, sondern immer nur im Zusammenhang und unter der Einwirkung der Politik, so auch die Kriegsverfassung. Dieselbe kann nicht allein danach geschnitten werden, was militärisch wünschenswerth ist, sondern sie hängt ab von der geistigen Höhe der Nation, von der Finanzkraft des Staates, von den Grenzen des Landes, von der Eigenthümlichkeit seiner Bewohner." Diese Gesichtspunkte erscheinen so selbstverständlich, daß man offenbar vergessen hat, auch die Konsequenzen daraus zu ziehen, wie das nur allzu oft passirt. Es kommt in der Beurtheilung einer Sache nicht allein darauf an, Richtiges auszusagen, sondern das Wesentliche, als das Ausschlaggebende, festzuhalten und daraus alle Folgerungen zu ziehen, die überhaupt möglich, also nothwendig sind.

Sollte die Behauptung, daß die Menschen nichts aus der Geschichte lernen, begründet sein, oder sollte man nicht mit viel mehr Recht behaupten können, daß die Geschichtsschreiber statt Geschichte nur Geschichten geboten haben? Lothar Bucher („der Parlamentarismus wie er ist"), sagt: „Die Aufzeichnung, Formulirung der Gesetze ist der Sündenfall der Rechtsentwickelung." Kann man nicht eben so gut sagen: Die Aufzeichnung der Geschichte ist der Sündenfall der geschichtlichen Entwickelung?

Die Frage nach der Länge der Dienstzeit ist zunächst die Frage der allgemeinen Wehrpflicht. Wer gegenüber den 50 Millionen Einwohnern Deutschlands heute die dreijährige Dienstzeit festhalten will, wird wohl, in der Praxis wenigstens, die allgemeine Wehrpflicht aufgeben müssen. Darin liegt aber, bei dem Wachsthum der Bevölkerung, auch eine Gefahr für das Prinzip; und in der That —: wer zwischen den Zeilen der Presse zu lesen versteht, hört in dem allgemeinen Gemurmel ganz deutlich: Fort mit der allgemeinen Wehrpflicht.

Unter einem kleinen Elite-Heer verstehe ich ein Heer, bei dem die dreijährige Dienstzeit thatsächlich bis zur äußersten Konsequenz durchgeführt ist. Unsere heutige Armee mit der kombinirten zwei- und dreijährigen Dienstzeit ist im vollen Sinne des Wortes kein Elite-Heer. Wer für dieses eintritt, giebt, nach meiner Ansicht, schon den Gedanken an die allgemeine Wehrpflicht auf.

Es ist bezeichnend, daß in dem Lande, aus dem die „liberale" Idee des Freihandels stammt, von der allgemeinen Wehrpflicht nicht die Rede ist. Das Vaterland zu vertheidigen, das überläßt man dort denen, die nichts Besseres mit sich anzufangen wissen, den wirthschaftlich Niedergebrochenen, denen, die Schiffbruch gelitten haben.

In der allgemeinen Wehrpflicht hat zum ersten und letzten Male das

Kapital nicht das letzte Wort. Die Gleichheit vor dem Gesetze, so schätzbar an sich, ist doch schließlich ein negatives Gut. Die allgemeine Wehrpflicht, und sie ganz allein, hat positive Bedeutung: sie legt die Lasten der Landesvertheidigung auf alle Schultern ohne Ausnahme.

Wir stehen heute an einer Wende der Dinge. Zurück zum Soldheer oder vorwärts zur zweijährigen Dienstzeit.

Die Frage der Dienstzeit kann einfach so eingekleidet werden.

Welche Eigenschaften und welchen Eifer bringt der gemeine Mann mit ins Heer und wie langer Zeit bedarf es, um diese Eigenschaften für die militärische Erziehung auszunutzen und den Eifer nicht erlahmen zu lassen?

Nur wer die Frage so stellt, ist gezwungen, in ihr Wesen bis zu Ende einzudringen. Die Hauptsache ist — der Mann selbst. Was nützt die beste Wehrverfassung, wenn sich ihr dieser feindlich gegenüber stellt? „Zufriedenheit ist ein nicht unwichtiger Bestandtheil für die innere Tüchtigkeit eines Systems" (v. d. Goltz „Volk in Waffen").

Wie also stellt sich der Soldat zur Dienstzeit?

Man tadelt unsere Zeit als materialistisch. Ich behaupte, sie ist es mit Recht (siehe Lange, Geschichte des Materialismus, 2. Buch 4. Abschnitt): ihr Bestreben geht auf Erwerb und Besitz, der nicht nur eine materielle, sondern auch eine moralische Macht verleiht.

Dem materialistischen, dem industriellen Charakter unserer Zeit gemäß gehören kriegerische Eigenschaften nicht zu den häufigen Erscheinungen: im Gegentheil, die Armee wird als ein nothwendiges Uebel betrachtet und der gemeine Soldat tritt im allgemeinen mit Widerstreben ein. Dieses nimmt naturgemäß zu im Verhältniß seines auf Erwerb gerichteten Strebens. Dieser Gesichtspunkt ist aber noch nicht der entscheidende für die Erfassung der Individualität des Mannes: wer die soziale Frage lediglich als Magenfrage betrachtet, mit dem ist schwer zu streiten. Mit der Wegräumung aller Schranken vergangener Zeit: Leibeigenschaft und Zunftzwang, gesetzliche Beschränkung des Niederlassungrechts und der Ehegründung 2c. hat das Individuum eine ungeahnte Freiheit der Bewegung erhalten und einen auf Unabhängigkeit gerichteten Trieb, der um so intensiver ist, je mehr er sich dessen selbst bewußt wird und gebildete Männer aller Art ihn unterstützen. Hierzu kommt noch das Wachsthum der Bevölkerung und damit der Konkurrenz, die den Einzelnen immer mehr in Gegensatz zum Ganzen bringt.

In der Armee verliert der Soldat seine Freiheit absolut, die Disziplin umfaßt ihn mit eisernen Klammern: es sind nicht die Strapazen, sondern die Augen der Vorgesetzten und den damit verbundenen ungeheuren Zwang,

den der Soldat fürchtet. In die Seele eines Mannes muß man sich versetzen, der vom freien Felde fort plötzlich in die strenge Gebundenheit der Kaserne tritt, um den Wandel zu verstehen, der mit ihm vorgeht. Dem Berufssoldaten geht leicht das Verständniß für die diesen Prozeß begleitenden Erscheinungen ab: darum urtheilen die meisten Offiziere so einseitig über die Dienstzeitfrage. Für ihre Lösung ist das Verständniß für das Fühlen und Wollen des gemeinen Mannes, so wichtig für den Offizier überhaupt, das erste Erforderniß.

Lorenz v. Stein („die Lehre vom Heerwesen") hat für die militärischen Anlagen der verschiedenen Bevölkerungschichten Kategorien aufgestellt.

„Der mittlere Bürgerstand giebt vortreffliche Wehrmänner, aber sehr selten Berufssoldaten. Seine Mitglieder sind die ausgezeichnetsten Elemente des Heeres, sobald man sie nicht auf lange Zeit zum Dienste zwingt. Sollen sie ihre eigenthümliche Qualifikation nicht verlieren, so müssen sie stets bald in die bürgerlichen Verhältnisse, wenn auch nur für einige Zeit, zurückkehren. Die nicht besitzende Klasse in der dichten Bevölkerung giebt zwar die größte Zahl, aber den geringsten Werth her. . . . . Sie haben Bedürfnisse und Wünsche, welche das Heer nicht anerkennt, sie sind daher stets das vorwiegend mißvergnügte Element des letztern und füllen im Kriege die Spitäler. Der wahre Kern des eigentlichen Heereskörpers ist dagegen die mittlere Landbevölkerung. Der Sohn des Bauern ist der beste Soldat gewesen, so lange es ein Heer gegeben hat . . . . Da er aber nur selten mit Vorbildung zum Heere kommt, wird er auch meistens nur durch Anciennetät avanciren; ist er aber einmal avancirt, so bleibt er von allen am liebsten, da sein Bruder zu Hause die Hufe hat" ꝛc.

Allgemein gefaßt, wird die Antwort auf die Frage nach der Länge der Dienstzeit so lauten: Seinem Berufe darf man, mit Rücksicht auf die harten Lebensansprüche einer aufgewühlten Zeit, den Soldaten nur so lange entziehen, daß er nicht allzu sehr geschädigt wird und Lust und Liebe für den Soldatenrock dabei nicht gänzlich verloren gehen.

Drängt also eine mäßige militärische Begabung auf eine längere Dienstzeit hin, so steht die Disziplin dagegen im umgekehrten Verhältniß zur Länge der Dienstzeit. Dieser Satz muß, bei Beurtheilung des ganzen Wehrsystems, weitaus an die Spitze aller Deduktionen gesetzt werden: er ist entscheidend für den guten Willen, die Initiative des Soldaten und folglich für den Geist der gesammten Armee.

Der Gedanke, tüchtige Soldaten durch die Länge der Dienstzeit, also auf quantitativem Wege zu erzielen, ist als materialistisch nicht genug zu verurtheilen. Kein Psychologe, der sich achtet, darf das zugeben. So erzieht man Dressurmenschen, bei deren Anblick sich das Herz eines exerzir-

lustigen Compagnie-Chefs erweitert, aber nicht thatendurstige Krieger, auf die man sich auch außerhalb des Drills verlassen kann.

Die der Gegenwart fröhlich lebende Thatenlust nimmt ab im deutschen Heere und an ihre Stelle tritt die bange Sorge um die Zukunft. Von des Gedankens Bläße angekränkelt, von Bureaukraten beherrscht, droht die Armee mit Verflachung und Versandung. Von diesem Standpunkte aus muß ich das heutige System der kombinirten zwei- und dreijährigen Dienstzeit als im höchsten Grade verwerflich bezeichnen.

Nicht daß ich der Bildung nicht das Recht kürzerer Dienstzeit einräumte: die Disziplin ist ein Kind der Bildung. Ich wende mich vor allem gegen den Gedanken, einen kleineren Bruchtheil als eine Art von „Strafkolonie" bei der Armee ein drittes Jahr behalten zu wollen, nachdem man im Prinzip, durch die Entlassung des größeren Theils, die zweijährige Dienstzeit angenommen hat.

Mit Boguslawski halte ich es überhaupt für unmöglich, ein richtiges Prinzip für die Entlassung der Dispositionurlauber zu finden.

Bei Berücksichtigung der Reklamationen ist doch von einem militärischen Gesichtspunkt nicht die Rede; behält man einige gute Leute zurück, so ist das eine Ungerechtigkeit, die um so mehr ins Gewicht fällt, als dies Prinzip dem Gedanken des Einjährig-Freiwilligen-Instituts geradezu entgegensteht; mit nur schlechten Leuten im dritten Jahrgange hat der Compagnie-Chef die größte Last, und geht man gar, wie es geschehen ist, bei der Auswahl nach dem Lebensalter, so schafft man unter Umständen die allergrößten Ungerechtigkeiten. Was soll man aber dazu sagen, wenn, wie es allgemein üblich war, eine einzige Arreststrafe genügte, um einen sonst brauchbaren Soldaten von der Entlassung auszuschließen?

Man kann nicht genug Rühmens machen von einem System, das die Entlassung zur Disposition als Antrieb zur „guten Führung" benützt und dem Compagniechef eine außerordentliche Gewalt über den Soldaten verleiht. Sollte man wirklich diese Gewalt für moralisch halten? Ich würde vorziehen, sie für eine unmoralische zu erklären. Nicht genug kann man ein solches System als rein mechanisch brandmarken: in ihm prägt sich die ganze Oberflächlichkeit und materialistische Auffassung einer rein auf Nützlichkeit gestellten Moral aus, die den Menschen nur nach den Strafen, die er erlitten, beurtheilt. Was für eine Spezies von Leuten glaubt man denn damit zu erziehen? Doch nur Heuchler oder Mucker. Leute von Charakter kommen dabei schlecht fort. So allerdings mußte das Strafbuch zum Allerheiligsten in der Armee werden. Vom grünen Tisch aus wird die Compagnie nach der Anzahl der Strafen beurtheilt: „Die beste Compagnie ist diejenige, welche die wenigsten Strafen hat."

Man nennt die Armee eine „großartige Bildunganstalt". In meinen Augen ist dies eine grobe Phrase, so lange man die „gute Führung" als Norm und Maßstab der „großartigen" Bildung betrachtet.

Darwin (siehe v. d. Goltz, das Volk in Waffen) erklärt folgendermaßen die Macht der Disziplin: „Die Ueberlegenheit, die disziplinirte Soldaten über undisziplinirte Massen zeigen, ist hauptsächlich eine Folge des Vertrauens, das jeder in seinen Kameraden setzt." Natürlich auch in seinen Vorgesetzten — das versteht sich von selbst. Damit ist die Macht der Disziplin als eine geistige und eine moralische ein für alle Mal ausgesprochen. Mit dem Begriffe des Gehorsams würde die Disziplin so zu sagen nur mechanisch erklärt sein. Sie erfaßt den ganzen Menschen und hängt nicht von einzelnen Faktoren, sondern von dem ganzen System ab.

Dadurch, daß die Hohenzollern mit einem wunderbaren instinktiven Scharfblick das Heer von Anfang an als Organismus, der mit dem gesammten Leben des Volkes in unauflöslicher Verbindung stand, behandelt haben, erklärt sich die wunderbare Ueberlegenheit dieses Heeres über andere. Scharnhorst, — ohne seinem Genie etwas abnehmen zu wollen — hat nichts anderes gethan als die Konsequenzen gezogen aus den Gedanken, die schon in den bisherigen Einrichtungen steckten. (Vergl. M. Jähns, Heeresverfassungen und Völkerleben).

Wer sein Auge fest auf den Geist des Heeres gerichtet hält und sich durch Ueberschätzung der mechanischen Fähigkeiten das Urtheil nicht verwirren läßt, kann sich unmöglich einbilden, daß „die Entwickelung geringwerthiger Soldaten im dritten Jahre zu recht tüchtigen bei mindestens der Hälfte der sogenannten Dreijährigen eine ganz auffallende ist."

Der Gedanke, aus einem unkriegerischen einen kriegerischen Menschen erziehen zu wollen, ist als mechanisch und materialistisch nicht genug zu verdammen. Krieger werden geboren, nicht erzogen. Wer sie erziehen will, muß erst lernen Wasser in Wein zu wandeln.

Wem die organische Natur des Heeres a pirori feststeht, der kann sich auch nicht genug dagegen verwahren (siehe der „Zukunftskrieg und die öffentliche Meinung"), politische Erwägungen für die Organisation der Armee in Ansatz zu bringen. Ueber diese entscheiden das Wesen des Standes und seine Ziele im Allgemeinen, nicht aber die gelegentliche politische Konstellation, und Fürst Bismarck ist sicherlich der Letzte, der die Beschaffenheit der Armee davon abhängig macht. Was geht mich als Soldaten die Triplealliance an? Allen Denen, die darauf bauen, möchte ich zurufen: Hilf Dir selbst, so hilft Dir Gott. Aber auch Denen, die die Stärke des Heeres von der Stärke des Nachbarn unbedingt abhängig machen möchten: Ihr Kleingläubigen! Habt Ihr so wenig Vertrauen zu

Eurer moralischen Kraft und Eurer guten Sache? Nein! Das Heer entwickelt sich nicht von außen nach innen, sondern von innen nach außen — nach einem allgemeinen Prinzip, und das kann kein anderes sein als das der allgemeinen Wehrpflicht, der unbedingten, wirklichen.

Zur Beruhigung der ängstlichen Gemüther und blutscheuen Seelen: Ich glaube, daß in dem Maße, wie sich die Völker zu Nationen krystallisiren und auf ihre Kräfte besinnen, in dem Maße, wie ihre stehenden Heere wachsen, sie selbst kriegsscheuer und friedliebender werden. Um Maitressen und eitlen Ruhmesschimmer werden keine Kriege mehr geführt. Wohl werden sie nicht eher aufhören, als bis die ganze Menschheit um eine gemeinschaftliche Bildung-Achse sich dreht, aber im großen Ganzen werden voraussichtlich die Kriege im stillen, im Wirthschaft- und Konkurrenzkampfe ausgefochten werden. Doch wehe der Nation, die militärisch entartet: Man kann die Kriege wohl entbehren, nicht aber den militärischen Geist. Das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht hat eine historische Mission: es verbindet eine absterbende Kultur-Epoche mit einer neuen. Deutschland, das Land der Mitte, ist der Träger dieser Mission. Für uns handelt es sich deshalb vor Allem darum: friedliebend und kriegerisch zugleich zu sein. „Dies war ehedem paradox, aber nun bestätigt es die Zeit".

Daß so unglaublich viele Menschen, die nie einen Gedanken bis an sein Ende verfolgt haben, ein fertiges Urtheil besitzen, drückt unserer Zeit leider den Stempel der größten Oberflächlichkeit und Halbheit auf. Unsere Schulen zeigen allerdings den Materialismus verkörpert in der handgreiflichsten Gestalt: unter den Lehrern ist die Anschauung gewöhnlich, daß die Bildung schon im Stoffe steckt, und daß es genügt, den Schüler damit bekannt zu machen, um ihn zu bilden. Die Natur des Menschen nimmt aber nur das in sich auf, wofür sie empfänglich ist, und ich kann nichts aus ihr herausbringen, was nicht in ihr steckt. Das ist das Gesetz der Individualität und der Begabung, aus dem sich das Gesetz der Arbeittheilung von selbst ergeben hat.

Man kann ein großer Gelehrter aber ein schlechter Soldat, und wenig gelehrt, aber ein sehr tüchtiger General sein.

Wir leben, ach, noch immer im Zeitalter des sogenannten Liberalismus — ein Wort, das so recht allen denen auf den Leib zugeschnitten ist, die nicht gewöhnt sind, sich etwas dabei zu denken. Der Liberalismus in der Gesetzgebung ist die verkörperte Oberflächlichkeit und Ungründlichkeit — einen wissenschaftlichen Liberalismus giebt es nicht, und wenn sich ein Gelehrter nationalliberal nennt, so muß man ihm die Verantwortung dafür überlassen.

Auch in den Scharnhorstschen Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht,

hat der Liberalismus sein Kukuksei gelegt. Bei strenger Durchführung war sie ihm zu theuer. Ihm sind die Individuen, wenigstens in der Heeresfrage, zunächst nur Steuerzahler. Wenn das mittlere Kapital nicht mehr im Stande ist, die nothwendigen Steuern für das Heer aufzubringen, wie leicht käme man auf den Gedanken, das Großkapital entsprechend höher heranzuziehen. Ein höchst fataler Gedanke! Das Großkapital, wenigstens das mobile, ist ja natürlich liberal wegen der herrlichen freien Konkurrenz. Und wie leicht käme man auf den Gedanken, daß der Reichthum eines Volkes nicht in der Gesammtsumme des Kapitals, sondern vornehmlich in dessen Vertheilung unter die einzelnen Glieder beruht.

So nur kann man sich die unselige Verquickung der zwei- und dreijährigen Dienstzeit erklären, als den Ausfluß einer „mechanischen Weltanschauung" — des Liberalismus.

Aber auch die Idee, die sogenannte „gute Führung" zur Bedingung der Entlassung zu machen, kann ich nur als eine liberale bezeichnen, wenn es überhaupt eine „liberale" Idee giebt. Die Konservativen ahnen nicht, wie ihnen hier die liberale Nachtmütze über die Ohren gezogen ist. Giebt es wohl einen dehnbareren Begriff als den der guten Führung? Man ist gewiß stolz auf den Gedanken gewesen, nun den Mann selbst zum Herrn über sein Schicksal gemacht, in seine Hände die Entscheidung über zwei- oder dreijährige Dienstzeit gelegt zu haben — das nennt man dann liberal — aber giebt es wohl zwei Menschen, die über die „gute Führung" gleicher Ansicht sind? Ein Mann ist, vielleicht durch einen unglücklichen Zufall, zu spät in die Kaserne zurückgekehrt; er ist vielleicht sonst die Pünktlichkeit selber. Der Compagnie-Chef ist aus irgend welchen Gründen gezwungen, ein Exempel zu statuiren. Der Mann wird mit Arrest bestraft und hat so gut wie gar keine Aussichten mehr, zur Disposition entlassen zu werden, da es ja noch viele andere Leute von „guter Führung" giebt, die keine Strafe haben. Das heißt der Laune des Schicksals, dem Zufall, Thür und Thor öffnen, das heißt liberal sein, also von jeglicher Individualität des Mannes absehen. Nicht von den Strafen, nicht von der Angst, länger dienen zu müssen, soll die gute Führung abhängen, sondern von der Macht der Persönlichkeit der Offiziere und der Vortrefflichkeit des preußischen Systems, und in dieser Hinsicht habe ich mehr Vertrauen zu den Offizieren als jener Verfasser, der die größten Gefahren für die Autorität des Compagnie-Chefs in der Aufhebung des dritten Jahrganges sieht (siehe Kreuzzeitung vom 19. Oktober 1892).

Gewiß kann Niemand etwas dagegen haben, wenn einige vorzügliche Soldaten früher entlassen würden als die Andern, aber es ist sehr schwierig, den Maßstab dafür zu finden. Der der Unbestraftheit ist jedenfalls ein

total falscher: die Strafe bedeutet an sich nichts, als daß der Bestrafte sich einmal vergangen hat, — und wer hat sich in seinem Leben nicht einmal vergangen? Wer sich frei fühlt, hebe den Stein auf. Gegen solche greisenhafte, pharisäische Weltanschauung muß man endlich einmal Front machen. Doch nicht dem Liberalismus allein darf man sie zur Last legen, es ist die Anschauung der Juristen und Bureaukraten, in so fern diese der Ansicht huldigen, daß die Welt durch Gesetze regirt wird. Menschliche Leidenschaft und menschliche Triebe aber brechen sich nur an den Felsen eines unerbittlichen Schicksals. Die Gesetze sind der Niederschlag der geistigen Anschauungen der Zeit: noch immer herrscht in ihnen der Gedanke vor, daß dem Nutzen einer Klasse der Menschheit die andern geopfert werden müssen.

Damit die Vorgesetzten Ruhe haben, möchten sie am liebsten jede freie Bewegung, jede Nachlässigkeit, jeglichen Jugend-Uebermuth mit einem Jahr Dienstzeit bestrafen und die Kaserne zu einer Heringstonne stempeln, wo artige Jünglinge ein klösterlich friedliches Dasein hinschlummern.

Ein Offizier.

Weiter, weiter!

Sporn' Dein Roß nur, wilder Reiter,
Fliege sausend durch's Erleben,
Streife Sang und Lieb und Reben,
Aber trachte: weiter, weiter.
Gold Vergängniß,
Dasein zinnern,
Weltverhängniß!
Im Erinnern
Finde Rast nur. Was entquoll den
Klaren Tiefen junger Zeiten,
Fernversunk'nen, leidgefeiten,
Wird sich einzig Dir vergolden.

Weimar. Hans Olden.

Adolf Bastian.

Wer durch die Königgrätzerstraße der Reichshauptstadt wandert, dessen Blicke werden schon von Weitem durch ein imposantes Gebäude gefesselt, das als gewaltiger Block sich tief in das angrenzende Areal hinein erstreckt, das Königliche Museum für Völkerkunde. Dies ist die Heimstätte des Mannes, der geradezu als der geistige Gründer dieser umfassenden Schatzkammer unseres ethnologischen Wissens angesehen werden kann, den alle Forscher auf dem weitverzweigten Gebiete der modernen Völkerkunde, bei uns und in fremden Ländern, als ihren Führer anerkennen: Adolf Bastian. Das Leben eines deutschen Gelehrten pflegt schlicht und einfach zu verlaufen, ohne äußeres Gepränge und offizielle Prämiirung, daher erklärt es sich, wenn von dem Wirken und Schaffen dieses modernen Odysseus, der den Erdball nach allen Windrichtungen kreuz und quer Jahrelang durchpilgert hat, wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, um so weniger, weil der für die Meisten so bedeutsame Reiz des Abenteuerlichen und Romanhaften hier völlig fehlt. Bastian ist ein Sohn der alten Hansastadt Bremen, geboren am 26. Juni 1826. Nach Absolvirung des Abiturientenexamens studirte er zunächst ein Jahr in Heidelberg Jurisprudenz — ein Umstand, der ihm späterhin für die Beurtheilung schwieriger Rechtsverhältnisse bei den Naturvölkern sehr zu Statten kommen sollte, um sich dann in Berlin, Jena und Würzburg der Medizin und den Naturwissenschaften zuzuwenden, eine Ausbildung, die er als Dr. med. in Prag vollendete. Da erfaßte ihn der unwiderstehliche Wandertrieb, der ja unserem Stamme so besonders im Blute liegt, und im Jahre 1851 begann er mit seinen weltumspannenden Reisen, die sich (natürlich mit einzelnen Unterbrechungen) über den Zeitraum von 30 Jahren erstreckten. Es würde ermüden, wollten wir diese Fahrten im Einzelnen chronologisch und topographisch genau schildern, wir begnügen uns statt dessen, eine davon herauszugreifen, um die Art und Technik gleichsam der ethnographischen Erforschung daran zu veranschaulichen; der eigentliche prinzipielle Standpunkt, das wissenschaftliche Programm, das wir zu erläutern haben, ist ja doch selbstverständlich immer das selbe. Nach Vollendung der ersten Expedition (im Jahre 1858), wo der junge Pionier überall mit den größten Ehren aufgenommen wurde, unternahm er schon nach drei Jahren, die fleißig literarisch ausgenützt wurden, eine Reise, die wesentlich der Er-

schließung und tieferen Ergründung, des seit den Tagen Schopenhauers uns zugänglich gemachten Buddhismus galt. Die einzelnen Stationen waren folgende: Von London nach Madras, über den Meerbusen von Bengalen nach Rangun, der Hauptstadt von Britisch-Birma, dann den Irawaddy hinauf bis nach Mandalay. Dort wurde Bastian für sechs Monate beim König internirt, weil er den verbotenen Versuch gewagt hatte, von hier nach China durchzukommen; aber diese unfreiwillige Muße sollte ihm in sofern sehr zu Gute kommen, als er dort durch einheimische Priester in die verschlungenen Irrgänge der buddhistischen Spekulation sehr gründlich eingeweiht wurde. Endlich aus der Haft entlassen, fuhr er den Menam abwärts nach Bangkok, Hauptstadt von Siam, wo er die Landessprache erlernte und die prachtvollen Tempelbauten von Cambodja besuchte. Von hier ging er über Ceylon nach Batavia, wo ihm von der holländischen Regirung die Erlaubniß gewährt wurde, auf einem Kriegsschiffe Nangasakki und Yokohama in Japan kennen zu lernen. Dann finden wir unseren Reisenden wieder im Reiche der Mitte (Shanghai, Tientsin, Peking), um nun durch die Mongolei und die Tundren Sibiriens auf Schlitten in die Heimath zu eilen. Aus Südrußland endlich wurde der Kurs auf Deutschland zu genommen, wo der unermüdliche Wanderer nach fünfjähriger Abwesenheit im Jahre 1866 in Bremen glücklich eintraf. In dieser Weise wurden sämmtliche Kontinente nach einander durchforscht, meist in merkwürdigen Zickzackbewegungen, wie z. B. noch auf der letzten Reise, die eigentlich Centralasien und Vorderindien galt, wo plötzlich Bastian an der ostafrikanischen Küste bei Zanzibar auftauchte, aber doch mit großen Zielpunkten und immer mit reicher wissenschaftlicher Ausbeute für die ethnographischen Sammlungen des Museums, die seit 1868 seiner Leitung unterstellt waren. Daneben ging eine geradezu riesenhafte literarische Produktion her, die sich bis auf den jüngsten Tage hin fortsetzt und die selbst dem Kenner die Uebersicht des Materials bisweilen nicht leicht macht; in der That füllen Bastians Werke, (von den in alle Winde verstreuten Abhandlungen und Vorträgen abgesehen, die sich übrigens nach mehreren Hunderten belaufen), für sich genommen eine ganz ansehnliche Bibliothek und die Vielseitigkeit des behandelten Gegenstandes, von der eigentlichen Ethnographie an, durch sprachgeschichtliche, juristische, kulturhistorische, mythologische Studien bis zu den subtilsten Fragen der himmelstürmenden Philosophie, ist so recht ein getreues Abbild des unerschöpflichen Reichthums der Ideen, über den die Völkerkunde heutigen Tags gebietet. Aber auch sonst war, resp. ist seine Thätigkeit eine sehr rege; alle fachwissenschaftlichen Unternehmungen und Vereinigungen fanden an ihm einen sehr opferwilligen Förderer und Gönner. So gründete er im Jahre 1869 im Verein mit

R. Hartmann und Virchow die Zeitschrift für Ethnologie, Urgeschichte und Anthropologie in Berlin, und in dem selben Jahre konstituirte sich unter seiner Mitwirkung die Gesellschaft gleichen Namens dort, sowie die Afrikanische Gesellschaft. Die akademische Wirksamkeit, die Bastian 1869 begonnen, wurde schon 1873 wieder unterbrochen, als er sich der bekannten deutschen Expedition zur Erforschung der Loango-Küste anschloß. Endlich ist es wie schon angedeutet, seiner rastlosen Agitation mit zu danken, daß sich die Regirung zur Errichtung eines würdigen Gebäudes entschloß für die Aufbewahrung der ethnographischen Schätze, eben jenes monumentalen Prachtbaues, der im Oktober 1886 seine Pforten dem Publikum öffnete.

Das ist der äußere Rahmen für ein an geistigem Gehalt unendlich reiches Leben eines Mannes, der es liebt, allen lärmenden Kundgebungen und Feierlichkeiten aus dem Wege zu gehen, um desto ungestörter der Erfüllung seiner Ideale leben zu können. Wer je das Glück einer Berührung gehabt oder wer gar sich einer dauernden Beziehung mit Bastian erfreuen darf, der wird den eigenartigen Zauber des ersten Eindruckes nie vergessen, der von seinem Wesen ausströmt; frei von jedem Dünkel und Stolz, mit dem leider die Vertreter der sog. gelehrten Bildung sich zu umkleiden pflegen, weiß er umgekehrt mit seltenem Geschick Alle, die ihm berufen scheinen, an dem großen Bau der Geschichte einer Menschheit mitzuhelfen, nach ihren Kräften und Fähigkeiten in den Dienst dieser hehren Aufgabe zu stellen. Und nun das rein Persönliche seiner Erscheinung! Wie leuchtende Blitze zucken die geistvollen Ideen in seinem Gespräch auf, von allen Seiten stellen sich ihm aus dem sozialen Leben der Menschheit ungesucht die entsprechenden Analogien und Parallelen zur Verfügung, die erst irgend eine singuläre Beobachtung zu einem wirklich kulturhistorisch maßgebenden Gesetz erheben, im verzehrenden Feuer seiner zündenden und zu Herzen gehenden Beredtsamkeit, die, wie erst schon bemerkt, alle Gebiete des wissenschaftlichen Schaffens nahezu souverain beherrscht, werden alle Einwendungen und Widersprüche hinweggezehrt, sodaß mit der Erhebung des Gemüthes sich auch unser Geist emporgetragen fühlt zu den Sphären reiner Menschlichkeit und echter, von flüchtigen Tagesmeinungen und elendem politischen Hader unberührter hehrer Wissenschaft.

Als Bastian in der bescheidenen Rolle eines Schiffsarztes auf einem Seegelboot nach Sydney fuhr, zog er einer ungewissen Zukunft entgegen: und doch schwebte ihm schon das letzte Ziel seines Strebens klar vor Augen, wie es seine Worte verrathen, mit denen er übrigens sehr charakteristisch seine eigene Stimmung schildert: „Fern von Europa, und lange Zeit hindurch beschränkt im sprachlichen Verkehr, keimten die hier niedergelegten Ideen (es handelt sich um das Sammelwerk: Der Mensch in der Geschichte,

zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung, 3 Bände) unter Anschauung der mannigfaltigen Verhältnisse, in welchen die Völker auf dem Erdball zusammenleben. In der Stille der Wüsten, auf einsamen Bergen, im Zuge über weite Meere, in der erhabenen Natur des Südens reiften sie im Laufe der Jahre empor und schlossen sich zusammen in ein harmonisches Bild. Wohl bekannt mit den verschiedenen Zweigen der Literatur, habe ich mich zunächst bemüht, die in der Schule aufgenommenen Dogmen möglichst auf der Tafel des Gedächtnisses zu verwischen. Erst wenn das an einer rein objektiven und, so viel thunlich, vorurtheilfreien Beobachtung erwachsene Produkt von selbst zu ihnen führte, ließ ich sie aufs Neue als berechtigtes Glied in die Vorstellungsseiten wieder eintreten." (Vorrede S. 16.) In erster Linie bedarf es zu einem solchen gesetzmäßigen, induktiv gesicherten Aufbau der Völkerkunde daher, wie sich ganz von selbst versteht, eines möglichst umfassenden, lückenlosen Materials, wie es eben emsiger und reichhaltiger kein Anderer auch nur annähernd gesammelt hat, als dieser Nestor der modernen Ethnologie selbst. Nur durch diesen unmittelbaren Anhalt an die Wirklichkeit kann unsere Wissenschaft dem jähen Sturz aus glänzender Höhe bis zu schmählicher, erniedrigender Tiefe entgehen, der so verhängnißvoll in unserem Jahrhundert die Philosophie in den Tartarus hinabgeschleudert. Deshalb ist Bastian auch ein geschworener Feind aller noch so feinsinnigen metaphysischen Untersuchungen, die immer mit dem Caput mortuum jeder kritischen Forschung anheben, mit dem nebelumschleierten Anfang der Dinge. Aber freilich anderseits bedarf es geringen Nachdenkens, um einzusehen daß jene Forderung eines in sich geschlossenen Zusammenhanges in der Kenntniß von der sozialen Entwickelung unseres Geschlechts letzten Endes ein fromm gedachtes Projekt ist. Abgesehen von den früheren verheerenden Umwälzungen, jenen erbarmungslosen Sintfluthen, welche ganze Kulturen bis auf wenige versprengte Trümmer rettungslos unter ihrem Schlamm begraben haben, abgesehen auch von jenen frevelhaften Zerstörungen kostbarer Güter der Menschheit durch die Hand ruchloser oder göttlich-einfältiger Fanatiker (man denke nur, um einen verhältnißmäßig neueren Fall anzuführen, an Ludwig den Frommen!), ist es für unsere Zeit besonders der alle Originalitäten nivellirende Zug unserer internationalen europäischen Civilisation, der verhängnißvoll gewirkt hat. Daher läßt auch unser Gewährsmann, der eben mehr wie ein Anderer in der Lage war, diese unheimliche Zerstörung und Zersetzung aller Eigenart durch den Firniß moderner Bildung mit eigenem Auge zu sehen, immerfort seine warnende Stimme erschallen, um zu retten, was noch rechtzeitig zu bergen ist; daher seine wehmüthige Stimmung, in der er z. B. nach seiner Rückkehr von Polynesien im Jahre 1880 dem Anthropologischen Kongresse in Berlin seine

Eindrücke schilderte: „Ueberall auf meiner jetzigen Reise, mehr noch als auf den früheren, bin ich unter Trümmern und Ruinen gewandert. Nicht nur den monumentalen, die als schweigende Zeugen dastehen versunkener Kulturen, deren Räthselwort noch nicht gesprochen ist, sondern auch leichter ephemerer Gebilde, die, wenn einmal zerfallen, für immer dahin gegangen und uns heute unwiederbringlich verloren sind. Daß in diesen Sachen nichts a priori als unscheinbar verworfen werden darf, daß es hier kein Kleines und kein Großes giebt, brauche ich Ihnen als Männern der Naturforschung nicht zu sagen. Wie der rohe ungeschliffene Stein unter Umständen von weit höherer Bedeutung sein kann als die aus solchem Stein gefertigte Figur, wie die mit den Füßen getretene Flechte vielleicht für die Pflanzenphysiologie reichere Erläuterungen einschließt als die duftige Blume, so mag auch mancher Brauch, mancher Gedanke des einfachen Naturvolks, gerade weil in dieser Einfachheit um so durchsichtiger, für die vergleichende Psychologie der Zukunft von höherer Bedeutung werden als die komplizirten Ornamente fortgeschrittener Kulturen." (Heil. Sage der Polynesier, Vorr. S. 8.) Diese Einregistrirung unserer Beobachtungen bei einem Naturvolk in die Akten der Ethnologie ist um so dringlicher, als meist die Berührung mit einer höheren Civilisationstufe ungemein rasch jene Zersetzung eintreten läßt, von der wir oben sprachen. Amerika, Australien und seine Inselwelt, der größte Theil von Asien, ja selbst der so hartnäckig verschlossene dunkle Erdtheil sind nachgerade von dem Strom europäischer Gesittung ergriffen und umgestaltet (für Afrika kommt dazu noch das arabische Element), nur so eigenartige und in ihrem Bestand durch eine Jahrhunderte und vielleicht Jahrtausend alte Entwickelung gefestigte Kulturen, wie z. B. die chinesische, vermögen diesem Impuls zu widerstehen. Das eigentliche Werkzeug aber für die ethnologische Forschung bildet die wissenschaftliche Psychologie, die, im ausgesprochenen Gegensatz zu der früheren abstrakt-spekulativen, die Probleme des unmittelbaren, konkreten geistigen Lebens der Menschheit untersucht. Wie das vordem so allmächtige weltschöpferische Ich des transcendentalen Idealismus unter der eindringlichen Kritik der modernen Naturwissenschaft immer mehr zusammenschrumpfte, bis zu einem bloßen Bestande psychischer Prozesse oder, wie Mill und andere Positivisten sagen, zu einem Faden von Vorstellungen, so mußte auch an die Stelle der früher maßgebenden individualen die sozialpsychologische Perspektive treten, wie sie in den meisten historischen Disziplinen, z. B. in der Statistik, Nationalökonomie und den anderen soziologischen Wissenschaften, schon längst zur Anerkennung gelangt ist. Mit diesem Gedanken mußte, wie es Bastian ganz richtig voraussah, eine völlige Veränderung der bisherigen Situation eintreten, und es ist deshalb bezeichnend, wenn er sich

in seinem Jugendwerk schon ganz klar darüber ausspricht: „Die Psychologie darf nicht jene beschränkte Disciplin bleiben, die mit unterstützender Herbeiziehung pathologischer Phänomene, der von den Irrenhäusern und durch die Erziehung gelieferten Daten sich auf die Selbstbeobachtung des Individuums beschränkt. Der Mensch als politisches Thier findet nur in der Gesellschaft seine Erfüllung. Die Menschheit, ein Begriff, der kein Höheres über sich kennt, ist für den Ausgangspunkt zu nehmen, als das einheitliche Ganze, innerhalb welches das einzelne Individuum nur als integrirender Bruchtheil figurirt. Der in die Vorzeit zurückschauende Blick folgt dem gegebenen Faden der Tradition, soweit sie ihm einen deutlichen Weg vorzeichnete, bis zu der Blüthezeit einer Literatur, zur Ausbildung der Schrift, die erst dauernde Ueberlieferung zu bewahren vermochte, und die langen Reihen der Vorstudien übersehend, die der Menschengeist überwunden haben mußte, bis er diese Höhe erstieg, schloß er, von ihrer Helle geblendet, mit seiner Urweisheit ab, von der später nur ein Herabsinken denkbar war. So gab die Geschichte bisher den Entwickelungsgang einzelner Rassen statt den der Menschheit; das glänzende Licht, das von den Spitzen der Gesellschaft ausströmte, verdunkelte die breitere Grundlage der großen Massen, und doch ist es nur in ihnen, daß des Schaffens Kräfte keimen, nur in ihnen kreist des Lebens Saft. . . . Der innere Organismus des philosophischen Werkes kann einzig in der Psychologie erkannt werden, der Psychologie, die nicht allein die Entwickelung des Individuums, sondern die der Menschheit ausverfolgt, die sich auf der Basis der Geschichte bewegt." (Mensch in der Geschichte I, 11).

Diese naturwissenschaftliche Begründung der Psychologie in der sozialpsychologischen Perspektive findet ihren weiteren Stützpunkt in den großen allgemein menschlichen Schöpfungen, wie sie die moderne Ethnologie auf allen Punkten des Erdballs entdeckt hat. Namentlich sind in dieser Beziehung der vergleichenden Rechtswissenschaft, welche die Entstehung und Fortbildung der sozialen Formen des Homo sapiens schlechthin universell betrachtet, die überraschendsten Entdeckungen zu danken, welche die Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft und Mythologie weit überholen, da diese sich streng an den ethnographischen und kulturhistorischen Zusammenhang halten. In der That wird auf diesem exact-inductiven Wege erst der Typus des wirklich allgemein Menschlichen gefunden, den sich eine einseitige geschichtliche Auffassung immer nur nach dem engen Ausschnitt der sog. Weltgeschichte entwirft, der ihr gerade am nächsten liegt. Ueberall, bemerkt Bastian, gelangt ein schärferes Vordringen in der Analyse zu gleichartigen Grundvorstellungen, und diese in ihren primären Elementargedanken unter dem Gange des einwohnenden Entwickelunggesetzes fest-

zustellen, für die religiösen sowohl, wie für die rechtlichen und ästhetischen. Anschauungen, also diese Erforschung des in den gesellschaftlichen Denkschöpfungen manifestirten Wachsthumsgesetzes des Menschengeistes, das, wie gesagt, bildet die Aufgabe der Ethnologie, um mitzuhelfen an der Begründung einer Wissenschaft vom Menschen. In diesem Sinne betrachtet der unermüdliche Forscher seine Arbeiten als eine Gedankenstatistik im Ueberblick dessen, was in Religion und Philosophie auf dem Erdenrund jemals und überall gedacht ist, um darauf das Gebäude einer allgemeinen, Philosophie, Naturwissenschaft und Kulturgeschichte umfassenden Wissenschaft zu gründen.

Wir mußten uns mit diesen knappen Andeutungen begnügen und dürfen uns nicht auf die einzelnen Probleme einlassen, welche der jungen, frisch aufstrebenden, aber leider nicht überall mit Wohlwollen oder nur mit objektiver Unparteilichkeit betrachteten Wissenschaft auf Schritt und Tritt erwachsen; eine der brennendsten und immer noch viel mißverstandenen Streitfragen betrifft das Verhältniß der Ethnologie zur Geschichte. Auch hier muß die Zeit ihre heilsame Wirkung erproben und die Irrthümer und Mißdeutungen beseitigen helfen, unter denen die Völkerkunde seitens ihrer älteren und auf ihren Rang und ihre Stellung eifersüchtigen Schwestern so viel zu leiden hat. Aber wir würden diese Skizze doch allzu unfertig lassen, wenn wir nicht mit einigen Worten der letzten glücklich vollendeten Reise Bastians gedächten, zu der er sich zu Aller Erstaunen vor zwei Jahren aufmachte. Auch diesmal beschränkte sich die Expedition nicht auf einen Kontinent; nachdem zunächst Centralasien durchforscht war, wurde Vorderindien aufgesucht, von hier Ostafrika gestreift und über Ceylon Polynesien berührt. Für die Laien bietet aus begreiflichen Gründen das uralte Wunderland des heiligen Ganges das Hauptinteresse; Religion, Sprache, Geschichte, Mythologie, Philosophie, kurz ein schier unerschöpflicher Born geistigen Lebens entspringt für uns auf jenem Boden, den im Dämmerungmorgen des geschichtlichen Werdens unsere mythischen Ahnen betraten und den noch jetzt wenigstens unsere Verwandten bestellen. Ganz besonders aber fesselt Indien die Aufmerksamkeit des Kenners, weil sich dort die verschiedenartigsten Entwickelungstufen der Gesittung neben einander finden und sich so wie auf einer gezeichneten Musterkarte anschaulich studiren lassen.*) Hier die fast noch im Urzustand dahin vegetirenden Dravida, die dunkle antochthone Bevölkerung, die von den hellen erobernden Ariern in Elend und

*) Ein Riesenwerk Bastian'schen Stils ist das Ergebniß dieser Reise: Ideale Welten nach uranographischen Provinzen in Wort und Bild. Ethnologische Zeit- und Streitfragen nach Gesichtspunkten der Indischen Völkerkunde. 3 Bände mit 22 Tafeln. Berlin, E. Felber 1892.

Knechtschaft herabgestoßen wurden, dort die hochgesteigerte Kultur der Hindus, die in Tiefe und Energie der Spekulation, in wilder Phantastik des mythologischen Schaffens, in origineller poetischer Kraft, in Pracht und titanenhaftem Schwung der Architektur, kurz in allen Erscheinungformen idealen Strebens vollauf mit uns zu wetteifern im Stande sind. Dazu kommt der blutgetränkte, weil viel begehrte Boden des Stromlandes, wo nach einander Turanier, Semiten und Indogermanen um Sieg und Herrschaft mit einander stritten, so daß Bastian im Hinblick darauf mit vollem Recht sagen kann: „Die indische Halbinsel ist durch scharf gezeichnete Geschichtswege mit der, durch schneeigen Gebirgswall abgetrennten Kontinentalmasse Asiens, als äußerst auslaufende Spitze derselben, längs enger Pfadweisungen verbunden, und so hatte der dortige politische Barometerstand (arisch, semitisch oder turanisch gefärbter Hegemonien) sich auf dem umschränkten Areal desjenigen Landes zu reflektiren, das in seinen Verlockungen als reiches Beutestück stets die Eroberer des Nordens herabgerufen hat, seit assyrischen und macedonischen Zeiten bis zu indoscythischen und islamitischen." (Vorwort zum 2. Band.) Wenn vielleicht auch ein exakt geschulter Historiker an der gänzlich unzuverlässigen und geradezu phantastischen Annalistik der indischen Geschichte gerechten Anstoß nehmen mag, so findet trotzdem der auf einer höheren Zinne stehende Kulturhistoriker, dem es auf eine Entwickelung der Ideen und Ideale ankommt, in ihrer allgemeinsten Fassung, gerade hier seine Ausbeute, und wir verstehen es sehr wohl, wenn unser Gewährsmann hinzufügt: „Für solch' weltgeschichtliche Probleme zeigt sich das als geschichtlos verächtlich bei Seite geschobene Indien auf das Trefflichste ausgerüstet. Da es auf Alles, was Anfang und Ende betrifft, die präziseste Antwort zu geben vermag, da in träumerischer Kontemplation kein Bruch zwischen Glauben und Wissen sich aufgedrängt hat, auch für die Philosophie noch nicht bemerkbar war, tritt uns eine einheitlich geschlossene Weltanschauung entgegen, als religionsphilosophische, so gut oder so schlecht es eben der Deduktion hier, wie anderswo, möglich gewesen ist, ihre Babelsthürme für Himmelskletterer aufzuführen!"

Hoffen wir, daß dem allverehrten Altmeister der Völkerkunde noch ein langer Lebensabend beschieden sein möge, um die Annalen seiner Wissenschaft zu bereichern und zu vertiefen; so viel ist schon jetzt aber gewiß, daß an seinen Werken noch kommende Generationen auf lange Zeit hinaus eine unerschöpfliche Fundgrube für ihre Arbeiten haben werden. Denn Bastians Werke werden der Zeit noch länger trotzen als der Prachtbau in der Königgrätzerstraße.

Bremen. Dr. Th. Achelis.

Ein Wort zur Börsensteuer.

Der Leiter des preußischen Finanzministeriums ist ein kluger Mann, und ein kluger Mann konnte für die Verwirklichung der seit lange versteckt im Hintergrunde gehaltenen Erhöhung der Börsensteuer, und zwar nicht weniger als um das Doppelte, keinen günstigeren Augenblick finden als den jetzigen. Denn selten hat die deutsche Börse so wenig Freunde gehabt, wie im gegenwärtigen Zeitpunkt.

Ein Blick auf die Geschichte der Börsensteuer beweist, daß die Anregung zu ihrer Erhöhung immer dann gekommen und auf fruchtbaren Boden gefallen ist, wenn eine Krisis ernsterer Art das Innerste des Wirthschaftlebens der Nation getroffen, die Wogen der öffentlichen Erregung aufgewühlt und den wuchernden Dünger des Mißtrauens über die Felder des Verkehrs und des Kredits gestreut hatte. Als im Jahre 1869 dem Reichstage des norddeutschen Bundes der erste Entwurf zu einem Börsensteuergesetze vorgelegt wurde, da wurde er abgelehnt. Als später im April 1871 der konservative Abgeordnete Wilmans im Deutschen Reichstage einen Antrag auf Einführung einer Börsensteuer stellte, wurde er mit grausamem Hohn bedacht, und der Antrag fiel. Erst als im wunderschönen Monat Mai des Jahres 1873 der „große Krach" zum Ausbruch gekommen war, da fing die Reichsregierung an, ernstlich über den Plan einer Börsensteuer nachzudenken, und der Bundesrath erhielt damals Gelegenheit, sich mit einer bezüglichen Vorlage zu befassen. Aber die wirthschaftliche Lage hob sich in überraschend schneller Weise wieder, die enormen Verluste, welche die Ausschreitungen der Spekulation dem Volksvermögen zugefügt hatten, geriethen allzu schnell in Vergessenheit, und so kam auch die Börsensteuervorlage wieder in Vergessenheit; unhörbar verschwand sie unter dem Geschäftstisch. Ende der siebziger Jahre machte sich ein neuer wirthschaftlicher Niedergang bemerkbar; sofort tauchten die alten Pläne wieder auf, und das Gesetz vom 1. Juli 1881 bedeutet den Abschluß der ersten Phase der Börsensteuergesetzgebung in Deutschland. Das Gesetz beschränkte

sich im Wesentlichen mit einem Fixstempel für Schlußnoten und Rechnungen. Es wurden an Abgaben

20 Pfennig für Schlußnoten über Baargeschäfte
1 Mark für Schlußnoten über Zeitgeschäfte
20 Pfennig für Rechnungen

gefordert. Daß ein solches Gesetz bei den Anhängern einer ausgiebigen Börsenbesteuerung keine sonderliche Befriedigung hervorrufen konnte, bedarf keiner Betonung. Fehlte ihm doch das wesentlichste steuerpolitische Erforderniß, der prozentuale Satz. Dem allmählich immer dringender hervortretenden Verlangen, daß der Steuerbetrag kein fester sein, sondern mit der Größe des Umsatzes wachsen solle, wurde das Gesetz vom 29. Mai 1885 gerecht, das auf Antrag des Abgeordneten von Wedell-Malchow im Verein mit den Vorschlägen des Abg. Oechelhäuser eine rationellere Gestaltung in der Besteuerung der Börsengeschäfte herbeiführte. Es wurde ein Werthstempel eingeführt, der sich nach der Höhe des umgesetzten Objekts bemißt. Er beträgt $^1/_{10}$ vom Tausend bei Effektengeschäften, $^2/_{10}$ vom Tausend bei Waarenumsätzen. Da die Besteuerung alle Geschäfte betrifft, deren Abschluß unter Zugrundelegung der Usancen einer Börse vor sich geht, und sich auf diejenigen Waaren bezieht, die börsenmäßig gehandelt werden, so hat man diese Abgabe, deren Kontrolle durch den gebotenen Schlußnotenzwang und die Stempelung der Schlußnoten gehandhabt wird, in unklarer Weise „Börsensteuer" genannt.

Eine Verdoppelung der Umsatzsteuer für börsenmäßig gehandelte Waaren wird durch die beim Bundesrathe jetzt eingebrachte Gesetzesvorlage bezweckt. Die Börse soll einen Theil ihres Vermögens zur Werbung neuer Rekruten hergeben.

Daß, wenn die Militärvorlage an keiner Klippe scheitert, der vorliegende Entwurf zum Gesetze wird, darf füglich nicht bezweifelt werden. Die in ungezügeltem Hochmuthe überschäumende Schwindelperiode der letzten Jahre hat seit den elenden Bankbrüchen des Vorjahrs dem kalten Hauche einer Reaktion Platz gemacht, die mit geräuschvollen Schritten in immer weitere Kreisen des Bürgerthums sich Bahn bricht. In finsterer Erbitterung hat nicht nur der Geschädigte, sondern auch der fern stehende Theil der Nation demjenigen Institut den Krieg erklärt, in dem sie den Ausgangspunkt all des entstandenen Unheils zu erblicken meinen, das sie für das Sinken des Unternehmungsgeistes, für die herrschende Rathlosigkeit und Verstimmung, verantwortlich machen. Selbst derjenige, der sonst die große Nothwendigkeit der Steuern nicht zu begreifen vermag, der am Philistertisch alle Schlagwörter der letzten Bezirksversammlung gegen jedes am Finanzhimmel sichtbar werdende steuerähnliche Gebilde ins Feld führt, selbst dieser wackere

Mann kann sich bei dem Worte „Börsensteuer" einer kleinen diabolischen Schadenfreude nicht erwehren. Die großen Worte bleiben ihm im Halse stecken, und unter Abschüttelung seiner Ideale von politischer und Verkehrs-Freiheit gesellt er sich schmunzelnd denjenigen zu, die in der Börse die „schätzenswertheste" Materie zur eigenen Entlastung erblicken.

Die Börse ist ja nach dem Urtheil der staatsbürgerlich unreifen Menge nichts weiter als eine gesetzlich privilegirte Anstalt für gewerbmäßiges Hazardspiel oder doch wenigstens ein moralisch verwerfliches Glied im Zusammenhange der modernen Volkswirthschaft; und der biedere Bürger sieht keinen Unterschied zwischen den Brettern, die die Welt- und Geld-Wirthschaft bedeuten, und dem Parquetfußboden im Spielsaal von Monte Carlo. Im Uebrigen ist auch die Menschenklasse, welche unter der geplanten Mehrbelastung getroffen werden soll, in weitesten Kreisen — und wie ich hinzuzufügen nicht Anstand nehme: mit vollstem Recht — eine so wenig sympathische, daß selbst Leute, die sonst einigermaßen Verständniß für die Grundsätze der Finanz- und Volkswirthschaft an den Tag legen, ihr ehrliches Denken hier gern von subjektiven Empfindungen unterjochen lassen.

Warum nicht eine kleine Strafe für diese gewerbsmäßigen Spieler, die dem Nationalvermögen jährlich Millionen entreißen? Die Börsen einfach zu schließen, geht nicht gut an. Nun, so soll man wenigstens auf diese Weise ihren Besuchern die bösen Lüste verleiden. Von derartigen und ähnlichen Erwägungen wird heute die große Menge geleitet, die frohlockend in die Belastung der Börsengeschäfte einstimmt.

Die moderne Finanzwissenschaft hat glücklicherweise diese gefährlichen Kinderkrankheiten der „Steuerstrafe" überwunden, und nur ein so einsichtloser Agrarier wie der selige Perrot konnte noch den Satz aufstellen, daß man die Börsenspekulanten eigentlich an dem nächsten Nagel aufhängen und, da dies leider mit den Gesetzen nicht recht vereinbar sei, sie wenigstens durch ungeheure Steuern empfindlich treffen müßte. Ebenso unvereinbar mit den modernen wirthschaftlichen Grundsätzen ist auch der Gedanke, der bei der historischen Entwickelung der Luxussteuer immer deutlich erkennbar hervortritt: daß der Staat durch die Einführung der Börsensteuer eine Einschränkung von wirthschaftlich-schädlichen Geschäften als Endzweck herbeiführen solle. Aus diesem Grunde war auch schon die Frage ein vollendeter Mißgriff, welche die Börsen-Enquête-Kommission in ihrem Fragebogen aufgestellt hatte: „Empfiehlt es sich, dem Differenzgeschäft durch gesetzliche Bestimmungen entgegenzuwirken, — etwa dahin, ... daß die sogenannte Börsensteuer für dergleichen Geschäfte erhöht wird?"

Die heutige Finanzpolitik steht vor den Thatsachen des Wirthschaftlebens. Sie hat nicht zu lohnen und nicht zu strafen, sie hat nur zu er-

wägen. Und drei Faktoren verlangen bei jeder den wirthschaftlichen Verkehr berührenden neuen Belastung gebieterisch eine prüfende Würdigung: die Steuerpolitik, die Sozialpolitik und die Wirthschaftpolitik.

Der Steuerpolitiker ruft: Steuer für die Steuerkräftigen! Von diesem steuerpolitischen Gesichtspunkt aus wird man es Niemandem verargen können, wenn er sich für ein Steuerprojekt erwärmt, das gerade jene Kategorie von großen Einkünften ergreift, die mit besonderer Leichtigkeit erworben werden, und wenn er aus diesen kolossalen Umsätzen des mobilen Vermögens neue Einnahmen gewinnen will, welche die gesteigerten Anforderungen decken und es ermöglichen, die direkten Steuern in Staat und Kommune zu erleichtern. Aber das ist ja gerade der verhängnißvolle Fehler, daß man mit demjenigen Theil der Reichsstempelabgaben, welchen man Umsatzsteuer nennt — und die allein soll im vorliegenden Gesetzentwurf eine Verdoppelung erfahren —, daß man die werbende Thätigkeit nicht nach ihrem Erträgniß besteuert, sondern die Thätigkeit selbst, daß man vergißt, wo die Thatsachen der Steuerkraft liegen: nicht in den Umsätzen, sondern in den Gewinnen der Börsenspekulanten, daß man in dieser Verwechslung der Begriffe den Verkehr mit einer Abgabe belegt, die unter allen Umständen als arbeiterschwerend wirken muß.

Der Sozialpolitiker ruft: ausgleichende Gerechtigkeit! Er reicht hier dem Steuerpolitiker die helfende Hand, denn „das eitrige Geschwür des Kapitalismus", wie Lassalle die Börse genannt hat, ist es ja, das bluten soll. Die höhere Belastung des wirthschaftlich Starken wird zur Entlastung des wirthschaftlich Schwachen dienen. Und wenn der Grund und Boden mit einer Besitzwechselsteuer belastet ist, warum sollte es im Interesse des gleichen Rechts für Alle an einem Analogon für die mobilen Kapitalumsätze fehlen?

Mit schrillem Klange aber stört der Wirthschaftpolitiker die innige Harmonie dieser beiden Seelen.

Um einen Ausblick auf die wirthschaftpolitische Bedeutung der neuen Vorlage zu gewinnen, ist es nothwendig, ihre wirthschaftlichen Effekte etwas näher zu untersuchen. Wir fühlen uns frei von irgend einer Parteinahme für oder gegen die Börse und glauben daher, mit unbefangenem Blick die Verhältnisse beurtheilen zu können.

Zunächst: Welchen Einfluß wird die Erhöhung der Börsensteuer auf die Gestaltung der Spekulation gewinnen?

Daß die Erhöhung der Börsensteuer eine Verringerung in dem Umfange der Spekulation herbeiführen wird, das wird von Niemandem bestritten werden. Ob aber mit dieser Verminderung der Quantität eine Besserung der Qualität der Spekulation Hand in Hand gehen wird, das

wird doch mit Recht stark in Zweifel gezogen werden müssen. Die vergrößerte Abgabe mindert den Gewinn aus einer geglückten und erhöht den Verlust aus einer mißglückten Spekulation. Wer wird nun daraufhin, daß das Geschäft auf diese Weise weniger einträglich wird, seine Spekulation einschränken, der Betrügerische und Leichtsinnige oder der Redliche und Besonnene? Ohne Zweifel der zuletzt Genannte. Wer in ungemessener Weise sich zu engagiren gewohnt ist und Verpflichtungen einzugehen ohne Rücksicht auf das verfügbare Vermögen und die Größe des etwaigen Verlustes, der wird sich in seinen Hausse- und Baisse-Plänen niemals durch eine noch so erhöhte Abgabe, die im Verhältniß zu den auf dem Spiel stehenden Summen doch immer nur einen geringen Betrag darstellen kann, abhalten lassen. Der „ernste" Spekulant dagegen wird seine Thätigkeit, wenn sie weniger Vortheile verspricht, aufgeben oder vermindern. Auf diese Weise würde also eine solche Maßnahme mit Nothwendigkeit die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen, die ein verständiger Börsenpolitiker doch jedenfalls bewirkt wissen will; sie würde eine Verschiebung des Verhältnisses zwischen den soliden und unsoliden Elementen der Spekulation veranlassen, aber eine Verschiebung zu Gunsten der unsoliden, d. h. sie würde in dem selben Grade, wie sie die Quantität der Spekulation verringert, ihre Qualität verschlechtern.

Wer aber bestreitet, daß eine Verringerung der Quantität der Spekulation die erste Folge sein wird, der setzt doch den Staat in ein eigenthümliches Licht: auf der einen Seite wendet der Staat Alles an, um die Spekulation möglichst zu unterdrücken und in gesunde Bahnen zu lenken, er setzt den großen Apparat einer Enquête in Bewegung, um die Mittel zu erforschen, durch die sich die Spekulation eindämmen läßt. Und auf der andern Seite entdeckt er plötzlich in der Spekulation seine neue Lebensader, und die Pflicht seiner Existenz wird ihn zwingen, die Spekulation in möglichst großem Umfange am Leben zu erhalten. Je höher der Umsatz in Spekulationwerthen steigen wird — und dieser ist natürlich am höchsten bei den verpönten sog. „Differenzgeschäften" —, desto größere Einnahmen wird der Staat erzielen, mit desto größerer Behaglichkeit wird er seinen Gewinn einstecken. Was also auf der einen Seite geächtet ist, das wird auf der anderen Seite legalisirt.

In der Begründung der neuen Vorlage wird ausgerechnet, daß die finanziellen Wirkungen der erhöhten Börsensteuer in einer Verdoppelung des gegenwärtigen Einkommens bestehen werden; dieses wird für den nächstjährigen Reichshaushaltsetat auf etwa 13 Millionen Mark geschätzt.

Nun, ein Vergleich der statistischen Erhebungen der letzten Jahre dürfte uns denn doch eines Besseren belehren. Die trockenen Zahlen reden deutlicher, als alle gelehrten Vermuthungen es vermögen.

Seit der Einführung der prozentualen Börsensteuer, also seit dem Jahre 1885, haben die Stempeleinnahmen aus den Schlußnoten — die Umsatzsteuer — folgende Zahlen aufzuweisen:

1885/86 :	5 030 900 Mark	1889/90 :	15 151 200 Mark
1886/87 :	7 937 600 „	1890/91 :	13 462 290 „
1887/88 :	7 398 000 „	1891/92 :	11 019 900 „
1888/89 :	12 207 600 „		

In den ersten sieben Monaten des laufenden Finanzjahres ist die Steuer weiter um 1 514 020 Mark hinter dem gleichen Zeitraum des Vorjahres zurückgeblieben.

Die auffallende Steigerung, welche die Einnahmen vom Jahre 1888 auf 1889 und von 1889 auf 1890 erfahren haben, hängt zusammen mit der wilden Gründung- und Spekulationepoche, die in der zweiten Hälfte der 80er Jahre ihr gefährliches Spiel trieb. Wenn die Reichsregirung jetzt wieder auf eine derartige Steigerung hofft, so kann man ihr den schweren Vorwurf nicht ersparen, daß sie mit der Thatsache einer Wiederkehr dieser Schwindel-Aera rechnet.

Seit dem Jahre 1890/91 ist ein langsamer, aber sicherer Rückgang der Ziffern bemerkbar. Die Ursache ist in Gründen, die wir bereits oben beleuchtet haben, zu suchen. Träge fließt der Strom des Verkehrslebens dahin. Unlust und Mattigkeit drückten dem Vorjahr seine Physiognomie auf, hemmten die Thatkraft, töteten alle Schaffenslust, hinderten jeden wirthschaftlichen Aufschwung und wiesen den Unternehmungsgeist in die engsten Grenzen. Eine Periode der Liquidation hat der geistvolle Leiter des Handelstheils der „National-Zeitung" das verflossene Jahr genannt, in welcher das ökonomische Niveau sich in allen Richtungen des menschlichen Schaffens senkte, die Gewinne aus der Arbeit des Unternehmungsgeistes, aus den Anlagen des Kapitals fielen, Muthlosigkeit und Verstimmung sich der Gemüther bemächtigte und in dem Sumpfe des Marasmus die Pflanze des Mißtrauens immer üppiger emporwucherte. Noch ist am Ende des Jahres 1892 kein Sonnenstrahl zu ersehen, der einen lichtvollen Ausblick aus der dumpfen Atmosphäre des Wirthschaftlebens schaffte. Der Ort, an welchem der Welthandel seinen Brennpunkt findet, liegt brach, und kein Pflüger findet sich, ihn zu bepflanzen.

Und in diesem Augenblicke will man eine neue Belastung der Börse einführen? Ist nicht zu befürchten, daß diese Einführung einen vollständigen Stillstand des Handels hervorrufen, daß somit die erwartete Mehreinnahme sich in ein empfindliches Defizit verwandeln wird? Schon die Ankündiguug einer Verdoppelung der Börsensteuer hatte, besonders auf dem Bankaktienmarkt, große Kursrückgänge verursacht. Bemerkenswerth war

der sofortige Kursrückgang der dreiprozentigen Reichs- und Staatsanleihe, ein Beweis, wie die Umsatzfähigkeit gerade der festverzinslichen Papiere unter der Erhöhung der Börsensteuer leiden wird. Und man glaube nicht, daß nur die Geschäfte der großen Banken durch die Mehrbesteuerung eine Beeinträchtigung erfahren werden; mindestens in dem selben Maße wird das Geschäft der kleineren Firmen und vor Allem das Privatpublikum sie empfinden. Der Kommissionär trägt die Abgabe nicht; er wälzt sie, wie bisher, so auch künftig auf die Kundschaft ab; der Makler trägt nur einen Theil, für dessen Verdoppelung wird er ein Mehr an Courtage beanspruchen, Die doppelte Belastung der Umsatzgeschäfte im Bankgewerbe wird also zur Folge haben: die doppelte Belastung des mit der Bank in Verbindung tretenden Publikums.

Der Effektenstempel soll unberührt gelassen werden. Man hat sich auf die Verdoppelung der Umsatzsteuer beschränkt. Man ist damit gerade in dasjenige Gebiet eingedrungen, welches einen hervorragenden internationalen Charakter besitzt, damit ist von selbst eine Begünstigung des ausländischen Marktes auf Kosten des inländischen gegeben. Die nächste Folge wird eine massenhafte Auswanderung des deutschen Kapitals nach ausländischen Plätzen sein, auf denen es ungehindert durch drückende Lasten sich frei entfalten kann.

Daß am empfindlichsten die Arbitrage, die Ausgleichung der Kursunterschiede zwischen den verschiedenen Börsen, ein Hauptmoment für die Aufrechterhaltung der Solidität im internationalen Verkehr, getroffen würde, da die Kursunterschiede dann einen weit größeren Umfang annehmen würden als bisher, bedarf keiner Auseinandersetzung. Wir sind noch lange nicht am Schluß, — aber es sind wohl keine weiteren Worte nöthig.

Der Leiter des preußischen Finanzministeriums ist ein kluger Mann. Und ein kluger Mann wird sich früh genug der Thatsache bewußt werden, daß die Verdoppelung der Börsensteuer im gegenwärtigen Zeitpun ein nationales Unglück wäre.

Dr. Julius Lubszynski.

November.

Es will garnicht Tag werden. Draußen scheint es zu regnen. Auf die Blechverkleidung meines Fensters tropft es tip—tip—tip . . . Man bleibt wohl noch liegen.

Ja so . . . Alfred . . . armer Kerl — richtig — ich darf es nicht verschlafen.

Bei diesem naßkalten Wetter den weiten Weg da raus — huh — und an einem solchen Tage da hinunter in das kalte, schwarze . . . huh . . . armer Kerl . . .

Wie mollig diese Bettwärme, wenn draußen kalter Nebel wallt, und das Influenzagespenst mit nassen Füßen umgeht. Ich bleibe noch liegen. — Aber — Alfred —, ich werd' es schon nicht verschlafen.

Wenn man ihn sich so vorstellt, diesen breitschulterigen Gesellen mit dem dröhnenden Baß und den großen Fäusten, dem lächerlichen Selbstbewußtsein, wie er auf die Dinge losging, als sei das Beste gerade gut genug für ihn, und wie er dann Korb auf Korb bekam, Rippenstöße — immer einen nach dem andern, bis er nun' als demüthiger kleiner Buchhalter von einer Grippe sich umwerfen ließ — lächerlich wirklich. So nichts zu erreichen, so garnichts. Sonderbar, daß aus uns Allen nicht recht was geworden ist. Dabei waren doch ganz verteufelte Kerle im Klub — in unserem Disputir-Klub. Zwischen Himmel und Erde gab es keine Nuß, die unser skeptischer Scharfsinn nicht aufknackte. Wir waren im Reinen über Alles. Alles bekamen wir klein — spielend. Wir begriffen es nicht, wie irgend ein Problem einem Menschen unruhige Momente machen konnte. Solche Skrupel schienen uns kindische Affektionen, die unsere Gereiftheit in wesenlosem Scheine siegreich hinter sich gelassen hatte.

Ja, es war schön, wenn im Klub Einer über die Unsterblichkeit sprach, — ich zum Beispiel, oder — über den Selbstmord, — wenn ich nicht irre — wieder ich. — Wir leugneten die Erstere — Kleinigkeit, — wenn man als Zwanzigjähriger noch fünfzig Jahre vor sich hat, wir priesen den Selbstmord als „höchsten Ausdruck der Selbstbestimmung", — ein rechtes Heldenthum, wenn Vater bis dahin noch immer wieder bezahlt hatte. Es ist in dieser Jugendzeit so leicht, frei zu denken, so lächerlich leicht. Und diese Hoffnungen!

Alfred hatte es mit der Malerei. Böcklin — so etwas Gutes dachte er sich. Und diese Manie mit dem Schweinfurter Grün! Zentnerweise verpinselte

ers. Gott, was haben wir gelacht, wie der Bengel eines schönen Tages den Adolf Menzel in einer Gesellschaft am Rockzipfel erwischte, in eine Nische zog und mit dem „Reigen der Seejungfern" konfrontirte. Der große Kleine sah lange durch sein Binocle auf diese grüne Farbenorgie, dann sagte er: „Das kauft kein Mensch." — „Warum nicht, Herr Professor?" — „Die Mäcene sind alle zu lebenslustig. Zu viel Grün, junger Mann. Gefahr der Arsenik-Vergiftung!" — Alfred nahm sein Bild und machte sich einen Abgang wie Romano im Fiesko. Der Tabak war ihm zu stark. Natürlich war Menzel von dem Tage an „kein Künstler" mehr für Alfred. — So stellte er denn das Malen ein, wie ich meiner Unsterblichkeit, meiner Geige, entsagte. Es war nichts damit, und nicht ein angebeteter Virtuos mit grau melirten, wilden Locken bin ich heute, sondern ein kahlköpfiger, kleiner Agent, der seiner Vertretung dreier „höchst leistungfähiger Häuser" in Wagenschmiere mit dem Eifer des Hungrigen obliegt. „Zustand" pflegte der Assessor Feilchenfeld zu sagen.

Uebrigens — da fällt mir ein — heut müßt' ich ja zur Omnibus-gesellschaft raus, — nein — morgen, richtig, das war der Gedanke, mit dem ich gestern so mollig einschlief: Du kannst morgen eine Stunde länger schlafen; geschäftlich nimmst Du nichts vor, und das Begräbniß ist erst um elf. Das ist nun das Ende meiner schwärmerischen Jugendfreundschaft! Guter Alfred, Deinem Begräbniß verdank' ich heute eine ganze Stunde Schlafes mehr.

„Herr Peters!"

Da haben wirs. Die schrille Stimme meiner Portierfrau weckt mich. Das ist mein Erwachen. So tritt das Leben jeden Morgen mit faltigem welken Gesicht und der heiseren Stimme einer Hexe vor meine Thür. Schönes, Erwachen. — Ich grunze etwas. „Ja — ja — gut", und nun rasch aus dem Bett und eiligst angezogen. Die Alte nämlich pflegt, um die vier Treppen nicht zweimal steigen zu müssen, wenn sie mich zu wecken kommt, gleich den Kaffee mitzubringen, und so habe ich denn, trotz der fieberhaftesten Eile beim Anziehen, noch niemals das Morgengetränk auch nur in lauem Zustande erreicht. Wenn das Sprichwort nicht löge, wie schön müßte ich von diesen Strömen eiskalten Kaffees im Lauf der Jahre geworden sein. Das Sprichwort lügt aber. Ja, damals, als ich noch „die Locken wild um den Kopf geschmissen" herumlief, da sagten die Mädel, ich hätte eine frappante Aehnlichkeit mit Byron. Aber nun mit der Glatze, den dicken Ringen um die Augen, dem Spitzbauch — einfach ekelhaft. Man wird eben nicht schöner.

Donnerwetter — neun Uhr! Na — nun aber los! Ich nehme den Sommerüberzieher. Er ist schwarz. Das wird einen schönen Schnupfen geben, wenn nicht was Schlimmeres. Einerlei. Den grauen Wintermantel bei einem Begräbniß — wie ein verkommener Mime — unmöglich. — Raus also. — Br — ist das ein Wetter! Nebel, Sprühregen, Naßkälte — durch Mark und Bein dringend. Mich schaudert, ich klappe den Kragen hoch. Diese verdammte, blödsinnige Mode kurzer Paletots. Das Ding endet einen Dezimeter über dem Knie. Verrückt! Bei solchem Wetter! Na — heut werd' ich dafür gestraft. Ist mir ganz recht. Pst! — aufpassen! Beinahe wär' ich ausgeglitten. Dieser feine Schlick auf den Steinen — gefährlich geradezu. Wie schwarz die Häuser aussehen von dieser heimtückischen Nässe, — und die Menschen — diese Gesichter heute! Als hätten sie nicht ausgeschlafen, so laufen die Leute herum, als hätte eine dürre, zahnlose Alte sie Alle aus dem Bett getrieben, um sie mit kaltem

Kaffee zu vergiften. Selbst die Kutscher sind verdrießlich. Mein Gott, können die Kerle schimpfen! Der da, obgleich der Gegenstand seiner Wuth längst an ihm vorüber und um die Ecke gebogen, pöbelt noch immer mit dröhnender Stimme weiter. Alles ist mißgelaunt; der Himmel da oben — fast scheint es, als könne er nie wieder blau werden, — alles — alles grau in grau.

Merkwürdig, — mir begegnen heute lauter alte Leute, gebückte Männer, schleichende Frauen .... Ist denn die Jugend über Nacht verdorrt! Halt — da kommt ein Mädel — ach, nicht einen Blutstropfen im Gesicht — elend und häßlich ... Nicht die Jugend, — Schönheit und Anmuth scheinen vor diesem gräulichen Herbste geflohen zu sein.

Herrgott! eh' diese Pferdebahn kommt. Es ist, als wäre Alles darauf angelegt, daß man sich den Tod hole.

Im Grunde ist mir so bange vor diesem Begräbniß. Dabei sind wir eigentlich schon lange auseinander — Alfred und ich. Er interessirte sich so garnicht für Wagenschmiere, und ich war doch seit Jahren so sehr darauf angewiesen, das zu thun. Aber, wenn man sich auch fremd geworden, es bleibt immer ein Stück der eigenen Jugend, das da hinuntergelassen und eingescharrt wird — unsäglich wehmüthig.

Am liebsten möchte ich umkehren.

Was Marie wohl zu diesem raschen Tode gesagt hat?

Es war eine verzweifelte, halsstarrige Liebe, die diesen armen Jungen zu ihr zog. Das erste scharfe Gift sog er aus diesem Unglück, daß sie ihn nicht mochte; ——— sie liebte —— mich. Ja — mich. — Heut denk' ich an dieses Glück wie an die Zauber der Kindermärchen zurück. Es dünkt mich nun nicht unglaubwürdiger, daß der Prinz das trauernde Aschenbrödel aus der Küche holte, als daß ein sechzehnjähriges, blondes Mädel unter den schattigen Bäumen des Thiergartens in sinkender Dämmerung mir weinend um den Hals fiel und mich küßte.

Gott — Gott — — das hatt' ich einst! So reich bin ich einmal gewesen und nun so elendiglich verarmt. Da ist auch nicht eine einzige winzige Hoffnung, die mich nicht betrogen hätte. Woher — woher nur nimmt man den Muth, in einer solchen Fülle der Enttäuschungen zu leben?

— Ich zürne dir nicht, du braunäugiges Glück, — Du hattest recht, Du „konntest nicht auf mich warten"! Wann hätte etwas, das dem Glück verwandt war, sich hierzu wohl geneigt erwiesen? ...

Nun — es ist gut so. Du lebst an der westlichen Grenze der Weltstadt — trägst als Frau und Mutter dein Alltagsloos, — während ich im Osten meine Tage schleppe. Jahre vergehen, daß wir uns einmal über die breiten Straßen hin mit flüchtigen Blicken grüßen.

Welch eine unendliche Wüste, diese Weltstadt! Nichts trennt und reißt die Menschen weiter auseinander als sie. Wohnte Marie in irgend einem Städtchen der Provinz, ich würde im Lauf der Jahre als durchreisender Jugendfreund ihre Schwelle betreten, ihre Hand gedrückt, den blonden Scheitel ihres Töchterchens gestreichelt, die starke Schulter ihres Mannes freundschaftlich geklopft und von ihr selbst versöhnten Abschied genommen haben, würde mit dem freundlichen Ausblick auf ein gelegentliches Wiedersehen und in dem lieben Eindruck zweier friedvoll verplauderter Stunden den Ihrigen im Gedächtniß bleiben. — Da sie aber hier am Orte wohnt, so ist ein scheues Ausweichen vom Tage ihrer Ver-

lobung an Gesetz geworden. In den ersten Jahren haben gemeinschaftliche Freunde dann und wann ein flüchtiges Wort, einen Gruß zwischen uns hin und her getragen, dann, da wir beide in neue Kreise geriethen, verstummten diese schwach herüberhallenden Lebenszeichen, und wir waren uns zu blassen Erinnerungen geworden, die nur in der Stille eines nachdenklichen Augenblicks, in der Verlassenheit einer schlaflosen und schmerzenreichen Nacht einmal lebendige Farben bekamen. Jetzt ist es nicht anders, als schäumten Meere zwischen uns, als suchten sich unsere Gedanken von zwei einander weltenfernen Gestirnen, die nur mit bleichen Strahlen durch die schwarzen und kalten Räume des Alls verlorene Grüße tauschen.

Ja, radikal und ohne Vorbehalt bricht man ab in dieser tobenden Wüste. Hier geschieht es, daß ich Einen, der mir als Knabe nahestand, im Foyer eines Theaters treffe und in seinem gesprenkelten Vollbart nicht wiedererkenne.

H — f f f . . . mich schaudert; rauh bläst mir der Nordwind in den Rücken — Herbst — Herbst — November . . . . da, endlich — meine Pferdebahn.

Mit schnupfengerötheten Gesichtern drängt Alles hinein. Jeder hat Eile. Alles flieht vor diesem trübseligen, feuchtkalten Tage; auch mögen die Geschäfte drängen. — Lauter Menschen meines Alters. Die Männer müde, halb ergraut, aufgedunsen, die Weiber mit glanzlosen Augen, auseinandergegangen, mit unförmigen Hüften, harten und häßlichen Busenlinien.

Das Alles war einmal jung und schimmerte vom Schmelz der neunzehn Jahre. Das Alles, das nun in seinen Wintermänteln in dickblütiger Gelassenheit sich auf den Bänken des Wagens drängt, um zu irgend einem langweiligen und gleichgiltigen Alltagsgeschäft zu gelangen, es hat einmal gehofft und in entzücktem Jubel gejauchzt. — Aber — ist da wohl auch nur ein Gesicht, das einen freundlichen Gedanken trägt? Ein Auge, das Besseres sinnt, als die ganze schäbige Oede der sechs Wochentage? . . . Wen? . . , Wen von diesen zwanzig ausgewachsenen Menschen trägt dieser Wagen einem bebend erhofften Glück entgegen? Wer — wer unter diesen dicken, angejahrten Herrschaften erhofft etwas von diesem grauen Tage, etwas mehr als die warme Suppe daheim und den trockenen Filzschuh?

Da drüben zum Beispiel der Alte mit dem Cylinder . . . au! aber — gnädige Frau . . . sie hat mich beinahe zerquetscht!

Wie kann man sich so rücksichtlos irgendwohin schmettern bei einem Gewicht von rund hundert Kilo!

Welch ein Koloß!

Das Gesicht, zum Glück, bleibt mir erspart. Das dank' ich diesem gräßlichen Hute, auf dem eine schmutzig-rothe Straußenfeder trauert, ganz melancholisch durchnäßt.

Ist ein solcher Hut wohl erlaubt!

Ist ein solcher Hut verbogen, verstaubt, geschmacklos, nicht eine Versündigung?

Wenn Sie schon, Madame, alt und häßlich sind, weshalb steigern Sie dieses Vergehen noch gewaltsam zu einer Herausforderung?

Und dieser Mantel und die wollenen Handschuhe und die scheußliche Ledertasche, die sie auf dem Schoße hält.

Hören Sie . . . . hören Sie . . . . das ist denn doch! . . . — — Ich will Dich nicht schelten, Weib. Was anderes ist Deine Vernachlässigung als

das endliche Ermatten in diesem Lebenskampfe? Was anderes ist die Entstellung, die Deine Kleider üben, als das Zeugniß Deiner gehetzten Arbeit für ein halb Dutzend Kinder vielleicht, für einen ungeduldigen Gatten, oder gar für einen Todkranken, den Du liebst?

Haben wir denn Zeit, haben wir denn Kraft, schön zu sein, wir gejagten Kinder der Sorge? Ist es nicht das Leben selbst, das harte und grausame Leben, das uns einen Schmuck nach dem anderen abnimmt, und uns zuletzt als leibhaftige Lemuren auf die Bahre streckt?

Verzeih mir, Weib, und sieh auch Du mich nicht an. Hättest Du mich in meinen Jugendtagen gesehen und erblickest mich nun so, ... auch Du würdest Deine Augen beleidigt abwenden.

„Botanischer Garten!" ruft der Schaffner.

Hier muß ich aussteigen. Ich springe auf, etwas hastig — ich trete auf einen Fuß — o Pardon! .... Der Hut mit der nassen rothen Feder zuckt zurück, — — — ich starre in ein furchenreiches, blasses Frauengesicht, aus dem zwei thränengewöhnte, trübe Augen mich erschreckt fixiren. .... So starrt man auf etwas Geliebtes, das man blühend verließ und von Krankheit entstellt, von Fieber und Schmerzen verwüstet wiederfindet.

Sind wir das — Du und ich — Marie? Wir, die in blanken Mondnächten geschwärmt und mit brennenden Wangen klingende Lieder gesungen? Wir, die holden Elfenmärchen gelauscht, thaufeuchte Blüthen geküßt, dem Glühwurm im Fliederbusch nachgejagt und blinkende Sterne als ferne Weltengeschwister jauchzend gegrüßt?

Es schimmert auf in ihrem Blick wie von zuckendem, schmerzlichem Erinnern ... ich reiße den Hut vom Kopf und stürze fort, wie von einem Gespenst gehetzt. ....

Hans Land.

Den Vorsichtigen.

Wahrhaftig, vor vollbrachten Sünden
Vermag ich noch stets etwas Achtung zu finden.
Den Dieb, den hängt ich am nächsten Pfahl,
Der nur aus Furcht vor dem Strick nicht stahl;
Zu niederst sei die Dirne gestellt,
Die deshalb nur Zucht und Sitte hält,
Weil ihr viel Aengst' im Sinne liegen
Vor Kompromittirung und Kinderkriegen.

Weimar. Hans Olden.

Ein Uhrmacher über Meister Balzer.

Dem neuen Schauspiel des Herrn von Wildenbruch ist es übel ergangen. Das Publikum ist dem Jammer des Meisters Balzer fern geblieben und die wohlweise Kritik hat dem Dichter den Rath gegeben, er möchte gefälligst zu den Karolingern zurückkehren und von modernen Stoffen vorsichtig die Hand lassen. Als fachmännischer Kollege des Meisters Balzer möchte ich noch die Bitte an den Herrn Legationsrath von Wildenbruch hinzufügen: Wenn Sie mal wieder das Leben und die Leiden und den Kampf eines deutschen Handwerkers oder Künstlers schildern wollen, dann machen Sie sich, bitte, in etwas wenigstens mit seinen Verhältnissen vertraut und gehen Sie nicht mit einer so unglaublichen Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit zu Werke, wie bei Ihrem „Meister Balzer", wo man Ihnen an hundert Stellen nachweisen kann, daß Sie von den thatsächlichen Verhältnissen im Uhrmachergewerbe auch nicht die leiseste Ahnung haben. Die paar technischen Ausdrücke, die zumeist noch falsch angewandt sind, genügen dazu lange nicht.

Einem Shakespeare allerdings verzeiht man seine historischen und geographischen Schnitzer, aber von einem modernen Schriftsteller verlangt man, und hat ein Recht zu verlangen, daß er wenigstens einigermaßen die Beschaffenheit des Bodens kennt, den er beackern will.

Ich kann hier nur auf Zola hinweisen, der jedesmal, wenn er die Werkstatt oder den Arbeitplatz, die Thätigkeit und die Gewohnheiten irgend eines Handwerkers oder Arbeiters schildert, mit einer Anschaulichkeit und einer wahrhaft verblüffenden Präzision seine Beobachtungen wiedergiebt, daß der Fachmann selbst über die Wahrheit seiner Darstellung in Erstaunen geräth. So wie Zola eine Schmiede-, eine Schlosser-, eine Goldarbeiterwerkstatt malt, so sieht es auch wirklich darin aus; bis in die kleinsten und unscheinbarsten Details hinein ist auch das Unbedeutendste und scheinbar Nebensächliche wiedergegeben, und nicht nur in der deskriptiven Aufzählung der einzelnen Werkzeuge und Geräthe, sondern vor allen Dingen auch im Reden und Handeln der Handwerker selbst. Ich will indessen zugeben, daß der Vergleich ein wenig hinken mag, weil es leichter ist, die Farbe eines Orts in behaglicher epischer Breite wiederzugeben als im Dialog eines Dramas.

So aber, wie Ernst von Wildenbruch seinen Meister Balzer reden und handeln läßt, so wird ein Uhrmacher nie reden und handeln. Ich lasse der dichterischen Phantasie gern genügenden Spielraum, ich gestatte sogar gern die Benutzung der niedlichen Eselsbrücke, so man poetische Licenz nennt, aber ich verlange von einem modernen Schriftsteller, daß er wahr ist und wenigstens in allgemeinen großen Grundzügen nicht den Boden der Wirklichkeit verläßt und Zustände schildert, die auf dem Mars existiren mögen, nicht aber in einem kleinen märkischen Städtchen.

Der Uhrmacher, der uns im „Meister Balzer" vorgeführt wird, hält seinen Beruf für den schönsten und edelsten der Welt, und in langathmigen Tiraden preist er die Uhrmacherei. So wird nun niemals ein Uhrmacher reden, so redet höchstens Herr von Wildenbruch, und dies ist ein Kardinalfehler des Schauspiels, daß die einzelnen Personen nicht aus ihrem innersten Wesen heraus, ihrem Charakter getreu, reden, sondern, daß man aus ihrem Munde deutlich nur die Worte und die ganz subjektiven Ansichten ihres Erzeugers vernimmt.

Daß ein Uhrmacher sein Geschäft so schwärmerisch liebt, ist falsch, grundfalsch und psychologisch unwahr. Uhrmacher, die ihr Geschäft lieben, sind mir, der ich zwölf lange Jahre in den verschiedensten Gauen Deutschlands bei großen und kleinen Uhrmachern gearbeitet, nicht begegnet, ich hörte allüberall nur Klagen und Verwünschungen. Und diese Unzufriedenheit mit ihrem Berufe ist für die Uhrmacher gradezu typisch, und auch sehr wohl begreiflich bei einem Geschäft, das so große Anforderungen an den Mann stellt, das eine so minutiöse Aufmerksamkeit, solche Anstrengung besonders der Augen und der Nerven, eine solche Engelsgeduld, einen so klaren Kopf erfordert, so viel Aerger und Verdruß bereitet, und trotz aller Anstrengung und tausendfacher Mühsal so erbärmlich bezahlt wird, und so unter dem Unverstande und unter dem Mißtrauen des lieben Publikums zu leiden hat wie die Uhrmacherei.

In den fliegenden Blättern entgegnete jüngst ein Maler einem Freunde, der ihm den Vorwurf machte, die Löwen auf seinem Bilde sähen gar nicht wie Löwen aus: Kennst Du denn alle Löwen?

Dies könnte man mir auch erwidern; alle Uhrmacher kenne ich nicht und gebe höchstens mit naivem Staunen, mit Bewunderung zweifelnd, die ganz bedingte Möglichkeit zu, daß ein solcher Uhrmacher existiren könnte.

Aber was nicht existirt, in Deutschland wenigstens nicht, das ist die famose, die Uhrmacher mordende Fabrik.

Der brave Berliner, Herr Weichselburger, der gleichzeitig Taschenuhren, Thurmuhren und Wanduhren fabrizirt, der außerdem noch die Uhren der Frau Amtsgerichtsräthin reparirt und schließlich sogar noch den Chronometer für die Realschule liefert, — wie schade, daß der Mann nicht auftritt, ich hätte, ein solches Universalgenie gern kennen gelernt. Was hat der gute Mann eigentlich für ein Geschäft? Eine Reparaturwerkstätte, einen offenen Laden oder wirklich eine Uhrenfabrik? Es wird immer nur von einer Fabrik gesprochen und eine Fabrik ist doch eben ein Institut, das en masse fabrizirt und nur en gros an Händler verkauft, und nicht ein einzelnes Stück an Gevatter Schneider oder Handschuhmacher, oder gar sich noch mit Reparaturen abgiebt, billiger sogar als der alte Balzer.

Ich frage also: Wissen Sie, Herr von Wildenbruch, was eine Uhrenfabrik ist? Wissen Sie, wie viele es überhaupt in Deutschland giebt? Wissen Sie, wie viele Jahre unabläſſiger Arbeit, wie viele Opfer seitens der Unternehmer, und wie großer Zuſchüſſe seitens einer einſichtvollen Regirung es bedurft hat, um in Deutſchland nur eine, eine einzige Uhrenfabrik zu etabliren und ſie lebensfähig zu geſtalten? Und wiſſen Sie auch, daß die Fabrikation von Taſchenuhren eine ſo immens ſchwierige iſt, daß es noch immer nicht gelungen iſt, in Deutſchland auch nur eine einzige Taſchenuhrenfabrik zu errichten, die wirklich leiſtung- und konkurrenzfähig iſt?

Von den theuren Kunſtwerken der Glashütter Uhreninduſtrie rede ich nicht; dieſe Uhren können mit den feinſten Erzeugniſſen Genfs erfolgreich konkurriren, ſind aber natürlich wegen ihres ſehr theuren Preiſes — d. h. relativ theuren, für die Güte der Uhren ſind dieſe immer noch zu billig — nicht für den Maſſenabſatz berechnet. Wir ſind noch immer auf den Import aus der Schweiz angewieſen, wo die Uhrenfabrikation heute allerdings einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat. Aber die Induſtrie dort beſteht ſeit Jahrhunderten, und ganze Arbeiter-Generationen mußten geboren werden und ſterben, ehe es gelang, einen feſten, brauchbaren Stamm von Arbeitern heranzuziehen.

Aber dieſes Alles, was ihm doch auf eine einfache Anfrage hin jeder Uhrmacher ſagen würde, weiß Herr von Wildenbruch nicht, ſchlankweg wird da hinter den Kouliſſen eine Uhrenfabrik gegründet, die (wie Fritz von Schirp) Alles macht, ſogar Chronometer. Wiſſen Sie, was ein Chronometer iſt, Herr von Wildenbruch? Nein, ſicher nicht, ſonſt würden Sie nicht ſo etwas ſchreiben.

Ein Chronometer iſt in der Uhrmacherei etwa das, was in der Poeſie die Tragödie iſt, das göttliche Problem, der Triumph der Kunſt, ein Gegenſtand, der, da von ſeiner Güte oft Schiff, Ladung und Hunderte von Menſchenleben abhängen, eine mehrjährige, ſorgfältige Beobachtung erfordert, und überhaupt nicht fabrikmäßig hergeſtellt werden kann, wenigſtens nicht fabrikmäßig im landläufigen Sinne.

Leider aber nennt ſich ja heute auch der kleinſte Uhrmacher Fabrikant, und wenn ſeine ganze Fabrikation auch nur darin beſteht, daß er alle vier Wochen mal eine neue Schraube in eine Uhr ſetzt.

Es iſt ja möglich, daß der Herr Weichſelburger allerdings in dem Sinne nur Fabrikant iſt, aber wozu dann die Maſſe von Arbeitern, weshalb dann die Wuth des Meiſters Balzer auf ihn? Dann hätte er doch deſſen Konkurrenz nicht zu fürchten, er, der in fünfzig Jahren das Vertrauen ſeiner Kundſchaft ſich erworben hat.

Die ganze Fabrikgeſchichte iſt alſo unwahr und unrichtig, und eben ſo unrichtig iſt es, daß Meiſter Balzer immer von ſeinen Uhren ſpricht Hat er denn wirklich Uhren ſelbſt gemacht, ganz aus dem Rohen heraus, ſie ſelber von a — z gebaut? Den Anſchein hat es, wenigſtens muß man dies aus den Reden und Gegenreden entnehmen, aber auch dies iſt unwahr und unmöglich. Daß Meiſter Balzer ſo pour passer la tante, wie Onkel Bräſig ſagt, mal wirklich ein einzelnes Stück ſelbſt gebaut hat, will ich glauben, aber viele, oder die meiſten, die er verkauft hat? Du liebe Zeit, wenn dies wirklich der Fall geweſen ſein ſollte, dann würde ihm das Subhaſtationpatent nicht erſt nach fünfzig Jahren, ſondern ſicher ſchon nach eben ſo vielen Wochen zugeſtellt worden ſein, er hätte nie ein eigenes Haus beſeſſen, nie Frau und Kinder zu ernähren

vermocht. Ein einzelner Uhrmacher, der heute Uhren selbst baut, er ganz allein mit einem Gehilfen, der verdient nicht das Salz zum Brot. Und dies gilt nicht nur für unsere Tage, sondern hat rückwirkende Geltung für fünfzig Jahre, denn seit dieser Zeit mindestens wurden eben, mit ganz, ganz geringen Ausnahmen, alle Uhren fabrikmäßig hergestellt. Allerdings war der Fabrikationscharakter damals noch nicht so stark ausgeprägt wie heute, sondern größtentheils war die Herstellung von Uhren Sache einer weit ausgedehnten Hausindustrie, und zwar in der Schweiz, im Schwarzwalde, aber auf dem märkischen Sande sind niemals Uhren entstanden. Meister Balzer kann seine Thätigkeit nur darauf beschränkt haben, die von Fabriken gekauften Uhren zu repassiren, abzuziehen, d. h. auseinanderzunehmen und nach gründlicher Durchsicht und Abänderung etwaiger Fehler und Mängel wieder zusammenzusetzen. Auch, daß er dies besser gethan als Andere, glaube ich nicht; gute Uhrmacher sind immer schweigsamer Natur und reden nicht so viel wie Meister Balzer. Von seinen Uhren zu sprechen, und jammernd fortwährend zu betonen, daß seine um so viel besser wären als die aus der (sagenhaften) Fabrik, dazu hat er nicht die leiseste Berechtigung, denn auch seine Uhren sind nur Fabrikwaaren. — Eine wahre Perle unfreiwilliger Komik ist aber die Legende von der Thurmuhr, dieser großartigen, kunstvollen Thurmuhr mit den beweglichen Figuren und der schönen Melodie. Daß in diese Thurmuhr anstatt Bismarcks ein Landwehrmann versetzt wurde, konnte natürlich nur geschehen, weil der Regisseur des Hoftheaters nicht auf das Militärwochenblatt abonnirt ist und also die Mängel der Landwehr nicht kennt.

In der Tagespresse wurde es als besonders ungünstiges Zeichen für den Geisteszustand Meister Balzers hervorgehoben, daß dieser sein Kunstwerk aus eigener Initiative und nicht auf direkte Bestellung angefertigt hat. Mir will dies gar nicht so merkwürdig erscheinen; ein Jeder, der etwas produzirt, ist, selbst wenn er Hoflieferant ist, nicht immer in der Lage, nur auf feste Bestellung zu arbeiten, sogar bei patriotischen Schauspielen soll nicht immer direkter Auftrag vorliegen; was aber höchst wunderbar und geradezu klassisch unwahr ist, das ist die Art und Weise, wie Meister Balzer von dem großen Geheimniß erzählt, daß er seit einem Jahre an einer Thurmuhr arbeitet. Ich glaube, Herr von Wildenbruch stellt sich die Herstellung einer Thurmuhr so vor, wie etwa zur Weihnachtzeit junge Damen die Anfertigung von ein Paar Pantoffeln oder einer Schlummerrolle betreiben, die sie dann, sobald Jemand ins Zimmer tritt, schleunigst unter die Schürze schieben, damit ja keiner das große Geheimniß merkt.

Die Thurmuhr möchte ich sehen, die Meister Balzer so in aller Verschwiegenheit, er allein mit einem Lehrling, zusammenbaut. Wo denn eigentlich? Wo hat er seine Esse, seine Schmiede? Wo seine große Drehbank? Wo seine große Räderschneidemaschine und wo die übrigen großen Geräthe alle, die zur Herstellung einer Thurmuhr gehören? Oder läßt er etwa die einzelnen Theile in einer Fabrik machen und setzt sie nur zusammen? Ja, wenn dies der Fall ist, weshalb dann seine Wuth gegen die Fabriken?

Eine Wanduhr könnte man ja vielleicht so mit zwischendurch ohne großartige Einrichtungen bauen, aber uns wird ausdrücklich erzählt, daß das große Auge der Thurmuhr weit hinaus ins Land schaut und von weitem schon sichtbar ist; das Werk, das die Zeiger für solch ein großes Zifferblatt treibt, muß also schon ein wirkliches Thurmuhrwerk sein, und das läßt sich absolut

nicht von zwei Leuten in einem Jahre bauen und noch dazu, ohne daß Jemand etwas davon merkt.

Daß der Meister mit seiner Alten, nämlich mit der Wanduhr, eben so rührende wie unmögliche Zwiegespräche hält, läßt sich ertragen. Als er aber gar Miene machte, sich allen Ernstes an den Messing-Ketten der Alten aufzuhängen, da mußte doch auch ich laut, sehr laut auflachen. Ich fordere nur dazu auf, eine Kette aus der Uhr herauszunehmen und damit mal eine Zerreißprobe anzustellen, ich glaube, dann wird selbst der unverständige Theaterarbeiter lachen.

Das sind so einige Bedenken, die ich als Uhrmacher nicht verschweigen konnte, nachdem ich das zweifelhafte Vergnügen gehabt hatte, den wundersamen Kollegen vom Schillerplatz kennen zu lernen. Vielleicht sieht Herr von Wildenbruch daraus, daß es doch viel bequemer ist, bei den Quitzows zu bleiben; da kann man ihn nicht kontrolliren, denn die modernen Raubritter werden sich hüten, die ehrwürdigen Geschäftgeheimnisse der Altvordern auszuplaudern.

Friedrich Lorenzen.

Philosophisches Sonett.

Das Leben geht in Dichten und in Trachten,
Und wohl gepaartes Trachten und Erdichten,
Vernunft und Phantasie, Genuß und Pflichten,
Als Lebensideal ist das zu achten.

Das Sein ist schlecht. Und Weise, die's verachten,
Und Weise, die als schlecht und leer es richten,
Doch Weis're wahrlich die Genußerpichten,
Die mit Genuß Vernunft vereint sich dachten.

Vernunft ist Maß. Maßvoll, o Mensch, genieße,
Was Dir des Daseins Herbigkeit versüße.
Genuß, vernunftlos, schafft Dir kein Gewinnen;
Manch irdisch Wesen büßte das Beginnen,
Zuviel des Glücks auf einmal zu ertragen,
Mit ew'gem Schmerze — und verdorb'nem Magen.

Weimar. Hans Olden.

Eine Berichtigung.

Professor Ernst Haeckel hat mich in seinem Artikel („Ethik und Weltanschauung", in Nr. 7 der „Zukunft") zum Gegenstande eines unberechtigten Angriffs gemacht. Veranlassung dazu war ein an den „Vorwärts" gerichteter Brief, in dem ich die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur gegen eine ihr in jener Zeitung widerfahrene Verunglimpfung vertheidigte. Aus dem Umstande, daß der Abg. Pachnicke auf dem ethischen Kongresse erklärt hatte, er und seine Freunde würden sich von der Gesellschaft zurückziehen, falls Tendenzen gegen den Kapitalismus dominirend zu Tage träten, und er *nicht* auszuscheiden hatte, folgerte der „Vorwärts": „Wir haben also Ethik mit Kapitalismus, kapitalistische Ethik oder ethischen Kapitalismus — kurz Prozent-Ethik, die in der Theorie schöne Phrasen im Munde führt und in der Praxis nach Noten ausbeutet und schindet. Und *dazu* braucht man keine neue Gesellschaft zu gründen — das versteht und thut man schon heut im ausgedehntesten Maße. Man nehme nur den Herrn *Carnegie*, der in seinem Buche von Ethik trieft, und in Homestead die Arbeitermetzelei inszeniren half. Das ist der Mustertypus des kapitalistischen Ethikers". Der „Vorwärts" setzte hinzu: „Die *ethische Kultur* scheint sich aber nicht blos mit der kapitalistischen Ausbeutung, sondern auch mit Männern, die *praktisch* im feindseligen Gegensatz zur Ethik stehen, zu vertragen. Professor Haeckel, der vor Kurzem in Jena das widerliche Schauspiel der Bismarck-Speichelleckerei bot, trat am Donnerstag in der 'Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur' auf". — Eine *ethische Kultur* „unabhängig von allen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse, sowie der religiösen und politischen Anschauungen pflegen zu wollen", erklärte der „Vorwärts" für „ein Unding".

Hierauf entgegnete ich nun: „Gewiß sind die ethischen Ansichten eines Menschen nicht völlig unabhängig von seiner politischen Stellung; aber sicherlich sind sie dies in einem hohem Grade. Das wird auch in dem Artikel, dem diese Erwiderung gilt, indirekt anerkannt, indem von Männern, welche Bismarck anbeten, behauptet wird, daß sie 'im feindseligen Gegensatz zur Ethik stehen.' Diese Erklärung setzt offenbar voraus, daß es eine gemeinsame Ethik giebt, an die man auch Anhängern anderer Parteien gegenüber appelliren kann." — Die *Behauptung*, daß Männer, welche Bismarck anbeten, 'im feindlichen Gegensatz zur Ethik stehen', ist also *nicht die meinige*, sondern die des „Vorwärts", und ich *folgerte* aus dieser Behauptung nur, daß auch der „Vorwärts" eine allen Parteien gemeinsame Ethik anerkenne. Professor Haeckels

Beschuldigung, daß ich meine „Uebereinstimmung" mit jener Behauptung „bekundet" und „bestätigt" hätte, daß Professor Haeckel „ein unsittlicher und verächtlicher Mensch" sei, weil er Bismarck anbetet, schwebt also völlig in der Luft. (Jene Behauptung lag mir um so ferner, als einer meiner liebsten Freunde ein Bismarck-Anbeter ist.)

Professor Haeckel hat auf dem ethischen Kongreß erklärt, und wiederholt es in dem in Rede stehenden Artikel, daß Religion und Ethik nicht zu trennen seien, daß die Ethik in der Weltanschauung wurzele: er erklärte sich *gegen* den vom Vorstand der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur gebilligten Plan einer Jugenderziehung, welche die sittliche Tüchtigkeit zu fördern sucht, *ohne* die Weltanschauung zu berühren. Darum erklärte ich am Schlusse jenes Briefes: „Wie der Verfasser des Artikels dazu kommt, uns mit Prof. Haeckel in Verbindung zu bringen, ist mir unerfindlich. Derselbe hat *gegen* die vom Vorstande gebilligte Einrichtung eines ethischen Jugendunterrichts gesprochen und ist dem Verein nicht beigetreten. Aber auch wenn er Mitglied geworden wäre, würde dies doch die Gesellschaft für seine Worte keineswegs verantwortlich machen. Zu den Verhandlungen des ethischen Kongresses konnte sich Jeder Zutritt verschaffen und Jeder konnte reden — und was ist Alles geredet worden! Verantwortlich sind wir nur für unsere Satzungen und für das, was der Vorstand *als solcher* erklärt." Aus meiner Bemerkung, Professor Haeckel habe *gegen die vom Vorstande gebilligte* — nämlich dem von Prof. Haeckel angeführten § 1 unserer Satzungen *gemäße* — *Einrichtung* des ethischen Jugendunterrichts gesprochen, macht er die Behauptung, ich hätte ihn sich „*gegen den ethischen Jugendunterricht*" überhaupt erklären lassen.

In so weit sind seine Angriffe also, weil lediglich auf Mißverständnissen beruhend, wohl erledigt. Auf ihre Form und auf die übrigen Punkte seines Artikels einzugehen, habe ich keine Veranlassung.

Berlin, 15. November 1892.

Professor *Georg von Gizycki*.

Epigramme.

Kaum hat es aus Deinem Gewehr geblitzt,
So donnert das Echo aus allen Ecken;
Doch laß Dich durch sein Grollen nicht schrecken:
Das Echo verhallt, Dein Schuß aber sitzt.

* * *

In Schönheitfragen sind die Damen
Unzuverlässig wie Reklamen.

G. A. E.

Unsere Handelsredakteure.

Bunt oder düster, wie soll ich die Farben mischen? Wünschen Sie ein Gemälde, auf dem es lustig hergeht, auf dem die Leiter der Handelstheile unserer großen Blätter in all' ihren großen und auch kleinen Vortheilen schimmern, oder verlangt es Sie, jene Menschen und Menschlein selbst zu sehen, ohne äußeres, oft täuschendes Beiwerk, aber wie sie wirklich sind? Mit einem Einfluß, den nicht sie selbst, sondern Johann Guttenberg ihnen errungen, mit Fähigkeiten, die ohne Sheffield, woher die guten Scheeren kommen, bei den Meisten kaum zu denken sind, und mit Schlechtigkeiten, zu denen erst zahlungfähige Direktoren, Generalkonsuln, Kommerzienräthe 2c. 2c. sie gebracht haben?

So seltsam es klingt, die Handelstheile bei uns sind ursprünglich weniger Informationen gewesen als interessante Beschreibungen Einen guten Stil zu besitzen, galt vor vierzig Jahren bei einem Geschäftsmann noch als Seltenheit; denn daß Andere als Börsenleute über die Börse schreiben könnten, daß ein Laienelement, genannt: Redakteur, aufkommen würde, lag damals noch in weiter Ferne. Sechs bis acht Papiere wurden notirt, und wer über die betreffenden Carousselfahrten geistvoll, und nebenbei weit pikanter als heute, schreiben konnte, wurde stillschweigend ein wohlhabender Mann; 1. weil er im Bankfache stand und trotz seines geschäftlichen Peches (denn sonst hätte er wohl nie geschrieben) noch immer die fettesten Geheimnisse kannte, 2. weil er gewöhnlich auch mit vielen Gliedern dieses Ringes verwandt war, man ihn also auch gern verdienen ließ. Solche Mischlingmenschen sind auch von denen, die sie beständig glänzend bezahlten, durchaus nicht geringschätzig angesehen worden. Man unterhielt sich gern mit ihnen, ihre Schachpartieen waren gesucht, finanzielle Rathschläge ihrerseits galten stets als väterlich, nicht als aufdringlich, und sogar die Anleiheprospekte von ihnen machen zu lassen, anstatt nur von einem Advokaten, erschien als besondere Gewitztheit.

Eine große Beeinflussung des Publikums durch die Presse war trotz Berthold Schwarz noch nicht erfunden worden, daher konnte auch das Format solcher Blätter winzig sein. Der erste Jahrgang der „Frankfurter Zeitung" zeigt uns Quartblättchen mit Börsenberichten und bezüglich der Anfänge der „Kölnischen Zeitung" ist die köstliche Geschichte aufbewahrt, in der Frau Dumont, am Fenster stehend, hinunterruft: „Die Fisch-Annonce ist angekommen, Frankreich muß 'raus".

Dann brachen die großen Jahre an, da Oesterreich, Rußland, Amerika ihre Eisenbahnen bauten und die Börsen Europas, wie nachher nie wieder, die gewaltigen Mittler der betreffenden Anlehen wurden. Mit einem bloßen Kritisiren war damals nichts gethan, es mußten Meinungen gemacht werden, ein Etwas, zu dem die Publizistenfurcht von heute ganz unfähig ist. Nicht, daß man damals etwa Waschzettel aufnahm, die in den Bankenbureaux ersonnen waren, sondern die betreffenden Redakteure, vielleicht in Formen, die ein Journalistenverein belächeln würde, studirten ihren Gegenstand gründlich und schrieben sodann muthig dafür oder dawider. Diese Zeiten, wo Verständniß, Scharfsinn, Offenheit und allerdings — Interesse einzelne Handelstheile groß gemacht haben, sind höchst bemerkenswerth gewesen; sie brachten einen ausgebreiteten Nutzen, fanden einen fast unbedingten Glauben und wurden bei ferner Stehenden, die Papiere weder kaufen noch verkaufen konnten, einen leichten Schatten von Zweideutigkeit nie ganz los.

Waren aber die betreffenden Zeitungbesitzer, wie z. B. bei der „Augsburger Allgemeinen", keine beweglichen Geschäftsleute, sondern Buchhändler, so blieb ihnen das Wesen der Betheiligungen verhohlen, sie begnügten sich vielmehr damit, die Inseratenpreise für die Prospekte sehr stark hinaufzusetzen. Das schadete ihrem Rufe nichts.

Im Ganzen wird auch bezüglich dieser Art von Korruption eine Ueberraschung nur geheuchelt. Indem einzelne lebhaftere Menschen sich herausstellen und der Menge ihr Enrichissez-vous! zurufen — denn das bleibt doch die Quintessenz jedes Handelstheils —, halten sie selbstverständlich keine Bußpredigten, sind also auch keine Apostel.

Eine eigene Gattung von Redakteuren, sie blühte namentlich in Wien, schrieb damals nur nach auswärts, ohne aber weiter böse zu sein, wenn die betreffenden Zeitungen ihre regelmäßig einlaufenden Honorarrechnungen sofort in den Papierkorb warfen; war das Honorar doch schon anderseitig bezahlt. Interessant erschienen diese hochoffiziösen Einflüsterungen immer, nur daß man sie sich mehr als eine gefährliche Unwahrheit merkte, deren Drucklegung unter keinen Umständen stattfinden konnte.

Der Typus der modernen Handelsredakteure hat sich eigentlich erst seit der Mitte der 70er Jahren herausgebildet, als die Folgen des Wiener Krachs immer und immer wieder Blutungeu erzeugten. Die betreffenden Herren stehen im Ganzen tief unter ihren Vorgängern, nur daß sie mehr Latein, aber weniger Französisch verstehen. Einige weiße Raben unter ihnen kann man unter keinem Vorwande in ein geldliches Interesse ziehen, dann aber sind sie gewöhnlich erstens an sich reich und zweitens auf andere Art zu beeinflussen. Für das Publikum ist es freilich völlig gleich, ob der Redakteur, auf dessen Nuancen von ziemlich gut, gut oder sehr gut sie sorglich achten, in Folge einer Betheiligung oder in Folge einer anderen Liebenswürdigkeit milder gesinnt wird. Wenn ein Bankier ersten Ranges gar kein anderes Mittel weiß, eine weitreichende Feder zu stimuliren, so wird er auch gnädig, bittet den Redakteur an der Börse, bei ihm Platz zu nehmen, behandelt ihn nicht geschäftmäßig, sondern gesellig, etwa wie einen Premierlieutenant, der mit den Fräuleins tanzt. Nicht wahr? Das klingt albern, aber dennoch ist es Thatsache, daß man sich in ernsten Kreisen solche Ursachen für das Gelingen mancher großen Anleihe zuschreibt. Haute

banque kommt gleich nach der Diplomatie, die ja ebenfalls oft mit psychologischen Mitteln arbeitet, wo gröberes Geschütz versagt.

Es giebt auch Handels-Redakteure, in denen keine geniale Ader schlägt, die jeden höheren Gesichtspunkt wie etwas Romantisches von sich weisen, die aber da, wo sie trocken, d. h. scharfsinnig, fein dürfen, meisterhaft sind. Ist ein solcher Mann dann beim Ertrinken in Details alt und schwach geworden, so glaubt er noch etwas Besonderes geleistet zu haben. Welches Verdienst steckt indessen darin, fleißig oder gar ehrlich zu sein? Und dennoch bildet man sich auf diese untergeordneten Eigenschaften am meisten ein. Es liegt übrigens in der Natur der Sache, daß solche Ehrliche unter ihren Mitarbeitern nur tief interessirte Menschen besitzen; selbstverständlich halten sie diese dann für ihre Kommis und übersehen so die Ritzen und Löcher, durch welche gewisse finanzielle Wünsche dennoch ins Blatt gepascht werden. Denn das Eine darf man nie übersehen: wer einen Cato gerade im Geschäfts- und Börsenleben vorstellt, gilt von vornherein als etwas verrückt und man geht auch nur aus diesem Grunde, und nicht etwa aus Hochachtung, behutsam mit ihm um. Das Publikum aber, dieses undankbare apokalyptische Thier, glaubt dennoch, daß der Mann bestochen ist, da er, wenn er ideal sei, sich doch ein schöneres Feld aussuchen könnte.

Die gewinnsüchtigen Redakteure haben heute zumeist sehr leichte Arbeit, sie brauchen nur ganz wenig von ihrem Fache zu verstehen, aber gegenüber Waschzetteln den Kadavergehorsam zu bezeugen. Rebellion von Fall zu Fall ist wegen des nachherigen Wiedereinlenkens rentabel Die sachliche Unkenntniß ist so groß, daß, wenn man z. B. an der Berliner Börse einigen Handels-Redakteuren den patentesten Unsinn erzählen würde, — vielleicht ist dies auch schon oft geschehen, — man alles dieses des Abends mit Buchstabentreue in den betreffenden Blättern findet. Sehen wir doch nur, mit welcher aufrichtigen Andacht die Herren Journalisten Mund und Ohren aufsperren, wenn ihnen Herr Direktor Fürstenberg an manchem Mittag seine gewiß bemerkenswerthen Gedanken zum Besten giebt; diese geistige Unselbständigkeit, dieses naive Anwundern einer fühlbaren Geldmacht!

Dabei hat es die Hochfinanz längst aufgegeben, nur durch den Mund der Handelstheile zu sprechen. So ein politischer Redakteur bekommt von seinem Korrespondenten aus London die rosige Schilderung eines tropischen Landes und hat keine Ahnung davon, daß hierüber der von ihm so einfach verachtete Kollege im Handelstheil schon vorher unterrichtet war. Oder ein als Patriot weithin gefeierter Chefredakteur erhält zu seiner wahren Genugthuung eine vernichtende Kritik des russischen Verwaltungwesens, ohne die zarte Beziehung zu einem Baisseengagement in Rubelnoten zu riechen. Selbst wenn gewisse Monatsschriften etwas besonders Politisches über irgend ein Land publiziren, so wittern manche Superkluge das Vorbereiten einer Anleihe. Sollte der Koulissenwechsel in einigen Handelstheilen anhalten und auch in Zeiten des Aufschwunges, wo ja allerdings die Besitzer mitreden, eine populär erscheinende Warnungmethode fortgesetzt werden, so erleben wir sicher das interessante Schauspiel, wie die Finanzinteressen mehr dem politischen Theile und selbst dem Feuilleton zustreben. Besonders das Feuilleton ist noch intensiver auszubeuten. Man denke sich z. B. über die Solidität und innere Würde der Herren Boers ein Feuilleton und dies blau angestrichen in zahlreichen Exemplaren versandt! „Alles Große wirkt mittelbar" sagt Goethe.

Genau genommen, erfordert der Handelstheil einer Zeitung die qualifizirteste Redaktion, denn abgesehen von dem Bewältigen des schwierigen und so vielseitigen Materials, kommt die Kunst des Steuerns dazu — die Kunst, in haussirenden Zeiten kluge Worte der Vernunft zu finden, inmitten einer Abwärtsbewegung monatelang die Ueberstürzten zu beruhigen. Höhepunkte der Verantwortlichkeit bilden Episoden wie z. B. im Frühjahr 1887, wo die Kriegsangst frisch vom Fasse in die Menge geschleudert wurde, und einflußreiche Handelsredakteure bei ihrem rückhaltlosen Kalmiren (da doch Halbheit hier nicht wirken konnte) immerhin die Gefahr liefen, von den Thatsachen ins Unrecht gesetzt zu werden. Was es heißt, ob ein unübersehbares Kapitalistenpublikum seine Papiere mit Schaden abgiebt oder unbekümmert behält, was es heißt, daß diese in ihrem Sinne ungeheuren Fragen thatsächlich von einigen großen Zeitungen verneint oder bejaht werden, versteht der Unerfahrene gar nicht, aber er könnte es, wenn er in die Ferne schweifen will, wo doch das Gute so nahe liegt, jetzt sehr bequem an dem Pariser Panama-Skandal lernen. In solchen Zeiten haben auch einzelne Redakteure schon einen hohen Muth der Verantwortlichkeit bewiesen und dies auch inmitten der äußeren Einwirkung an der Börse selbst, wo die Panik der bürgerlichen Welt sich noch stürmischer als sonst widerspiegelt.

Den meisten Herren dieser Kategorie ist das aber Alles gleichgiltig. Sie beziehen den doppelten Gehalt eines ordentlichen Professors, verdienen in guten Zeiten das Doppelte dieses Doppelten „nebenbei", schneiden für sich und ihre Familie couponsartig die schönen Freibillets für Theater und Konzerte ab, denn sie gehören ja einer Redaktion an, und haben auch eine gewisse gesellschaftliche Position. Ein zweiter oder dritter Prokurist von Bleichröder würde z. B. ruhig mit ihnen Arm in Arm gehen.

Und das sind die Größeren! Von jenem Proletariat, das nur ganz zufällig an Zeitungen kommt und zur Börse geht, das unter Umständen mit dem Erhaschen eines Prospektes zufrieden ist, von dem eine Provision von 20 pCt. Seitens des Druckers für sie abfällt, von diesen Kleinen, schon ganz frühzeitig Gehängten, wollen wir schweigen. Sie sind bald traurig, bald komisch und könnten mit ihren Zwischenfällen und Lebensläufen einen ganzen Theaterabend ausfüllen.

Diejenigen Handelsredakteure aber, welche die eben geschilderten Pechvögel als Lumpen verachten, und ganz im Ernste als die Elite gelten, von ihnen einen Vorhang wegzuziehen, muß noch oft der Mühe lohnen. Die ganze Komödie unseres öffentlichen Lebens gipfelt vielleicht hier und jenes absurd klingende Wort, daß heute Politik und Börse mit einander in zufriedener Ehe leben, ist doch am Ende von einem recht Vernünftigen ausgesprochen worden. Denn was hilft es, wie die Politik in Berlin gemacht wird, wenn sie in Paris und Petersburg und selbst in London oft mit den Kursen eng verschlungen ist?

Pluto.

Notizbuch.

Der **Reichstag** ist eröffnet worden und der Kaiser, der sich gleich darauf nach Neugattersleben zur Jagd begab, hat sich selbst mit der Verlesung der Thronrede bemüht. Um so mehr ist es zu bedauern, daß dieses wichtige Schriftstück so unglaublich dürftig ausgefallen ist. Der Herr General-Reichskanzler, von dem jetzt so nette Grenadier-Briefe veröffentlicht werden, hat wahrscheinlich keine Zeit, über den Stil und den logischen Bau seiner Kundgebungen nachzudenken; aber es giebt in der Wilhelmstraße doch so viele im Schreiben geübte Herren, die auf ein paar Stunden immerhin ihre Thätigkeit für Pesth, London und andere schöne Gegenden unterbrechen und mit ihren journalistischen Talenten das liebe Vaterland erfreuen könnten. Der beschränkte Unterthanverstand findet sich schwer zurecht, wenn ihm erst gesagt wird, „auf dem Gebiete des wirthschaftlichen Lebens" seien „berechtigte Erwartungen vielfach nicht in Erfüllung gegangen", und zehn Zeilen später, es sei gelungen, „Der Deutschen Arbeit neue und erleichterte Absatzwege zu verschaffen." Freilich mag es dem Grafen Caprivi nicht gerade leicht werden, einzugestehen, daß der wirthschaftliche Rückgang des Deutschen Reiches genau von der Zeit her datirt, wo ein in Hannover kommandirender General zum kommandirenden Staatsmanne befördert wurde. Ausgesprochen muß die Thatsache aber einmal werden, und es wäre interessant, zu erfahren, wie viele Milliarden dem Deutschen Nationalvermögen seit dem März 1890 verloren sind. Jedenfalls würde die Summe hinreichen, um eine erkleckliche Anzahl vierter Bataillone davon zu formiren.

* * *

Während die von Berlin aus alarmirten Boulevardblätter wegen der Emser Depesche, deren Geschichte seit Jahren bekannt ist, dem Fürsten Bismarck das Bagno in Aussicht stellen — „Encore un qui devrait crever au bagne!" — und in wüsten Schimpfereien über die „fourberie" und „infamie" des Fürsten sich nicht genug thun können, sind zwei Bücher erschienen, die uns den werdenden und den entlassenen Kanzler zeigen. Bei Cotta erschien der dritte Band der von Horst Kohl meisterhaft besorgten historisch-kritischen Ausgabe der Bismarck-Reden und man kann aus ihm lernen, daß schon 1866 der Bundeskanzler von liberalen Gemüthern beschuldigt wurde, den Bruderkrieg „freventlich" heraufbeschworen zu haben. Alles schon dagewesen. Das zweite Buch, ein prachtvoll ausgestatteter Band aus dem Verlage der Stuttgarter Union, bringt unter dem Titel „**Fürst Bismarck in Friedrichsruh**" Zeichnungen von C. W. Allers, die meist vortrefflich sind, und einen geschmackvollen, nur allzu knapp gerathenen Text von Sydney Whitman. Es wird der Versuch gestattet sein, dieser familiären Darstellung des Hauses Bismarck noch eine Ergänzung zu geben.

* * *

Der Freisinn hat einen neuen Helden: Herrn **Herrfurth**, den am Kap Kunze gescheiterten Minister des Innern. Er war zwar unter Puttkamer Unterstaatssekretär, er hat zwar von 1888 bis 1890 als Minister alle „Schandthaten" Bismarcks mitgemacht, aber er hat jetzt als simpler Abgeordneter sein antiagrarisches Herz entdeckt und eine fulminante Rede gegen die Steuerreform gehalten. Stürmischer Beifall links! Ganz verstört erschien Herr von Bötticher am Ministertisch; vielleicht fürchtete er, der Exminister könnte die Koulissengeheimnisse des Welfenfonds ausplaudern. . . . .

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, 3. Dezember 1892.

Die Rede des Grafen Caprivi.

Fürst Bismarck pflegt zu erzählen, er habe seine besten Reden gehalten, wenn er „auf nüchternen Magen" geärgert worden war. Dann raffte er, in der kräftigenden Erregung der Stunde, das riesige Inventar einer politischen Situation zusammen, und rollte die gewaltigen Fresken auf, vor denen alles Volk dann, das gewählte so gut wie das wählende, einige Wochen hindurch staunend stand, in froher oder in banger Betrachtung glänzend beleuchteter Gedankenpaläste. Es kam wohl vor, daß ein Fenster zu grell und eines zu dürftig illuminirt erschien; klug erspähte dann der Beleuchter den Moment, um da ein Licht fortzunehmen und dort eines hinzuzufügen; niemals aber, von 1862 bis 1890, versagte die Illumination und immer warf sie ihren Schein auf die nächste Wegstrecke, die dem deutschen Volke zu wandeln bestimmt war.

Es wäre verkehrt, dem Grafen Caprivi einen Vorwurf daraus zu machen, daß ihm das Genie seines Vorgängers fehlt. Als er aber im Februar 1890 seine geheimnißvollen Reisen von Hannover nach dem Berliner Kaiserschlosse antrat, da muß er in sich doch wohl die Kraft und die Fähigkeit gefühlt haben, aus den Händen des an Erfolgen reichsten Staatsmannes das höchste und schwierigste Reichsamt zu übernehmen. Er kann diese Verantwortung nicht auf die Pflichten des militärischen Gehorsams gegen den Kriegsherrn abwälzen. Hätte der Kaiser ihn zur Leitung einer chemischen Fabrik, einer Staatswerkstätte kommandirt oder ihm den Befehl über ein in fremde Gewässer dampfendes Geschwader anvertraut, ganz sicher hätte der General einem

solchen Auftrag die Bitte um seine Verabschiedung entgegen gesetzt. Blinden Gehorsam mag der Soldat üben, wo nur die eigene Person in Frage kommt; er mag aus einer Höhe von vier Stockwerken herunterspringen, denn dabei riskirt er blos seinen Hals. Wo es sich aber um das politische und wirthschaftliche Wohlergehen von fünfzig Millionen Deutschen handelt, da entscheidet nicht der Befehl, sondern das Bewußtsein der eigenen Befähigung. Graf Caprivi trägt für Alles, was seit dem März 1890 im Deutschen Reiche geschehen ist, die volle Verantwortung. Wie stark in ihm und in seinem diplomatischen Helfer das politische Selbstgefühl ausgeprägt war, das zeigt sehr deutlich eine noch kaum bekannte Thatsache: der Reichskanzler und der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes haben die Geschäfte übernommen, ohne — wie es in ähnlichen Fällen doch jeder Buchhalter thut — an ihre Vorgänger auch nur eine Frage über die Lage der Dinge zu richten. Ein Mann, der so handelt, hat auf mildernde Umstände keinen Anspruch, wenn seine Staatskunst in die Brüche geht.

Graf Caprivi ist als Redner ein vorsichtiger Mann; er improvisirt nicht und jeder Zwischenruf bringt ihn aus dem sorgfältig vorbereiteten Text. Es ist ihm versagt, jemals den nationalen Nerv zu berühren; so lange er aber auf einem Gebiete bleibt, das er technisch beherrscht, spricht er geschickt, klar und mit einer gewissen nüchternen Wirksamkeit. Wenn er als Marineminister kurz und sachlich seinen Etat vertrat und später schweigsam brütend der Debatte folgte, dann konnte man glauben, hinter dieser finsteren Stirn verbärgen sich tiefe Gedanken, und es überraschte deshalb, als Graf Moltke der Ernennung Caprivis zu seinem Nachfolger als Generalstabschef widerstrebte. Heute wird die Ansicht des großen Strategen eher Verständniß finden. Denn am 23. November hat Graf Caprivi im Reichstage die sehr lange Rede gehalten, die er offenbar bis zum Beginn der Militärdebatte nicht mehr bei sich behalten konnte, und diese Rede hat ein recht seltsames militärpolitisches Programm enthüllt.

Der Reichkanzler hat es zunächst für nöthig gehalten, von dem Fürsten Bismarck den Verdacht der Fälschung abzuwehren; er hat einige — wohl nicht alle — Aktenstücke verlesen, die über die Angelegenheit vorhanden sind, und er hat daraus den Schluß gezogen, daß erstens Fürst Bismarck in Sachen der Emser Depesche nur als Beauftragter gehandelt hat, und daß zweitens Kaiser Wilhelm I. nicht

„der schwache Mann" war. Nach beiden Seiten hat Graf Caprivi offene Thüren eingerannt. Nur in dem Hirn der auf Hintertreppen geübten Klüngelpolitiker konnte der Wahn entstehen, Bismarck habe, als er an Moltkes Wort von der Chamade und Fanfare erinnerte, beabsichtigt, das ganze Verdienst der deutschen Entwickelung zur Einheit für sich allein in Anspruch zu nehmen. Der Fürst hat überhaupt nichts damit „beabsichtigt", schon darum nicht, weil er gar nicht wissen konnte, daß sein Ausspruch veröffentlicht werden würde. Die Mittheilung erfolgte hier nur, um gegenüber der albernen Legende einmal festzustellen, daß der damalige Bundeskanzler bei seiner Redaktion der Depesche nicht allein die Autorisation des Königs, sondern auch die Uebereinstimmung Moltkes und Roons für sich hatte. Wenn jetzt ein verlogener französischer Reporter der Welt verkündet, er habe vom Fürsten Bismarck unehrerbietige Aeußerungen über den alten Kaiser Wilhelm gehört, so machen die deutschen Zeitungen, die dergleichen Unsinn scheinbar gläubig weiter verbreiten, sich eben wieder einmal der schmählichsten Verleumdung schuldig. Es ist schwer, einem Fremden eine Vorstellung von dem Maße fast schwärmerischer Verehrung zu geben, mit der Fürst Bismarck seines alten Herrn gedenkt. Und es sei in Parenthese bemerkt, daß er in seiner Nähe auch über den jetzigen Kaiser keinen unehrerbietigen Ausdruck dulden würde; er wahrt sein Recht der Kritik an den Handlungen der kaiserlichen Kommissare, aber er zieht genau den Strich, der die Person des Monarchen vor unfläthigen Angriffen schützt.

Der Vorwurf, den Krieg 1870 frivol provozirt zu haben, würde nicht Bismarck allein treffen, denn dem Könige konnte die „Fälschung" doch nicht unbekannt sein. Deshalb war man denn auch etwas erstaunt über die ungemein sanftmüthige Tonart, mit der Graf Caprivi dem Versuch entgegen trat, die größte Epoche der deutschen Geschichte als das Ergebniß schnöder Fälscherkünste hinzustellen. Dieser Versuch ist nicht von heute und gestern. Schon 1870, im zweiten Dezemberheft der ruhigen Revue des deux mondes, hat der Akademiker Caro sich um den Nachweis bemüht, daß Frankreich schuldlos von den deutschen Barbaren überfallen worden war. Höhnisch rief der Liebling aller hysterischen Damen aus: „Il y a encore des naïfs pour prétendre que la Prusse était de bonne foi dans l'étonnement qu'elle a si bien joué au mois de juillet dernier! . . . C'est bien une

guerre de conquête qu'elle nous fait, on le voit clairement aujourd'hui, et c'est la Prusse qui a voulu cette guerre . . . L'histoire de ce peuple n'est qu'une longue série de coups obliques ou droits, d'une moralité plus que douteuse, portés sur ses voisins ou ses alliés." Seitdem ist die alberne Lüge nicht mehr zur Ruhe gekommen, und die Zeitungen, die sich jetzt stellen, als hätten sie etwas Funkelnagelneues erfahren, die sind entweder böswillig oder sie verrathen in der vaterländischen Geschichte eine Unkenntniß, die sogar nach den früheren Leistungen unserer braven Presse noch verblüffend wirken muß. In jedem Falle ist es eine Schmach, daß ernste und patriotisch thuende Blätter diesen Bübereien überhaupt Raum gewährten.

Auch in der Darstellung des Grafen Caprivi vermißt man schmerzlich das historische Empfinden der Nothwendigkeit, die 1870 zum Kriege drängte. Es ist ihm gewiß nicht unbekannt, daß Napoleon schon im Mai 1866 an Preußen die dreiste Forderung stellte, es möge Mainz abtreten, und daß später mit immer wachsender Dringlichkeit die Rache für Sadowa verlangt wurde. Nur Bismarck ist es zu danken, wenn nicht schon 1867, wegen des Garnisonrechtes in Luxemburg, der Krieg ausbrach. Er hat im Januar 1887 daran erinnert: „Es konnte damals nur auf die Frage ankommen, ob wir den Krieg späterhin nicht doch führen müßten, und da sagte ich: Das ist vielleicht möglich, ich kann das aber so genau nicht wissen, ich kann der göttlichen Vorsehung nicht so in die Karten sehen, daß ich das vorher wüßte. Mein Rath wird nie dahin gehen, einen Krieg zu führen deshalb, weil er später vielleicht doch geführt werden muß. Er kann vielleicht nach Gottes Willen, wenn er später geführt wird, unter für uns günstigeren Verhältnissen geführt werden, wie das mit Frankreich der Fall gewesen ist. Wir haben 1870 mit günstigerem Erfolge geschlagen, als wir es 1867 gekonnt hätten; aber es wäre doch eben so gut möglich gewesen, wenn der Kaiser Napoleon früher gestorben wäre, daß der Krieg uns ganz erspart geblieben wäre." Die napoleonische Dynastie brauchte, um sich zu behaupten, einen Krieg, und das berühmte Plebiszit vom Mai 1870 hatte nur den Zweck, ihr für die kommenden Abenteuer einen Rückhalt zu bieten. In dem Rundschreiben, das Graf Bismarck am 18. Juli 1870 an die diplomatischen Vertreter der deutschen Regirungen richtete, heißt es: „Schon seit einer Woche konnte es für uns keinem Zweifel mehr

unterworfen sein, daß der Kaiser Napoleon rücksichtslos entschlossen sei, uns in eine Lage zu bringen, in der uns nur die Wahl zwischen dem Kriege und einer Demüthigung bliebe, welche das Ehrgefühl keiner Nation ertragen kann. Hätten wir noch Zweifel hegen können, so hätte uns der Bericht des Königlichen Botschafters über seine erste Unterredung mit dem Herzog von Gramont und Herrn Ollivier nach seiner Rückkehr aus Ems, in welcher ersterer den Verzicht des Erbprinzen als Nebensache bezeichnete und beide Minister die Zumuthung aussprachen, Seine Majestät der König solle einen entschuldigenden Brief an den Kaiser Napoleon schreiben, dessen Publikation die aufgeregten Gemüther in Frankreich beschwichtigen könne, belehren müssen. Abschrift dieses Berichtes füge ich bei; er bedarf keines Kommentars. Der Hohn der französischen Regirungpresse antizipirte den erstrebten Triumph; die Regirung scheint gefürchtet zu haben, daß ihr der Krieg dennoch entgehen könnte, und beeilte sich, durch ihre amtliche Erklärung vom 15. d. Mts. die Sache auf ein Feld zu verlegen, auf dem es keine Vermittelung mehr giebt, und uns und aller Welt zu beweisen, daß keine Nachgiebigkeit, welche innerhalb der Grenzen nationalen Ehrgefühls bliebe, ausreichend sein würde, um den Frieden zu erhalten."

Die historischen Thatsachen sind ungleich beredter als der jetzige Kanzler. Das zweite Empire mußte seine petite guerre haben und der verantwortliche Träger der deutschen Politik wäre an seinem Volke und an seinem König zum Verräther geworden, wenn er auch nur einen Augenblick der aufgezwungenen Entscheidung ausgewichen wäre. Es ist das Verdienst Bismarcks, daß der furor teutonicus nicht bereits durch eine erlittene Demüthigung gedämpft war, als der Krieg ausbrach, und dieses Verdienst empfand sein kaiserlicher Herr dankbar. Den Franzosen mag man die Entstellungen hingehen lassen; der Pariser „Temps" hat die Absichten etwas unvorsichtig ausgeplaudert, die bei dem Preßsturm verfolgt wurden. Die Herren hoffen, Wilhelm II., von dem sie sich höchst unverständige Vorstellungen machen, würde einsehen, daß der Krieg von 1870 durch illoyale Mittel herbeigeführt worden sei, und reumüthig die eroberten Provinzen dem unschuldigen Frankreich zurückgeben Solche Kinderei kann man lächelnd betrachten; beschämend ist erst die Wahrnehmung, daß dieser Unfug seinen Ursprung in Berlin hatte und daß dunkle Machenschaften wieder einmal Deutsche dazu verleiten konnten, ihr eigenes Nest zu beschmutzen. Mit gutem Recht

hat Fürst Bismarck in Kissingen gesagt: „Sie können mich nicht herunterreißen, wie sie es thun, ohne daß das Gift überspritzt auf das Ergebniß unserer gemeinschaftlichen Arbeit, auf Kaiser und Reich."

Es wäre nicht undenkbar, daß Graf Caprivi mit seiner etwas einseitigen Darstellung die Absicht verbunden hat, die Bedeutung seines Vorgängers für die Geburtstunde der deutschen Einheit enger zu begrenzen, als es der Wirklichkeit entspricht. Ein Erfolg ließe sich mit einem solchen Vorhaben um so weniger erzielen, als gerade die Rede des leitenden Generals die ganze Schwere des Verlustes empfinden ließ, den das Deutsche Reich im März 1890 erlitten hat. Der Deutsche, der diese Rede liest, muß von äußerster Muthlosigkeit befallen werden, denn er vernimmt, daß er von kommenden Zeiten eigentlich Alles zu fürchten und nichts zu hoffen hat. Mit einem großen Aufwande von Pathos erklärt der Kanzler, er werde „die reine Wahrheit entrollen", nicht „mit dem Säbel rasseln" und sich „jeder Schwarzmalerei" enthalten. Gleich darauf wird dem Leser ein Krieg gegen Frankreich und ein zweiter gegen die franco-russischen Verbündeten vorgemalt und hinzugefügt, daß schließlich auch ein siegreicher Feldzug uns kaum einen länger dauernden Nutzen bringen könnte. Deutschland hat „seine militärische Suprematie über Europa verloren", „der Dreibund ist vielleicht in keiner der drei Nationen so populär wie bei uns", Oesterreich und Italien brauchen sich neue Lasten nicht aufzuerlegen und wir müssen, „als den wahrscheinlichen Fall", an einen Krieg mit zwei Fronten denken. So sieht die „reine Wahrheit" aus, die Graf Caprivi „entrollt"; und dieses Schreckbild zu verscheuchen, weiß er nur ein Mittel: die Vermehrung und Verjüngung der Truppen.

Unter wohl erzogenen und höflichen Leuten ist es im Allgemeinen nicht Sitte, einander öffentlich der Lüge zu zeihen. Der Reichskanzler scheint den Kanadier spielen zu wollen, der von Europens übertünchter Höflichkeit nichts weiß. Fürst Bismarck hat mehrfach erklärt, daß er die neue Militärvorlage nicht billigt; Graf Caprivi setzt dieser Erklärung die Behauptung entgegen, sein Vorgänger hätte mehr als das Doppelte der jetzt geforderten Summe für militärische Zwecke verlangt. Beweis: Ein Beschluß des preußischen Staatsministeriums vom 9. März 1890. Ist es dem Grafen Caprivi unbekannt, daß an diesem Tage die Entlassung Bismarcks und die Ernennung des Generals von Caprivi zu seinem Nachfolger längst beschlossene Sache war? Als

der Kriegsminister von Verdy seine Pläne vortrug, da wies Bismarck als praktischer Mann zunächst auf die Nothwendigkeit hin, die Einnahmen dauernd zu erhöhen, um sie den militärischen Bedürfnissen anzupassen. Es sollte eine Vorlage ausgearbeitet werden, über die dann Graf Moltke und die militärischen und finanziellen Vertreter der Bundesregirungen befragt worden wären. Mit der Möglichkeit, vom Reichstage 120 oder auch nur 60 Millionen Mark für eine Heeresverstärkung erlangen zu könen, wurde damals überhaupt nicht gerechnet, denn das Centrum war ja noch nicht als die vornehmste Reichsstütze anerkannt. Fürst Bismarck ließ den Dingen, die er nicht mehr aufhalten konnte, ihren Lauf, aber er hütete sich weislich, die Militärvorlage mit der Energie zu fördern, die er bei ähnlichem Anlaß sonst zu zeigen pflegte. Es stand in seiner Macht, so lange im Amte zu bleiben, bis er die Militärforderungen im Reichstage durchgesetzt oder — sich eine von seinen intimen Feinden sehnlichst erwünschte Schlappe geholt hätte. Auf diesen Versuch ist er nicht eingegangen, obwohl damals von der Verkürzung der Dienstzeit, an die jetzt seine Opposition sich knüpft, noch nicht die Rede war. Eine Entscheidung über die Pläne Verdys ist 1890 nicht erfolgt, sonst hätte doch Graf Caprivi, der immer die reine Wahrheit spricht, später gewiß nicht erklärt, er kenne diese Pläne gar nicht, und er hätte erst recht nicht die Vorlage von 1890 als den Abschluß der Organisation bezeichnet.

Wenn der Reichskanzler in diesem Punkt die Autorität seines Vorgängers ins Treffen zu führen sucht, so tritt er ihr an anderen Stellen seiner Rede mit mehr oder minder verhüllter Entschiedenheit entgegen. Er hält die Landwehrmänner von 32 Jahren für „moralisch belastet" und für weniger kriegsfähig als die jungen Linienfoldaten, dem gegenüber steht das Wort Bismarks: „Wenn wir eine Armee von Triariern bilden, von dem besten Menschenmaterial, das wir überhaupt in unserem Volke haben, von den Familienvätern über dreißig Jahre, dann müssen wir auch für sie die besten Waffen haben, die es überhaupt giebt, wir müssen sie nicht mit dem in den Kampf schicken, was wir für unsere jungen Linientruppen nicht für gut genug halten, sondern der feste Mann, der Familienvater, diese Hünengestalten, deren wir uns noch erinnern können aus der Zeit, wo sie die Brücke von Versailles besetzt hatten, müssen auch das beste Gewehr an der Schulter haben, die vollste Bewaffnung und die ausgiebigste

Kleidung zum Schutz gegen Witterung und alle äußeren Vorkommnisse." Der gleiche Gegensatz ist auch sonst noch öfters bemerkbar und ganz besonders da, wo des Verhältnisses zu Rußland gedacht wird.

Graf Caprivi sagt, der Draht, der uns mit Rußland verbindet, sei nicht zerrissen, und der Zar wisse die friedliche und loyale Politik zu würdigen, die der jetzige Kanzler „auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers" leitet. Es war nicht gerade schwer, diese Behauptung aufzustellen, denn der leiseste Widerspruch von russischer Seite würde prompt einen Kriegsfall schaffen. Möglich ist es auch, daß man im gegenwärtigen Augenblick in Petersburg mit dem deutschen Kanzler sehr zufrieden ist, der es geschehen ließ, daß — gewissermaßen über seinen Kopf hinweg — der General von Werder zum deutschen Botschafter am russischen Hofe ernannt wurde, — ein Erfolg der russischen Diplomatie, der früher kaum zu erreichen gewesen wäre. Unvergessen ist aber in Rußland die Polenpolitik des neuen Kurses, die ausdrücklich mit der Nothwendigkeit motivirt wurde, für den Fall eines deutsch-russischen Feldzuges die Polen zu gewinnen, unvergessen ist auch die überschwängliche Verkündigung einer angeblichen deutsch-englischen Intimität, und bei uns zu Lande wiederum weiß man die Bedeutung des Ereignisses von Kronstadt zu würdigen. Freilich —: Graf Caprivi hat in Osnabrück mit der Enthüllung paradirt, erst durch Kronstadt sei das europäische Gleichgewicht hergestellt worden, und vor solcher Staatsweisheit muß jede Kritik erlahmen.

Keiner melodramatischen Beredsamkeit aber wird es gelingen, das deutsche Volk über den Szenenwechsel zu täuschen, der sich seit zwei Jahren vollzogen hat. Damals stand Deutschland in der Diagonale zwischen Oesterreich und Rußland: es konnte vermitteln und mit der russischen Peitsche die österreichische Indolenz zu größeren Leistungen kitzeln. Heute hat Oesterreich zwar die handelspolitischen Vortheile eingesackt, aber es macht keine erheblichen militärischen Anstrengungen und der deutsche Kanzler findet das recht und billig, ohne zu bedenken, daß in erster Linie doch Oesterreich an der Paralysirung der slawischen Vormacht interessirt ist. Er sieht als Ziel einen Zustand, der dem Deutschen Reiche die Kraft giebt, ganz allein den vereinigten Truppen von Frankreich und Rußland gewachsen zu sein, denn er hält einen Krieg gegen diese beiden Mächte für „den wahrscheinlichen Fall" und er weiß, daß der Dreibund „bei keiner der drei Nationen so populär

wie bei uns" ist. Also: Bündnisse von zweifelhafter Popularität und eine Gegen-Koalition, die uns numerisch immer überlegen bleiben muß. Das ist, nach der Vorstellung des Grafen Caprivi, die europäische Lage und diesen Moment benützt er, um mit dicker Unterstreichung der Welt zu verkünden, daß heute das Deutsche Reich nicht die genügende Wehrfähigkeit besitzt, und daß erst die neue Militärvorlage die Mittel zur Ausfüllung der jetzt vorhandenen argen Lücken bieten soll. Es ist bedauerlich, daß der General-Kanzler nicht die Septennatrede seines Vorgängers vom Jahre 1887 gelesen hat, denn da hätte er die lehrreichen Sätze gefunden: „Die Wahrscheinlichkeit eines französischen Angriffs auf uns, die heute nicht vorliegt, tritt ein, wenn unter dem Eintritt einer anderen Regirung Frankreich irgend einen Grund hat, zu glauben, daß es uns überlegen sei. Dann, glaube ich, ist der Krieg ganz sicher. Diese Ueberzeugung kann beruhen auf Bündnissen, die Frankreich hätte. Ich habe vorhin entwickelt, daß ich nicht glaube, daß solche Bündnisse stattfinden werden; es ist eine Aufgabe der Diplomatie, danach zu streben, daß dies verhindert werde." Heute sind diese Bündnisse vorhanden, heute malt Graf Caprivi die französische Kriegsmacht in ungleich leuchtenderen Farben als die deutsche, und aus seiner Rede müssen unsere Gegner eigentlich das Geständniß heraushören, daß sie unglaublich thöricht handeln würden, wenn sie ihre kriegerischen Pläne bis über das Jahr 1894 hinaus vertagten.

Die Militärvorlage wird vermuthlich im Wege des Kompromisses erledigt werden, denn unter den Parteien ist die Furcht vor einer drohenden Zerschmetterung weit verbreitet und die Regirung hat alle Veranlassung, einen Appell an die Wähler zu scheuen. Graf Caprivi hat höchst geheimnißvoll von den ernsten Gefahren gesprochen, die eine Ablehnung der Vorlage über Deutschland heraufbeschwören könnte. Meint er die Gefahr eines franco-russischen Angriffs? Zu dem wäre im Frühjahr 1893 oder 1894 nach des Kanzlers eigener Schilderung ja Zeit genug. Oder meint er die Gefahr seines Rücktrittes? Der würde von der ungeheuren Mehrheit des deutschen Volkes als ein Glück begrüßt werden; denn die Staatskunst, die uns bis zu den Geständnissen vom 23. November geführt hat, kann, wenn sie länger währt, es auch dahin bringen, daß wir eines Tages der Koalition uns gegenüber finden, die im siebenjährigen Kriege Friedrich den Großen bedrohte.

Gladstones Landpolitik.

Wenn auch die letzte Wahl anscheinend wie die vorhergehende unter dem Zeichen der Homerule-Frage vor sich gegangen ist, so ist es doch ein weit wichtigeres Problem, das der englischen Politik zu lösen bleibt und das in Wirklichkeit auch den eigentlichen Kern der irischen Frage bildet, nämlich die Landfrage. Ich sage den Kern der irischen, der Homerule-Frage, denn was auch die Partei der Grundherren, die Tories und ihre Verbündeten, die Unionisten, von Einheit des Reiches deklamiren mögen: was ihnen wirklich am Herzen liegt, ist die Furcht, einem irischen Parlament die Gesetzgebung über die Grundeigenthumsverhältnisse zu übergeben. Sie wissen ganz wohl, daß eine solche Uebergabe dem Grundherrenthum auf der grünen Insel, dem diese in erster Linie ihr Elend verdankt, bald ein Ende bereiten würde, wobei auch der Ablösungmodus vielleicht etwas weniger rücksichtvoll ausfallen dürfte, als der von dem letzten Tory-Parlament beliebte.

Aber auch für England und Schottland ist die Landfrage eine brennende geworden, und es muß von höchstem Interesse sein, zu wissen, wie sich der jetzige englische Premier zu ihr stellt.

Diejenigen, welche ihr Urtheil hierüber auf frühere Aeußerungen des greisen Staatsmannes gründen wollten, würden entschieden fehlgehen, denn die große Stärke dieses gewiegten Politikers beruht gerade darin, daß er nie zähe an eigenen Meinungen festhielt, sondern stets versuchte, die Hand auf dem Pulse der Nation zu behalten, um seine jeweilige Politik danach einzurichten.

Man kann daher nicht aus den vor etwa einem Jahre gethanen Aeußerungen des alten Herrn auf seine jetzige Politik schließen. Nach

diesen war er ein Anhänger des bestehenden Besitzsystems, dessen Nachtheile er zwar einsah, während er aber auf der anderen Seite nicht zu einer klaren Anschauung kommen konnte, wie eine Abfindung der Grundeigenthümer möglich sein solle, ohne daß in Folge der hierdurch übernommenen Lasten Alles eigentlich beim Alten bliebe. Jede andere Methode aber, als die der vollen Abfindung, betrachtete er als undiskutabel.

Wollen wir den heutigen Standpunkt des englischen Premiers in dieser wichtigen Frage kennen, so haben wir keine positive persönliche Aeußerung, die uns als Grundlage dienen könnte. Ein Brief, den er an die „Land Nationalisation Society" in London seit obigen Meinungkundgebungen geschrieben hat, zeigt nun aber zum Mindesten, daß er von dem absoluten Standpunkte, welcher darin zum Ausdruck kommt, zurückgekommen ist. Er drückt sich in diesem Briefe dahin aus, daß er nicht daran dächte, sich eine endgiltige Meinung über eine so weittragende Frage, wie die der Bodenverstaatlichung, zu bilden. Um daher Muthmaßungen darüber fassen zu können, wie weit die Mitwirkung der gegenwärtigen englischen Regirung in der betreffenden Richtung zu haben sein dürfte, ist es wichtig, die Stellung der herrschenden Partei zu kennen, welche nach den bezüglich Gladstones Antecedentien gemachten Erfahrungen auch hinsichtlich seiner eigenen Politik maßgebend sein dürfte.

Am wichtigsten für eine solche Kenntnißnahme, unendlich wichtiger als die Wahlprogramme, auf welche die einzelnen Mitglieder gewählt wurden, ist eine Abstimmung, die in dem vorigen Parlamente kurz vor seiner Auflösung stattfand, und von der sehr wenig in deutsche Organe überging, obgleich es vielleicht die bedeutsamste Abstimmung der ganzen Session war.

Es handelte sich um eine Bill, welche unter dem Namen „The local authorities bill" ging und welche bezweckte, den neugeschaffenen local councils (eine Art von Provinzialräthen) die Macht zu geben, erstens Land, das für öffentliche Zwecke benöthigt wird, auf dem Wege der Expropriation zu erwerben, und zweitens für die Zukunft den Zuwachs des sogenannten „unearned increment" der Gemeinschaft zu sichern.

Das Recht der Expropriation hatte natürlich in England, wie wohl in allen Ländern der Welt, vorher bestanden, aber seine Ausübung war an Bedingungen und Schwierigkeiten geknüpft, die es nur in den seltensten Fällen praktisch durchführbar machten.

Besonders war die neue Auslegung des Begriffes der öffentlichen Nothwendigkeit wichtig, welche der Bill zu Grunde lag. Die county-councils sollten nämlich in allen den Fällen expropriiren dürfen, in denen das öffentliche Interesse die Zutheilung von Ackerland oder Wohnungboden an die arbeitende Bevölkerung verlangte. Wie sehr dieses Interesse aber eine solche Zutheilung

gerade in England nöthig macht, ist Jedem bekannt, der auch nur die oberflächlichste Bekanntschaft mit den dortigen Verhältnissen besitzt.

Man weiß, wie nicht nur in Irland, sondern auch in den übrigen Theilen der britischen Inseln wenige tausend Grundherren beinahe alles nutzbare Land besitzen, während die Masse der Bevölkerung darauf angewiesen ist, das zur Bearbeitung und Bewohnung nöthige Land von diesen zu pachten. Auf dem Lande herrscht nun obendrein noch bei den Grundherren die Politik, nur in großen Komplexen zu verpachten, und wenn auch der kleine Mann weit höhere Pachten zahlen würde, weil sonst der freien Ausübung der Jagden Schwierigkeiten erstehen könnten, und sonst auch, weil die Gewährung kleiner Pachtgüter den Landarbeiten eine gewisse Unabhängigkeit geben würde, was den Großpächtern die Löhne vertheuern und ihre Pachtzahlungfähigkeit beeinträchtigen müßte.

Diesem Mißstand sollte die neue Bill in erster Linie entgegenwirken. In zweiter beabsichtigte sie, wie gesagt, die Ueberführung des zukünftigen „unearned increment" in den Besitz der Gesellschaft. Unter „unearned increment" ist bekanntlich jener Theil des Bodenwerthzuwachses zu verstehen, welcher nicht dem Verdienst des Grundbesitzers, sondern dem der Gesellschaft zu verdanken ist. „Unverdienter Zuwachs" ist wohl die beste Uebersetzung. „Unverdienter Zuwachs", sagte Helen Taylor, die geistreiche Tochter Stuart Mills, „heißt er, weil er von denen nicht verdient wird, denen er gehört, und denen nicht gehört, von denen er verdient wird." Besonders deutlich stellt sich dieser unverdiente Zuwachs bei dem Bauterrain der Städte dar, welches riesig an Werth zunimmt, weil die Zunahme der Einwohnerzahl das Bodenbedürfniß steigert und weil die von den Städten getroffenen gemeinnützigen Einrichtungen ebenfalls den Miethwerth des Terrains steigern.

Wie Mr. Haldane, der die Bill eingebracht hatte, darlegte, giebt es um London herum Land genug, das vor 40 Jahren für Lstrl. 300 per Morgen gekauft werden konnte, und das jetzt Lstr. 5000 bis Lstr. 10 000 bringen würde, ohne daß die Besitzer das Geringste dafür gethan hätten. Man wolle übrigens nicht auf vergangene Geschäfte zurückkommen, sondern nur dafür sorgen, daß sich in Zukunft nicht ein ähnlicher Skandal ereigne. Seit 1870 habe sich der Pachtwerth des Londoner Bodens um Lstr. 7 000 000 vermehrt. Um Lstr. 7 000 000 per Jahr wäre die Einnahme der Stadt London gestiegen, wenn man vor 22 Jahren diesen Zuwachs der Stadt zugeeignet hätte. Er wolle, wie gesagt, nicht hierauf zurückkommen, aber von nun ab solle dieser Zuwachs einen Theil des städtischen Einkommens bilden, statt in die Taschen der Millionäre zu fallen. Zu diesem Zwecke solle der heutige Werth des englischen Bodens abgeschätzt werden und die county-councils das Recht erhalten, innerhalb der nächsten 20 Jahre zu diesem

Preise zuzüglich des Mehrwerthes, der vielleicht in der Zwischenzeit der Arbeit und dem Zuthun der Eigenthümer verdankt werde, das betreffende Land zu erwerben. Das so erworbene Land solle dann nicht verkauft werden, sondern in kleinen Parzellen, wie sie ein selbst arbeitender Landwirth zum Ackerbau benöthigt, oder eine Familie zum Wohnen braucht, verpachtet werden. Vor Allem wandten sich die Vertheidiger der Bill gegen den in der small holdings bill der Tory-Regirung zum Ausdruck gebrachten Gedanken des Verkaufs dieser Parzellen an die Benützer. Es wird mit großer Energie betont, wie die Schöpfung kleiner Eigenthümer nur dazu beitragen könne, die Grundlage zu verbreitern, auf der das gegenwärtige ungerechte System beruht, indem jene reaktionärste aller Bevölkerungklassen künstlich geschaffen werde, ein auf eigener Scholle wirthschaftendes Bauernthum, und zugleich der Hypothekenschuldwirthschaft ein weiter Spielraum eröffnet wird, welche schließlich den Bauern nur zum Scheineigenthümer, den Kapitalisten zum wirklichen macht. Nur auf diese Weise sei es möglich, den Arbeitern in den Städten billige Wohnungen zu verschaffen und zugleich den städtischen Verwaltungen eine Einnahmequelle zu eröffnen, die im Verhältniß der Bedürfnisse elastisch zunimmt. Die Bill wurde besonders von Mr. Asquith unterstützt, der seitdem eine wichtige Stellung im Gladstones Kabinet erhalten hat und dem allgemein — er ist noch sehr jung — eine große Zukunft zugesprochen wird.

Die Bill fiel zwar mit 75 Stimmen Mehrheit, aber die Thatsache, daß sie 148 Stimmen erhielt, also wohl so ziemlich von allen anwesenden Mitgliedern der heutigen Regirungpartei angenommen wurde, ist von großer Tragweite und läßt sehr wichtige Schlüsse in Bezug auf die Stellung der neuen Regirung zur Bodenfrage zu. Es ist klar, daß die Annahme eines solchen Gesetzes der erste Schritt zur Bodenverstaatlichung, oder mindestens zur Bodenmunizipalisirung wäre, die Form, welche die Reform aller Voraussicht nach wohl überhaupt annehmen wird. Daß die den Boden besitzenden Körperschaften dann im Verhältniß ihrer Einnahmen dem Staate einen Theil abzugeben hätten, würde zugleich die Verstaatlichung ohne die Nachtheile der Staatswirthschaft erreichen lassen.

Aus der vor der Auflösung des Parlaments gehaltenen meisterhaften Rede Gladstones geht hervor, wie wenig Illusionen er sich darüber macht, daß das house of lords seine irische Bill, mit der er in erster Linie hervortreten wird, um sein Wort einzulösen, annehmen könnte, daß er sich aber auch ganz gut der Thatsache bewußt ist, den radikalen Massen nicht allein mit dem irischen Homerule-Programm entgegentreten zu dürfen, wenn er sie bei einer Neuwahl für die Parole „Reform oder Abschaffung des Oberhauses" gewinnen will. Er wird also schwerlich aus der Verwerfung der

irischen Vorlage allein, insoweit sie durch das Oberhaus erfolgt, eine Kabinetsfrage machen, sondern vorher ruhig noch eine Reihe von Gesetzesvorschlägen, die im höchsten Grade populär sind, aber eben so sicher auch durch das reaktionäre house of lords verworfen werden, einbringen, um hernach mit der ganzen Wucht der hierdurch gewonnenen Popularität und des auf die Gegner gehäuften Hasses vor das Volk mit der Bitte um die Ertheilung des Mandats zu treten, der unpopulären Körperschaft, in ihrer jetzigen Zusammensetzung wenigstens, für immer ein Ende zu bereiten. Zu diesen Gesetzesvorlagen gehören in erster Linie eine neue Registrationsbill, die „ein Mann eine Stimme"-Vorlage und höchst wahrscheinlich auch eine der hier besprochenen Vorlage ähnliche Landbill, deren Annahme die irische Frage wesentlich vereinfachen und ihrer Schärfe berauben würde.

Lugano. Michael Flürscheim.

Anmerkung: In dem Aufsatze „Topolobampo" von Flürscheim steht auf S. 362, Zeile 17 der „Zukunft" ein „nur", durch das der Verfasser den von ihm beabsichtigten Sinn verändert findet; er bittet daher, auf das Versehen ausdrücklich hinzuweisen.

Absolutismus und Sozialismus.

Im September vorigen Jahres fiel das Wort: „Suprema lex regis voluntas!" Wenn es ein Pferd gewesen wäre, so würde es sicherlich bei dem Distanzritt durch die Zeitungredaktionen totgeritten worden sein, und man könnte darüber schweigen mit einem „De mortuis nil nisi bene". Da jeder Tag uns aber lehrt, daß es noch lebt, und es immer noch nachdenkliche Leute giebt, die so was nicht verwinden können, so sei es nochmals gestattet, dem Wort eine ernsthafte Deutung zu geben, wie sie dem Ernst der Zeiten entspricht. Ich thue es auf die Gefahr hin: „Tempus et oleum perdidi".

Was ins Münchener Fremdenbuch eingetragen ist, ist zugleich ins Buch der Geschichte geschrieben. Soll die Geschichte ihm Unrecht geben oder ist Kaiser Wilhelm II. der Mann, sie so zu gestalten, daß er Recht behält? Hat er jenen Satz nicht unbesonnen, sondern mit dem vollen Bewußtsein seiner Tragweite und zwar mit der naiven Ursprünglichkeit einer divinatorischen Natur, die an sich glaubt, niedergeschrieben, so beschwört er das Dilemma herauf: entweder siegreiche Durchführung oder tragisches Ende.

Wer solches wagt, muß Geschichte kennen und die geschichtliche Entwickelung verstehen, auch muß er den Pulsschlag der kommenden Zeit vorausfühlen. Was sagt die Geschichte und wohin drängt die Entwickelung?

Den Absolutismus hat die französische Revolution gestürzt; sie hat den Begriff des Staatsbürgers geschaffen, der sich unabhängig weiß vom persönlichen Herrscherwillen und nur dem Gesetz verantwortlich ist. Der moderne Staat war geboren und sollte von nun an der Rahmen sein, in dem sich das Leben der „Bürger" bewegte. Wo demnach die Monarchien nicht gänzlich abgeschafft wurden, verwandelte man sie in konstitutionelle d. h. man erblickte von jetzt an im Monarchen nur das „Staatsoberhaupt", welchem die Ausübung der Staatsgewalt, d. h. die Vollziehung des all-

gemeinen Willens anvertraut ist. Der allgemeine Wille aber findet seinen Ausdruck in der Verfassung und in den Gesetzen. Das Bürgerthum wollte einen unpersönlichen Herrscher.

Wie verträgt sich nun jener Ausspruch mit der Idee des modernen Staats? Gar nicht, lautet die rasche Antwort. Indessen — es läßt sich doch darüber reden.

Der Urheber des Worts hat die Kopula unterdrückt: man kann daher „est" oder „esto" ergänzen; das Eine würde Gegenwärtiges, das Andere Zukünftiges bedeuten. Ist also der Wille des Königs im heutigen Staatsleben höchstes Gesetz? Ja, insofern er identisch ist mit dem Staatswillen und die Idee des Königs sich mit der des Staates deckt. Früher sagte der König: „Ich bin der Staat!" — Heute ruft der Staat: „Ich bin der König!"

Aber eine solche Trivialität hat Wilhelm II. sicher nicht aussprechen wollen. Unterscheidet man jedoch die Person des Königs, d. i. seine menschliche Individualität, nicht von der Idee des Königs, die allein im modernen Staate gilt, sondern wirft beides zusammen, so steht das „Suprema lex voluntas regis est" zweifellos im Widerspruch mit unserer Staatsverfassung. Eine andere Frage ist es freilich, ob nicht der menschlichen Natur zu viel zugemuthet wird, wenn vom Könige verlangt wird: „Ja, Du sollst mich, das Volk, den Staat, regiren, aber nicht wie Du willst, sondern wie ich will!" Das ist eben die Achillesferse unserer konstitutionell-monarchischen Staatsverfassungen, daß man nach der Proklamation der allgemeinen Menschenrechte zwar jeden persönlichen Herrscherwillen als mit der Freiheit des Bürgers unvereinbar zurückgewiesen und doch dem Staate eine monarchische Spitze gegeben hat. Soll es die Lebensaufgabe eines Mannes sein, das königliche Amt zu verwalten, und ist dieses Amt sogar erblich, so ist eine Trennung des Königthums von der Person des Trägers in der Theorie schon schwierig und in der Praxis ganz unmöglich.

Nein, habe ich ein Amt, so verwalte ich es nach meiner Eigenheit so, wie es ein Anderer eben nicht verwalten würde. Ich setze meine ganze Persönlichkeit ein. Ich beobachte zwar gewisse Normen, aber ich verfahre durchaus subjektiv; denn anders ist es gar nicht möglich. Wilhelm II. wendet als moderner Mensch die Prinzipien des Liberalismus einfach auch auf sich an. Wie jeder unterthänige Staatsbürger, so reklamirt er auch für sich die individuelle Freiheit, nur seinem Willen zu folgen. Er respektirt zwar die äußere Form der Staatsverfassung, aber er wünscht, sie mit seinem Geiste zu erfüllen. Und da steht denn der Bethätigung des persönlichen Regimes innerhalb der Verfassung immer noch ein weites Feld offen.

Die gesetzgebende Gewalt ruht beim König — und den Parlamenten. So treibt er seine Minister (die er nach der Staatsverfassung selbständig beruft und entläßt) an, die und die Gesetze in dem und dem Sinne auszuarbeiten und der Volksvertretung zur Genehmigung vorzulegen. Die ausführende Gewalt ruht bei ihm — und den Beamten; aber es sind *seine* Beamten, königliche Beamten, denen der Wille des Königs Befehl ist. Und endlich die richterliche Gewalt? Zwar darf der König nicht selbst Recht sprechen, aber Wilhelm II. hat es bereits für angezeigt gehalten, zu betonen, daß in seinem Namen das Recht gesprochen wird. Was heißt dies? Doch wohl nichts Anderes, als daß in der Handhabung der Gesetze der persönliche Herrscherwille zum Ausdruck gelangen soll, wenn er für gut findet, den Richtern Direktiven zu geben.

Nun hat zwar eine Willensäußerung des Königs an und für sich noch keine Gesetzeskraft, ist kein kodifizirtes Gesetz. Aber das Wort Gesetz bedeutet auch ganz allgemein Richtschnur des Handelns. Ist so das Wort: „Suprema lex voluntas regis est" zu verstehen?

Da ist denn zuvor klar, daß auf das *private* Handeln der Staatsbürger der Wille des Königs keinerlei Einfluß hat. Hier gelten allein die Gebote Gottes und des eigenen Gewissens und in zweiter Linie die Gesetze des Staates. Bleibt also das öffentliche Handeln im Dienste der Allgemeinheit. Was soll hier oberste Richtschnur sein? Jedenfalls nicht die Sonderinteressen Einzelner oder Vieler, vielmehr das Gemeinwohl, das Wohl des Volkes in seiner Gesammtheit. Also wiederum nicht der Wille des Königs?

Aber wenn der nun behauptet, daß auch er nur das Gemeinwohl im Auge habe? Wohl, so macht er die Supposition vom „beschränkten Unterthanenverstande", der nicht *weiß*, was ihm gut ist. Steht der König auf höherer Warte und überschaut er die Verhältnisse besser als ein gewöhnlicher Staatsbürger, — nun „sehr leicht gehorcht sichs einem edeln Herrn, der überzeugt, indem er uns befiehlt." Mit dem Worte: „Suprema lex voluntas regis" nimmt der König auch das größere Maß von Einsicht für sich in Anspruch. Wie die Katholiken in Glaubenssachen dem unfehlbaren Papst, so sollen die Staatsbürger ihrem „Markgrafen durch Dick und Dünn folgen." Aber wenn auch die Welt sonst noch so sehr im Argen liegt —, daß es mit der Intelligenz des deutschen Volks in irdischen Dingen ebenso schlecht bestellt sei, sollte doch wohl dem Markgrafen kein unterthäniger Märker im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität zugestehen.

Wie sagte doch der „Reichsbote"? „Nur ein heruntergekommenes Volk würde mit byzantinischer Unterwürfigkeit einem starken königlichen Willen gegenüberstehen" und, füge ich hinzu, für den Absolutismus reif

sein. Ist heute die bürgerliche Gesellschaft, die den Staat vorstellt, so korrumpirt, daß der König sagen darf: „Esto! so soll es sein!"?

Sehen wir zu, was aus dem Staate der Bourgeoisie im Laufe der Zeit geworden ist. Wir nannten ihn den Rahmen, in dem sich das Leben der „Bürger" von nun an bewegte. Gleichberechtigt standen sie dem Staate gegenüber. Der Staat garantirte jedem, der sich zu ihm bekannte und seine Gesetze befolgte, dasjenige Maß von persönlicher Freiheit, welches nothwendig schien zur Beförderung und Erreichung der persönlichen Wohlfahrt. Um materielle Wohlfahrt entbrannte nun der Konkurrenzkampf der Bürger. Das „freie Spiel der Kräfte" wurde zum Schiboleth des Zeitalters. Der Staat, den Alle anbeteten, war der Schiffsrumpf geworden, in dem sich die Ratten tummelten. Am erfolgreichsten war in diesem Kampf um Besitz und Gabe, wer im Staate am besten Bescheid wußte und mit den Gesetzen am besten umzugehen, sie auch am geschicktesten zu umgehen verstand und seinen Egoismus am skrupellosesten bethätigte.

Das Fundament des modernen Staates ist das liberale Prinzip gewesen. Dieses enthält ein passives und ein aktives Element; jenes die politische Freiheit, nämlich die Gleichheit Aller vor dem Gesetz, dieses die persönliche Freiheit, die in der Konkurrenz um die Lebenswohlfahrt gipfelt. Aber das zweite Element hat das erste verschlungen und stirbt jetzt an der Unverdaulichkeit. Die Konkurrenz um die Lebenswohlfahrt hat unzählig Vielen statt der Freiheit die Sklaverei gebracht. Die riesige Entwickelung der Großindustrie geht Hand in Hand mit dem Anschwellen des Kapitalismus einerseits und der Ausnützung und Proletarisirung der Volksmassen andrerseits. Damit ist aber nicht blos die Unabhängigkeit des Einzelnen vom tel est notre plaisir des Andern, sondern auch seine politische Freiheit illusorisch geworden. Der freien Bürger, für die einst der Staat gegründet wurde, die er alle umfassen sollte, werden immer weniger: der Staat ist eine Kaste, sagt Paul de Lagarde.

Darum sprechen nun die Sozialdemokraten: „Der Bürgerstaat ist nur noch ein Torso. Er steht nur noch aufrecht durch die Versklavung der Arbeit. Die Arbeit muß frei werden und der Bürgerstaat ersetzt werden durch die Gesellschaft der freien Arbeiter. Nicht mehr soll Besitz die Arbeit vertreten und ein Wohlleben gewähren. Wir wollen Menschen sein, indem wir arbeiten und die Frucht unsrer Arbeit genießen." So ist denn die Fehde entbrannt zwischen dem Bürgerthum der Vergangenheit und den Sozialisten der Zukunft. Diese rücken siegesmuthig auf der ganzen Linie vor. Das Bürgerthum aber versinkt in Indolenz und Korruption: „Après nous le déluge!" — oder kämpft hoffnunglos mit ungleichen Waffen nicht mehr für den „Staat," der ist ja in Wirklichkeit nur noch eine Chimäre,

wenngleich seine äußere Form noch festgefügt dasteht, sondern für — Thron und Altar, für Familie und Eigenthum. Spuk, würde Max Stirner sagen.

Zwei Mächte standen bisher vereint: die Monarchie und der Bürgerstaat, beide durch Gesetz an einander gebunden. Wenn nun der eine Partner krank und faul geworden ist und abzuscheiden droht, soll dann der andere mit ihm ins Grab sinken? Die Monarchie wird sich, wenn noch ein guter, moralischer Kern in ihr steckt, und sie Mut besitzt, zur rechten Zeit losmachen, das konstitutionelle Königthum preisgeben, das mit dem „Staate" hinfällig geworden ist, und sich auf sich selbst stellen. Der Absolutismus wird die Tellsplatte sein, auf die sich die Monarchie aus dem untergehenden Staatsschiff rettet, — wenn sie sich rettet.

Ahnt dies Wilhelm II.? Ist es der Instinkt des Selbsterhaltungtriebes, der ihn zum Absolutismus hinlenken und der Welt zurufen läßt: „Suprema lex voluntas regis esto!"? Und schielt nicht die Bourgeoisie bereits nach dem Absolutismus, bloß um ihr eigenes schäbiges Dasein zu salviren?

Die Gegensätze rufen einander hervor: hier Absolutismus, dort Sozialdemokratie. Ein Drittes scheint ausgeschlossen: so wird der Philister Farbe bekennen müssen.

Steglitz. Dr. Ewald Horn.

Die Bildhauer in der Landes-Kunst-Kommission.

Das Ministerium Falk eröffnete der preußischen Künstlerschaft eine neue Epoche. Mit größeren Mitteln als vordem begann der Staat die Kunst zu unterstützen. Der Jahresbetrag zu Ankäufen für die National-Galerie und zur Pflege der monumentalen Malerei und Plastik sowie des Kupferstiches wurde auf 300 000 Mark normirt. Damals wurde auch die Landes-Kunst-Kommission eingesetzt, die einen Areopag von Künstlern und Kunstgelehrten bilden sollte, auf dessen Rath und Urtheil sich das Ministerium bei seinen Entscheidungen stützen könnte.

In Kunstkreisen erregte die Bewilligung des Geldes und der Einfluß auf dessen Verwendung, der den Künstlern durch die Einsetzung der Landes-Kunst-Kommission gewährt wurde, die größte Freude. Nun glaubte man den Himmel stürmen zu können, da doch die ersten Künstler mitberathen sollten; nun, so meinte man, würde nur noch nach Recht und Verdienst entschieden werden, während es vordem nur Protektionwirthschaft und Nepotismus gegeben habe.

„Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen." Gar leicht ist gesagt: man wählt die tüchtigsten Künstler und Kunstgelehrten. Sobald aber gefragt wird, welche denn eigentlich die tüchtigsten sind, so beginnt der Streit der Meinungen.

Das Ministerium hatte drei Wege, auf denen es seine Absicht, die Landes-Kunst-Kommission zu schaffen, ausführen konnte, und zwar:

1. Ernennung der Mitglieder durch die Regirung,
2. Wahl der Mitglieder durch die Allgemeinheit der Künstler,
3. Abordnung der Mitglieder von Seiten der bestehenden staatlichen Kunstinstitute.

Hätte das Ministerium den ersten Weg eingeschlagen, so wäre unzweifelhaft gesagt worden, die Kommission sei nicht unabhängig.

Hätte das Ministerium der Künstlerschaft selbst die Wahl überlassen, so hätte es sich an ein ziemlich ungreifbares und recht zweifelhaftes Wesen zu wenden gehabt. Die Künstlerschaft als Ganzes ist keine juristische Person. Es giebt Vereine, Genossenschaft und unabhängige Künstler. Niemand kann heute sagen, wo die effektive Künstlerschaft aufhört und die nominelle anfängt. Niemand könnte ein gerechtes Wahlsystem für die gesammte Künstlerschaft angeben, bevor diese sich nicht viel strenger organisirt hat, als es zur Zeit der Fall ist. Künstler ist heute Jeder, der sich so nennt, und man kann selbst aktives Mitglied eines Künstlervereins sein, d. h. vom Verein als berufsmäßiger Künstler anerkannt, ohne auch nur einigermaßen genügende Befähigung zu haben. Beispielsweise hat Jeder, der in den Verein Berliner Künstler aufgenommen werden will, durch Beibringung einer Arbeit seine künstlerische Qualifikation zu zeigen und dann wird über seine Aufnahme abgestimmt. Die Aufnahme ist daher ein Anerkenntniß als berufsmäßiger Künstler. Will ein solcher nun eine seiner Arbeiten im Ausstellunglokal vor das Publikum bringen, so sagt der Verein: „Halt, mein Lieber, wir haben Dich zwar als Künstler aufgenommen, aber ob Deine Arbeit gut genug ist, um uns keine Blamage vor dem Publikum zu machen, muß erst unsere Jury entscheiden." Also der Verein Berliner Künstler, und ähnlich ist das in allen Künstlervereinen, sieht sich genöthigt, die künstlerische Bedeutung und Selbstkritik seiner Mitglieder für fragwürdig zu halten.

Unter solchen Umständen erscheint es daher natürlich, wenn der Minister sich im Wesentlichen an die bestehenden staatlichen Kunstinstitute wandte. Der Senat und die Akademien von Berlin, Düsseldorf und Königsberg wählen also Mitglieder für die Landes-Kunst-Kommission. Mitglieder sind ferner: der Direktor der National-Galerie, der Direktor der Kunstakademie zu Berlin und ein Direktor eines Berliner Museums. Der Verein Berliner Künstler wählt ein Mitglied, und einige weitere werden unmittelbar vom Minister berufen; diese sind jedoch keine Künstler. Die Künstler-Mitglieder der Kommission werden also bis auf das eine, welches der Verein Berliner Künstler wählt, vom Senat und den Akademien gestellt und somit werden die Interessen der Bildhauer so gut wie ausschließlich von den Führern der nach-Rauchschen Schule vertreten. Von den Bildhauern der modernen Richtung war nur Reinhold Begas zeitweilig Kommissionmitglied und von ihm besagt die Fama, daß er sich für allgemeine Interessen wenig erwärmt. Für die Bildhauer sind also Landes-Kunst-Kommission und nach-Rauchsche Schule identische Begriffe.

Um sich ein Bild von den Resultaten der Kommissionthätigkeit zu machen, dürfte kein Platz geeigneter sein als Berlin, das der bedeutendste Sammelpunkt der preußischen Kunst ist. In Berlin zeigt sich die Kommission-

thätigkeit am dichtesten concentrirt; in allen anderen Orten tritt sie mehr sporadisch auf.

Mir scheint, wenn ein Land Bildhauer hat, die Kunstwerke schaffen können, welche den Sinn des Volkes hinlenken zum Verständniß für reine Schönheit, Kraft, Gewandheit, und zu allem Edelen, das die Bildnerei darstellen kann, so müßte man die Beweise ihres Könnens dort sehen, wo das Volk hauptsächlich verkehrt: auf der Straße.

Jedes Verständniß will erworben sein durch Lernen — auch das Kunstverständniß. Jeder Sinn will geschult sein, ehe er zur Reife kommt — auch der Kunstsinn. Soll Sinn und Verständniß eines Volkes für die Kunst gehoben werden, so muß dem Volk, da wo es verkehrt und lebt, die Gelegenheit gegeben werden. Kunstverständniß und Kunstsinn des italienischen Volkes sind fraglos weit höher entwickelt als im deutschen Volk. Wie groß der Unterschied beider Nationen in der Beziehung ist, wird jeder staunend beobachtet haben, der längere Zeit in Italien gelebt hat. Hat sich die große Masse des italienischen Volkes etwa in den Museen gebildet? Durchaus nicht! Auf den Straßen, Plätzen, Kirchhöfen und in den Kirchen, also an den Orten, an denen das Volk im täglichen Leben verkehrt, ist die Freude und das Verständniß der Italiener für die Kunst erweckt worden.

Das sind keine neuen Weisheiten, die ich hier soeben aussprach, sondern ganz bekannte Erfahrungen, und die Bildhauer der Landes-Kunst-Kommission müßten geistig sehr wenig regsam sein, wenn sie nie ähnliche Erwägungen hatten.

Auf den öffentlichen Verkehrswegen Berlins finden sich indessen nur zwei Werke, die in die Kategorie „Idealplastik" gehören und die mit Zustimmung der Landes-Kunst-Kommission aufgestellt wurden. Es sind dies: die Bronzegruppe der Löwenfamilie im Thiergarten von W. Wolff und der Begas-Brunnen.

Das Regime der nach-Rauchschen Schule hat also in den Jahren, in denen sich Deutschland zum höchsten Glanze entfaltete, die Hauptstadt nur mit einem einzigen größeren Werk der reinen Kunst geschmückt, und mit einer kleineren Thiergruppe. Diese Thatsache mußte doch einmal öffentlich festgelegt werden!

Wer die inneren Gründe dieses auffallenden Faktums verschleiern will, der kann anführen, es sei nicht Sache des Staates, der reichen Stadt Berlin den Schmuck der Straßen zu schenken; der kann sagen, die verfügbaren Mittel seien nicht groß genug und mehr Derartiges.

All das ist Phrase! Wenn die Kommission überhaupt die Absicht gehabt hätte, zu wirken in dem Sinne: die Bildwerke gehören zum Volk auf die Straße, so wäre mit den verfügbaren Mitteln das Prinzip klar

zum Ausdruck gekommen. Eine solche Kommission kann außerdem, wenn sie will, einen ungeheuren Druck ausüben; einen Druck, der alle wünschenswerthen Mittel beschafft. Vom Minister als Rathgeber berufen, vor dem ganzen Volk offiziell anerkannt als erste Vertreter der Kunst, an der Spitze der staatlichen Kunstinstitute, würden die Herren der Kommission bei den Abgeordneten, bei den städtischen Behörden und bei der Presse sicher das größte Entgegenkommen gefunden haben, wenn sie klar bedachte Pläne fördern wollten. Aber hat wohl je ein Mensch von solchen Versuchen oder von einem Programm der berufenen Bildhauer gehört?

Man kann also annehmen, die Herren wollten möglichst wenig mit monumentalen Idealdarstellungen für die Straßen und Plätze Berlins zu thun haben, und das ist natürlich, da einerseits die nach-Rauchsche Schule das Heft in der Hand hält, und andererseits eben diese Schule heute keine Männer hat, die ideale Aufgaben, den Ansprüchen unserer Zeit genügend, lösen könnten. Die Führer der nach-Rauchschen Schule mußten entweder ihre künstlerischen Gegner mit solchen Arbeiten betrauen, oder sie konnten beim Vergeben der Arbeiten an ihre Anhänger nur Wrangelbrunnen-Plastik in die Welt setzen.

Wahrscheinlich haben die Herren ihre Motive nie selbst so klar verstanden, wie sie hier entwickelt wurden, jedoch — „ein guter Mensch, in seinem dunklen Drange, ist sich des rechten Weges stets bewußt."

Was als eigentliches Agens der Machthaber bezeichnet wurde, muß nun wohl eingehender bewiesen werden, und zu dem Zwecke stelle ich hier einige der ausgesprochensten Vertreter der nach-Rauchschen Schule und der modernen Richtung in zwei Kolonnen auf — alphabetisch geordnet, um jeden Rangstreit zu vermeiden. Die Hauptarbeiten dieser für die beiden Kunstrichtungen typischen Bildhauer dürften allen Kunstfreunden bekannt sein. Diese haben daher Gelegenheit zu beurtheilen, ob meine Ausführungen richtig sind oder nicht.

Nach-Rauchsche Schule:	Moderne Richtung:
Enke	R. Begas
Herter	Brütt
Kallandrelli	Eberlein
Wittich	Geiger
A. Wolff	Hildebrand
Schaper	Klein
Siemering	Kruse
u. s. w.	Toberentz u. s. w.

Addiren wir links, so erhalten wir das Wort Uniform. Addiren wir rechts, so erhalten wir das Wort Subjektivität. Als Bildhauer würde ich

nicht in der Lage sein, an der Arbeit eines der Herren von der linken Seite zu erkennen, welcher von ihnen sie gemacht hat, wenn der Name nicht angeschrieben ist. Ihre Arbeiten wirken auf mich, weil jedes künstlerische Charakteristikum fehlt, so wenig unterschiedlich, wie die einzelnen Thiere einer Hammelherde, die ich auch nur zu unterscheiden vermag, wenn sie gezeichnet sind. Von den auf der rechten Seite angeführten Künstlern hat hingegen Jeder eine eigene, nur ihm eigenthümliche Art zu schaffen.

Subjektivität ist und war stets die conditio sine qua non eines bedeutenden Künstlers. Rauch, Schadow, Thorwaldsen, Schlüter, Peter Vischer und wer immer sich einen dauernden Platz in der Kunstgeschichte erworben hat, verdankt dies seiner ihm eigenen Darstellungweise. Jeder Schematiker gesteht, daß er nicht die Kraft hat, seine eigene Natur zur Anerkennung zu bringen. Auch in allen anderen Künsten ist die Subjektivität Haupterforderniß des Künstlers; man hat nur Namen neben einander zu stellen wie: Shakespeare, Goethe, Schiller, oder: Haydn, Mozart, Beethoven, oder: Menzel, Knaus, Boecklin, um sich zu überzeugen.

Noch in andrer Beziehung unterscheiden sich die Schematiker der linken Kolonne von den Individualisten der rechten. Jene haben das Prinzip der fabrikmäßigen Herstellung von Kunstwerken in Schwung gebracht, d. h. jeder von ihnen hält sich Künstler (und einige sogar recht viele), die ihm helfen. Das geht auch sehr gut, da die Herren ja auch nichts mit ihrer Kunst sagen wollen, was ihnen individuell wäre und was daher kein Anderer aussprechen könnte. Die meisten Herren von der rechten Kolonne können dagegen vielhändige Hilfe nicht gebrauchen. Leider zeigt sich bei einzelnen auch schon das Gelüste, in den ehrenwerthen Stand der Fabrikbesitzer einzutreten, und wenn sie dieses nicht gründlich überwinden, so bedeutet das ihren Untergang als subjektiv schaffende Künstler. Wirkliche Kunstwerke enthalten stets ein Stück vom Leben ihres Anfertigers; sie sind eine zum künstlerischen Ausdruck gelangte Periode aus dem Dasein ihres Urhebers. Massenproduktion und Kunst sind Gegensätze, und wozu anders kann ein Bildhauer viele Hilfshände gebrauchen, als zur Massenproduktion?

Und noch nach einer dritten Richtung unterscheiden sich die beiden Kolonnen. Die Herren der linken Seite haben sich, bis auf zwei, möglichst wenig mit der Darstellung idealer Gegenstände abgegeben. Uniformen, Röcke, Hosen, Stiefel — genug die ganze Schneider- und Schusterarbeit, die zur Portraitstatue gehört: das war ihre Hauptthätigkeit. Die Herren von der rechten Seite haben sich dagegen fast nur mit der Kunst beschäftigt, die sich selbst Zweck ist. Das Komische ist, daß die Herren von links stets vom Ideal reden.

Wer ruhig die Situation abwägt, wird also nicht im Geldmangel, oder in anderen äußerlichen Gründen die Ursachen sehen, welche die Vertreter der Bildhauer in der Landes-Kunst-Kommission behindert haben, mehr als ein Werk monumentaler Idealplastik in Berlins Straßen aufzustellen. Wäre wirkliche, keimfähige Lebenskraft in den Epigonen des Meisters Rauch vorhanden, so wäre sie unter so glänzenden Verhältnissen, die es ihnen geradezu in die Hand gaben, große künstlerische Thaten zu vollbringen, zum Ausbruch gekommen. Die Rauchsche Schule hat sich auf der Schloßbrücke ein bleibendes Monument ihres Daseins gesetzt. Die Nachfolger jener Künstler, die nach-Rauchsche Schule, hinterläßt keinen ähnlichen Beweis, daß auch sie verstanden hat, reine Kunstwerke zu schaffen, die als Ausflüsse des Geistes ihrer Zeit zu betrachten wären.

Die Aufstellung des Begas-Brunnens muß im Uebrigen wohl mehr auf den Hochdruck der Regirung und den Einfluß der Kommission-Mitglieder, die nicht Bildhauer sind, als auf die Empfehlung der nach-Rauchschen Plastiker zurückgeführt werden; denn wer kann jenes Werk billigen und in den eignen Arbeiten Schematiker sein? Die Dotirung des Brunnens durch die Schematiker wäre gerade so unlogisch, als wenn ein Konservativer eine Dynamitbombe in das Polizei-Präsidium tragen würde.

Die Herren werden jedoch vielleicht sagen: indem wir dem Begas-Brunnen zugestimmt haben, zeigten wir unsere Unparteilichkeit. Solche Erklärungen können aber nur gänzlich wirre Köpfe befriedigen. Wenn die Herren sich wirklich unparteiisch zeigen wollten, so war es ihre Pflicht dem Kultusminister zu sagen: Wir sind nur die Vertreter einer Richtung der Bildhauerei; es giebt aber zur Zeit zwei Richtungen und zwar ist die, der wir nicht angehören, mindestens so stark wie die unsere und wäre demnach berechtigt, in der Landes-Kunst-Kommission, im Senat und in den Akademien, ihrer Bedeutung entsprechend vertreten zu sein. So lange jene Herren das nicht ganz bündig und klar thun, wird jeder denkende Mensch sagen: der Begas-Brunnen, und was sonst nicht nach-Rauchisch ist, wurde durch die Vermittelung einer force majeure bewilligt.

Wenn es noch weiterer Beweise bedürfte, um zu erklären, warum im preußischen Staate die Bildhauer berechtigt sind, eine andere Vertretung zu beanspruchen, so fehlt es daran wahrlich nicht.

Werfen wir nur die Frage auf: von welchen der vorher genannten Bildhauer wurden die besten bekannten Portraitbüsten gemacht? Die Herren die in der linken Kolonne aufgeführt wurden, scheinen freilich die Ausführung der Portraitdenkmäler gepachtet zu haben. Die anerkannt besseren Portraitbüsten wurden dagegen von den Herren der rechten Kolonne ausgeführt. Das ist auch eigentlich selbstverständlich. Die Herren der nach-

Rauchschen Schule wollen die Natur in veredelter Form darstellen; also verbessern; also nicht, wie sie ist; folglich — schränkt sich die individuelle Aehnlichkeit ein. Die Bildhauer der neuen Richtung wollen jedoch die Formen nicht „idealisiren", sondern der Natur möglichst getreu nachbilden, und sie sehen die „ideale Aufgabe" des Bildners lediglich im richtigen Erfassen des geistigen Gehaltes des zu Portraitirenden. Die nach-Rauchsche Schule verhält sich in ihrem Schaffensprinzip zur modernen Richtung, wie die retouchirte Photographie zur unretouchirten; sie wirkt somit für den nicht durchgebildeten Geschmack „schöner" und erscheint verfeinerten Sinnen unkünstlerisch.

Die Leistungen beider Richtungen im Portraitfach würden also ebenfalls ein Grund sein, der es ungerechtfertigt erscheinen läßt, wenn nur die eine offiziell im Staate Stellung hat.

Wie wenig die einseitige Vertretung der bildhauerischen Interessen den Anforderungen der Zeit entspricht, zeigt sich mit vollster Deutlichkeit in der National-Galerie, jener Hauptstätte der Wirksamkeit der Landes-Kunst-Kommission. Trotzdem die nach-Rauchsche Schule den leitenden Einfluß hatte, konnte sie sich künstlerisch nicht halten gegen die neue Richtung, deren volle Entfaltung indessen behindert wurde. Diese Ansicht ließe sich spezieller nachweisen, wenn die Werke der beiden Richtungen einzeln gegenüber gestellt würden. Da es sich hier jedoch nur um die Klarstellung prinzipieller Gesichtspunkte handelt, so möchte ich vom Kritisiren der Einzelfälle absehen.

Sicher ist, daß die National-Galerie die Ursache großer Mißstimmung unter den Künstlern ist, und daß die Mißstimmung sich besonders bemerkbar macht bei den Bildhauern der modernen Richtung, von denen so sehr viele dort keine Arbeiten haben. Genährt wird die Unzufriedenheit dadurch, daß ab und an durch die Künstlerwelt das Gerücht schwirrt, die Regirung gehe eigenmächtig vor, und die Rathschläge der Landes-Kunst-Kommission würden manchmal umgangen. Daß so etwas vorgekommen ist, glaube ich gern. Zu wenig Uebersicht müßten die Vertreter der Regirung haben, wenn sie bedingunglos auf die Gutachten der einen Bildhauerpartei hören wollten, und nur der vermittelnden Stellungnahme der Regirung dürfte es zu verdanken sein, daß nicht außen an die National-Galerie die Inschrift paßt: „Hie alleweg gut nach-Rauchisch."

Wenn es nun auch verständlich ist, daß die Regierung kaum anders konnte, als die Landes-Kunst-Kommission aus den staatlichen Kunstinstituten hervorgehen zu lassen, und wenn ferner jeder wohlmeinende Beobachter zugestehen muß, daß die Regirung, trotz der einseitigen Vertretung der Bildhauer, ehrlich versucht hat, unparteiisch zu handeln, so bleibt doch die

bedauerliche Thatsache einer unrichtigen Vertretung der Bildhauer bestehen, und solche Lage ist auf die Dauer unhaltbar. Wo es sich um irgend welche wichtigen Interessen handelt, immer beherrschen die selben Führer der nach-Rauchschen Schule das Feld allein. In jeder Jury sitzen sie; die Medaillen vergeben sie; jedes Gutachten ertheilen sie; die Leitung des Unterrichts haben sie; im Senat pagoden sie, — und in der Kunst sind sie lange unterlegen. Solche Verhältnisse lassen ein Wachsen des Unmuthes unter den Künstlern so lange erwarten, bis eine gründliche Verjüngung des Senates und der Akademien die Wurzel der jetzigen Uebelstände beseitigt.

Robert Toberentz.

Dem neuen David.

Laß die Menge ruhig klatschen!
Lächle, wenn ihr Haß dich sticht,
Das, was tausend Mäuler quatschen,
Ist gewiß das Rechte nicht!

Große Mäuler — kleine Hirne,
So war's schon von Alters her.
Goliath trug gar frech die Stirne,
Doch sein Schädel, der war — leer.

All' die gift'gen Lästerzungen
Tötet oft ein klein' Geschoß,
Fällt ein Wortpfeil; und bezwungen
Wälzt im Schmutz sich der Koloß.

G. A. E.

Eine jung-italienische Schule?

Nichts fällt dem italienischen Schauspieler, dem schlechtesten wie dem genialsten, leichter, als das exponirte, in sich so abgeschlossene Leben auf der Bühne plötzlich zu unterbinden, im Stich zu lassen und flüchtig in die Unterwelt des wirklichen Lebens einzufallen, wo er sich in Beziehung zum wohlwollenden Publikum setzt, um gleich darauf umgekehrt aus dem wirklichen Leben mit leichtem, aber sicheren Sprung ins Scheinleben der Bühne sich zu schwingen. Nichts fällt dem italienischen Publikum leichter, als den Boden der Illusion zu durchbrechen, auf dem es gegenüber dem Bühnenstück steht, und die Szenen mitten aufzuschlitzen, die ihm gefallen, und wo das wirkliche Leben nur einmal lebt, den echtesten Schein davon bruchweise, sogar zwei und mehrere Male hintereinander leben zu sehen. Welcher Art ist doch solche Illusion?

Wir wollen, sie zu erkennen, Analogien anrufen. Im Leben des Einzel-Individuums, wie des Gesammt-Individuums der Menschheit, erlebt die Illusionkraft verwandte Schicksale. Im Zustand der frühen Jugend, wo noch die Mängel der Sinnentechnik und der Vorstellungkraft die wahren Proportionen und Dimensionen des wirklichen Lebens verhüllen, schafft die Illusion wie zum Ersatz eine eigene, kleine, große Welt, auf den schönsten poetischen Tropen, Figuren gebaut, in den zartesten Metaphern, den grandiosesten Hyperbeln schwelgend. Der Stoffkreis der Illusion ist hier demgemäß enorm, von überwältigender Mannigfaltigkeit, die Welt der Illusion aber lebt noch aufs friedlichste mit dem Bischen realer Welt, das der Junge schon erfaßt — der Junge braucht nicht ernst zu werden, um ernst zu sein, und braucht nicht Kind zu werden, um Spiel zu treiben. Mit zunehmendem Alter wächst und weitet sich dem Menschen die Welt der realen Erscheinungen, und immer geringer, typischer, wird der Stoffkreis der Illusion, bis sie endlich im reifen Alter in die Lage kommt, nur in der Kunst (vielleicht noch in Religion und Aberglauben) zu wirken. Zugleich wird sich die Illusion ihrer selbst immer mehr bewußt, lehnt sich deutlicher an die Reflexion an, mit der sie sich auch immer dringender berath.

Mutatis mutandis könnten wohl die gleichen Erwägungen verrathen, in welchem Zustand der Reife die gegenwärtige Generation, als das vorgerückteste Alter der Menschheit, sich befindet.

Was die dramatische Illusion anbelangt, so wissen wir, wieviel sie seit ihrer frühesten Thätigkeit an Stoff und Form schon ausgeschlagen, wie sie dagegen immer eigensinnig nur darauf bestand, Erlebtes an Mensch, Ton, Sprache und Geberde wiederzusehen und wiederzuhören. Wir glauben, heute hat sie, was sie zu wollen schien: die nirgends verfälschte Nachahmung der Lebenswahrheit, voll erreicht. Ob aber die vollkommenste Illusion, wenn sie sich ausschließ-

lich betont, allein-seligmachend ist, ob der Genuß, den die für sich befriedigste Illusion in sich birgt, Kraft hat, gleichwohl die etwaige Unlust an der — heute dürfen wir eher sagen — wirklichen Unwirklichkeit des Stoffes ganz zu überwinden, möge uns die gegenwärtige, mißmuthige, rathlose Produktion beantworten. Wir glauben, Aristoteles um die ungeheure Erfahrung überragend, sagen zu können, daß in seinem Satz: „Was wir in Wirklichkeit nur mit Unlust sehen, davon freut uns eine bildliche Darstellung u. s. w." nicht so viel Wahrheit ist, quantitativ verstanden, als er darin einschloß, oder eingeschlossen haben wollte. Man thut indessen der Illusion Unrecht und man sehe, was sie über den Boden der Reflexion sich gleichsam erhebend, auffliegend, noch Alles zuzugeben bereit wäre, aus freiem Willen, wohlwollend, und bewußt, ohne daß sie gar in Prologen eigens hierzu eingeladen zu werden brauchte. So der Zustand der dramatischen Illusion heute — im Allgemeinen. Individuen und Nationen, gleichsam millionenmal vergrößerte Individuen, bedeuten Schattirungen dieses Zustandes.

Nun hoffen wir nicht mißverstanden zu werden, wenn wir die italienische Illusion gegenüber der deutschen heute noch als die spielfreudigere, naivere, willigere und beweglichere bezeichnen. Wie diese Illusion bisher in der Geschichte der Oper verhängnißvoll geworden, ist Jedermann bekannt. Von der Reflexion erfunden, die auf eigenartige Illusion sann, wie ward sie dann, die arme Oper, zerrissen an allen Gliedern, als sie in den ausschließlichen Besitz der naiven Spielfreudigkeit übergegangen! Für nichts galt dieser doch der stille, tiefe Ernst der Einheit, nicht heilig genug war ihr die Mission des Dramas (an der Oper), das sie skrupellos an einem im maßlosen Egoismus schwelgenden Gesang verkuppelte, — blos nach Spielzeugen, handlich und nett, spürte der Spieltrieb des Publikums, um mit ihnen lüstern kindlich zu spielen. Selbst die schlimmsten Auswüchse dieses Triebes konnten Italien den heilenden Reformator nicht bescheeren — wie bezeichnend für den Grad des Unbewußt-Kindlichen der Illusion —, erst die reservirtere, strengere, züchtigere, in Reflexion getauchte Illusion des Deutschen mußte korrigirend eingreifen. Nicht Laune des Weltgeistes also, der wir post festum gescheidten Sinn beilegen möchten, vielmehr charaktervoll motivirt war es, als der hartgeprüfte Genius der Oper gerade den deutschen Gluck um Schutz anging. Und seither geschah es öfter, daß, als es ihn Neues zu offenbaren drängte, er seine Gesetzestafeln einem Deutschen übergab, sie zu verkündigen, — von den genialen Wunderkindern aber, den Italienern, denen der Gesang nur so unbewußt zur Kehle hinausstürmte, wandte er sich mißmuthig ab, da er sie ernsterer Wunder noch unfähig fand.

Heute nun, wenn die Zeichen nicht trügen, möchte es anders werden in Italien.

Ein Zufall, so munifizent als weise, schenkte an Mascagnis Talent ein Libretto, und das Libretto enthielt eine Handlung, die, dicht an der Katastrophe einsetzend, schon gleich vorn den Brandgeruch der Katastrophe verbreitet und zu dieser nun wild hinstürmt, ähnlich wie eine böse Krankheit rapid den Ausgang des Todes sucht. Und die Majestät des elementaren Sturmes hatte so viel Achtung Gebietendes, Bezwingendes, daß es selbst dem italienischen Publikum nicht einfallen wollte, sich ihr hemmend in den Weg zu stellen, und nur wo der Librettist und Komponist, orthodox genug, aus italienisch-

nationalen Gründen es wagten, den Sturm einzufangen, ihn zu knebeln, blos um das Publikum zum Beifall zu provoziren, da mußte sich dieses seiner traditionellen Rolle freilich erinnern und konnte noch leicht seine Nägel mit wollüstiger Gier einhacken.

Es konnte nicht ausbleiben, daß zunächst die Aeußerlichkeit des Erfolges der Cavalleria rusticana um jeden Preis nachgeahmt werden wollte. Man sann dringend auf ähnliche Handlungen voll Eile und fliegender Leidenschaften, wie die der „Cavalleria rusticana".

Es verschlägt wenig, daß die Autoren in den Irrthum verfielen, diese Stoffe, einem eingebildeten Prinzip des Verismus zu Liebe, tief in den untersten Volksschichten ausgraben zu sollen. Als ob Verismus nicht überall heimisch, und nur dort gleichsam „glebae adscriptus" wäre! Der Irrthum, den der Autor der „Pagliacci", Leoncavallo, in einem gesungenen Prolog formulirt, läuft vorläufig parallel mit der Richtung, die der wohlthätige Zufall, noch unerkannt, still und unverdrossen zu verfolgen Miene macht. Eben so wenig verschlägt es noch, daß Mascagnis „Freund Fritz" und anderer unbedeutenderer Komponisten Werke aus der Kontinuität herausfallen —, möchten die führenden italienischen Komponisten nur erst den Wink des Zufalls begreifen und das Bewußtsein dransetzen, um Werke zu schaffen, die gepanzert gegen jeden Eingriff von außen, ungestört sich in sich selbst ausleben wollen, dann läge in dem Bewußtsein schon das Merkmal einer Schule, die sich zur Aufgabe machte, die Illusion des Italieners zu stärken, sie ernster, kontinuirlicher, bewußter zu bilden. In Leoncavallos Irrthum dämmert es schon, — es kann Morgen werden.

Seltsam glücklich fügt es sich auch, daß noch ein anderes hochbedeutsames Moment dem Zufall an die Hand gehen will. Man beginnt in Italien, den „bel canto" zu verleugnen. (Mascagni selbst steht diesem Treiben noch recht fern). Was jetzt vielleicht aus dem Grunde der Erschöpfung, Affektirtheit oder Anempfindung geschieht, kann über Italien Segen bringen, in sofern, als endlich auch dort die Naivetät des Gesanges, der so lange um seiner selbst willen dort zu leben schien, von der Reflexion hart bedrängt, sich dieser hoffentlich bald ergeben wird. Erst dann könnte auch in Italien jener höhere Zustand der Erfindung allgemein werden, in welchem Instinkt und Reflexion, sich gleichsam ins Wort fallend, so wunderbar geheimnißvoll in Gemeinschaft schaffen. Indessen hat sich das Entfernen vom „bel canto" uns noch nicht so deutlich konsequent ausgeprägt, daß wir eine Schule etwa nach dieser Richtung hin annehmen dürften.

Soviel ist nun nach alledem sicher, daß die dramatische Illusion in Italien heute einem höheren Zustande entgegenreift, da sie ernster, bewußter werden will. Wir dürfen aber schon heute bezweifeln, ob, wenn sich auch im Laufe der nahenden Zeit aus der Gemeinschaftlichkeit der künstlerischen Bestrebungen eine neue Schule ergäbe, diese für Deutschland eben so neu wäre, und ob sie in der That mehr als blos einen Zuwachs an musikalischen Individualitäten oder Originalitäten bedeuten würde. Indessen auch alle diese sollten willkommen sein, denn die Kunst freut sich aufrichtig, neue Züge in neuen Geistern zu gewinnen.

Wien. Dr. Heinrich Schenker.

Der Traum eines russischen Beamten.

Unruhig wälzte sich der Herr Gubernator auf weichem Lager, seine Stirn war mit Schweiß bedeckt, auf der Brust lastete ihm ein schwerer Alp.

Er hatte einen schrecklichen Traum.

Er träumte von einem unerwarteten Schicksalsbeschluß, der alle Laster urplötzlich vertilgt und in der ganzen Welt die Tugend eingebürgert hatte. Verschwunden war die Faulheit, besänftigt die wilden Leidenschaften, und Arbeitlust, Mitleid, Nächstenliebe und Eintracht überflutheten das ganze Erdreich.

Man lebt schnell im Traum. In einer kurzen Stunde durchfühlte der schlafende Beamte eine ganze Skala verschiedenster Empfindungen, von ungetrübtester Freude bis zu tiefster Trauer und grauenvollem Entsetzen.

Er war ein guter Gubernator. Und deshalb war er auch im ersten Augenblicke g nz begeistert über die neue Tugendhaftigkeit der Mensch.n. Schon der Rapport des Polizeimeisters enthielt die angenehme Meldung, daß trotz der aufmerksamsten Beobachtung die Polizeimannschaft nicht im Stande gewesen sei, auch nur den geringsten Unfug unter der tugendhaften Bevölkerung zu entdecken. Seit einer vollen Woche gab es kein Blutvergießen mehr, keine öffentlichen Ruhestörungen, keine Diebstähle. Ja, selbst gegen die sanitären Zustände ließ sich nichts mehr einwenden. Die ärmsten Bauernhütten glänzten in idealer Reinlichkeit, die Felder waren auf das Sorgfältigste bestellt und die Steuern auf das Pünktlichste eingezahlt. Kein Mensch war gemahnt oder gar gemaßregelt worden und trotzdem war Alles in schönster Ordnung. Das Gesicht des Gubernators erstrahlte wie die Sonne am Mittag eines wolkenlosen Sommertages.

„Alle Welt arbeitet rüstig drauf los," berichtete der Polizeimeister weiter, „Alle Welt sieht kreuzfidel aus. Jeder konnte sich satt essen und Alle begrüßen einander mit freundlichem Lächeln. Nur der Schankwirth sitzt bitterlich weinend auf der Schwelle seiner Budike. In der ganzen Woche hat er nur zwei Viertelliter Schnaps verkauft und auch das noch durch reinen Zufall, weil die Oberin des nächsten Klosters Fußreißen bekommen hatte und Einreibungen machen mußte und weil der Gasthofsbesitzer sein Kupfer mit Spiritus putzen lassen wollte, — in Erwartung des nächsten Festtages."

„Recht geschieht ihm," sagte der Gubernator. „Ganz recht! Wie viele schwache Seelen hat er nicht zur Trunkenheit verleitet! Mag ers nun büßen!"

Auch der Polizeimeister lächelte holdselig ob solcher gerechten Vergeltung der Vorsehung. Doch seine gute Laune sollte nicht lange dauern.

Inzwischen fand der Gubernator Zeit, über das Gehörte nachzudenken.

Wenn Alles im Lande so schön friedfertig und ordentlich zugeht, wenn das immer wache Auge der Polizei durch die Macht der Thatsachen geschlossen wird, so haben wir diese Polizei gar nicht mehr nöthig und könnten sie im Interesse der staatlichen Kassen ganz einfach abschaffen. Diese grandiose Idee theilte der Provinzchef in einer konfidentiellen Besprechung dem Vorsitzenden des Landgerichts und dem Präsidenten des Steueramtes mit. Beide waren damit durchaus einverstanden Der Gerichtspräsident erklärte, daß er von nun an die Polizei leicht entbehren könnte, da, in Anbetracht der allgemein herrschenden Tugendhaftigkeit, nur noch durch Mißverständnisse herbeigeführte Civilprozesse ganz unerheblicher Art zu erwarten wären, die naturgemäß durch die einfachste gerichtliche Belehrung beseitigt werden dürften; und da eben so naturgemäß auch die tugendhaften Parteien sich beeilen würden, der gerichtlichen Entscheidung Folge zu leisten, so sei jedes polizeiliche Eingreifen ganz überflüssig. Dem Steuerverwaltung-Vorstand-Präsidenten erschien die Polizei womöglich noch überflüssiger, da jeder Bürger aus eigenem Antriebe sich beeilte, seine Steuern in die Staatskasse zu bringen, so daß die Nothwendigkeit irgendwelcher polizeilicher Mahnungen nicht mehr in Betracht kommen konnte.

Als der Polizeimeister den Inhalt dieses Gespräches erfahren hatte, empfand er ein tiefes Mitleid mit dem Schankwirth, dessen Unglück seine Sittenstrenge vorher nur belächelt hatte.

Bevor noch der Gubernator sein Projekt zu Papier bringen konnte, in süßer Erwartung der schmeichelhaften Anerkennung seiner Vorgesetzten und der sicheren Dankbarkeit der Nachwelt, erhielt er ein Reskript aus der Residenz, das seinen Plänen bereits vorgegriffen hatte, und zwar in noch wesentlich erweiterter Form. Die hohe Obrigkeit fand es für nöthig, nicht nur die Polizei, sondern gleichzeitig auch das Landgericht und das Steueramt abzuschaffen. Das wichtige Dokument lautete folgendermaaßen: „Da die Erfahrung bestätigt, daß die allgemeine Tugendhaftigkeit bereits festen Fuß in unserem Lande gefaßt hat, so haben die Gerichte durchaus keine Existenzberechtigung mehr, alldieweil etwaige Mißverständnisse durch gegenseitige Nachgiebigkeit jetzt schleunigst beseitigt zu werden pflegen. Auch ist die Staatsanwaltschaft überflüssig geworden, eben so wie die zahlreichen Paragraphen des Strafgesetzbuches, da bekanntlich tugendhafte Menschen auch ohne Staatsanwalt und ohne Gesetzesparagraphen sehr glücklich und friedlich leben können. Was aber das amtliche Eintreiben der Steuern, Patentgelder und sonstiger Staatsabgaben betrifft, so erweise es sich nicht nur als überflüssig, sondern als direkt schädlich, dieweil die tugendhaften Bürger solche Abgaben von selbst abzuliefern sich beeilen und zwar, aus Furcht, sich vielleicht etwas zu Schulden kommen zu lassen, in so reichlichem Maße, daß das Bestehen eines die Höhe der Abgaben bestimmenden Steueramtes die Staatskassen eines bedeutenden Ueberschusses berauben dürfte. Und somit ist die Aufhebung dieser bisher so segensreichen Institutionen unter den herrlich veränderten Umständen als beschlossen zu erachten."

Die beiden von der unerwarteten Maßregel betroffenen Beamten waren derartig verblüfft, daß der Eine sogar die seit Jahren für seine Kartenpartie im Klub feststehende Stunde vergaß, während der Andere — Gott weiß,

warum? — zwei große Kupferkasserolen für seine Frau erstand, die er sogar eigenhändig die weite Strecke bis nach Hause brachte. Die Frau Landgerichtspräsidentin aber beschloß, auf der Stelle nach Petersburg zu reisen, wo sie einen Onkel in dem kaiserlichen Marstallsdienste besaß, durch dessen Hilfe sie die Zurücknahme des verderblichen Dekrets zu erwirken hoffte. Doch erfahrene Leute riethen ihr davon ab. „Ja", sagten sie sehr richtig, „wenn dabei nicht gerade die Tugend im Spiele wäre, dann könnte man allerdings nützliche Resultate von Ihrer mächtigen Protektion erwarten; wo sich aber die Tugend einmal eingenistet hat, da bleiben Verwandtschaft, Konnexionen und Freundschaft gleich machtlos."

Da bereuten die beiden Präsidenten von ganzem Herzen ihr früheres Einverständniß mit dem Plane zur Abschaffung der Polizei.

Dafür fand der Brigadegeneral die neue Reform einfach genial. In seiner Freude darüber vergaß er sogar, daß ihm in der Person des Steueramtspräsidenten ein idealer Scatspieler verloren ging, ein dritter Mann, der alle taktischen Kartengenieſtreiche des Kommandirenden verstand und sogar das besondere Glück hatte, stets zur richtigen Zeit im Besitze der richtigen Jungen zu sein. Der Brigadegeneral tröstete sich über diesen Verlust mit der bestimmten Erwartung, daß die von dem Staat erzielten Ersparnisse von nun an für die Erhöhung der Offiziersgehälter Verwendung finden würden, deren Kleinheit — nach seiner Meinung — den Offiziersstand immer verhindert hatte, die wünschenswerthe Stellung in der höheren Gesellschaftschicht zu erreichen.

Der General war fest davon überzeugt, das ganze Projekt sei nur ausgearbeitet worden, um die Möglichkeit zu schaffen, den Stabs- und Oberoffizieren durch die Verdoppelung ihrer Gage zu größerem Ansehen zu verhelfen. Deshalb jubelte er und pries die Tugend, die dem Soldaten so hold war.

Aber ach, — auch dieser Jubel dauerte nicht lange. Bald sah der in Nachdenken über die Möglichkeit neuer Verwaltungmaßregeln versunkene Gubernator den Brigadier in sein Kabinet treten und zwar nicht vergnügt schmunzelnd, wie ehedem, sondern puterroth vor Empörung. Lange Zeit vermochte der alte Krieger kein Wort herauszubringen. Endlich stotterte er etwas von einem soeben angekommenen Papier. Darin stand zu lesen, daß internationale Verhandlungen zwischen den plötzlich tugendhaft gewordenen Völkern der ganzen Welt eine allgemeine Abrüstung und somit die Umwandlung sämmtlicher Militärs in ganz gemeine Civilisten ergeben hatten.

„Degradiren will man uns Alle!" zeterte der General, „jawohl, degradiren! Das ist nun der Lohn für unseren langen, makellosen Dienst!"

„Aber Euer Excellenz nannten doch selbst erst gestern derlei die Staatskasse erleichternde Maßregeln genial und für das Aufblühen des Reiches segensvoll?" Der Gubernator lächelte boshaft.

„Ich bereue es!" rief der General wuthschnaubend. „Ich gestehe, daß ich im Unrecht war. Das Vaterland hat kein Recht, die Arbeit seiner treuesten Söhne mit so schwarzem Undank zu belohnen!"

„Allein bei der allgemeinen Tugendhaftigkeit kann Ihre Arbeit dem Vaterlande ja gar nichts mehr nützen", warf der Gubernator süß und sanft ein, was die Wuth des Generals natürlich nur noch erhöhte.

„Wieso nichts nützen?“ kreischte der alte Haudegen, während sein Schnurrbart sich sträubte wie das Fell eines erzürnten Katers. „Ich verbitte mir solche Insinuationen! Und was Eure internationalen Herren betrifft, so haben sie ganz einfach den Verstand verloren! Sie zerstören ja die heiligsten Traditionen, sie vernichten Alles, worauf die Menschheit seit jeher stolz war, wofür sie sich begeistert und entflammt hat. Will man die Konsequenzen ihrer blödsinnigen Verordnung ziehen, so müßte man ja neun Zehntel aller Monumente abtragen lassen, da die meisten doch zur Ehre der Kriegshelden errichtet sind! Seit urewigen Zeiten hat die Menschheit eine tapfere Eroberung, eine Vertilgung feindlicher Armeen, eine gelungene Stadtverwüstung für größere Verdienste gehalten als alle Eure friedlichen Geistessiege. Und was ist denn Euer Endziel? Etwa gar die Abschaffung der Nationalitäten? Wo doch nur wilde Thiere leben können, ohne die vom Blute ihrer Ahnen gerötheten Grenzen zu beachten, — und selbst das Vieh hat ein Vaterlandsgefühl. Lobt doch jede Kröte ihren eigenen Sumpf, sehnt sich doch jeder Wolf nach seinem Walde. Und wir Unglücklichen sollten kein Vaterland mehr besitzen? Wodurch ist uns das Vaterland am theuersten? — durch seine imponirende Macht und Stärke und diese giebt ihm einzig und allein sein Heer! Vernichten Sie das Heer, so müssen Sie auch die Grenzen der Reiche vernichten und somit das heiligste und höchste Gefühl der Menschenseele — den Patriotismus! Wenn Eure Tugend das erreichen will, dann ist sie nichts weiter als ein verkapptes Laster!“

„Wie seltsam ist doch die menschliche Natur!“ dachte der Gubernator, nachdem der General ihn mit einem kaum höflichen Kopfnicken verlassen hatte. „Wie vernünftig sprach die Excellenz über den allgemeinen Nutzen, so lange die Sache nur Andere anging und wie kurzsichtig ist er geworden, nun seine eigene Stellung in Frage gekommen ist. Und dabei erspart der Staat bei diesem kühnen Schritt eine gute halbe Milliarde im Jahr, was unserem Finanzminister immerhin sehr angenehm sein wird. Nun können wir mit einem Schlage unsere Staatsschulden bezahlen. Das wird den Rubel schön in die Höhe treiben. Am Ende steigt der Kurs bis zu 4 Gold! Dann werde ich endlich meine Frau nach Italien schicken können und mir damit ein paar Monate angenehmer Ruhe und Freiheit schaffen.“

In erheiterten Vorstellungen summte der Gubernator eine lustige Operettenmelodie, als ihm ein Brief seines Neffen überbracht wurde. Dieser Neffe trieb zwar ein ziemlich verwerfliches Gewerbe, er war Schriftsteller, doch da er sonst ein ganz guter und zu Zeiten auch nützlicher Kerl war, so hatte sein Oheim den Verkehr mit ihm nicht abgebrochen. Nun schrieb er aus Petersburg in ganz verzweifeltem Tone:

„Die allgemein herrschende Tugend hat meine literarische Stellung völlig untergraben. Worüber sollen die Zeitungen denn schreiben, wenn keine Verbrechen geschehen? Wie soll man ein spannendes Drama finden, wenn Kabalen nicht mehr vorhanden sind und der Liebe durchaus keine Hindernisse begegnen? Was sollen wir geißeln, wenn alle Laster verschwunden, was predigen, wenn Alles und Alle ohnehin vollkommen sind? Man könnte allenfalls historische Romane schreiben, wenn nur dieses Genre das Publikum nicht schon vor der Einführung der Tugend grenzenlos gelangweilt hätte. Es bleibt mir also nichts mehr übrig, als die Freuden der Liebe, die Schönheit der Natur und die Triller der Nachtigall zu besingen — und dabei kann man verhungern,

denn Lyrik geht höchstens noch zu Weihnachten. Das Beste unter solchen Umständen wäre, die ganze Schriftstellerei an den Nagel zu hängen. Doch welcher Kunst sollte ich mich zuwenden? Die Tugend hats so herrlich weit gebracht, daß nur noch die Musik und die bildenden Künste ihren Mann ernähren. Um die zu erlernen, sind aber Fleiß und lange Ausbildung nöthig, während zur Poesie nur Genie und Selbstvertrauen gehört."

Der Gubernator lächelte zufrieden, als er diese Jeremiade zu Ende gelesen hatte. Er beantwortete den Jammerbrief sofort mit neuen Variationen über das alte Thema: „Ich habs ja vorher gesagt und dir den gut gemeinten Rath gegeben, die dichterische Phantasterei links liegen zu lassen und Dich um eine möglichst fette Staatsanstellung zu bewerben."

Doch schon beim Niederschreiben dieser Worte wurde der Gubernator plötzlich nachdenklich! Ein dumpfes Angstgefühl bemächtigte sich seiner. Es kam ihm plötzlich in den Sinn, daß er seit vielen Wochen schon nichts zu thun hatte, als sich über die Segnungen der allgemeinen Tugendhaftigkeit herzlich zu freuen. Sein Bureauchef erschien sogar nicht mehr zum gewohnten Vortrage. Sofort befahl der Gubernator, den Säumigen zu holen.

„Warum bekomme ich keine Geschäftsmeldungen mehr?" sagte er mit mehr Strenge, als sein sanftes Gemüth sonst zugelassen hätte.

„Es giebt nichts zu melden, Euer Excellenz", antwortete bescheiden, aber fest der Kanzleichef. „Die allgemeine Tugend kommt den wachsamsten Administrationsanordnungen zuvor!"

Der Gubernator fühlte sein Haar zu Berge steigen. In höchster Aufregung klingelte er nach seinem Wagen und begab sich auf eine Inspektionreise. Doch o Graus! Kein Mensch beachtete ihn. Seit der Abschaffung der Polizei war Niemand mehr da, um das Volk in die Nähe Seiner Excellenz zusammen zu treiben — zum Zwecke eben so enthusiastischer wie spontaner Dankeskundgebungen für seine väterliche Huld. Und da die tugendhafte Menschheit keine Protektion oder Nachsicht nöthig hatte so brauchte auch Niemand den Gubernator um etwas zu bitten oder ihm mit Schmeicheleien zu nahen. In Folge dessen zog die Bevölkerung vor, bei ihrer Arbeit zu bleiben, anstatt den Würdenträger müßig anzugaffen.

Da stieg im excellenten Kopfe das dunkle Gefühl auf, daß die Tugend am Ende doch kein ganz so willkommener Gast sein möchte, wie er anfangs gedacht hatte. Er begriff, daß er ein schweres Unrecht begangen, als er den Schankwirth auslachte, das Projekt zur Abschaffung der Polizei befürwortete, die Auflösung der Gerichts- und Steuerämter bewilligte, der allgemeinen Abrüstung sich freute und seinem Neffen den Rath, in den Staatsdienst einzutreten, ertheilte. — Staatsdienst! — Wie sollte man den finden in einem Lande, wo nicht mehr die geringste Möglichkeit vorhanden war, den winzigsten Anlaß zum Beschreiben des unbedeutendsten Papierchens zu erhaschen! Auch vor der Einbürgerung der allgemeinen Tugend war es dem Gubernator nicht leicht geworden, Carrière zu machen. Wie viele Demüthigungen mußte er nicht ertragen, wieviele Kompromisse mit seinem Gewissen schließen! — Seinen früheren Ueberzeugungen mußte er untreu werden und eine ungeliebte, einflußreiche Frau heirathen, bis er endlich zu seiner Stellung gekommen war. Und nun steht es ihm vielleicht bevor — ein Gedanke, nicht auszudenken! Was denn? Er kann doch unmöglich nach dem Pfluge oder der Säge greifen, er, der nichts gelern

hat, als für das Wohl der Bevölkerung zu sorgen! — Der General hatte entschieden Recht gehabt! Die allgemeine Tugend ist kein Glück für die Menschheit, ganz im Gegentheil! Denn wer könnte der Süßigkeiten sich freuen, ohne den bitteren Geschmack zu kennen — und so auch — —

Doch in diesem Augenblick erschien der Kammerdiener Seiner Excellenz und überreichte dem Gubernator ein mit großen Siegeln verschlossenes Couvert. Zitternd griff der Beamte danach! Das Couvert kam aus dem Ministerium des Innern. Ein kalter Schweiß bedeckte die Stirn des Gubernators, er ahnte, daß es ein neues Geschenk der allgemeinen Tugend war, die nunmehr sich erdreistete, auch ihn, den Provinzvater, zu vernichten.

Mit furchtbarem Herzklopfen entschloß der Gubernator sich endlich, das Packet zu erbrechen und — — erwachte.

Vor dem Bette stand sein Kammerdiener mit bestürzter Miene und meldete:

„Der Polizeimeister wünscht Euer Excellenz in einer sehr wichtigen Sache zu sprechen."

„Was — was ist geschehen?" rief der Gubernator, vom Bette aufspringend.

„Es soll eine Meuterei in der Kaserne ausgebrochen sein. Das Zeughaus ist geplündert — dem einen Wächter wurde der Kopf eingeschlagen — dem andern die Nase abgebissen."

„Dem Allmächtigen Lob und Dank," rief der Gubernator, „nun darf man wohl auch hoffen, daß die Steuern nicht eingegangen sind, und dann ist ja Alles in schönster Ordnung."

Mit der Ruhe eines Vertreters der hohen Obrigkeit vollendete er seine Toilette und freudig erglänzte seine Miene, als er vor der Thür des Schnapswirthes das Gedränge sah. Sie waren alle da, seine alten Bekannten, und kein Einziger war nüchtern geblieben. Es konnte höchstens noch zwei Stunden dauern, dann würden sie sich prügeln.

„Anspannen! Wir wollen regiren fahren!"

St. Petersburg. Victor A. Krylow.

Anmerkung: Herr V. A. Krylow ist seit dem Tode Ostrowskis der beliebteste Lustspieldichter im Zarenreich; man hat ihn den russischen Moser genannt, und er ist neuerdings für die Leitung der Petersburger Hofbühne in Aussicht genommen worden. Mit der auch in seinem Vaterlande noch nicht gedruckten Satire vom Gubernator tritt er zum ersten Male vor das deutsche Publikum.

Die Duſe.

Von den Kunſtkennern des Literaturcafés am Leipzigerplatz bin ich wieder einmal für blödſinnig erklärt worden. Das iſt mir ſchon öfter paſſirt. In nicht zu weit gemeſſenen Zwiſchenräumen, ſo etwa alle ſechs Monate, entdecken die Herren nämlich eine neue Dicht- oder Schauſpielkunſt, und wenn ich dann — immer nur auf Befragen, denn ungefragt will ich Niemand ſein Gefühl und ſeinen Glauben rauben — ſchüchterne Einwände erhebe, ſofort heißt es: „Da hört doch Alles auf! Der Kerl hat doch keine Ahnung von modernem Empfinden!“ Diesmal war es beſonders ſchlimm, denn das Allerneueſte kommt aus Italien und der Parquetſitz koſtet zehn Mark und fünfzig Pfennige. Man muß alſo ſchon ein ausgemachter Idiot ſein, um nicht mit der Naſe den Staub zu berühren und mit verzückten Blicken auszurufen: Frau Eleonora Duſe iſt die größte Schauſpielerin der Welt, mit Frau Eleonora Duſe erſt fängt die neue Schauſpielkunſt an, die allerneueſte Kunſt, die dem Geiſte gleicht, der ſie begreift!

Was ich am meiſten bewundere, iſt, daß die Herren immer neue Superlative finden. Wenn ich bedenke, in welchen ungeheuerlichen Satzverrenkungen die jungen Männer fürs Feuilleton während der letzten Jahre die Damen Petri, Butze, Lehmann, Bertens, die Herren Klein, Kainz und Rittner geprieſen haben, dann ſcheint es mir immer, als müßte das Lobkäſtchen nun erſchöpft und die allerneueſte Schauſpielkunſt endlich entdeckt ſein. Durchaus nicht. Die vorhin aufgezählten Herrſchaften haben ihre Rollen geſpielt, meiſterhaft, unvergleichlich, mit verblüffendſter Naturwahrheit, aber eben geſpielt; die Duſe lebt ihre Rollen. Alſo zu leſen in ſämmtlichen Kritiken ſämmtlicher Zeitungen, und in einer ſtand ſogar: Sie ſchminkt ſich nicht einmal, höchſtens ein wenig, faſt gar nicht.

Dieſer nette Unſinn wird mit einer Leichtigkeit, ohne Balancirſtange, produzirt, die erſt begreiflich wird, wenn man ſich des alten redaktionellen Grundſatzes erinnert, zur Theaterkritik die Leute abzukommandiren, die ſonſt ganz unbrauchbar ſind. Ohne von der Technik der Schauſpielkunſt eine Ahnung zu haben, ohne auch nur zu wiſſen, daß ein nicht ſorgfältig geſchminktes Geſicht im Rampenlicht leichenfahl erſcheinen würde, ohne überhaupt vom europäiſchen Theater etwas zu kennen außer den Darbietungen der Berliner Bühnen aus den letzten Jahren, wird dann, zwiſchen Schauſpielhaus und Abendeſſen, ein Notizchen geſchmiert und der Welt verkündet, daß diesmal das Licht vom Süden kommt.

Es iſt ſchon lange, meine verehrten Herren, von da gekommen. Als

Zola noch Theaterkritiker des „Voltaire“ war, und darüber sind gut fünfzehn Jahre vergangen, da hat er von Salvini ungefähr so gesprochen, wie heute die Enthusiasten von der Duse: „Le comédien m'a pris tout entier, il m'a bouleversé. J'ai senti en lui un homme, un être vivant empli de mes propres passions.“ Und Salvini ging, wie der nicht ganz so schlackenfreie, aber ungleich genialere Rossi, in den Spuren einher, die eine lange nationale Tradition geschaffen, und die Adelaide Ristori durch ganz Europa verbreitet hatte. Alle Theaterkünstler, die einmal als ganz besonders modern gefeiert wurden, sind von den Italienern beeinflußt worden: die Desclée, die erste, und die Bernhardt, die zweite berühmte Frou-Frou, Edwin Booth und Coquelin, Sonnenthal und Kainz. Bis auf die Oper, die schwer begreifende, sogar hat dieser Einfluß sich erstreckt: Albert Niemann wird sehr genau wissen, was er Salvini verdankt. Vom vorigen Donnerstag ist die Entdeckung jedenfalls nicht.

Und auch die Thatsache ist nicht neu, daß alle anderen Nationen das Gesellschaftstück ungleich besser spielen, als die Deutschen. Ich habe zufällig Sardous „Fedora“ von Franzosen, Italienern, Holländern und Deutschen aufgeführt gesehen: die Gesellschaftszenen waren nirgends so steifleinen wie bei uns, denn unsere Schauspieler benehmen sich meistens, wenn sie Grafen und Marquis darstellen sollen, wie die Kammerdiener auf Urlaub oder wie die englischen Schneider, die sich im Rigi-Hotel als Lords einschreiben und von den nach Sonnenaufgängen lungernden Berlinern dann als Mustereremplare britischer Vornehmheit bestaunt werden. Den Faust und den Götz, Karl Moor und Paul Werner, auch die österreichischen Lebeherren Bauernfelds spielen die Fremden uns nicht leicht vor; in den echten oder nachgemachten Französeleien aber irrlichteliren unsere Schauspieler hin und her und können die Typen nicht packen. Das ist kein Wunder: der Franzose, der Engländer, der Italiener und der Holländer übersetzt sich die Fremdwörter und die Fremdmenschen resolut in seine Sprachbequemlichkeit; nur der Deutsche hält darauf, in ausländischem Staate zu prunken, und sieht den über die Achsel an, der das l mouillé nicht korrekt ausspricht.

Aber mein Papier geht zu Ende und mir fällt ein, daß ich eigentlich von Frau Duse sprechen wollte, — nur plänkelnd übrigens, denn ich habe sie erst in drei Rollen gesehen: als Nora, als Kameliendame und als Fedora. Da ist mir zunächst aufgefallen, daß sie kein Korset trägt — vortrefflich vom hygienischen Standpunkte aus, aber der Advokat Helmer würde das nicht gestatten und die Fürstin Fedora Romazoff würde das nicht thun. Dann bemerkte ich, daß die zierliche und ganz charmante Dame sich auffallend häufig den Kopf kratzt, die Arme in die Hüften stemmt, die Mitte der Bühne einnimmt, den Partner in unbequeme Stellungen zwingt und

sich mit Mänteln und Schleppen malerisch drapirt. Endlich, daß Fedora, mit dem Gift im Leibe, nach hinten ging und im Haar ein Knötchen löste, auf daß beim Sterben die Strähnen aufgeregter fielen. Die Rezensenten nennen das: eine Rolle leben. Dabei ein sicherer schauspielerischer Instikt, eine glänzende Technik der Sprache, die Fähigkeit, zwar nicht einen Charakter, aber eine Situation, die dem Temperament entgegen kommt — Nora, letzter Akt — energisch zu erschöpfen, und das ganze reiche Erbe der auf leuchtende Naturwahrheit gerichteten italienischen Tradition. Une comédienne excellente, mais qui manque de génie, meinte die kluge, nur etwas neidische Sarah Bernhardt, die echteste Kameliendame, die je gelebt hat und je leben wird; une petite femme de race, mais qui n'a pas d'école, meinte der alte Sarcey, der von Schauspielkunst doch am Ende noch eben so viel versteht, wie die Modernomanen des Kaiserhofes.

Ich glaube, sie haben beide nicht ganz Unrecht. Die Flamme, die aus dem Spiel der Ristori und Rossis emporschlug, die lohende Leidenschaft Matkowskys, Mitterwurzers und des noch ganz unentwickelten Fräulein Poppe, die hat Frau Duse nicht, und sie erreicht auch nicht die ganz elementare Wirkung, die in besten Stunden dem Ehepaar Niemann gelingt; auf mich wenigstens hat Frau Duse solche Wirkung nicht geübt, und da ich nicht verpflichtet bin, die Meinung anderer Leute hier auszusprechen, so stelle ich die vortreffliche Schauspielerin hinter die ganz großen Italiener, die nicht bei Sardou, sondern bei Shakespeare ganz groß waren, und auch hinter die Bernhardt, Coquelin, den Holländer Boumeester, allenfalls neben die reifsten Schauspielerinnen, die Berlin heute besitzt: Frau Sucher und Fräulein Dell'Era. Und auch Sarcey hat ein Körnchen Wahrheit aufgepickt: hätte Frau Duse mehr „Schule" — etwa so viel wie ihr als Temperament ungleich gewaltigerer Partner Flavio Andò — dann würde man die Mängel ihrer physischen Kraft nicht so empfindlich bemerken. Sie kann heute selbst eine Salonrolle nicht mehr gleichmäßig durchführen, sie muß zwei Akte fallen lassen, um für den Dritten das Vermögen zu sparen. Schwäche mit katzenhafter Grazie gepaart —: ist es auch hier vielleicht, wie bei Herrn Kainz, das, was den Herren so ganz besonders modern erscheint?

Frau Duse wird eine ausgezeichnete Cyprienne sein, nicht so cynisch-pariserisch wie Céline Chaumont, nicht so gesund-magdeburgisch wie Hedwig Niemann, doch frohsinnlich-italienisch und gewiß allerliebst. Mit der neuen Schauspielkunst aber ists wieder einmal nichts; neu ist nur: eine Virtuosin der Natürlichkeit. M. H.

Die Tragödie in der Komödie.

Boulanger erschoß sich auf einem Grabe, Reinach starb plötzlich in seinem Bette! Die Namen dieser Beiden, so begabt auch der Bankier und so wachspuppenschön der Soldat war, gehören zusammen. Denn ohne jene Partei, die den Namen eines flotten Reitergenerals einst gesucht hat, wie Hormayr beim Tiroler Aufstand einen Gastwirth mit angenehmem Bart, wäre der gegenwärtige Panamaskandal nicht zum Ausbruch gekommen, würde nicht einigen hundert „fein" gestellten Franzosen ein Alp von der Brust gewichen sein, als Jacques Reinach — ein Herr, von dem sie irgendwo einmal gehört hatten — wirklich tot war.

Die Boulangisten, oder richtiger den Boulangismus, politisch zu färben, anstatt seinen rein spekulativen Gehalt offen zu enthüllen, ist für jeden Nicht-Franzosen eine abgeschmackte Sache. Im Gegentheil: je unerbittlicher man die Genußsucht, das Geldbedürfniß und infolgedessen die Herrschgier bloßlegt, mit denen in Frankreich weitschichtige bürgerliche Kreise heute behaftet sind, desto lehrreicher wird der Zukunftspiegel, in den man seine eigenen Kompatrioten schauen lassen kann. Ist doch die Ueberkultur gleich dem Kunststil keineswegs national; aber wie die Gothik in Rouen andere Formen emportrieb, als später in Marburg oder Antwerpen, so werden Sinnesüberreizung und Skrupellosigkeit zwar die alte Europa von Land zu Land überziehen, aber die übermalten Farben dabei könnten dann leicht über das französische Urbild hinwegtäuschen.

In Frankreich und in dessen großem Trichter, durch den alles dortige Talent gesiebt werden muß — in Paris bilden Börse und Agiotage keineswegs eine besonders geartete Geschäftswelt. Es sind das Claviere, auf denen der Künstler vom Fach nicht heftiger spielt als zahllose Dilettanten, die von jeher dem Militär-, Diplomaten- oder selbst Künstlerstande angehörten. Talleyrand soll thatsächlich seinem Meister und Herrn als eine Art Kompliment erzählt haben, er hätte am Vorabend des 18. Brumaire Rente gekauft; in den Briefen, die Joseph Bonaparte dem kaiserlichen Bruder nach Mähren, so um die Zeiten der Schlacht bei Austerlitz, schreibt, findet man Rentenkurse gerade so gewissenhaft notirt wie das Drängen oder Nachlassen im Eintauschen von Gold am Schalter der Banque de France, und von den Generalen der Orléans- oder zweiten Empire-Zeit, die in Ansehung einer günstigen Schlacht noch Kopf genug fanden, nach Paris telegraphische Kaufaufträge zu hinterlegen, kursiren der Anekdoten mehr als zu viele.

Da sich Alles wiederholt und, wie gesagt, wir Deutsche tiefe Ursache haben, uns nicht als anders geschaffen zu betrachten, so können wir Entwickelung und Zustand an der Seine nicht gründlich genug vor Augen halten. Während des Julikönigthums regirte in Frankreich James v. Rothschild, der dem derzeitigen klügsten Chefredakteur Louis Philippe reichliche Nebenverdienste anwies.

Eine Betheiligung, wie sie Seine Majestät z. B. bei der Gründung des Chemin de fer du Nord erhielt — bekanntlich einer der Glückshäute, auf denen die Milliarden des großen Barons geboren wurden — könnte heute noch den Neid des gefürchtetsten Pariser Journalisten erregen. Louis Philippe, der, im Gegensatz zu seinem ungleich sorgloseren Nachfolger, stets an das Ende dachte, hat jenes Geld sogleich zu dem andern — in der Bank von England — gelegt. Dann kam die Revolution und mit ihr eine Erschütterung des Geschäftsvertrauens, wie sie dieses Jahrhundert noch nicht gesehen hatte, eine Erschütterung, die bekanntlich so weit ging, daß preußische Streber, die bisher nur mit Gardeoffizieren verkehrten, das Ende des Hohenzollernthums gekommen wähnten und Demokraten wurden. Jede Geschmacksrichtung sättigt schließlich und so erbauten sich eines Dezember-Morgens die frömmsten Kirchgänger an dem schönen Kartätschenhagel, der in Paris das niedere Volk unvermuthet überschüttet hatte. In Mecklenburg die Pastoren, in Berlin die Kreuzzeitung riefen: Hosiannah, und so konnte der Segen für die neue Staatsstreichherrschaft, die ihre verderblichen Wurzeln weit ausstreckte, garnicht fehlen.

Am 3. Dezember hatte natürlich der neue Kaiser auch für gute Rentenkurse zu sorgen, da diese nun einmal die gemüthliche Volksstimmung repräsentiren. Daß aber der französische Kapitalist gerade in solchen Tagen seine regulären Kaufordres den receveurs généraux übermittelt haben sollte, erschien eben so unwahrscheinlich wie etwa 1873, als Thiers von der Clique Mac Mahons gestürzt wurde und dennoch wie zur Beruhigung Renten ihren Kurs erhöhten. Es waren eben künstliche Käufe mit Hilfe eines Gefälligkeit-Konsortiums. Rothschild nun, der einen passenden Chefredakteur verloren hatte, war zunächst durchaus nicht geneigt, einem Manne die Hand zu reichen, der nothgedrungen, anstatt des bisherigen Regenschirmes, den grauen Paletot seines Ohms aufspannen mußte. Bei dieser Gelegenheit merkte Baron James nichts weiter, als daß neue Finanzmächte rings um ihn her entstanden, aus Bedürfniß für Napoleon, aus Habgier seiner Helfershelfer, aus Geschäftstrieb zahlreicher Bankiers, die bisher gegen einen gewaltigen und so zu sagen staatlich konzessionirten Gelddespotcu zurücktreten mußten, weil von dessen gutem oder schlechtem Geschlafenhaben ohne Uebertreibung die Leichtigkeit oder Schwierigkeit des Diskontirens abhing.

Die einzelnen Bankiers hatten noch zu wenig Kapital, sie erfanden von Neuem die Kapitalassociation. Jene berühmte Crédit-Mobilier-Periode wurde geboren, die in halb Europa ihre Nachahmer fand, nach der heute noch ganz Süddeutschland die Aktien der Oesterreichischen Kreditanstalt Mobiliers nennt, in deren Folge ferner zu Hamburg die Norddeutsche Bank, zu Leipzig die Deutsche Kreditanstalt und in Frankfurt die Darmstädter sowie Meininger Bank gegründet wurden. Dieses System, einem Institute ein nahezu schrankenloses Feld der Thätigkeit zu gewähren, schoß aber vor Allem an der Seine in Blüthe. Hat man dort die Frankfurter Schule gebraucht? Hat sich diese an einen großen blinkenden Rahmtopf nur herangedrängt? Es ist das schwer zu beantworten, thatsächlich haben Frankfurter Köpfe ihre große Rolle dabei gespielt, und keineswegs weil sie etwa zufällig da waren. Alle diese Größen im Erwerben oder Gewinnen sind modern geschichtlich wichtiger als zahllose Landesfürsten, deren Geburtdaten man in der Schule auswendig lernt und an deren Denkmälern neben der schlechten Ausführung noch die Verdienstlosigkeit des Gegenstandes

selbst zu bewundern ist. Und auch psychologisch interessant sind jene Finanztalente, die in ihren kleinen Bureaux saßen und den Finger auf die Landkarte legten, da, wo es Geschäfte zu machen gab. In einer Art Vision schildert Bret Harte, wie ein würdevoller Spanier in dem alten Californien plötzlich eine Menge hellhaariger und scharfäugiger Menschen erblickte, die sich rastlos vorwärts bewegen und an Stelle des majestätischen Ausharrens das gelbliche Getriebe setzen. In einem gewissen Sinne ist es eben so mit den ehemaligen Bewohnern der Judengasse gewesen. Mit Grundbesitz und Liebe zu ihrem theuern Stadt- oder Landesregiment hatte das Gesetz sie nicht bedrückt, sie waren frei. Sperrt einmal Deutsche fünfhundert Jahre lang in enge Mauern, laßt sie nach Luft und Licht hungern wie die Thiere in einem Käfig und ihr werdet sehen, diese Generationen, denen man jede Freude an der Natur vergällt, üben sich in den Freuden des Scharfsinnes, entwickeln einen überragenden Verstand. Fast jede Station, die der Schaffner auf der Strecke Frankfurt-Mainz oder Mainz-Frankfurt ruft, widerklingt als der Name eines großen Bankiers, eines Rechners und zugleich einer Persönlichkeit, welche mit Pistol-Disraeli die Welt als eine Auster ansah, die man nur öffnen müsse.

Doch nun zurück zur Crédit-Mobilier-Periode! Die hatte als Fahne Pereire, aber um diese Fahne standen, wie gesagt, junge begabte, vielleicht auch rücksichtlose Frankfurter, die, wie Allen voran Emil v. Erlanger, von ihren klugen, vielerfahrenen Vätern beständigen Rath erhielten. Von den Kurswankungen dieser Aktien, deren Differenzen für manche Käufer an einzelnen Tagen Hunderttausende betrugen, macht man sich heute nur noch schwer einen Begriff. Die Chancen waren eben so neu, welche man dem Crédit-Mobilier fortgesetzt ansah — oder auch andichtete. Damals war der Herzog von Morny noch ein gewaltiger Interessent an der Spekulation, der sich auch keineswegs scheute, den Boulevard unter dem Vorwande einer Zusammenrottung räumen zu lassen, wenn ihm die Abendkurse nicht ganz aus der Seele sprachen. Dieser einflußreiche Halbbruder des Kaisers starb, wie alle Gutunterrichteten an der Börse, ohne Vermögen. Bekanntlich hat auch der alte Bleichröder, als man sich über sein fleißiges Bureauarbeiten wunderte, erwidert: „Sie übersehen, was mich meine vorzüglichen Informationen kosten."

Im Ganzen sah das Paris des dritten Napoleon, mit dem Riesenschein eines blutigen Dezembertages im Hintergrunde, gewiß nicht sehr tugendhaft auch in Geldbingen aus, ein Jugurtha würde sich schon damals umgedreht haben, um, seine Ehrenrettung in der Tasche, der Stadt die bekannte Prophezeiung zuzurufen. Aber so grell auch die Kontraste von Glück und Elend waren, so frech die Tugendschminke des Lasters glänzte: eine so große Verbreiterung von Gewinnsucht und Käuflichkeit wie gegenwärtig ist derzeit nicht wahrzunehmen gewesen. Schon die Minister waren unnahbarer, sie auf einem Balle bei einem rasch emporgekommenen Bankier zu erblicken, war kaum denkbar. Wer heute nur die Gesellschaftberichte in den französischen Blättern verfolgt, der kann zwischen den Zeilen aus dem auffallend regelmäßigen Verkehr der höchsten Beamten; mit den unternehmungluftigsten; Geschäftsleuten seine klugen Schlüsse ziehen.

In der That hat die Republik die Franzosen nicht um ein Haar strenger gemacht, sie hat nur bei stärkerer Gleichheit das Blachfeld für Streberthum und Habgier nach allen Seiten vergrößert. Zunächst galt es das Wiederauf-

bauen von so vielem Eingerissenen, während die alte Verbindung mit Süddeutschland noch kaum wieder aufgenommen war. Dann erschien aber bei uns der Krach, und dessen Nachwehen beschworen einen Winter des Mißvergnügens herauf, der eine ganze Anzahl gewiegter Börsenmänner an die französischen Fleischtöpfe von Spekulation und Vergnügen zurückdenken ließ. Von 1875—78 fand eine kleine, aber inhaltlich wichtige Emigration nach Paris statt, wo der Effektenverkehr noch heute diese fremde Blutwelle aufweist.

Auch als unselbständige Kapitalisten wußten die Bankkreise ihre lieben Franzosen immer zu schätzen. Die dortige Tagespresse leistete kritisch wenig oder gar nichts, ihr Finanztheil hatte sogar sehr oft die stehende rühmliche Erwähnung „sous la Protection de la Société etc. etc.“ Da das Annoncenwesen ebenfalls nicht wirkungvoll entwickelt ist, so griff man bei Prospekten häufig zu dem Mittel der Plakate, und ich entsinne mich noch recht gut der rührenden Erzählung eines weißhaarigen Krösus: „Unsere Schuld bei der Gesellschaft wurde zweifelhaft, und wir hatten gerade noch Zeit, durch große Plakate die Umwandelung in Aktien glücklich durchzubringen“. Der Grundfehler all dieser Dinge liegt aber in den ungeheuren Depositen der französischen Banken. Weil ein halbes Dutzend von Instituten zusammen oft nahe an eine Milliarde fremder Gelder hat, können die Unternehmer exotischer Anleihen sehr bequem zunächst an jene großen Institute gehen, die dann allmählich ihrer ganzen Clientel diese Papiere kaufen.

Der Panama-Kanal besonders war ein lockendes Objekt, weil endlich einmal wieder ein ungeheures Anlehen in Betracht kam und an diesem mehr Spähne abfallen konnten. Ob wirklich auch beim Bau und der Finanzirung viel gestohlen worden ist, läßt sich so leichthin gar nicht sagen, da ja immense Verlegenheiten, wie z. B. seiner Zeit bei der Gotthardbahn, wo man mit Eisen und Kohle in die theuerste Zeit hineinkam, auch aus sachlichen Irrthümern erwachsen konnten. Jedenfalls halten die Franzosen, wenn sie über Lesseps und seine Söhne nachdenken, den alten Ferdinand wenigstens für absolut intakt.

Für gut Rechnende war das Panamaunternehmen schon längst ins Kriseln gekommen, als sich der Boulangismus erst aufthat. Dieser war ein großer Hut, unter dem sich zahllose Gebildete zusammenfanden: — die bereits etwas waren und durch die Republik um Würden und Verdienen gekommen — die noch nichts waren, aber durch die allgemeine Freiheit eine Art von Berechtigungschein zur Carrière in Händen zu haben glaubten — die Neidischen und Zurückgesetzten — die in ihrem Ehrgefühl Gekränkten — die Gewaltsamen, hierzu die politisch Unzufriedenen von den Lilien bis zum Petroleum —: und in dem Lande der großen Redefreiheit war ein gefährlicher Bund entstanden. Am meisten täuscht noch die Rücksichtlosigkeit dieser Partei über ihren politischen Ideengehalt, aber in den Romanen steckt überhaupt eine mehr stählerne Härte, sobald sie ein größeres Ziel erreichen wollen. Selbst die Theilnahme von Leuten wie Rochefort, der doch so viel von der heutigen Republik gelitten hat, darf nicht irreführen. Auch Rochefort ist ein Mann, der als echter Pariser enorme Summen verbraucht und wir haben dabei noch keinen Anlaß zur Annahme, daß „l'Intransigent“ diese Summen nicht einbringt. Man muß sich nur einmal die Kurse der Aktien der radikalen Journale ansehen, um einen Begriff von dem glänzenden Leben der betreffenden Redakteure zu bekommen. Alle solche Einflußreiche halten nur diejenigen für unideal, welche Vermögen

ansammeln wollen, diejenigen aber, welche wie sie selbst nur viel Geld verdienen, um es zum Fenster hinauszuwerfen, gelten als nobel. So ist es gekommen, daß Gemäldesammlungen, Rennpferde, Maitressen, rasch angesammelt und rasch wieder verstreut werden, und daß alle drei sehr oft die Hände der entgegengesetzten Parteigänger wechseln. Das Leben ist allen in diesen Kreisen so theuer geworden, daß die Quellen dafür mit bloßem Auge wirklich nicht mehr zu ersehen sind. Trotz Allem würde der Boulangismus in Frankreich weiter gekommen sein, wenn nicht die ernster Gesinnten gefürchtet hätten, daß diese Menschen auch einen Krieg mit Deutschland ruhig provoziren würden. Das schlug dem Faß den Boden aus und heute ist dieser ganze merkwürdige Organismus nur auf die Defensive beschränkt, auf das unerbittliche Aufdecken von Skandalen, um des Skandals willen.

Als der größte Riß durch das französische Wirthschaftleben ging, als Gustav v. Rothschild in riesigen Dimensionen spekulirte und das Comptoir d'Escompte an dem rothen Metall den Schlagfluß bekam, waren die Lärmmacher von heute noch nicht zur Stelle, erst da die Panamaaffaire drängender wurde, waren jene Herren wieder mächtig genug, das aufzudecken, was eigentlich Bessere vor ihnen hätten thun sollen.

Ob Herr Jacques Reinach wirklich so schuldig war, wie man ihn jetzt hinstellt? Er hätte auch das Reellste in Paris nicht ohne große Unkosten durchsetzen können. Diese Dinge sind doch nicht so unbekannt. Man kennt das Syndikat der vereinigten Presse, mit dem vor jeder Anleihe wegen einer Gesammtbetheiligung unterhandelt werden muß und dessen Forderungen so groß sind, daß man längere Zeit hindurch gar keine große Emission mehr an den Markt zu bringen wagte. Man weiß und bewundert, was sich die Franzosen darin von ihren Zeitungen gefallen lassen, und man hat längst die verschlechterte Qualität der Deputirten seit Einführung des allgemeinen Wahlrechtes erkannt. Zu solchen Beeinflussungen nimmt man stets einen feinen Unterhändler, einen Mann zugleich von Ansehen, dem hochgestellte Personen ohne Weiteres glauben, daß er sie nie kompromittiren würde. So wandten sich die Lesseps an Reinach. Der war ein starkes und vielseitiges Talent, voll von mathematischen Kenntnissen, die er sogar in ein Lehrbuch niedergelegt hatte, von Kunstsinn, wie er in gar mancherlei Kompositionen gezeigt hatte, von Geschäftslust, wie er bei zahlreichen Unternehmen in allen Hemisphären bewiesen hatte. Dieser glückliche, beneidete und erst zweiundfünfzig Jahre alte Mensch geräth in eine Komödie von Entrüsteten hinein, die nur darüber entrüstet sein konnten, daß sie es nicht waren, die das viele Geld erhalten, sieht eines Nachts, daß er sich in ein unauflösliches Netz verfangen hat und — stirbt daran.

In seiner Jugend soll Jacques Reinach einen Hund, Namens Schnockel, gehabt haben. In seines Vaters Comptoir zeichnete er dann mit Kreide „Kaufen oder Verkaufen" auf den Fußboden, der Hund mußte springen, und wohin dieser sprang, das that Mittags an der Börse angeblich sein Herr. Wenn Jacques Reinach kurz vor seiner Panama-Affaire das selbe versucht hätte und nur statt Kaufen und Verkaufen Leben oder Sterben hingezeichnet, wer weiß, ob ihn nicht sein Schnockel bedenklich gemacht hätte. Der junge Reinach war eben vorsichtiger als der alte und so mußte gerade er die Zeche bezahlen.

Pluto.

Der Abgeordnete Ahlwardt.

Der deutsche Parlamentarismus entwickelt sich. Noch ist kaum ein Jahr verstrichen, seit das allgemeine Stimmrecht die Grenze der gesetzlichen Mündigkeit überschritten hat, und schon stehen seine eifrigsten Vorkämpfer entsetzt vor den Resultaten. Sie hüten sich freilich wohl, der Institution selbst auf den Leib zu rücken, und wenn man ihnen den Sitz der Krankheit zeigt, dann flehen sie die Rache der freisinnigen Presse über den Reaktionär herab. Nur die Symptome beängstigen sie, nur die Symptome wollen sie, wie alle ärztlichen Schwindler, die ja nicht immer aus Indien kommen, durch Pillen oder Narcotica beseitigen. Die Pillen liefert die sittliche Entrüstung, für die Narcotica sorgt die journalistische Apotheke. Der Patient schluckt allerlei bitteres Zeug, läßt die schmerzenden Stellen wohl auch mit Cocaïn betäuben und am Ende lullt ihn die Morphiumspritze des Abendblattes in dumpfen Schlaf.

Plötzlich scheucht ein schriller Schrei ihn aus den Federn: „Ahlwardt kommt in den Reichstag!“ Ganz verstört fährt er in die Kleider, rafft an der Korridorthür die Morgenzeitung auf und entziffert mit bebender Lippe, daß im Wahlkreise Arnswalde-Friedeberg 6903 Stimmen auf den Rektor a. D. Hermann Ahlwardt gefallen sind. Eine verehrliche Redaktion versieht die Thatsache mit entrüsteten Ausrufungzeichen, spricht von der Schmach des Jahrhunderts und vergißt ganz, daß die Mehrheit gesprochen hat und daß ein in der Wolle gefärbter Liberaler vor dem „gesunden Sinn der breiten Schichten der Bevölkerung“ doch seinen ergebensten Diener zu machen verpflichtet ist.

Fünf Männer standen zur Wahl: ein konservativer und ein freisinniger Grundbesitzer, ein sozialdemokratischer Tischler, Ahlwardt und ein Staatsminister a. D., der nationalliberale Herr Hobrecht. Also: drei unbekannte und zwei bekannte Kandidaten. Und was ist das Resultat? Der Rektor hat die meisten, der Minister die wenigsten Stimmen erhalten: 6903 gegen 406. Diese Ziffern sind von entzückender Beredsamkeit.

Herr Hobrecht war Oberbürgermeister von Berlin und später Finanzminister. Man braucht seine politische Bedeutung nicht zu überschätzen, um bereitwillig einzuräumen, daß seine Erfahrung gerade jetzt im Reichstage sehr willkommen wäre, denn die finanzpolitischen Vorlagen werden in der laufenden Session jedenfalls einen breiten Raum beanspruchen. Herr Ahlwardt hat sich mit Finanzpolitik wohl nur in der individuellsten Einschränkung beschäftigt, wenn die drängenden Gläubiger eine mehr oder minder gewaltsame Operation unvermeidlich erscheinen ließen. Seine öffentliche Thätigkeit hat bisher darin bestanden, daß er einen Großbankier des Meineides, die Berliner Stadtverwaltung der Korruption und die Gewehrfabrik von Ludwig Loewe eines umständlichen Betruges beschuldigt hat. Ob das in gutem Glauben oder in gewinnsüchtiger Absicht geschehen ist, das kann uns hier gleichgiltig sein. In keinem Falle geben einige mit oberflächlich motivirten Anklagen gefüllte Broschüren ein Recht auf einen Platz in den Reihen der sogenannten Volksvertreter. Aber die Mehrheit im Wahlkreise Arnswalde-Friedeberg ist anderer Meinung, und wer auf Mehrheiten schwört, dem ist es nicht erlaubt, plötzlich gesittet Pfui zu sagen, weil zufällig einmal die Wahllotterie ihn mit einer Niete überrascht.

Zufällig? Ich glaube: doch nicht. Es macht sich ja recht schön, wenn uns jetzt in den Zeitungen mitgetheilt wird, welche verleumderische Sintfluth über das arme Arnswalde-Friedeberg hereingebrochen ist; so kindlich ist aber unser Sinn doch nicht mehr, um zu glauben, daß es anderswo etwa besser war, ist, oder sein wird. Schon vor einer hübschen Reihe von Jahren hat uns Paul de Lagarde erzählt, wie Wahlen gemacht werden: „In Berlin oder Meppen wird von den verschiedenen, sich durch Kooptation noch unbekannten Grundsätzen zusammenfindenden Oligarchien für das ganze Land bestimmt, wer erkoren werden soll: in den Provinzen entstehen Agenturen und Unteragenturen und die Unteragenturen entsenden den überzeugungtreuen, je nach den Umständen für Bismarck oder Richter, für Schutzzoll oder Freihandel eifernden Einpeitscher in alle Haushaltungen .... Gelogen wird durch das ganze Land Wochen lang, daß die Balken biegen, daß die Sonne sich schämen muß zuzusehen ... Schließlich stehen am Eingange zu jeder Bierhöhle, in welcher der Staatsakt vor sich geht, zwei oder drei Dienstmänner, und sagen noch einmal vor." Da herrscht also der Zufall und die kräftigste Lunge weckt den lautesten Wiederhall. Ein Mandat ist nur in Wasserstiefeln zu erkämpfen, und wer nicht entschlossen ist, durch den tiefsten Schlamm zu waten, der thut besser, auf die Wahl-Weihen ganz zu verzichten.

Im Falle Ahlwardt aber liegen die Dinge doch etwas anders und deshalb

hat er eigentlich nicht die völlige Beweiskraft. Nachdem die Wähler zweiundzwanzig Jahre hindurch das experimentum in corpore vili erduldet haben, fängt die Sache allmählich an, ihnen langweilig zu werden. Es macht ihnen keinen Spaß mehr, den Summen der fraktionellen Intelligenzen noch eine Null anzufügen, denn die Einer, im parlamentarischen Leben auch Führer genannt, bestimmen ja doch stets den Werth: sie sprechen, sie bezeichnen die Mitglieder für die Kommissionen, sie dirigiren den Reigen beim Hammelsprung. Das hat der Wähler nachgerade bemerkt, und da er mit anderen Souveränen die Sucht nach Abwechselungen theilt, so hält er nach Kandidaten Umschau, die ihm wenigstens einiges Amusement verbürgen. Und daß Ahlwardt ein amusanter Abgeordneter sein würde, das kann doch schließlich selbst der geschätzte Verfasser des Antisemitenspiegels nicht leugnen.

Noch eins kommt hinzu: der Wähler wünscht einen wirthschaftlich unabhängigen Vertreter. Der ist nun nicht immer ganz leicht zu finden, denn der Eine muß die Auswüchse der Börse schonen, die ihn oder die Partei nährt, und der Andere rechnet wieder auf eine militärische oder civile Beförderung für seinen Herrn Sohn, Schwiegersohn oder Enkel und darf deshalb der Regirung nur mit äußerster Vorsicht Opposition machen. Daher kommt es, daß nach dem Wort des Herrn Bebel heute Krethi und Plethi bei den Sozialdemokraten ihr Heil suchen, und die nämlichen Ursachen werden die Wirkung haben, daß die Antisemiten oder die Deutschsozialen, oder wie sie sich sonst nennen mögen, immer mehr Terrain gewinnen werden, wenn es der konservativen Partei, die doch Kräfte erhalten sollte, nicht gelingt, eine weitaus größere Zahl von wirthschaftlich unabhängigen Existenzen unter ihre Fahnen zu sammeln.

Nur durch die für den konservativen Kandidaten abgegebenen 2876 Stimmen oder durch eine stärkere Wahlbetheiligung kann der endgiltige Sieg für Herrn Ahlwardt erstritten werden. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird es so kommen. Die Wähler werden sich sagen: Dieser Mann hat nichts zu verlieren, er ist unabhängig und wird jedenfalls Skandal machen; außerdem erklärt die ganze schlechte Presse von Berlin und Umgegend ihn für den Auswurf der Menschheit, also muß er doch irgend welche bemerkenswerthe Qualitäten haben. Und wenn selbst die besten liberalen Agitatoren nach Arnswalde-Friedeberg entsendet werden, so wird man ihnen antworten: Ihr nennt Ahlwardt einen Verleumder; aber verleumdet Ihr nicht täglich in Euren Zeitungen, lügt Ihr nicht, entstellt Ihr nicht, fälscht Ihr nicht? Seid Ihr deshalb etwa die besseren Menschen, weil Ihr das Handwerk anonym treibt oder Euch hinter einen Sitzredakteur verbergt? Und habt Ihr nicht oft genug uns die Wahl von Männern empfohlen, die als Advokaten bei den faulsten Gründungen ihre Hand im

Spiele gehabt oder als Beamte den Versuch gemacht hatten, zum Besten der Partei sich „fraudulös“ in den Besitz geheimer Aktenstücke zu setzen? Die kleinen Verleumder kommen in den Maskenflügel von Moabit, die großen macht man zu Parteiführern.

Das ganze Gezeter über Ahlwardts Wahl ist so unsinnig, wie nur irgend möglich. Wenn er im Reichstage den Hintertreppenroman von dem internationalen Judenbund vorbringt, der in Koblenz beschlossen hat, die deutsche Armee mit platzenden Flinten zu versehen, dann ist das längst noch nicht so gefährlich, als wenn Herr Meyer über den Handwerkertag oder die Steuerreform spottbillige Witze macht. Ahlwardt ist überhaupt nicht gefährlich, denn weder Herr von Bleichröder, noch der Berliner Magistrat, weder die Gewehrfabrik von Ludwig Loewe noch das Judenthum sind, wie man uns immer einzureden bemüht ist, gleich wehrlosen Opferlämmern dem Wüthen des bösen Verleumders überliefert: sie haben das Geld und sie haben die Presse für sich, und in diesem gesicherten Besitz lassen etliche Broschüren sich immerhin schon ertragen. Und vor allen Dingen hat der Rektor a. D. nun einmal einen nicht unerheblichen Anhang im Lande, und wo eine Mehrheit spricht, da hat die Kritik gefälligst den Mund zu halten.

Da allein liegt die Gefahr. Die Majoritätwirthschaft bedeutet die Herrschaft der Zahl über das Verdienst, der Quantität über die Qualität. Eine Weile läßt das Taschenspielerstück sich ja durchführen, daß man ein wohlgefälliges Mehrheitprodukt dem „gesunden Sinn der breiten Schichten der Bevölkerung“ zuschreibt und gegen den blinden Hödur wettert, sobald anstatt des erwarteten Treffers eine Niete aus dem Glücksrade fällt. Aber eine Nation setzt sich nicht aus Wählern oder Parteitramplern zusammen; in ihr lebt vielmehr auch noch eine kleine Menschheit, der an dem Gedeihen der Freisinnigen oder der Konservativen garnichts, sehr viel aber an dem Fortschreiten der vaterländischen Kultur gelegen ist. Diese verstreuten Menschen, die ihrer Natur nach nicht parteilich organisirt sein können und auch nicht sollen, die bekümmern sich um das parlamentarische Blechwalzwerk schon längst nicht mehr. Nur ein ganz ungewöhnlich geräuschvoller Unsinn kann sie allenfalls noch mobil machen, und deshalb allein habe ich ihnen hier die Zahlen zusammengestellt: 6903 für Ahlwardt, 406 für Hobrecht. Der deutsche Parlamentarismus entwickelt sich und vielleicht wird man über seine intelligenten Segnungen ernstlicher nachzudenken beginnen, wenn Herr von Levetzow dem Abgeordneten Ahlwardt das Wort ertheilt.

Apostata.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, 10. Dezember 1892.

Ein konservatives Programm.

Als in den amerikanischen Kriegen die Indianer mit dem Feldgeschrei Whig oder Tory einander skalpirten, da übersetzten sie unbewußt nur europäische Wahlgebräuche in die rauheren Sitten der neuen Welt. Auch bei uns möchten die Parteien einander ans Leben, auch bei uns hat das Feldgeschrei allmählich jede Bedeutung verloren. So wenig die Indianer sich bei den erschnappten Schlagwörtern Whig oder Tory etwas zu denken vermochten, eben so wenig stellt heute namentlich den kontinentalen Politikern zu den Wörtern konservativ und liberal ein Begriff sich ein. Die wirthschaftlich reaktionärste Partei, der sogenannte Freisinn, nennt sich liberal, und eine Partei, die in ihrer Mehrheit entschlossen ist, jeder Regirung ihre guten Dienste zu leihen, bringt das schöne Wort konservativ in Verruf. Es wäre wirklich an der Zeit, sich der Sätze zu erinnern, die vor genau vierzig Jahren, im Dezember 1852, der sonst nicht eben bewundernswerthe Lord Aberdeen im englischen Parlament sprach: „Ich glaube, daß das Land Unterscheidungen satt hat, die ohne Bedeutung und ohne wirklichen Einfluß auf das Verhalten und die Grundsätze der Staatsmänner sind. Meines Erachtens ist in England jetzt keine Regirung möglich als eine konservative, und ich verbinde damit eine andere Behauptung, die ich für eben so unzweifelhaft richtig halte: daß in England keine andere Regirung möglich ist als eine liberale. Die

Sache ist: diese Ausdrücke haben keine bestimmte Bedeutung. Sie beizubehalten mag zweckmäßig sein für faktiöse Zwecke; aber das Land ist solcher Unterscheidungen überdrüssig, die keinen Sinn haben und nur verhindern, daß Leute zusammenwirken, die doch im Stande wären, der Krone und dem Volke gute Dienste zu leisten."

Wie in Deutschland heute die Dinge liegen, darüber hat der klägliche Verlauf der Etatsberathung im Reichstage erschreckend deutlichen Aufschluß gegeben. Drei lange Tage hindurch ist geredet worden und von alledem, was das Volk bewegt, kam nichts zum Ausdruck. Fast überall begegnet die Regirung im Volke dem tiefsten Mißtrauen, die Volksvertreter aber überboten einander in höfischen Verbeugungen; Herr Richter, den seine Eloquenz und sein militärisches Besserwissen zu stacheligen Reden hinriß, wurde durch seinen engeren Kollegen und intimsten Feind Rickert, der mit den Streberstränen fast die Stiefel des leitenden Generals berührte, desavouirt, und schärfere Angriffe richteten sich nur gegen den Sekretär des Reichsschatzamtes, Herrn von Maltzahn, — nicht etwa, weil er unfähiger ist als die Herren Marschall, Boetticher, Caprivi und Schelling, sondern weil er als der Einzige unter den früheren Kollegen des Fürsten Bismarck dem hinaus Beförderten einige Anhänglichkeit bewahrt hat. Es ereignete sich denn auch der noch kaum dagewesene Fall, daß der Chef der Verwaltung kein Wort des Protestes fand, als Herr von Maltzahn ein Plusmacher und ein Kalkulator genannt wurde, der mit dem Hut in der Hand Bettelns halber im Lande herumgezogen sei. So kann Graf Caprivi, wenn er bescheiden genug ist, mit Worten vorlieb zu nehmen, mit dem Ergebniß dieser drei Tage leidlich zufrieden sein; ihm gelingen Kunststücke, die kein Anderer so leicht ihm nachmachen wird: er ist Protestant und die Katholiken feiern ihn als ihren Helden, er gilt und er hält sich für einen konservativen Mann und der Thiergartenfreisinn umschwänzelt ihn geschäftig, wie eine geldgierige Schöne einen wohlhabend und unternehmend dreinblickenden älteren Herrn.

Er gilt und er hält sich für einen konservativen Mann. Was aber hat er in den zwei Jahren seiner Amtsführung konservirt, das heißt zu deutsch: erhalten? Das Verdienst, die Sympathien der Herren Lieber und Rickert und die Lobsprüche sozialdemokratischer Blätter gewonnen zu haben, soll ihm nicht geschmälert werden. Seit er aber die Geschäfte führt, hat sich ein vorher nicht für möglich gehaltener

Rückgang des monarchischen Empfindens vollzogen; die Weltmachtstellung des Deutschen Reiches hat sich erheblich verschlechtert, denn die Leitung der europäischen Angelegenheiten ist an die franco-russisch-vaticanische Verbrüderung übergegangen und die Partner im Dreibund haben in Folge der sprunghaften Unsicherheit der deutschen Politik mit der Möglichkeit neuer Kombinationen zu rechnen begonnen; die selbe Unsicherheit hat zu einer in Ziffern kaum festzustellenden Schmälerung des deutschen Nationalvermögens geführt, denn zahlreiche Großindustrielle haben ihr Kapital zu mäßigem Zinsfuße schlummern lassen, aus Furcht vor unerwarteten Launen des nächsten Tages; der Partikularismus hat so muthig wieder sein Haupt erhoben, daß ein Preußenfresser wie Sigl der Agitation römischer Priester trotzen konnte; alle dem Bestehenden feindlichen Bewegungen: Sozialdemokratie, Anarchismus und Ahlwardtismus, sind außerordentlich erstarkt; die Landwirthschaft wird in Folge voreiligen Oeffnens der Grenzen durch Seuchen, der Handel durch das Nachlassen der Kaufkraft verheert; eine Reihe der tüchtigsten Beamten, namentlich im Kolonialdienst, sind entlassen und im Offiziercorps, dessen Angehörige täglich ihre Verabschiedung oder mindestens eine Versetzung ans andere Ende des Reiches zu gewärtigen haben, herrscht eine Unzufriedenheit, der die eisernen Klammern der Disziplin noch den Ausgang versperren, von der die abgelegenen Räume der Kasinos aber mancherlei zu erzählen wissen. Dieses Register ist unvollständig, aber es genügt, um zu zeigen, von welcher Art der Konservatismus ist, den Graf Caprivi vertritt. Es ist ihm nicht gelungen, die Kräfte zu erhalten und zu entwickeln, die er vorfand; und noch weniger hat er es erreicht, neue, dem Reiche wohlthätige und nützliche Kräfte zu entfesseln und wirksam zu machen.

Der nationale Rückgang wäre nicht so rasch erfolgt, wenn im Reich und in Preußen eine wahrhaft konservative Partei auf ihrem Platze gewesen wäre. Sie war nicht da. In England hat die Aristokratie längst die Krone besiegt und die beiden Parteien, die sich successive in die Herrschaft theilen, unterscheiden sich eigentlich nur noch dadurch, daß die Whigs immer liberal werden, wenn sie die verlorene Gewalt wieder erlangen möchten, und die Tories, wenn sie die gewonnene Gewalt zu bewahren suchen. Die Lehren, die uns diese aristokratische Republik mit erblicher Präsidentschaft bietet, haben für Deutschland kaum einen praktischen Werth, denn bei uns liegen die Verhältnisse

ganz anders. Unser „entschiedener" Liberalismus — man muß ihm kein Wort glauben, denn er spielt gern den Diplomaten — strebt nach dem Louisphilippismus, nach einem Scheinkönigthum oder einer Präsidentschaft, die in den Händen der Bourgeoisie sind, und nach einer rücksichtlosen Tyrannei des Kapitals. Diesem Streben, das zugleich einen lebtosen Mechanismus schaffen will, müßte eine Partei des Organismus entgegentreten, eine Kräfte erhaltende und Kräfte entwickelnde Partei, der, ohne fraktionellen Zwang, jeder beitreten könnte und müßte, dem an der Erhaltung und Fortbildung des wohlthätig Bestehenden gelegen ist. Das Gute erhalten, Schlechtes und Unbrauchbares mit der Wurzel vertilgen: das nur ist konservativ.

Eine solche konservative Partei fand Graf Caprivi nicht vor, weder in Preußen noch im Reich. Die Herren, die sich heute deutsch-konservativ und frei-konservativ nennen, haben in ihren Reihen glänzende Vertreter des alten und des neuen Adels nach der Art des Herrn von Stumm, aber selbständige politische Parteien sind sie seit dreißig Jahren nicht mehr gewesen. Auf den Namen Bismarck waren sie gewählt, sie wurden im eigentlichen Sinne Kanzlerparteien und machten jede Wendung der immer lernbegierigen und lernfähigen Politik ihres genialen Patrons mit, dessen Stern sie gläubig vertrauten, dessen Genius ihnen aber doch unheimlich war. Von den konservativen Führern mindestens ist Bismarck stets gefürchtet, doch selten geliebt worden: er war ihnen zu wenig kirchenfromm, zu himmlisch radikal und längst nicht genug Kastenmensch; er lächelte, als ihn die fürstlichen Vettern mit Ew. Liebden begrüßten und meinte, als ihm der Fürstentitel verliehen wurde, nur: „Schade, ich war eben im Begriffe, eines der ältesten Grafengeschlechter zu werden!" Auch, daß er den Sprudelgeist des Juden Lassalle zu schätzen wußte und Bucher, den Steuerverweigerer, zum vertrautesten Freunde erkor, mochten ihm die Standesgenossen verargen. So lange er die Macht hatte und, am Deklarantengeschwür wie am Fall Arnim, bewies, daß große Namen ihn nicht schreckten, hielt die haine inassouvie sich vorsichtig zurück; um so heftiger aber brach sie hervor, als den Händen des Starken die Zügel entrissen wurden. Auf ihre Haltung während und nach der Bismarck-Krisis können die ehemaligen Kanzlerparteien nicht stolz sein. Geschäftig haben sie jedes von den rebellischen Kreaturen des Gestürzten aufgebrachte Geschwätz weiter verbreitet und sich in unterwürfiger Eile

bemüht, jede Gemeinschaft mit dem Manne abzulehnen, ohne den sie mit ihrer geringen Erkenntniß drängender Ansprüche längst schon zersplittert wären und hinweg geweht.

Der Grund: die Kanzlerparteien waren Regirungparteien sans phrase geworden. Es ist den Radikal-Konservativen gelungen, eine Opposition gegen den Bureau-Mechaniker Herrfurth auf die Beine zu bringen und den Einfluß des Herrn von Helldorff zu hemmen, der Adjutanten-Politik treiben und die Partei den subalternen Boetticheriden eben so dienstbar machen wollte wie früher dem Herrn dieser Ratten und Mäuse. Solche Aufraffung aber war nur möglich, als der rechte Flügel der Deutsch-Konservativen beim Volksschulgesetzentwurf Morgenluft gewittert hatte und als, nach dem Verschwinden des Spuks, der Zorn die Ueberlegung noch meisterte. Damals ging ein mächtiges Rufen nach Selbständigkeit und reinlicher Scheidung von allen Lauen durch die Glieder, und da der Entschluß gefaßt wurde, das alte Programm von 1876 durch ein neues zu ersetzen, schien der Moment gekommen, wo das verrufene Wort konservativ wieder in guten Geruch gebracht werden könnte. Nun ist der Entwurf zu dem neuen Programm erschienen, und wenn er auch manchen verständigen Satz enthält und schon durch die Ehrlichkeit seines Interessenbekenntnisses erfreulich von dem humanen Schwindel des Freisinns absticht, so muß man doch sagen, daß ein großer Aufwand müßig verthan ist und die Gelegenheit versäumt, einer energischen Reform die Wege zu graben. Mit diesem Programm, das mehr nach oben sieht als ringsum ins Land und das jeder Helldorff und Versen bereitwilligst unterschreiben kann, wird die konservative Partei politisch keine Geschäfte machen, — und das wäre ein Unglück, denn am Scheidewege zwischen Freisinn und Sozialdemokratie wird in zehn Jahren kein Mensch, der etwas auf sich hält, noch zaudern können. Selbst die englische Gentry wäre verloren, müßte das Volk zwischen Gladstone und John Burns nur wählen.

Der Entwurf, der jetzt dem konservativen Parteitage vorliegt, spricht sehr viel vom Staat, den er gleich anfangs eine von Gott verordnete Einrichtung nennt. Das ist eine römische, vielleicht auch eine lutherische und sicher eine hegelische Anschauung, die mit dem Geist der Evangelien sich nicht vereinen läßt. Der sanfte Anarchist Tolstoi ist hier viel christlicher als der Freiherr von Manteuffel-Krossen, der den Entwurf unterzeichnet hat. Das neue Testament lehrt die

Obrigkeit als ein nothwendiges Uebel ertragen und das Evangelium wendet sich nicht an den Staatsbürger, sondern an den beseelten Menschen. Alles Staatliche ist eine drückende Last: das Judenthum blieb bei Kräften, weil es keinen Staat mit durchzuschleppen hatte. Und in Lagardes deutschen Schriften, die den Konservativen von heute unbekannt zu sein scheinen, steht der Satz: „Der Staat hat sich in allen germanischen Ländern aus dem Bedürfnisse entwickelt: ohne Hilfe des Staats schaffen und leben, gilt überall als das zu wünschende: das Individuum und der Individuen natürliche Gruppirung, die Familie, sind das Werthvolle, welches sich keinem Massenwillen, keiner Regimentirung, keinem Systeme unterordnet." Wir haben heute schon viel zu viel Staat; wir können ihn nicht entbehren, weil mit der fortschreitenden Industrialisirung die Formen des Lebenskampfes immer grausamer und mitleidloser geworden sind und weil ein uninteressirter, ein unpersönlicher Wächter da sein muß, der dem überhitzten Egoismus die Ventile öffnet; der höchste Besitz der Menschheit aber: Religion, Kunst, Wissenschaft, steht über dem Staate und eine Vergötterung des bezahlten Wächters ist unevangelisch und ungermanisch.

Es mag der konservativen Partei nicht leicht werden, den Staat gering zu schätzen, denn die Staatsmaschine ist es, die sie in ihrer Mehrheit speist. Im preußischen Abgeordnetenhause sitzen unter 191 Konservativen 43, im Reichstag unter 90 Konservativen 23 abhängige Beamte. Diese Ziffern geben noch keinen annähernden Begriff von der Gebundenheit und den Rücksichten, die hier herrschen. Wer bei Hofe wohl gelitten sein, wer für seine Verwandten einen Vortheil ergattern will, wer den gesellschaftlichen Bann zu fürchten hat, der muß „Rechnung tragen" und die Grundsätze der Opportunität opfern. Dazu tritt noch die besondere Abhängigkeit der Offiziere, die wegen Schulden entlassen werden können und die deshalb abwechselnd vom Gutdünken des Militärkabinets oder von Wucherern abhängig sind, — wenn ihnen nicht der Offizierverein mit seiner kraftvollen Organisation Luft schafft. Eine Partei, deren Mitglieder stets davor zittern müssen, verabschiedet, geächtet oder sonstwie zerschmettert zu werden, hat für eine selbständige Aktion nicht die Kraft. Dann erst könnten wir dahin gelangen, daß die Beamten sich als die Dienstboten des Volkes, die für ihre Arbeit vom Volke bezahlten, für jeden Schaden dem Volke verantwortlichen, fühlen, dann erst könnte an der lastenden

Katholizität des Staates gerüttelt werden, wenn die Führung der Konservativen den „annähernd königlichen Existenzen" zufiele, um deren Besitz Bismarck 1867 England pries: „Gänzlich desinteressirte Existenzen, die auf dieser Welt eigentlich nichts Erhebliches zu wünschen haben, was sie verleiten könnte, anders als nach ihrer wohlbedachten ruhigen Ueberzeugung vom Besten des Staatswohles zu urtheilen; befriedigte Existenzen, denen der Trieb fehlt, auf dem politischen Gebiete die Befriedigung sozialer und finanzieller Bestrebungen zu suchen." Große Kreise des deutschen Adels werden dem Begriffe der wirthschaftlichen Ehre, die jede Abhängigkeit als einen Makel empfindet, noch sehr viel ernster nachzudenken haben, ehe dieser Zustand erreicht werden kann.

Solche annähernd königlichen Existenzen würden auch die richtige Distanz zum Königthume zu finden wissen. Der konservative Programmentwurf lehnt mit Recht alle parlamentarischen Herrschaftgelüste ab; aber er spricht von der „Monarchie von Gottes Gnaden" und damit verliert er den Zusammenhang mit der modernen Wirklichkeit und auch mit so gut konservativen Männern wie Lagarde, der gemeint hat, mit „dem mystischen Unsinn früherer Tage" würde jetzt so leicht Niemand mehr kommen. Es grenzt an Gotteslästerung, wenn man uns glauben machen will, eine göttliche Macht habe die komödiantische Bestialität in Nero, die konträre Sexualempfindung in Ludwig und den stumpfen Blödsinn in Otto von Bayern auf den Thron gesetzt, und es ist mindestens geschmacklos, wenn die Allerhöchsten Herrschaften sich mit einem Geheimrathsverhältniß zum Höchsten Herrn spreizen. Der König ist der Vertrauensmann der Nation; er kann nicht arbeitsam, nicht selbstlos und namentlich nicht demüthig genug sein, um sich dieses Vertrauens würdig zu zeigen. Das Volk hat in ihm den Träger der nationalen Fahne zu ehren und sich zu sagen, daß die Beleidigung des Trägers auch die Fahne beschmutzt; sieht es ihn aber auf falschen Wegen, vielleicht von Schmeichlern und bettelhaftem Gesindel umringt, oder findet es, daß er in nichtigen Spielereien die Interessen des Landes vertändelt und in neronischen Trieben schwelgt: dann ist es das Recht nicht nur, sondern die Pflicht des Volkes, laut die warnende Stimme zu erheben, so laut, daß sie den Chor der Speichellecker übertönt. „Wehe dem Menschen," sagt Lagarde, „der jemals den Thron zum Genießen mißbrauchte, verscherztes Vertrauen wird nie zurück-

gewonnen, und nicht nur die Dynastie würde zu Grunde gehen — jede Familie hat mit sich allein auszumachen, was sie werth sein will —, die Nation wäre eine verlassene Braut, der nie wieder ein Morgen tagte, weil Dynastien niemals gewählt, sondern stets nur vorgefunden werden, die Republik aber jetzt, nachdem die Germanen die Welt ihre Art zu denken kennen gelehrt haben, die poesieloseste und darum der Menschen unwürdigste Form des Staatslebens ist." Wer die Monarchie erhalten will, muß sie vermenschlichen; mit einem parlamentarischen Kegelkönig haben wahrhaft konservative Bestrebungen eben so wenig zu thun wie mit einem Dalai-Lama in Uniform.

Was sich heute konservativ nennt, ist aber sehr häufig nur Misoneismus, Haß des Neuen, und nicht Kräfte will es erhalten, sondern ungefähr das Gegentheil: Traditionen. Dieser Weg führt in den Orient, weitab vom germanischen Individualismus. Plato erzählt, daß bei den alten Egyptern es den Künstlern streng verboten war, von den in den Tempeln aufgestellten Modellen bei der Ausführung neuer Kunstwerke abzuweichen —: so wollte es das konservative Gesetz. Als 1840 in China ein Schiffseigenthümer einen europäischen Anker angeschafft hatte, ließ die Regirung das Schiff zerstören und den frechen Neuerer bestrafen. Und in der Türkei besteht heute noch die Fiktion, daß dem Sultan aller Besitz gehört, und wer von einem Unterthanen ein Geschenk erhält, der muß erst beim Großherrn die Erlaubniß erbitten, es annehmen zu dürfen. Diesem eifersüchtigen Misoneismus ist es zuzuschreiben, wenn der Orient an genialen Menschen so arm geblieben ist. „L'unique marque des hommes de génie est l'originalité, ils créent mieux, plus et surtout autrement que le commun des hommes," sagt Richet, und die Geschichte aller Entdecker, von Galilei und Salomon de Caus bis zu Papin und viel weiter noch, zeigt wie langsam die Wissenschaft sich entorientalisiren kann. Eine konservative Partei aber sollte ihre Ideale nicht aus China beziehen; sie kann keinen schwereren Fehler begehen als den, mit leidenschaftlichem Eifer auch für die Erhaltung des Schlechten und Unbrauchbaren einzutreten und in Ehrerbietung auch vor den zahlreichen Nicht-Gentlemen zu ersterben, die sich heute in hohen Stellungen breit machen dürfen. Den Ehrgeiz, mit einem bei Tische amusanten Almosenempfänger zu diniren oder von bedenklichen Geheimräthen die Klatschgeschichten der Wilhelmstraße zu erschnappen, dürften unsere Tories getrost dem im

Verkehr mit allerlei Gründern und Inseratenverlegern abgehärteten Freisinn überlassen.

Anstatt dessen aber begeht die konservative Partei die Unklugheit, die 567,884 Juden, die nach der Volkszählung von 1890 in Deutschland leben, mit Gewalt in die Arme des Freisinns zu treiben und dessen Kriegsschatz damit auf Jahre hinaus zu füllen. Ueber die Nothwendigkeit einer vollständigen Emanzipation der Juden konnte 1847 Herr von Bismarck noch mit dem Posener Oberbürgermeister Naumann streiten; heute ist diese Emanzipation längst vollzogen, alle Bemühungen, sie rückgängig zu machen oder einzuschränken, werden und müssen scheitern, und konservativ kann nur der Versuch genannt werden, die entfesselten Kräfte dem Vaterlande dienstbar zu machen. Unter den Juden, die man überhaupt nicht nach der schlammigen Oberschicht des Berliner Westens beurtheilen darf, giebt es sehr viele durchaus konservative Elemente, denen die Gesellschaft der Herren Richter und Hermes höchst unheimlich ist, die aber immer wieder durch die urtheillosen Judenriechereien der Tories in die Glieder des äußerlich um jeden Preis philosemitischen Freisinns hineingepeitscht werden. Ganz schlau hat denn auch der erfahrene Dauphin des Thiergartenfreisinns, Herr Barth, noch vor dem Quartalswechsel in einem Erlaß, der die Aufschrift tragen könnte: „An mein jüdisches Volk," alle treuen Söhne Jakobs zum Anschluß an die freisinnige Partei aufgefordert. Nicht laut genug können die Israeliten vor dieses Rattenfängers Lockruf gewarnt werden: innerlich ist der Freisinn vom Antisemitismus so zerfressen, daß die Parteileitung kaum noch wagt, Juden als Wahlkandidaten aufzustellen; und das von finanziellen Rücksichten diktirte Bestreben, ad majorem Judaeorum gloriam zu lügen, zu fälschen und totzuschweigen, ist das stärkste Hilfsmittel der ahlwardtistischen Propaganda. Aber diese Warnungen werden nicht nützen, wenn die Konservativen, die doch an Stahl und Disraeli, vielleicht auch an Herrn Simon von Zastrow und sicher an Jesus von Nazareth denken sollten, nicht den Entschluß fassen, die Juden aufzunehmen, um das schlimm Jüdische in ihnen zu überwinden und mit dem gut Jüdischen das germanische Metall zu legiren. Der mechanische Antisemitismus, der völlig aussichtlos ist und höchstens zu Gewaltthaten führen kann, von denen am Ende doch wieder die Juden profitiren werden, muß einem organischen

Antisemitismus weichen, der in der Umklammerung schlechte Säfte herausdrückt und Palaestina in Deutschland verschwinden läßt.

Aber die Konservativen von heute sind nicht die Partei des Organismus, nicht die Partei, die, nach dem Beispiel jedes lebensfähigen Körpers, Stabilität und Veränderung zu verbinden sucht. Nur, wo die eigentlichen und sehr berechtigten Interessen der preußischen Grundbesitzer im Spiele sind, da nur rafft die Partei sich zu praktischen Forderungen auf; in allem Uebrigen bleibt sie bei mechanischen Mitteln stehen. Was will es heißen, wenn gesagt wird, einer gewissenlosen Presse sei nachdrücklich entgegen zu treten? Eine Verschärfung des Preßgesetzes, die Häufung der Konfiskationen und Anklagen können nur Leute empfehlen, die für die wirklichen Gefahren der Presse blind sind. Nicht ein rasches Wort nämlich ist gefährlich oder eine Verletzung der Sitte, sondern die systematische Fälschung, die schließlich, wie der Fall Ahlwardt beweist, dahin führt, daß zurechnungfähige Menschen die tollsten Märchen für möglich halten, wenn deren Tendenz sich gegen die von der Presse mit ihrem Leibe gedeckte Gemeinschaft richtet. Ahlwardt erntet nur, was die verlogene Presse gesät hat. Die aber ist nicht mit Gesetzen, sondern nur durch eine bessere Presse wirksam zu bekämpfen. Die Macht des Freisinns wurzelt darin, daß er in der Lage ist, sich die besten Federn zu kaufen und durch große Depeschenausgaben im vulgären Sinne amusante Blätter herzustellen. Oft genug kann man in den Coupés der Eisenbahnen sehen, wie Offiziere oder Landedelleute hinter der „Post" verstohlen das „Berliner Tageblatt" oder das „Kleine Journal" entfalten. Das wird sofort aufhören, wenn die konservative Partei saubere und doch nicht langweilige Blätter schafft. Die „Kreuzzeitung" ist politisch geschickt gemacht und oft vortrefflich geschrieben; aber erstens ist sie nicht immer sauber und wahrhaftig, besonders nicht unter dem Strich, wo für alle möglichen Ronachereien und Preßvereinsmanschereien Reklame gemacht wird, und zweitens predigt sie eine ehrenvolle, aber enge Weltanschauung, die nur als Kuriosität noch ihren Reiz hat, und drittens scheint sie neuerdings, namentlich in einem sehr merkwürdigen Kampf gegen Bismarck, offiziösen Anwandlungen nicht unzugänglich zu sein. Die konservative Partei aber scheint nicht zu wissen, daß sie hier vor einer Lebensfrage steht: sie hat sich die Presse entwinden lassen und

sie kann mit dem angeblich liberalen Demagogenthum nur fertig werden, wenn sie das Verlorene zurückgewinnt.

Fürst Bismarck hatte sich während der letzten Jahre gewöhnt, auch die nationalliberale Partei zu den Konservativen zu zählen. Er sah ein, daß mit den Unversöhnten von 48 und mit den unbedingt Gouvernementalen allein nichts mehr zu machen war, und versuchte, im Kartell die gesättigten, an der organischen Fortbildung des Bestehenden interessirten Existenzen aus dem Grundbesitz und der Großindustrie zu vereinen. Das fürchterliche Geschimpfe, das sich heute noch bei dem Worte Kartell erhebt, beweist, wie gefährlich eine wirthschaftlich unabhängige und sozialpolitisch einsichtige Partei allen manchesterlichen und destruktiven Gelüsten sein könnte. Im nächsten Jahrhundert, wenn die fraktionellen Nuancen verschwunden sind, wird es auch in Deutschland nur noch zwei große Parteien geben. Die Vertheidiger und die Gegner des Bestehenden werden einander gegenüber stehen und der ungeheure Umweg durch eine Revolution mit darauf nothwendig folgender Säbelherrschaft wird nicht zu vermeiden sein, wenn die konservative Partei sich nicht auf ihre Aufgabe besinnt: unter möglichster Schonung des wohlthätig Bestehenden eine organische Reform durchzuführen, gegen den Pöbel, gegen die Hierarchie und, wenn es sein muß, auch gegen einen unerfahrenen oder von mystischen Vorstellungen beherrschten Monarchen.

Wie ich Sozialdemokrat wurde.

„Nur durch freie Aussprache ist die Verständigung zu erreichen. Darum bietet die „Zukunft" gastliche Unterstatt jedem ehrlichen Vertreter eines aufrichtigen Bekenntnisses, er hat volle Freiheit des Wortes. Denn für die überzeugte Ehrlichkeit seiner Mitarbeiter trägt der Herausgeber gern die Verantwortung, nicht aber für die von ihnen verfochtenen Anschauungen, aus deren Vielgestaltigkeit erst ein immer anregendes und interessirendes Bild sich ablösen soll." In diesen Worten des Prospektes der „Zukunft" liegt der Grund, warum auch ein Sozialdemokrat gern der Einladung zur Mitarbeit an einem Blatte folgt, „das der ausgewachsenen und auch der werdenden Individualität völlige Freiheit gestattet".

Wie im persönlichen Meinungaustausch an die Stelle der konventikelmäßig abgeschlossenen Vereinsversammlungen immer mehr die freien öffentlichen Versammlungen treten, in denen auch Gegnern volle Rede- und Angriffs-Freiheit gewährt und von diesen gern benützt wird, so möge die „Zukunft" auch in der Presse die enge gegenseitige Abschließung zu Gunsten regen, freien Meinungaustausches durchbrechen helfen. So allein kann bei allem noch so scharfem sachlichen Kampfe, wie ihn ein rechter Wahrheiteifer verlangt, doch das persönliche sich Verstehen und Achten gewahrt bleiben. Möge auch meine kleine Ausführung zwar nicht die Schärfe des politischen Klassenkampfes abstumpfen — denn Kampf ist Leben —, aber alles persönlich Gehässige durch besseres persönliches Verständniß ihm nehmen helfen.

Es ist kein Selbstruhm — denn ich kann ja nichts dafür —, wenn ich meine Entwickelung zum Sozialdemokraten schon von vornherein damit begründet finde, daß ich als Enkel eines Lehrers der Rechtswissenschaft, des Leipziger Professors C. G. Waechter, und als Sohn eines 48er Mitkämpfers für die Rechte des Volkes, des Stuttgarter früheren Rechtsanwalts Dr. jur. C. Wachter, den Sinn für Recht und Freiheit von der Natur schon als Pathengeschenk mit in die Wiege gelegt bekam. So ward ich in

meinem ganzen Schulleben verschrieen, weil ich alles Abschreiben und Abschreibenlassen, alles Benützen von irgend welchen Hilfsquellen streng verpönte, wodurch aber der Sinn für völlige Selbständigkeit und zugleich der nöthige Eigensinn, sich in dem als recht Erkannten allen Anderen gegenüber zu behaupten, mir allmählich anerzogen ward. Wer das Gymnasialleben kennt, wird das verstehen. Eigentlich bewußt „religiös" ward ich erst etwa im siebzehnten Jahr, nachdem ich längere Zeit — weil ich mich schämte, offen in der Bibel zu lesen — den Kommentar von Gerlach gelesen, — als ob mich nur wissenschaftliches Interesse zu dieser Lektüre greifen ließe, während es doch schon religiöses Bedürfniß war, denn ich las in jenem Kommentar in Wirklichkeit nur den Text. Doch sobald mich dieser wirklich innerlich gewonnen und das Lebensbild Jesu mit seiner göttlichen Sünderliebe mirs angethan hatte, mußte ich auch offen dafür einstehen und wollte in eine Missionsanstalt eintreten; da aber meine Verwandten wünschten, ich sollte wenigstens vorher studiren, kannte ich kein schöneres, höheres Studium als das der Theologie.

Der Gott der Liebe, der mir in Jesu Lebensbild aufgegangen war, öffnete mir nun erst recht den Liebesblick für die Noth um mich her. Wohl trat mir diese Noth nur entgegen in bettelnden Handwerksburschen und in den Frauen, die in den Höfen der Häuser die Abfallkisten ausleerten. Für diese suchte ich Frühstückswecken und die Wurst des Abendbrotes mir heimlich aufzuheben und zugleich mit irgend einem religiösen, geschriebenen oder gedruckten, Wort ihnen zu übermitteln. Aber schon damals schämte ich mich vor den Armen, daß sie auf solches Gnadenbrot angewiesen waren. Ich suchte möglichst im Geheimen meine kleinen Vorräthe in die Abfallkisten zu schaffen, damit es die Frauen dann da fänden. Und da ich später als Student die weihnachtlichen Armenbescheerungen unserer studentischen Gesellschaft mitmachte, schämte ich mich stets bis ins Innerste und es packte mich eine fast zornige Entrüstung darüber, daß Mitmenschen sich solche Wohlthätigkeit gefallen lassen müssen.

Ein alter schwäbischer Pietist, Blumhardt, sagte einmal, jeder Mensch müsse sich zweimal bekehren, einmal vom natürlichen Menschen zum geistlichen und dann wieder vom geistlichen zum natürlichen, um mit dem Kopf im Himmel, doch mit beiden Füßen auf Erden zu stehen. So mußte auch ich mir vom religiös einseitigen beschränkten Leben aus wieder den Blick wecken lassen für alles menschlich Ideale. Luther als Jugendideal ward denn auch das Thema meiner Abschiedsrede vom Gymnasium, nachdem ich zum ersten Male in meinem Schulleben im Abiturientenexamen Primus geworden und zwar, weil ich die besten Zeugnisse bekommen neben der Mathematik gerade in den beiden Fächern der neueren deutschen Geschicht-

entwickelung und des deutschen Aufsatzes. Wenn also die neuere kaiserliche Schulreform von der Hervorhebung gerade der beiden letzten Fächer einen Schutz gegen das Umsichgreifen sozialdemokratischer Ideen erwartet, so wäre ich gerade kein sehr ermuthigendes Beispiel hierfür.

Als bezeichnend darf ich vielleicht noch anführen, daß, als wir einmal im Obergymnasium als Aufsatzthema bekamen: „Wie kann ein Deutscher seine Vaterlandsliebe bethätigen?" — mein Lehrer mit meinem Aufsatze zwar im Ganzen zufrieden war, aber als Reserveoffizier es mir zum schweren Vorwurfe machte — daß ich der Bethätigung der Vaterlandsliebe „in des Königs Rock" mit keinem Worte gedacht hatte. Dieser Gedanke war mir rein gar nicht gekommen!

Im Lutherjahr 1883 gings nun als stud. theol. auf die Hochschule, zunächst einige Jahre nach Tübingen und dann ein Semester nach Zürich und eins nach Greifswald. Mein eigentlicher Lehrer in meiner Studienzeit war Kant mit seiner Kritik der reinen Vernunft. Nach dem Studienplan des Tübinger Stiftes, dem ich mich anschloß, muß ein Theologe im ersten Semester griechische Philosophie, im zweiten und dritten neuere, nament Kantische Philosophie studiren. Und wie ich so an Kant kam, kam ich von ihm nicht mehr weg, ich konnte ihn nicht in einem Jahre bewältigen, es ging mir, wie es uns allen bedeutenderen Geistern gegenüber ergehen sollte: „Ich lasse Dich nicht, ich erfasse Dich denn — Du erschließest mir denn all Dein Denken und Sein". So kam ich vor lauter grundlegenden philosophischen, namentlich Kant-Studien wenig zu theologischen Fachstudien; denn zuerst wollte und mußte ich mir prinzipiell ganz klar sein, dann, dachte ich, wird das Stofflernen bald hereingeholt sein.

Das Wichtigste, was ich bei Kant lernte, ist eben seine kritische Methode: die Denkkraft, die scharf kritisch zu scheiden und auseinanderzuhalten versteht, was nicht zusammengehört. Wenn z. B. in der Wirthschaftpolitik heute die Freisinnigen die freie Konkurrenz als nur heilsam, die Konservativen dagegen als verderblich hinstellen, so ist das scheinbar ein Widerspruch, den aber z. B. die Sozialdemokraten zu vereinigen wissen, indem sie scharf scheiden und auseinanderhalten: im Kleinbetrieb war die freie Konkurrenz nur heilsam, im Großbetrieb wirkt sie immer verderblicher. Bekannt ist Kants Auseinanderhaltung zwischen der Welt, wie sie unseren Sinnen erscheint, und der Welt, wie sie eben nicht unseren Sinnen erscheint und deshalb doch wirklich sein kann. Dieser kritischen Methode verdanke ich es heute, mit der marxistisch-materialistischen Geschichtauffassung doch zu verbinden das Festhalten ewiger sittlicher und religiöser Wahrheiten, wenn auch ihre Erfassung geschichtlich bedingt war durch die ökonomische Entwickelung; und eben so mit einer rein cudämonisti-

schen Parteipolitik, die nur mit dem Egoismus jedes Einzelnen rechnet, doch zu vereinigen die strengste Forderung der vollsten Selbstlosigkeit christlicher Nächstenliebe. Hoffentlich finde ich noch die Muße, diese „kritische Weltanschauung", die den Geisteskämpfen unserer Zeit allein gerecht werden kann, in ihrer schärfsten Begründung bis ins Einzelnste bald einmal im Zusammenhange darzustellen.

Die Kantische Moral — völlige Autonomie — machte mich innerlich unabhängig von jeder fremden Geistesautorität; wie die theoretische Vernunft nach allgemein giltigen Sätzen stets forschen muß, so muß die praktische Vernunft, will sie nicht sich selbst aufgeben (das ist ihr einziger Beweggrund) stets das allgemeine Wohl erstreben. Aber freilich auch der unmoralische wie der eudämonistisch bestimmte Mensch muß stets das allgemeine Wohl erstreben, wenn er ein kluger Egoist ist, denn nur im allgemeinen Wohl kann er ein sicheres eigenes Wohl sich schaffen. So wird der moralische selbstlose und der kluge unmoralische, egoistische Mensch die selben Zustände erstreben, weshalb sie auch in Einer Partei zusammen arbeiten können; nur erstrebt jeder das Gleiche — aus anderem Grunde. Zum Sozialismus aber drängt nach Kant sowohl die Moral wie der Eudämonismus, das reine Glücksstreben. In einem durchgeführten Sozialismus ist aber die Demokratie schon enthalten, weil eben stets der Einzelne durchaus dem Allgemeinen sich unterordnen muß. „Selbstherrlichkeit" giebt es nur im Gebiet der rein moralischen autonomen Entscheidung und in der einen Frage, ob Einer sich durch den klugen Egoismus oder durch das moralische Gebot der praktischen Vernunft in den Gemeindienst treiben läßt. Der Gemeindienst selbst gestaltet sich dann für beide ganz gleich, nach den Forderungen des Gemeinwohls.

Neben Kants Philosophie ward mir für meine geistige Entwickelung besonders wichtig die Studienfreundschaft mit dem jetzt weithin bekannt gewordenen Leuzendorfer Pfarrer Schrempf, der in meinem Fuchsenjahr als Kandidat in Tübingen studirte. Als ich ihm einmal klagte, daß ich eben keinen rechten Trieb zum Suchen habe, gab er mir den Rath, bei jedem Zweifel, der mir zunächst in rein theoretischen Fragen käme, sofort die praktischen Konsequenzen auch im Verhalten zu ziehen, dann erst würden Einem die theoretischen Fragen praktisch brennend. Dieser Rath führte mich zur Selbständigkeit, aber auch in einen Konflikt mit dem Bestehenden. Als ich mein erstes theologisches Examen absolviren wollte, war mir das Recht des Bittgebets, d. h. die Möglichkeit einer Durchbrechung des Causalzusammenhangs auf Anlaß eines Bittgebets — eine theoretische Frage und meinem Grundsatz nach mußte ich mich auch jedes Bittgebetes enthalten, so lange mir seine Berechtigung in Frage stand. Nun muß aber in Tübingen

jeder Kandidat vor dem Examen mindestens eine Gemeinde-Predigt halten und dabei ein Vaterunser sprechen. Dies durfte ich meiner Ueberzeugung nach aber nicht und nun handelte es sich längere Zeit um die Zulassung zum Examen. Der Sinn für irgend welche geistige Autorität erlitt nun bei mir einen starken Stoß, als ich bei sämmtlichen damaligen Tübinger Theologielehrern kein Verständniß dafür finden konnte, daß eine Frage, die in der philosophischen Wissenschaft eine grundlegende und die allerdisputabelste ist, auch mir noch eine unentschiedene Frage sein konnte, und daß ich doch, wenn ich das Vaterunser gesprochen hätte, damit in dieser Frage ein Urtheil gefällt hätte, zu dem ich noch keine innere Berechtigung hatte, daß ich also — gelogen hätte. Daß mir von einigen meiner Lehrer Schwärmerei und Hochmuth vorgeworfen ward, verzieh ich ihnen gern, so sehr es mich schmerzte, denn ich wußte, daß nur nüchterne Bescheidenheit mich zwang, kein Bittgebet zu sprechen, ehe ich sein Recht erkannt hätte. Aber geradezu entrüsten mußte es mich, als sämmtliche Lehrer einer evangelischen Theologie von ihrem Schüler verlangen konnten: wenn er auch in seinem eigenen Namen kein Bittgebet sprechen könne, solle er es doch im Namen der Kirche thun — er stehe ja im Namen „der Gemeinde" auf der Kanzel! Diese Unwahrhaftigkeit jeder Bekenntnißkirche, daß der Einzelne seine Ueberzeugung der Meinung der Gemeinde unterordnen muß, wird jede Bekenntnißkirche zum Fall führen, nachdem sie vorher die, welche es mit der Wahrhaftigkeit ernst genommen, zu Fall gebracht haben wird — siehe den Fall Schrempf u. s. w.

Schließlich wurde mir doch die Zulassung zum theologischen Examen gewährt, und nachdem sich mir später die Bittgebetsfrage entschieden, ließ ich mich ordiniren und ward ein Jahr lang Vikar (Pfarrgehilfe) in einem kleinen Schwarzwaldstädtchen mit einigen Dorffilialen. Aber nach einem Jahr merkte ich, daß ich meine Lehrverpflichtung, mir „keine Abweichung von den Augustana zu erlauben", nicht halten konnte, und nahm deshalb Urlaub, studirte in Erlangen orthodoxe Theologie, machte hierauf mein Anstellungexamen und nahm weiteren Urlaub — weil ich die Lehrverpflichtung und die ganze religiöse Unterrichtsmethode nicht mit der Wahrhaftigkeit vereinigen kann. Doch habe ich noch heute das Recht, mich um eine Pfarrstelle in Württemberg zu bewerben, und habe alle Rechte zu predigen, zu taufen, Abendmahl auszutheilen, als blos beurlaubter ordinirter Predigtamtskandidat, und zugleich bin ich — Sozialdemokrat.

Wie kam ich zur Sozialdemokratie und wie kann ich als Vertreter des Christenthums die Sozialdemokratie vertreten?

Die Wahrhaftigkeit, wie ich sie in Jesu Schule gelernt, sie hat mir den Dienst in der „Bekenntnißkirche" unmöglich gemacht, die Nächstenliebe,

wie ich sie in Jesu Schule gelernt, hat mich gezwungen, in der Politik der Sozialdemokratie mich rückhaltlos anzuschließen.

Schon als Vikar auf dem Lande hatte ich die geplagte und gedrückte Lage des heutigen sogenannten selbständigen Bauernstandes genügend kennen gelernt und namentlich gesehen, wie das Uebermaß körperlicher Arbeit jede weitere Entfaltung eines vielseitigen Geisteslebens trotz aller reichen Beanlagung des geistig noch so gesunden Bauernstandes unmöglich macht. Als ich dann in Erlangen studirte, suchte ich hier und in Nürnberg das Leben der Fabrikarbeiter möglichst kennen zu lernen, suchte die Erlanger Orthodoxie zu allerlei Wohlfahrteinrichtungen zu bewegen, fand aber überall sehr kühle Zurückhaltung. Als ich dann damals Bebel eine Wahlrede halten hörte, blieb ich zwar noch Gegner der Sozialdemokratie, die eben als eine dunkle Verschwörerpartei noch immer vor mir stand, aber ich hatte doch Bebel in allen seinen Ausführungen Recht geben müssen. Eine weitere Belehrung erhielt ich dann durch Bellamy und namentlich durch die Bekanntschaft mit einem akademischen Lehrer, der sich mit Entschiedenheit zur Sozialdemokratie bekannte und den falschen Schein, wie er für mich bisher über diese Partei gebreitet lag, mir nahm. Nun las ich die sozialdemokratischen Schriften und Zeitungen und auch gegentheilige nationalökonomische Schriften, wie ich schon als theologischer Student stets nebenher nationalökonomische Vorlesungen gehört hatte. Scheu und zaghaft, aber unwiderstehlich trieb es mich ins Lager der Sozialdemokratie — denn immer mehr fand ich, daß das heutige Massenelend ein nothwendiges Produkt der heutigen wirthschaftlichen Verhältnisse sei und daß eine gründliche Armenhilfe nur möglich sei durch die Macht einer großen Partei, die allein andere wirthschaftliche Verhältnisse herbeizuführen im Stande ist.

Ich sah ein, wie recht Rousseau hat, wenn er einmal über die Leute „mit dem Verständniß für konkrete Thatsachen" klagt und erzählt: „Schlage etwas Ausführbares vor, wird man nicht müde, mir zu wiederholen. Das ist, als wenn man sagte: Schlage das vor, was man ohnehin schon thut, oder wenigstens schlage etwas Gutes vor, das sich mit dem vorhandenen Uebel verbindet." Ein solches Vorhaben, fährt Rousseau fort, ist bezüglich gewisser Gegenstände viel unausführbarer als das meinige, denn in dieser Verbindung geht das Gute zu Grunde und das Uebel wird nicht geheilt.

Die radikale Lösung der sozialen Frage durch das Programm der Sozialdemokratie erkannte ich immer mehr als die auch allein der geschichtlichen Entwickelung entsprechende. In der besten kurzgefaßten und doch gründlich wissenschaftlichen Darlegung des sozialdemokratischen Programms, in Kautskys „Erfurter Programm" (Dietz, Stuttgart), wird besonders

ausgeführt, wie die Sozialdemokratie die geschichtliche Nothwendigkeit des Privateigenthums an Arbeitmitteln und der Waarenproduktion mit seiner Konkurrenz im Kleinbetrieb durchaus anerkennt, wie aber der Großbetrieb ein anderes Wirthschaftsystem verlangt, als es im Kleinbetrieb recht und gut war.

Wer für den Fortschritt der Menschheit ist, kann nicht die künstliche Einschränkung der Entwickelung des Großbetriebs wollen, denn dann müßte er zugleich eine Einschränkung jeglichen Kulturfortschrittes wollen. Die stets wachsenden Kulturbedürfnisse der Menschheit verlangen eine stets raschere und leichtere Produktion, wie sie allein im Großbetrieb möglich ist. Wenn nun aber im Großbetrieb das Privateigenthum an Arbeitmitteln beibehalten wird, so können hier nur einige Wenige die Besitzer sein, alle Andern verlieren jeglichen Besitz an Arbeitmitteln und müssen bei jenen wenigen Privatbesitzern als Lohnarbeiter um die Erlaubniß, arbeiten zu dürfen, nachsuchen. Wenn ein Privatbesitzer der Arbeitmittel des Großbetriebs einen Arbeiter nicht arbeiten lassen will, hat dieser keine Möglichkeit, etwas zu verdienen, und so erzeugt das Privateigenthum an den Arbeitmitteln des Großbetriebs eine menschenunwürdige Abhängigkeit vieler Tausende von Wenigen.

Als eine weitere Folge dieses Wirthschaftsystems zeigte sich mir, daß immer mehr das Volk sich scheidet in die wenigen reichen Besitzer der Arbeitmittel, denen da, wo sich ein Geschäftsprofit ergiebt, dieser allein zufällt, und in die vielen aus den Reihen früherer Klein-Selbständiger sich immer mehr rekrutirenden Lohnarbeiter. Indem die große Masse des arbeitenden Volkes zu Gunsten der wenigen Privatbesitzer der Arbeitmittel des Großbetriebes verarmt, zeigte sich mir als Folge hiervon, daß auch immer weniger das gearbeitet wird, was das Volk braucht, weil das Volk eben keine Kaufkraft dafür hat, daß dagegen immer mehr Arbeitkräfte in den Dienst des Luxus und der Bequemlichkeit der besitzenden Familien hineingezogen werden, weil sie da Absatz finden.

Nun verlangt aber das Christenthum, daß ein Arbeiter seine Tagesarbeit als seinen „Beruf" und Gottes- und Nächsten-Dienst ansehen soll. Nehmen wir nun aber einmal einen Maurer. Der Mann — wenn er ein Christ ist — muß sich sagen: Es giebt Hunderttausende meiner Mitmenschen, die keine menschenwürdige Wohnung, kein Familienheim haben, aber ich darf ihnen mit meiner Arbeitkraft keine Wohnungen bauen helfen, denn sie können meine Arbeitkraft nicht bezahlen; dagegen muß ich Wohnungen bauen mit vielleicht 8—10 Zimmern für eine Familie, oder gar Villen, die ein halbes Jahr leer stehen oder gar einen Dom für 10 Millionen Mark, während doch der Christengott ein Gott der Liebe ist, die nichts für sich

will, sondern Alles für die Andern hingiebt! Kann ein solcher Arbeiter an seiner Arbeit eine Berufsfreude haben, sie als Gottes- und Nächstendienst ansehen? Muß einem christlichen Arbeiter da nicht der Gedanke kommen, ob man nicht die Verwendung aller Arbeitkraft im Volke so verregeln könnte, daß zunächst alles Nöthige fürs ganze Volk gearbeitet wird, und nur, was dann übrig ist an Arbeitkraft, für Luxus und Bequemlichkeit verwendet werden kann?

Diese Regelung aller Arbeit ist freilich erst möglich im Großbetrieb, aber dieser zwingt nun auch dazu. Die freie Konkurrenz konnte im Kleinbetrieb nur nützen und nicht schaden, weil da nicht leicht eine Ueberproduktion irgend einer einzelnen Waare zu Stande kommen konnte. Dagegen im Großbetrieb können mehrere Geschäfte, ohne von einander zu wissen, in kurzer Zeit von der gleichen Waare solche Mengen arbeiten lassen, daß in dieser Branche eine Ueberproduktion entsteht, alle Waaren zum Spottpreis verkauft werden müssen und nun auch, in Folge davon, der Arbeitgeber seinen Arbeitern nur Spottpreise zahlen kann. Wahrlich, wenn alle Kapitalisten selbst so christlich wären und ihr Privateigenthum an Arbeitmitteln als von Gott anvertrautes Gut zur Verwaltung für Alle ansehen würden, die freie Konkurrenz im Großbetrieb würde sie zwingen, die Arbeiter möglichst auszunützen. Wie auch in der Landwirthschaft der aufkommende Großbetrieb den Kleinbauern zwingt, immer mehr Geld in sein Gütchen hineinzustecken, und er eben für aufgenommenes Geld höhere Zinsen zahlen muß, als die Landwirthschaft trägt, und wie so der Kleinbauer unter dem Schein der Selbständigkeit in die gleiche Abhängigkeit von seinem Hypothekengläubiger geräth wie der industrielle Lohnarbeiter von seinem „Brotherrn" —: das braucht hier nicht gezeigt zu werden. Das Angeführte wird genügen, um zu zeigen, wie ich als Christ gegenüber dem heutigen furchtbaren Nothstand keine andere äußere Abhilfe sah, als die von der wirthschaftlichen Entwickelung verlangte Ueberleitung vom Kleinbetrieb durch den kapitalistischen Großbetrieb hindurch zum sozialistischen Großbetrieb mit Gesellschafteigenthum aller Arbeitmittel und Regelung der Arbeit im Großbetrieb nach den Bedürfnissen der Gesellschaft — wie dies eben das wirthschaftliche Programm der Sozialdemokratie fordert.

Der Leser wird nun wohl entgegnen: Ja, das wirthschaftliche Programm der Sozialdemokratie kann auch ein Pfarrer wohl mit vertreten, aber ob er in der Sozialdemokratie Parteimitglied werden kann, das ist doch noch eine andere Frage. — Ja, aber welche Partei vertritt denn sonst dies wirthschaftliche Programm? Doch ganz gewiß nicht der Stöckersche Anhang? Ohne eine große starke Partei aber kann man im heutigen Staatsleben keine neuen Einrichtungen durchsetzen. Und was ist denn eigentlich im

Grunde genommen so Böses an dieser Partei, daß ein evangelischer Predigtamtskandidat Aufsehen erregt, wenn er zugleich sozialdemokratisches Parteimitglied ist?

Die Sozialdemokratie ist ja allerdings eine revolutionäre Partei, die, wenn sie die Macht in der Hand hat, ganz gewiß auch Gewalt anwenden wird gegen solche, welche die sozialdemokratischen Wirthschafteinrichtungen nicht anerkennen würden. Ja — aber ist denn überhaupt eine politische Menschengemeinschaft denkbar, in welcher nicht die Mehrheit ihre Beschlüsse gegenüber einer widerstrebenden Minderheit nöthigenfalls mit Gewalt durchsetzen würde? Wenn wir Sozialdemokraten, die wir jetzt in der Minderheit sind, die wirthschaftlichen Einrichtungen der heutigen Mehrheit nicht praktisch anerkennen würden, so würde die Mehrheit ganz gewiß mit „blutiger Gewalt" gegen uns vorgehen; wenn wir einmal die Volksmehrheit haben, sollen dann wir allein kein Recht haben, wenn nöthig, Gewalt anzuwenden? Nur eins haben wir Sozialdemokraten stets verlangt und werden es im Fall unseres Sieges unseren Gegnern entschieden verbürgen —: das Recht der jeweiligen Minderheit, für ihre Bestrebungen in friedlicher Weise in Wort und Schrift Propaganda zu machen. Im Sinne eines Ausnahmegesetzes, das der Minderheit dies erste Menschenrecht, das der freien Meinungäußerung nehmen will, sind wir auch der heutigen Mehrheit gegenüber „ungesetzlich", weil wir ein solches Recht einer Mehrheit nicht anerkennen können. In einer Partei muß Meinungeinheit herrschen, die Abweichenden haben Gelegenheit, eine neue Partei zu gründen, in einem politischen Gemeinwesen muß die Minderheit nur den allgemein giltigen Gesetzen gehorchen, aber alle Meinungfreiheit haben, denn sie kann nicht das Gemeinwesen verlassen. Aber darf denn die Sozialdemokratie die Privatbesitzer im Großbetrieb einfach expropriiren? — Expropriiren denn nicht heute die Privatbesitzer des Großbetriebs alle Kleinbetriebsarbeiter und dann ihre Lohnarbeiter, von denen sie einen bestimmten Mehrwerth ihrer Arbeit in Gestalt von Kapitalzinsen einstreichen? Und dann: hat nicht schon einmal der Staat es für nöthig und für darum Recht gefunden, eine solche Expropriation im Großen durchzuführen? In der Reformationszeit erkannte auch der Staat es als ein Uebel fürs Volksleben, wenn die katholische Kirche fast allen Besitz in der Hand hat und dadurch das Volk zum Almosennehmen erzieht. Darum zog der Staat alle Kirchengüter ein, garantirte den Kirchendienern ihren Arbeitverdienst und verwaltete das Andere zum Besten des Volkes in praktischerer Armenhilfe, als die Kirche es gethan hatte. Oder, wenn die Sondereristenz Hannovers der Einigung Deutschlands im Wege stand und nun Preußen den König von Hannover mit Gewalt expropriirte, haben damals nicht alle Pfarrer

Preußens Gott gedankt für solche Expropriation, sie also als „christlich erlaubt" anerkannt? Nur hübsch konsequent! Wenn die sozialdemokratische Volksmehrheit es als ein Uebel fürs Volk erkennt, daß Wenige alle Arbeitmittel des Großbetriebs im Besitz haben, so hat diese Mehrheit, die als Mehrheit eben die „Obrigkeit ist, die die Gewalt hat", auch für ein Christengewissen das volle Recht, die Expropriateurs zu expropriiren, wenn ihnen nur garantirt wird, daß entsprechend ihrer Arbeit fürs Ganze auch das Ganze ihnen ihre Arbeit ersetzen wird.

Die Internationalität der Sozialdemokratie wird als Vaterlandslosigkeit hingestellt, wie sie einem Christen nicht gezieme. Gleicht aber nicht das arbeitende Volk einem Bauernsohn, der weiß, daß seines Vaters Gut ganz und gar in Gläubigerhänden ist und daß Alles, was er ins Gut an Arbeitkraft und Schweiß hineinsteckt, nur als Zins den Gläubigern zufällt? Wird dieser Bauernsohn eine große Freude und Begeisterung an seinem heimischen Hofe haben? Und wenn solch' ein Gläubiger sein eigener Dorfgenosse ist, wird er darum einen Dorfpatriotismus und Stolz haben, daß er solch' einen reichen Dorfgenossen hat? Wenn er von einem armen Schuldner eines ähnlichen Gläubigers in einem anderen Dorfe hört, wird er etwa mit dem streiten: wer den reichsten Gläubiger hat? Solchen Patriotismus muthet man heutzutage dem arbeitenden Volke zu! Das arbeitende Volk in allen Ländern sieht immer mehr ein, daß sein Land und die Produkte seiner Arbeit immer mehr in die Hände weniger Kapitalisten, einiger großer Staatsgläubiger à la Rothschild und Bleichröder ꝛc. fallen und daß, um nur diesen Staatsgläubigern ihre hohen Zinsen zahlen und sie so immer mehr bereichern zu können, die Steuerschraube immer schärfer angesetzt werden muß. Das arbeitende Volk in allen Ländern sieht immer mehr ein, daß die politischen Kriege mit ihren immer unerträglicheren Kriegsrüstungen heutzutage nur ein Kampfmittel im wirthschaftlichen Konkurrenzkampf der Kapitalisten der verschiedenen Nationen sind. Der gesunde Patriotismus des arbeitenden Volkes aller Länder bekundet sich nur eben darin, daß sie danach streben, nicht mehr auswandern zu müssen, sondern das Land und die Früchte ihrer Arbeit dem arbeitenden Volke wieder als Eigenthum zu geben, befreit von der Schuldknechtschaft der Kapitalisten, damit das Volk an seinem Lande und an seiner Arbeit auch wieder seine volle, ungetrübte Freude haben könne. Diese Befreiung jedes Landes fürs eigene Volk kann von der internationalen Kapitalmacht nur erobert werden durch eine internationale Arbeitermacht.

— Ja, aber die Sozialdemokratie will ja auch noch Thron und Altar umstürzen und die Göttin der freien Liebe unumschränkt walten

lassen, und bei diesen Bestrebungen des „Umsturzes aller menschlichen und göttlichen Ordnung“ soll sich ein Christ betheiligen können?

Ueber die ehelichen Fragen stellt das sozialdemokratische Programm gar nichts auf, die Gegner der Sozialdemokratie schöpfen ihre Weisheit von der freien Liebe aus Bebels Buch über die Frau, meist ohne es gründlich gelesen zu haben oder wenigstens ohne so „gescheidt“ zu sein, „scheiden“ zu können. Wenn Bebel und andere Sozialdemokraten die heutige Ehe angreifen, so greifen sie damit nicht die Ehe an, und wenn sie die „Monogamie“ als eine aufzuhebende Gesellschafteinrichtung hinstellen, so sollten die Gegner das Wort „Monogamie“ in seinem wissenschaftlich technischen Sinn wohl etwas besser verstehen lernen, ehe sie sich damit lächerlich machen, daß sie darunter einfach die Einehe verstehen. Privatdozent Dr. Oldenberg sagt in Heft 8 und 9 der evangelisch-sozialen Zeitfragen: „Die Ziele der deutschen Sozialdemokratie“: „Bebel ist nicht frivol, er ist nur radikal. Man täuscht sich, wenn man ihm vorwirft, die Weibergemeinschaft empfohlen zu haben. — Er denkt augenscheinlich, auch in den älteren Auflagen seiner Schrift, nur an feste eheliche Beziehungen und nur an die Einehe“. „Monogamie“ im technischen Sinne der Sozialisten ist nicht Einehe, sondern staatlich anerkannte Einehe zu Vererbungzwecken mit staatlich erschwerter Lösung, aus ökonomischen Gründen eingegangene Einzelehe, die darum die Prostitution als Ersatzliebe zur nothwendigen Begleitung hat.

Mit der „Monogamie“ ist also die Einehe nicht abgeschafft. „In den Untersuchungen von Bebel,“ sagt Oldenberg l. c., „wird zweierlei nachzuweisen versucht: einmal, wie die Monogamie mit dem Privateigenthum aufkam, und zweitens, wie die merkwürdigen Formen der mutterrechtlichen Gruppenehe vor dem Privateigenthum einen natürlichen Fortschritt zu immer höheren, der Einehe ähnlicheren Formen erkennen und verstehen lassen. Die höchste erreichte Form ist die von der Monogamie streng zu scheidende ‚Paarungsehe‘: Einehe mit dauerndem Charakter, jedoch lösbar nach vergeblichem Aussöhnungversuch von Seiten der Verwandtschaft.“ Diese Lehre, sagt Oldenberg, ist im Munde der Sozialisten deshalb von außerordentlicher Wichtigkeit, weil sie die Anerkennung der Einehe zur Evidenz bringt.

Mit Gott für König und Vaterland! muß nicht das eines rechten Christen Losungwort sein? und ist denn das etwa der Sozialdemokratie Kampfesruf? — Das Vaterland will eben die internationale Sozialdemokratie jedem einzelnen Volke wieder zu seinem eigenen schuldenfreien Lande machen, wo jeder Neugeborene von Geburt an seinen Antheil hat. Soll es aber wirklich Christenpflicht sein, das Königthum als eine ewige Gottesordnung anzusehen? Giebt es unter den französischen Republikanern keinen einzigen rechten Christen? Das Königthum hat sein geschichtliches,

aber damit auch sein zeitlich beschränktes Recht. Man erlaube mir ein Beispiel aus dem Alltagsleben anzuführen: Ein Geschäftsmann hat zwei Söhne, der ältere ist ein fleißiger, treuer, aber ganz unselbständiger Arbeiter in seines Vaters Geschäft, der fortwährend sich alles von oben vorschreiben lassen muß. Der jüngere Sohn hat mehr Streben nach geistiger Selbständigkeit, er sucht sich immer mehr selbständig ins Geschäft einzuarbeiten und einen eigenen Ueberblick und Einblick zu bekommen, so daß der Vater ihn bei der Leitung des Geschäfts oft zu Rath ziehen kann, ja schließlich als gleichberechtigten Mitarbeiter anerkennen muß. An welchem der beiden Söhne wird wohl der Vater, wenn er ein rechter Vater ist, mehr Freude haben? Nun, der Fürst eines Landes soll doch auch Landesvater sein. Kann er nun als ein rechter Vater seiner Landeskinder wirklich Freude haben an den Parteien im Volk, die zwar das Volk zu braven, gehorsamen Unterthanen erziehen helfen, aber es an eine stete Leitung von oben gewöhnen? Muß er nicht viel größere Freude haben an den Parteien im Volk, die dem Volk immer mehr einen eigenen Ueberblick und Einblick in die Geschichte der Volkswirthschaft und Volksverwaltung zu geben suchen, um es so fähig zu machen, allmählich selbständig seine eigenen Geschicke in die Hand nehmen zu können? Wahrlich: ein rechter Landesvater mußte seine größte Freude daran haben, wenn er anno 48 das Volk so herangewachsen sah, daß er es als Beirath zur Leitung der Volksgeschichte heibeiziehen konnte, er wird noch mehr Freude haben müssen, wenn das ganze Volk, gleich dem Landesvater zum erwachsenen Manne herangebildet, in die gleichberechtigte gemeinsame Leitung der eigenen Volksangelegenheiten mit eintreten kann. Solche Gesinnung den Landesvätern zuzutrauen, ist das nicht die beste Erfüllung des Bibelworts: Gebt Ehre dem König?

Im wirthschaftlichen und politischen Leben das Privateigenthum und Königthum als ewige Wahrheiten und Ordnungen anzusehen, zeugt von gänzlicher Unbildung in der geschichtlichen Entwickelung — alles Irdische hat „seine Zeit", nur Gottes Lieb währt in Ewigkeit; — daß die Liebe das Höchste ist, und daß der Weltengeist eben die Liebe ist, wie Jesus erst recht sie uns in seinem Leben klar gemacht: das halte ich allein für „ewige Wahrheiten", und darin unterscheide ich mich von der Anwendung der materialistischen Geschichteauffassung auf das moralische und religiöse Leben der Menschen. Die materialistisch-ökonomische Geschichteauffassung halte ich zwar auch als Kantianer für ganz richtig für die Erklärung der ökonomisch-politisch-kulturell-gesellschaftlichen Entwickelung der Menschheit, eben so halte ich sie auch für sehr werthvoll zur Erklärung der Entwickelung, wie die ewigen sittlichen und religiösen Wahrheiten erst sehr allmählich

entsprechend den ökonomischen Verhältnissen erfaßt werden konnten; — aber daß der moralische und religiöse Trieb nicht erst durch die ökonomische Entwickelung erzeugt (nur ausgebildet!) wurde, sondern eben eine besondere Anlage des Menschen ist, in eine Beziehung zu einer Welt des Ewigen zu treten —: das glaube ich bis jetzt — in rein objektiver Stellung zu den Fragen als ein frei Suchender — vertreten zu müssen. Wenn ich natürlich von denen, welche hier anderer Ansicht sind, verlange, daß sie meine Gründe für meine abweichende Weltanschauung hören und prüfen und vielleicht sich überzeugen lassen sollen, so muß ich auch ihnen gegenüber erklären, daß auch ich ihnen ganz offen gegenüberstehe, und wenn sie mich überzeugen können, sofort die Konsequenzen ziehe. „Nur ehrlich und konsequent!" — sagte mir einmal Bebel, „mehr kann man in diesen Fragen von Niemand verlangen".

Eben das ists, warum die Gebildeten und die aufgeklärten Arbeiter die kirchliche Predigt scheuen, weil da kein freier Geistesaustausch ist, wo auch der Vertreter der Religion gegnerischen Gründen offen gegenüberstände —, sondern man weiß im Voraus, der Vertreter der Religion ist unfehlbar überzeugt und hört etwaige Gegenreden nur mitleidig an als eine arme Sünderrede — als Rede Eines, der eben noch nicht zur vollen Glaubenserkenntniß durchgedrungen ist. Solcher Kleinkinderbehandlung entzieht man sich gern.

Man behauptet: die Sozialdemokraten wollten Gott und die Religion abschaffen! Wenn sie das wollten, könnten sie denn das!? Ja, heute, da wollen die noch herrschenden Vertreter der Religion die Ueberzeugung der Religionlosen mit Gewalt verhindern, sich Andern mitzutheilen, und weil sie so selbst hinter dem Busch der Gewaltanwendung in religiösen Propagandafragen sitzen, meinen viele, ihre Gegner säßen auch dahinter. Nein: jede Anwendung von Gewalt in religiösen und überhaupt in Weltanschauungs-Fragen bekämpft die Sozialdemokratie in ihrem Programm, indem sie betont, daß sowohl Religion wie Religionfeindschaft niemals Staatssachen werden dürfen, sondern einfach Privatsache jedes Einzelnen werden müssen, in der ihm der Staat volle Freiheit lassen muß. Wie ist denn heute unter dem Staatsschutz bestimmter Religionen ein scharfer, frischer Geisteskampf in diesen Fragen möglich? Der Kampf aber allein ist doch der Vater aller Dinge, auch einer selbständigen Erkenntniß der Wahrheit in den religiösen Fragen. Wenn Bebel und Liebknecht siegesgewiß davon reden, daß, wenn erst der Staatsschutz der Religion wegfalle, diese selbst aufhöre, so ist das ihr Privatglaube, dem ein christlicher Sozialdemokrat den noch stärkeren Privatglauben entgegenhält: Wenn erst aller Staatsschutz wegfällt und ein freier Geisteskampf stattfindet,

wird eine wahrhaft begründete religiöse Weltanschauung erst recht durchbringen. Daß man aber heute Kinder religionloser Eltern in den Religionunterricht zwingt, was ist das anders, als wenn in katholischen Ländern Kinder protestantischer Eltern in den katholischen Religionunterricht gezwungen werden? Schande über solches Christenthum!

Ueberhaupt das heutige Christenthum, dessen Salz fast durchweg dumm geworden ist, das ist selbst schuldig, wenn die Leute das so vielfach dumm gewordene Salz hinauswerfen und zertreten. Von den meisten Spott-, Hohn- und Haßreden über das Christenthum im sozialdemokratischen Lager gilt eben das Wort, das jener Große sagte, als man ihm zumuthete, eine Gotteslästerung zu strafen: Wer Gott lästert, der kennt ihn nicht. Was so verspottet und gehaßt wird, ist nicht das Christenthum Jesu, sondern das Antichristenthum der irdischen Dreieinigkeit, von der Bebel neulich sprach, die, oft sich selbst unbewußt, im Namen des Christenthums aufzutreten wagt. Wenn der Vertreter des Christenthums nur wenige in der Sozialdemokratie sind, können sie darum mit den Vertretern des Atheismus nicht zusammenarbeiten? Ja, dann kann ein Christ in keiner Partei mitarbeiten —: wo sind keine Atheisten, wenn vielleicht auch mehr praktische und heimliche? Der Atheismus der atheistischen Sozialdemokraten ist eben deren Privatsache und sie dürfen ihn nur als eine Privatsache propagiren, denn sobald die Partei irgend eine bestimmte Weltanschauung von der Mehrheit aus dem Einzelnen aufzwingen wollte, hätte sie sich ein solches Zeugniß geistiger Impotenz ausgestellt, daß sie einer anderen sozialdemokratischen Partei Platz machen müßte, die einsieht, daß nur in wirthschaftlichen und politischen Forderungen der Einzelne sich der Mehrheit fügen kann, daß dagegen in allen Fragen der Wissenschaft jeder Einzelne vollste Freiheit der Entwickelung beanspruchen muß — wie er sie im heutigen Staat nicht hat. Als kurze Darlegung über das Verhältniß von Religion und Politik sei es mir erlaubt, eine aus „10 Thesen über wahres Christenthum"*), die ich kürzlich drucken ließ, die vierte These, hier anzuführen:

IV. Eine freie religiöse Geistesaustauschgemeinschaft, in welcher jede ernste Ueberzeugung volle Bekenntnißfreiheit hat, ist nur durchführbar, wenn sie eine rein private Gemeinschaft ist unter voller Trennung von Religion und Politik.

Anm.: In der Politik muß bei allen Staatseinrichtungen der Wille der Mehrheit gegenüber dem Einzelnen mit Gewalt durchgesetzt werden. Die Stellung des Einzelnen zu den religiös-sittlichen Idealen aber muß dessen freieste Herzenssache sein. In der Politik muß man die Durchführung der Gesetze kontrolliren und berechnen können, sittlich-religiöse Gesinnungen aber sind unkon-

*) Die hier angeführten Schriften sind sämmtlich zum Preise von wenigen Pfennigen vom Verfasser zu beziehen, der z. Zt. in Eßlingen, Ritterstraße 5b, wohnt.

trollirbar und unberechenbar. Die Politik muß mit dem egoistischen Menschen rechnen und eben solche Einrichtungen zu schaffen suchen, bei denen die Befriedigung des Egoismus des Einzelnen zugleich mit der Befriedigung des Gemeinwohls am meisten zusammenfällt. Derartige Gesellschafteinrichtungen mit dem besten Ausgleich zwischen Einzelegoismus und Gemeinwohl können dann Christen und Egoisten gemeinsam erstreben, nur jeder aus einem andern Grunde: der Christ, weil diese Einrichtungen bei dem nun einmal bestehenden Einzelegoismus, mit dem die Politik rechnen muß, doch noch am meisten das Gemeinwohl befördern, der Egoist, weil sie bei der auch ihm nöthigen Rücksicht aufs Gemeinwohl doch noch am meisten seinen Einzelegoismus befriedigen. So können Christen und Egoisten die gleichen politischen Gesetze in der selben Partei gemeinsam erstreben. Es giebt keine „christlichen Staatseinrichtungen" und keine „christlich-politischen" Parteien, sondern es kommt für einen Christen nur darauf an, aus welchem Grunde er seiner Partei angehört: weil deren Bestrebungen seinen Egoismus am meisten befriedigen, oder, weil sie nach seiner Ueberzeugung das Gemeinwohl am meisten befördern.

Ob ein Christ in der Politik Königthum oder Demokratie, kapitalistische Privatwirthschaft oder sozialistische Wirthschaft erstrebt, hängt nicht ab von seiner christlichen Gesinnung, sondern von seiner volkswirthschaftlich-politischen Erkenntnißstufe. Frage der Gesinnung ist nur, warum er das erstrebt, was er erstrebt.

Solche Einrichtungen, in denen egoistische Einzelinteressen Einzelner auf Kosten des Gemeinwohls erstrebt würden, könnte ein Christ nicht mit erstreben, aber — wenigstens in einem demokratischen Gemeinwesen — eben so wenig ein kluger Egoist, weil in einem demokratischen Gemeinwesen auch er mit der Befriedigung des Interesses der Andern rechnen muß, wenn er sein eigenes Interesse durchsetzen will.

Weil der Staat 1. mit dem Egoismus rechnen und 2. Gewalt anwenden muß, kann er keine sittlich-religiösen Ideale verwirklichen, sondern muß in allen seinen Einrichtungen, vor allem also auch in der Volksschule als zwangsmäßiger Staatseinrichtung, rein weltlich sein.

Und weil eine religiös-sittliche Gemeinschaft, wo sie Ideale durchführen will, 1. keine Gewalt dulden darf und 2. mit irgend einem Egoismus nicht rechnen darf, sondern diesen in jeder Gestalt rücksichtlos bekämpfen muß, muß sie von aller Staatsbevormundung und Vermengung mit Staatlichem frei sein.

In einem Wochenblatt für Volksbildung „Stadt- und Landbote" sucht der Unterzeichnete das arbeitende Volk darüber aufzuklären, wie der heutige Kapitalismus eine nothwendige Uebergangszeit zum Sozialismus ist, wie der Kapitalismus zur gemeinsamen Arbeit viele tausende in wenigen Großbetrieben erziehen muß, damit dann im Sozialismus diese gemeinsame Großbetriebsarbeit erst recht ihre volle Kulturbedeutung entfalten kann. Was die Arbeiter in diesem Entwickelungprozeß thun müssen, ist: „Vereinigung und Aufklärung", nicht Zersplitterung in religionlose, evangelische und katholische Arbeitervereine — seit wann bildet man denn religionlose, evangelische und katholische Regimenter? — nein, Vereinigung

aller Lohnarbeiter des Kopfes und der Hand gegenüber der Kapitalmacht, um dieser gegenüber kräftig genug bleiben zu können, und sie — wenn sie ihre Zeit erfüllt hat — vom Thron zu stürzen. Neben und in solchen Vereinigungen ist die Hauptaufgabe: die Aufklärung, damit das arbeitende Volk zu der höheren Kulturstellung, die ihm bevorsteht, auch fähig werde.

Mit der bloßen äußeren Umgestaltung der Verhältnisse, die ich als Sozialdemokrat erstrebe, kann ich als Christ mich nicht begnügen: an einer Erneuerung des Christenthums nach diesem Sinne, daß es als freie Geistesmacht das Salz der Erde und das Licht der Welt werden könnte, suche ich zu arbeiten durch Herausgabe eines kleinen Sonntagsblattes, das je nach Bedürfniß 1—2 mal monatlich erscheinen soll, unter dem Titel: Der Christ, Sonntagsblatt zur Förderung selbständiger Gotteserkenntniß und praktischer Nächstenliebe. Den Plan dazu habe ich ausgearbeitet in einer kleinen Schrift: „Weihnachtsgedanken über wahres Christenthum". Wahres Christenthum verlangt aber erstens freien Geistesaustausch — freies Zeugniß selbständiger Persönlichkeiten und Kampf gegen jede kirchliche Bevormundung oder gar Lehr- und Bekenntnißzwang —; wahres Christenthum verlangt zweitens praktische Nächstenliebe, die den Nothleidenden nicht durch private Wohlthätigkeit von sich abhängig macht, sondern es ihm ermöglicht, durch seine Arbeit fürs Ganze ein menschenwürdiges Dasein als sein Recht auch vom Ganzen garantirt zu wissen —: und diese äußere praktische Armenhilfe glaube ich nur erreichen zu können durch das politische Machtmittel der internationalen revolutionären Sozialdemokratie.

Stuttgart.

Predigtamtskandidat Theodor von Waechter.

Sursum corda!

Während das öffentliche Interesse in Deutschland bald dieser, bald jener Seifenblase folgt und, nachdem die Distanzreiter abgezogen, die Kommabazillen eingefroren sind, sich gähnend halb und halb auch des alten, so oft schon dagewesenen Bekannten froh, wieder einmal mit einer Militärvorlage beschäftigt, scheint man Eines überall zu vergessen: daß es für eine Nation von fünfzig Millionen Menschen eine Politik aus der Hand in den Mund nicht giebt, daß eine kräftige Nation Politik nur treiben kann auf der Grundlage eines großen Prinzips.

Die Stagnation unsres gesammten öffentlichen Lebens erinnert an England zu Anfang der vierziger Jahre, nur daß dort der glückliche Handstreich Lord Palmerstons auf Egypten und Syrien das Vertrauen des britischen Volkes zu sich selber wiederhergestellt, den gesunkenen Handel gehoben und jede tiefgründige Opposition, selbst die Chartisten und die Anti-corn-law-league, zum Schweigen gebracht hatte, während bei uns von irgend welchen Erfolgen nach außen schon seit langer Zeit nichts mehr zu hören ist. Nur wenige Leute mit weiterem Blick waren es damals in England, die dem faulen Frieden und dem ewig schnurrenden Bratspieß nicht trauten; heftig aber rang sich aus den Tiefen des englischen Volksgewissens eine hochherzige Bewegung ans Licht. Während die Minister in hergebrachter Weise mit ernstem Stumpfsinn Korporationen empfingen und Ansprachen anhörten, von denen sie kein Wort verstanden, um hier und da, wenn sie besonders perpler wurden, eine Note aufs Löschblatt zu kritzeln, war in der Aristokratie des Landes, in Eaton und Oxford, ein junges Geschlecht herangewachsen, dem solche gedankenlose Routine nicht länger genügen wollte, das mit leidenschaftlicher Beredsamkeit jenen politischen Krippensetzern den Vorwurf entgegenschleuderte: „Seit einem Jahrzehnt (d. h. seit der Parlamentsreform) habt Ihr nicht einen einzigen großen Gedanken geäußert; Eure Politik schleppt sich kläglich an abgedroschenen Partei-Manövern fort; sie darf aber nie und nimmer von bloßer

persönlicher Geschicklichkeit und der Ausnützung zufälliger Umstände abhängen; gebt uns endlich ein großes Prinzip!" Indessen standen in den Klubs und auf den routs der Londoner die alten Lords und Lebemänner da, als ob man in fremden Zungen zu ihnen redete, und fragten sich ärgerlich: „Was ist denn das eigentlich, was jetzt aufkommt (the new thing)? Die jungen Kerls scheinen es wieder vom Festland mitgebracht zu haben, . . und eine verdammte Menge Geschichte (a deuced deal of history) muß man dazu wissen! . . Egad! . . Wir sind zu alt dazu!" Und dann sprachen sie von ihrer Gicht und dem letzten Skandal, nach frommer Väter Weise.

An solchem toten Punkt sind wir in Deutschland angelangt, nachdem wir durch zwei Jahrzehnte das hohe Glück gehabt hatten, den öffentlichen Geist mit großen Gedanken nähren zu können. Die wirthschaftliche, dann die politische Einigung des Vaterlandes, der Ausbau der Reichsverfassung, der Kulturkampf, die Verstaatlichung der Eisenbahnen, der Schutz des deutschen Körnerbaues, das waren großartige und weitreichende Prinzipienfragen, über die sich die Nation mit einem Staatsmanne auseinanderzusetzen hatte, der Alles, was er auch anfaßte, — wie unsere Nachbarn sagen — en homme de génie betrieb und selbst dem Unbedeutendsten durch den Zauber und die strotzende Fülle seiner Persönlichkeit Gehalt verlieh. Der Mann ist, ohne die von ihm begonnene soziale Gesetzgebung zu Ende zu führen, ja mit einem Mißklang in der Arbeiterschutzfrage, vom Schauplatz abgetreten, und das Beamtenthum, das er uns hinterließ — wenn wir etwa vom Reichsversicherungsamt und dem preußischen Handelsministerium absehen —, steht den schweren und verantwortungreichen Aufgaben der Zukunft eben so rathlos, mit ängstlichem Eigensinn, gegenüber wie jene englischen Politiker den Aufgaben der vierziger Jahre. An die Thüren gewisser Ministerien hat die soziale Frage überhaupt noch niemals geklopft, und es soll preußische Mandarinen geben, denen die wichtigsten Schließmuskeln den Dienst versagen, sobald ein junger Regirungsrath, der bereits der neuen Generation angehört, mit einem zeitgemäßen Vorschlage kommt. Was aber sonst noch auf dem Tapet ist, reicht gerade nur hin, um die alte Staatsmaschine klappern zu machen.

Man versteht hiernach den Vorwurf unseres Kaisers, daß er bei seinen Altersgenossen keine Unterstützung finde. Diese Altersgenossen sind eben noch nicht gleich Sr. Majestät in bedeutsamer und verantwortlicher Stellung. Ihre Unterstützung ist da, aber sie ist gebunden, sie ist nicht organisirt, sie hat noch kein gemeinsames Banner. Und so ist auch das große Prinzip zum Sammeln längst vorhanden, aber es ist noch nicht formulirt, noch nicht ausgebaut, noch nicht angegriffen und siegreich ver-

theidigt wie „the new thing“ in den Schriften Disraelis. Was jene englischen Aristokratensöhne, aus deren Reihen außer dem jüngst verstorbenen Dichter Tennyson eine ganze Anzahl von verdienten Ministern und Parlamentsmitgliedern hervorging, wiederaufbauen wollten, das war die vermorschte Brücke zwischen den oberen Schichten der Nation und dem niedern Volk; was sie in ihre Standesgenossen hineinzuarbeiten versuchten, war das Gefühl der Verpflichtung gegenüber dem Bebauer des englischen Ackers. Was sie eingesehen hatten und ihr Wortführer Disraeli nur aussprach, das war, daß die soziale Frage weit entfernt ist, eine bloße Magenfrage (a knife and fork question) zu sein. Sie machten sich mit Recht über diese rohe und oberflächliche Phrase der Utilitarier lustig, die mit der bloßen Befriedigung der gröbsten Bedürfnisse unsrer Natur ein Volk glücklich zu machen vermeinte. Sie wollten vor Allem das Volksgemüth kultivirt sehen, statt bloß den Bauch anzufüllen, und hielten für das sicherste Mittel, um ein Volk emporzuheben, das: an seine Gefühle zu appelliren. Was jene jungen Sozialreformer nicht klar übersahen und woran auch ihre Kraft und all ihr guter Wille schließlich erlahmten, das war die ungeheuerliche Selbstsucht und das schon damals längst vorhandene und gebietende Uebergewicht des englischen Großkapitals über alle Lebensbeziehungen des Landes. Ihre gewissermaßen aus dem heimischen Boden emporgewachsene Reaktion gegen die Unnatürlichkeit industrieller Verrottung hat das Verderben der prächtigen englischen Bauern-Rasse, die Verödung und Einzäunung des platten Landes, die Einschmelzung kraftstrotzender yeomen zu großstädtischer Menschenjauche nicht verhindern können. So wollen wir denn wenigstens so viel von ihnen lernen, daß auch für uns, zur Erkennung unsres eigenen Zustandes und seiner drohenden Gefahren, nichts so wichtig ist als a deuced deal of history — ein bischen Geschichte.

In der That, man fühlt sich eigenthümlich berührt, wenn man in dem Riesenkampf, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts gleich einem Paradigma für uns Heutige zum Austrag kam, von Ereigniß zu Ereigniß wie von einer Warnungtafel zur andern schreitet. Wird unsere neue Generation diese Tafeln zu lesen verstehen? Wird sich die Einsicht finden, daß, wie zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Privilegienstaat, so der heutige Rechtsstaat sich überlebt hat, gleich dem Salz, welches „dumm“ wurde? Wird sich die Einsicht finden, daß trotz aller Gleichheit, die der Rechtsstaat zu verheißen schien, als ob mit ihm das goldene Zeitalter anbrechen müsse, der wirthschaftliche Unverstand von Gesetzgebern, Regirungen und Regirten, ein Mißverhältniß geschaffen hat, das den größten Theil unsrer Nation in einen eben so drückenden und kränkenden Zustand versetzt, wie das ancien régime jene 19/20, die den tiers état einschlossen und

zum Sprecher hatten? Oder richtiger, in einen viel kränkenderen und empörenderen. Denn jene 19 Millionen Franzosen, wenn auch entrechtet, blieben doch im Besitz ihrer gesunden Knochen, während auf unsre Rasse das Verderben mit Sturmschritten loszieht, während 160 preußische Landkreise seit der letzten Zählung eine Abnahme ihrer Bewohner aufweisen, während unsre Ackerbauer, eine wahre Völkerwanderung, in die Fabrikstädte ziehen, um hier jenen „höheren" Zustand der Gesittung zu erreichen, von dessen Wirksamkeit auf Herz und Gemüth, von dessen Befriedigung und Glückseligkeit die sozialdemokratische Presse ein so glänzendes Zeugniß ablegt; während — und das ist das Schlimmste — die Tabellen unsrer statistischen Behörden das Herabsinken der Militärtauglichkeit in den Fabrikstädten mit Ziffern belegen, die dem Patrioten das Herz bluten machen und von dem vaterlandlosen Theil unsrer Presse unter dem Hohnruf „Falstaffische Rekruten!" mit jubelnder Genugthuung citirt werden.

Wird danach das Gerede von deutscher Volkskraft ungestört weiter gehen, als ob es sich darum handelte, unsere Rasse wie auf einem Distanzritt zu Tode zu hetzen? Oder wird man sich endlich entschließen, die Zeichen der Zeit zu deuten und für unsere kommende Politik jenes große Prinzip aufzustellen, welches sich „Volksgesundheit" nennt?

Jawohl, Volksgesundheit; sie, von der in unseren Parlamenten noch niemals anders als durch ein Mißverständniß die Rede war, in unsern Parlamenten, wo Jahr für Jahr, unserer gesammten Literatur und jedem gesunden Menschenverstand zum Trotz, der Satz vertheidigt und bewiesen wird: „Geld allein macht glücklich!" In unsern Parlamenten, deren Thun und Treiben ein Hohn auf den Gründer der deutschen Nationalökonomie ist. Was sagte Friedrich List? „Man muß Werthe zerstören, um Kräfte zu erzeugen!" — „Nein", rufen unsere Parlamente, — „man muß Kräfte zerstören, um Werthe zu erzeugen!" Ein Staat aber, der seine Menschen aus Fleisch und Bein vernachlässigt und mißbraucht zu Gunsten seiner Werthe, ein solcher Staat treibt die Politik des Wahnsinns und der Verruchtheit. England, eine Insel, deren Boden seit Wilhelm dem Eroberer der Fuß keines Feindes betrat, hat jene Politik mit brutaler Härte begonnen und wird sie, wenn auch von der Nemesis gezeichnet, so doch vielleicht ungestraft von der Mitwelt noch weiter treiben. Eine Nation wie die deutsche, eingekeilt zwischen übelwollende Nachbarn und verantwortlich für den Frieden des Welttheils, hat in der Politik keine höhere Aufgabe zu kennen, als die Erhaltung ihrer Volkskraft. Jede Rücksicht hat vor dieser allergrößten zu schwinden; jedes Interesse ist zu ihren Gunsten zu verletzen.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, Mittel und Wege zu

jenem Ziel bis in alle Einzelheiten anzugeben; das soll später versucht werden; es handelte sich vorerst nur um die Aufstellung eines Prinzips.

Es versteht sich von selbst, daß unser Bank- und Börsen-Liberalismus, der so erfolgreich mit der Verwirthschaftung unsrer nationalen Aktiva begann, die heute mit ungeschwächten Kräften fortgesetzt wird, seine immer noch nicht genug gemästeten Schützlinge gegen ein solches Prinzip vertheidigen wird, welches deren Ausbeutungobjekt zu schmälern so sehr geeignet ist. Wie die vor der Constituante aus den beiden privilegirten Kasten nutzlos berufenen Etats généraux allen Bedürfnissen und Beschwerden der neuen Zeit Nichts entgegenzubringen wußten als die hinterhaltige Bornirtheit des trumpfenden Besitzes, eben so unbelehrbar werden die Führer unserer heutigen Plutokratie sich den Forderungen der Volksgesundheit widersetzen. Dagegen wird von den politischen Hygienikern, die bestimmt sind, den großen Kampf der Zukunft auszutragen, ein Fehler mit Sicherheit vermieden werden, den die Constituante von 1789 beging, d. i. die Lahmlegung der vollziehenden Gewalt, als ob man Wunder was damit geleistet hätte, daß nach erzieltem Stillstand der alten Verwaltungmaschine das ganze Land ohne verantwortliche Provinzialbeamte, ohne Richter und ohne Steuern blieb. Daß die Zurückgesetzten gegen die Bevorrechteten keinen bessern Freund und keinen kräftigeren Beschützer sich wünschen können als einen erblichen Monarchen, im Besitz einer Krone, die der sozialen Begehrlichkeit und dem Wettbewerb der Parteien entrückt ist: diese Erkenntniß dürfte heute Allgemeingut sein, vielleicht bis tief in die Reihen der sozialdemokratischen Wähler hinein. Aber wie es sich 1789 darum hätte handeln sollen, den Arm des Königs vor Allem frei zu machen, damit er Gutes thun könnte, so wird es heute gerathen sein, die Netze einer scham- und gewissenlosen Geldmacht zu zerreißen, in denen die Hand unsrer Regirung, zum Schaden des Landes, eben so verstrickt und gefangen ist, wie Ludwig XVI. es war in den Netzen der Polignacs und ihrer Spießgesellen.

Dr. Robert Hessen.

Ein Goldkönig.

Erging sich einst ein schüchterner Deutscher in den Gärten von Kew! Sah sich von unabsehbaren Veilchenbeeten umgeben, bekam ein klein Gelüste, und meinte zu einem der Gärtner: „Ich möchte auch Veilchen haben." — „Wie viel Centner wünschen Sie?"

An diese Antwort, sozusagen mit Dampfbetrieb, muß ich immer denken, sobald wir Europäer, die doch an einige Geschäftsgewaltthätigkeiten gewöhnt sind, um die Brutalitäten der Amerikaner nachfragen. — „Wie viel Centner wünschen Sie?" Da öffnet sich vor uns ein Buch voll der größten Gewinnstziele, der feinsten Verschmitztheiten, der selbstverständlichsten Rücksichtlosigkeit einer Elastizität, sowie Widerstandskraft, deren Rückzüge noch gefährlich sind, und alle diese Leidenschaft und Gier in eine undurchdringliche Ruhe getaucht, von christlicher Ergebung und schlicht dreinblickender Redlichkeit. Diese Kirchen, die nur in Newyork von den schändlichsten Railroadmen gebaut sind, die dort vielleicht selbst die Sonntagsandachten abhalten und über die Pflicht der Nächstenliebe Erbauliches zu lehren wissen!

Einer dieser Großen, der nicht einmal religiös dabei gewesen ist — Jay Gould — ist dieser Tage gestorben, und noch im letzten Jahre seines an Raub- und Glücksfällen thatenreichen Lebens verbreitete sein bloßes Erscheinen in einem Bankbureau bleiches Entsetzen. Gould kam dann mit der harmlosesten Miene und fragte in bescheidenem, freundlichen Tone nach den Verhältnissen der P. P. Bahn, die ja gerade von diesen Herren gut gekannt sein müsse 2c. 2c. Vor zweihundert Jahren hätte man geräuchert, jetzt aber zerbrach man sich beim Weggehen Goulds den Kopf, was der gefürchtete Faiseur nur mit dieser P. P. Bahn vorhabe; denn an ein Attentat glaubte man unter allen Umständen.

Mit den Bahnen der Union, die einer Konzession ja nicht bedürfen, ist es bekanntlich umgekehrt wie in Europa. Bei uns baut man Linien, um einem Bedürfnisse abzuhelfen, drüben erhofft man die Nothwendigkeit gerade erst aus dem Entstehen des Schienennetzes. Bei uns geht die Bahn die Wege der Städte, drüben folgen die Städte den Spuren der Bahnen. Dieses von oben Einsteigen, dieses beständige rastlose Vorgreifen den Ereignissen wäre natürlich ohne einen ungeheuren Optimismus undenkbar. Nur ein Volk der Zukunft, ein solches, das nicht auf einer langen Geschichte hockt und in keinerlei Ruinen sich versenken kann, hat diese wunderbare Zuversicht zu seinem Stern. Allein der

Optimismus ist auch dort noch nach einer andern Seite hin vorhanden, da, wo es sich um unser Geld handelt.

Dem Yankee geht es mit den europäischen Baarmitteln, wie dem Bauern beim Juden. Kennt zu diesem so ein biederer Feldbesitzer und braucht hundert Mark, so muß das zuweilen abgeschlagen werden, weil alles Geld bereits ausgeliehen ist. Dies glaubt aber der Bauer nie, sondern er bietet in mehrfachen Absätzen höhere Zinsen. Wenn dem Allen gegenüber der jüdische Geschäftsmann unempfindlich bleiben muß, so bricht sein Besuch in die weisen Worte aus: „Nun, da geben Sie es mir so!" Schließlich lockt dann der schöne Verdienst und der Jude zieht sich an und geht zu einigen Glaubensnachbarn, um sich von ihnen das Geld selbst zu leihen. Natürlich glaubt der Bauer dann erst recht, daß die hundert Mark dort in der eisernen Kiste waren.

Die Amerikaner, die dem Wesen der europäischen Kapitalsassociation fern stehen, haben unsere Geldmittel von jeher für unerschöpflich gehalten, sie machten mit längeren Unterbrechungen die umfassendsten und eigenthümlichsten Ansprüche, und wie wenig hierbei allein große Unternehmungen in Betracht kamen, beweisen u. A. die San Francisco School-Bonds, sowie von der selben Stadt die Montgommery-Avenue-Bonds; der schwäbische Bauer, der früher seine Ersparnisse in Strümpfe verbarg, half später in der Kalifornischen Hauptstadt, Schulen sowie Avenuen bauen. Die Eisenbahnen der Union traten dem deutschen Markte schon in den 40er Jahren näher, sodann wieder in den 50er Jahren und endlich anfangs der 70er Jahre. Jedesmal hatte man in der neuen Aera das Zusammenbrechen der vorhergehenden bereits vergessen und jedesmal brachen diese Krisen nicht etwa ein, weil die Bahnen schlechte Geschäfte gemacht hatten, sondern weil in Deutschland ein Krach eingetreten war; das heißt mit andern Worten: die Bahnen waren in beständiger neuer Ausdehnung, nahmen immer frisches Geld von ihren englischen und deutschen Emissionsfirmen auf und stockten eines Tages, als ihre Hilfsquellen nicht mehr weiter fließen wollten. Die Herren Amerikaner selbst hätten sich übrigens zu einer künstlichen Zahlung ihrer Mortgagebondszinsen nie gedrängt gefühlt, das besorgten in diesem Falle unsere Anleihe-Häuser, die sich noch vor ihren Subscribenten genirten. Selbst die Direktoren der so glänzend rentirenden Central-Pacificbahn, Menschen, die nachher Universitäten und Büchereien gründeten, hatten vor nunmehr fünfzehn Jahren nicht gezögert, einige ihrer hierzu besonders passend erscheinenden Brandels (Zweiglinien) nothleidend werden zu lassen. Der ehrliche Yankee sieht in einem solchen Falle lediglich eine gescheiterte Spekulation von unternehmenden Kapitalisten, trotzdem diese eine Mortgage, also eine Priorität, an der Bahn besaßen, und sobald die europäischen Interessenten zu prozessiren anfangen, hält er seine Linie für angefallen und zum energischsten Widerstand verpflichtet. Ja, so ein naiver Rechthaber ist unter Umständen noch empört darüber, daß die Europäer seiner Bahn nicht weiteres Geld geben wollen. Ist es doch vorgekommen, daß der Delegirte unglücklicher deutscher Bondholders drüben mit dem Worten empfangen wurde: „Wir gebrauchen noch mindestens 2 Millionen Dollars von Ihnen." Der unehrliche Yankee sucht diese moralische Stimmung in seinem State noch zu erhöhen, er weist darauf hin, wie außerordentlich billig die Fremden jene Mortgagebonds bekommen hätten, und daß man zu solchen Preisen in der alten Welt nicht an eine unbedingte Sicherheit zu glauben pflege. Das war allerdings richtig; man

machte bei uns in guten Zeiten 7—8 pCt. Zinsen mit seinen amerikanischen Eisenbahnpapieren, und brauchte nicht einmal viel Geld zu haben, um sie zu kaufen, da sie Alles in Allem für 5 pCt. in Depot zu geben waren. Solche Kluge machten dann eigentlich mit nichts 3 pCt. p. Jahr und fühlten sich, was man ihrem Schimpfen anmerkte, in ihrem edelsten Vertrauen gekränkt, als schließlich ihre Papiere zu eleganten Tapeten hinabsanken. Jener unehrliche Yankee aber benützt die Verlegenheiten der Bahn zu einem großartigen Einbruch. Vielleicht hat er selbst sogar die Verlegenheiten absichtlich herbeigeführt, die Waarentransporte vom Hauptnetze auf Nebenlinien abgelenkt, die ihren eigenen Coupondienst haben, oder die Eintragung einer Hypothek durchgesetzt, deren Gegenwerth zwar unbekannt geblieben ist, aber doch der Mortgage vorgeht 2c. 2c.

In dem Augenblicke, wo nicht einmal die Prioritätzinsen gezahlt werden können, sinken natürlich die shares (Actien) der Bahn so stark, daß ein Mann, der nicht allein tiefe Pläne, sondern auch eine feine Hand hat, diese Werthe leicht und billig aufkaufen kann. Mit dem Actienkapitale bei amerikanischen Transportunternehmen ist es eine eigene Sache. Während bei uns an die Aufnahme einer Prioritätenschuld ohne vorheriges genügendes Actienkapital gar nicht gedacht werden kann, wird man auf amerikanischen Prospekten über Mortgagebonds lediglich die Summe der Actien angegeben finden, aber vergebens sucht man zumeist ein entscheidendes Wörtchen: paid. Ein Kapitalistenpublikum wie bei uns fehlt nämlich in der Union; der Amerikaner hat in dieser Beziehung nur naheliegende Interessen, er wird, wenn er in Milwaukee wohnt, keine Papiere kaufen, die Tennessee betreffen, und weil man dies in Europa thut, so hält er eben Europa für fabelhaft reich. Aus dem eben angeführten Grunde sind natürlich auch die shares einer Bahn nur in engen Kreisen anzubringen und so konnte die liebliche Gewohnheit emporblühen, daß sich die Gründer und Großlieferanten der Bahn die shares fast umsonst nahmen.

Tritt nun eine Zinsstockung ein, so weiß so ein Faiseur, wo er starke Partien der Actien zu finden hat, und ist er einmal in ihrem Besitze, dann ist es nicht so leicht, mit ihm fertig zu werden. Entweder er hat seine selbständigen Pläne mit der Bahn, zu deren Präsidenten er sich nunmehr wählen läßt, bestimmt ihr Tarifsystem, die Richtung ihrer Konkurrenz 2c. 2c., oder er betet so laut: „und führe mich in Versuchung", bis die Bondholders in Europa es hören und mit ihm einen Vertrag schließen. Billig ist so etwas nicht, es kostet, wie die Wachskerze des Zaren, die schließlich als Centner verrechnet wird, viele Hunderttausende — und in Dollars. Natürlich wird es kampfesmuthigen Deutschen durchaus nicht einfallen, sofort zu pactiren. Gott bewahre! Man geht zunächst zu einem Advokaten, Bekannten oder Verwandten, die Kapazität kommt erst später, wenn alle Stränge reißen. Dieser in Injuriensachen glänzende Rechtsanwalt beruft eine Versammlung ein, seine Rede wirkt hinreißend, ergreift das Gemüth. Unterdessen fällt unser Auge auch auf Erscheinungen, die uns bisher noch garnicht aufgestoßen sind. Wohlwollend im Aussehen, höchst unparteiisch im Reden, sehr gutes Deutsch, mit nur leisem amerikanischem Accent gefärbt Dann tauchen Juristen auf, von berühmtem Ruf, die nie plaidiren, aber da, wo etwas aus dem Feuer zu reißen ist, stets geholt werden. Und sie lassen den Rechtsanwalt von vorhin ruhig reden, rücken aber dann mit klug formulirten Anträgen hervor. Es ist merkwürdig: jener Deutsche mit amerikanischem Accent, den eigentlich Niemand kennt, wird

schließlich zum Vertrauensmann gewählt, und da über das Comité abgestimmt wird, ergeben sich Namen, die ebenfalls gar nicht recht in Sehweite waren; nur ein paar Schreier hat man mit hineingenommen. Beim Nachhausegehen wissen die Bondholders nur, daß sie so und so viel zu den Kosten einzuzahlen haben, im Uebrigen haben sie das Gefühl, als ob sie ein unsichtbarer Jemand im Kreise herumgedreht hätte; dunkle Mächte, die an die betreffende Bahn noch eine floated debt zu fordern haben und sich deshalb an die Spitze der Gegenbewegung stellen, um diese Spitze etwas abzustumpfen. Doch das wissen wir nur.

Nun begannen gewöhnlich die Comitésitzungen, über die den Zeitungen von Zeit zu Zeit Waschzettel zukamen. In dem Comité waren drei Seelen: solche, die im Geheimen dabei verdienen, solche, die Neid darüber haben, und solche, die ehrlich entrüstet sind. Die entrüsteten und neidischen Seelen verschwören sich gegen die verdienenden. In einer Gesammtsitzung des Comités wird auf vorgelegten Antrag einstimmig beschlossen, Herrn Dr. Fuchs nach Amsterdam zu entsenden, um mit dem dortigen Comité ein Zusammengehen herbeizuführen. Herr Dr. Fuchs erhält Generalvollmacht und benützt nun diese, um in Amsterdam einen vereinigten Ausschuß beider Comités wählen zu lassen. Natürlich sind die verdienenden Seelen nicht hineingewählt worden und merken zu spät, daß sie zu ihrer eigenen Machtentsetzung mitgewirkt hatten.

Die Verhandlungen mit drüben beginnen. Man spürt bereits die Kosten, da die Advokaten in New-York theuer sind, wenn sie auch nicht sämmtlich wie Southwaid für eine einzige „Opinion" an tausend Dollars nehmen. Die Mortgagebesitzer können nun ihre nothleidende Bahn unter die „Receivers" bringen, was soviel wie unsere kommissarische Verwaltung bedeutet, und noch weiter sogar unter foreclosure — Verschluß, also für Rechnung der Bondholders zu verkaufen. Inzwischen erscheinen hier von drüben zwei Yankees, ein Colonel und ein Admiral. Sie wohnen nicht in dem selben Hotel, sie reden nicht mit einander, befeinden sich und verdächtigen gegenseitig ihre Vorschläge. Der Colonel, ein ruhiger, aber herzlicher Mensch, reist schließlich, mit umfangreichen Unterschriften versehen, nach Amerika zurück; er hat in das Angebot des Comités, Receiver zu werden, nur ungern gewilligt, trotzdem er dabei gesetzmäßig einen hübschen Prozentsatz von den Bruttoeinnahmen bezieht. Seine Warnungen vor dem Admiral sind auf dankbaren Boden gefallen und Beide: der Colonel sowie der Admiral, reden erst in Liverpool wieder mit einander, als eine Kajüte im Cunard-Steamer ihnen endlich erlaubt, über die einfältigen Deutschen, die sie für Feinde gehalten haben, unbelauscht zu lachen. Der Colonel wird zum Receiver vorgeschlagen und vom Gerichte bestätigt, und unsere Blätter verfehlen nicht, auf die Vortheile dieser Maßregel umständlich zu waschzetteln. Aber nun kommt der Haken!

Wie ein Kapitän zum Instandhalten seines Schiffes Schulden aufnehmen darf, die allen anderen Eintragungen vorgehen, so darf der Receiver einer amerikanischen Bahn diejenigen Summen, welche zur Erhaltung des Bahnkörpers nöthig sind, allen Hypotheken voran eintragen lassen. Unter diesem Vorwande beginnt nun unser Colonel, seine Receiver-Certifikate zu Hunderttausenden, ja Millionen auszugeben, und das Comité sieht mit Schrecken, wie die von ihm vertretenen Prioritäten in der Sicherheit immer weiter zurückstehen. Unter diesen Umständen erklärt sich, ohne daß man es darum gebeten

hätte, ein Mitglied bereit, die peinvolle Ueberfahrt nach New-York zu machen, natürlich gegen die kleine Entschädigung von fünftausend Dollars. Seine Abreise wird in vielen Blättern als ein neuer Stein zu dem segensvollen Reformwerke begrüßt. Drüben kein feierlicher Empfang, aber eindringliche Unterredung zwischen Delegirten und Eisenbahnpräsidenten, darauf erste theure Kabeldepesche. Aus weiteren Briefen will das Comité den Eindruck empfangen, als ob der Delegirte von dem Präsidenten eine gute Meinung habe, denn er räth, sich diesem vertrauenswürdigen Mann zu verbinden. Als das nicht zieht, wird der Präsident plötzlich als höchst gefährlich geschildert. Gleichzeitig transpiriren dunkle Gerüchte von New-York herüber von der Existenz einer Urkunde über die Verpfändung des Bahnmaterials. Wo dieses Instrument sich befand, wußte Niemand, Keiner hatte es gesehen, aber es war da und drohte. Eines Tages wurden die Bondholders zusammenberufen und ihnen eine Abmachung vorgelegt, wonach die Bahn von nun an ihre Coupons wieder bezahle, aber nur mit dem vierten Theil des früheren Zinses. Wieviel der Präsident der Bahn, der Delegirte 2c. 2c. bekommen hatten? Man sprach darüber nicht.

Das ist so ein Stück Mortgagebondgeschichte, sie wiederholt sich oft und eine einzige schleppte sich manchmal durch zehn Jahre hin. Im Ganzen notiren in Deutschland einige sechzig amerikanische Eisenbahnprioritäten. Zieht man einen Durchschnitt, so dürfte sich trotz allen den grauenhaften Verlusten noch immer eine Durchschnittverzinsung von über 4 pCt. ergeben. Der Nominalwerth dieser Papiere incl. der Staaten- und Städtebonds beträgt ca. 300 Millionen Mark. Bei den Bonds der Einzelstaaten ist es schon vorgekommen, daß der Coupon nicht eher bezahlt wurde, bis man mit jedem Kongreßmitgliede des betreffenden State eine hübsche Abmachung getroffen hatte.

Und nun wieder zurück zu Jay Gould! Das muß ihm sein Feind lassen: er ist der größte Räuber gewesen, der je eine ins Handelsregister eingetragene Firma besessen. Selbst da, wo er groß handelte, wie z. B. Werner Siemens es begeistert von der bedingungslosen Millionenanweisung für das transatlantische Kabel erzählt, hat Gould seine geschäftlichen Gründe gehabt; vielleicht wollte er damit englische Actionäre wieder kirre machen. Sein eigentliches System bestand darin, sich durch Actienkauf zum Herrn einer großen Bahn zu machen, diese vollständig auszurauben, aber das verzweifelte Geschrei der Actionäre und Prioritätenbesitzer von dem Wohlwollen des Publikums dadurch übertönen zu lassen, daß er diesem auf allen Bahnstrecken durch technische Vervollkommnungen und Comfort jeder erdenklichen Art entgegenkam. Auf diese Weise war die kriminalistische Seite seines Lebens lange mit Erfolg gedeckt. Dabei verstand er es, den Hauptbahnen, die er kontrollirte, seine Nebenbahnen zu theuren Preisen aufzuhalsen. Die Eriebahn hat er so bestohlen, daß ganze Serien von Mortgagebonds in ihrem Erlöse in seine Taschen flossen und die eigentlichen Zwecke der Anleihen unausgeführt blieben. Auch die Shareholders bekamen Dividenden nur von Goulds Gnaden. Daß er gegen 11 Millionen Dollars glatt zurückgab, als die englischen Actionäre ihm endlich kraftvoll gegenüberstanden, illustrirt ungefähr das, was ihm dabei noch übrig blieb —: die Berge ermißt man an ihrem Schatten. Eines Tages begann Gould in aller Stille Erie-Actien aufzukaufen und trat dann zur allgemeinen Ueberraschung von der Präsidentschaft der Eriebahn zurück. Er hatte richtig gerechnet: auf seine Demission hin stiegen die Actien um 20 pCt. — Bei der Union-

Pacificbahn hat der gefürchtete Mann ähnliche Ueberfälle und Räubereien versucht und jedenfalls hat er auch dort viele Millionen eingeheimst.

Um zu zeigen, wie schlau Jay Gould manipulirte, hier nur das eine Beispiel. Er war in der Baisse und wollte gern eine Geldklemme hervorrufen Zu diesem Zwecke nahm er 500 000 Dollars United States Bonds und lieh sich bei einer Bank darauf eine halbe Million. Mit dieser Summe kaufte er wieder Bonds und deponirte sie bei einer Bank, und so oft wiederholte er diese Manipulation, bis durch die einen 500 000 Dollars sämmtliche Banken NewYorks angespannt wurden. Ob indessen gerade er an dem black friday Schuld trug, ist unsicher, nach einer Version soll er sogar an jenem Tage enorme Verluste erlitten haben. Es giebt eben noch mehr Spitzbuben am Broadway.

Jedenfalls hat noch nie ein Mann in der Union so frech und großartig geraubt wie Jay Gould, so viele falsche Buchungen vorgenommen, so vielen Widerstand hiergegen Dezennien hindurch eben so klug wie andererseits gewaltthätig niedergedrückt. Der größte Cynismus und die größte Vorsicht vis-à-vis dem Gesetze gingen bei ihm Hand in Hand. Auch der kleinste Diebstahl lockte ihn noch. Wie oft machte er sich z. B. ein Vergnügen daraus, einem ihm zufällig begegnenden Bekannten freundliche Kaufrathschläge zu geben: Nichts war dann sicherer, als daß jenes empfohlene Papier den Tageskurs nicht wiedersah.

Eine offene Frage bleibt es freilich, wie eine so tief verachtete Persönlichkeit in einem geordneten Staate so ungeheure Erfolge erzielen konnte; sie, die in jedem anderen Staate unrettbar dem Zuchthause verfallen gewesen wäre. Hierauf antworte ich mit einer Anekdote.

Ein Herr aus Bückeburg unterhielt sich einmal mit einem New-Yorker über die Verderbniß amerikanischer Geschäftsverhältnisse und meinte schließlich, sein Lippe-Detmold wäre bei einer solchen Korruption schon längst untergegangen.

„Auch die Union wäre schon in Folge dessen untergegangen", so erwiderte der Yankee, „das wird aber nicht geschehen, so lange noch ein Patriot bei uns lebt."

„Und wie heißt dieser Patriot?"

„Der Raum!" Pluto.

Die heilige Flamme.

Der Regen hielt sich fest in runden Wolken
Den ganzen Tag bis hin zur Vesperstunde.
Dann plötzlich, wie aus einem Nest heraus,
Brach von der See ein wüster Windstoß vor,
Und Bö auf Bö fällt über Land und Wasser.
Und wenn die Böen, auf Minuten nur,
Das Meer, den Strand wie Tiger überraschten,
Begleitete sie starker Tropfensturz.
Als Abendtrösterin kroch nicht einmal
Die Sonne vor aus ihrem grauen Dickicht.

In solchem Ungewitter, träumte mir,
Betrat ich einen ungeheuern Kirchhof.
Schon neigte sich der Nachmittag zu Ende.
In einer weiten Halle dieses Kirchhofs
Stand ich allein, umgeben von viel Menschen,
Die Gruppen bildeten, je eine Gruppe
Von Klagenden, von Weinenden, des Grames.
Nach einer kleinen Weile immer wieder
Sprang eine Thür auf, und ein strenger Mann
Rief einen Namen; und es löste sich
Auf seinen Ruf von jenen Gruppen eine,
Und ging ihm zu, ging mit ihm, und verschwand.
Der Saal ward niemals leer, von neuem füllte
Ihn fort und fort eintretendes Gedränge.
Ich wartete, und mußte lange warten,
Bis auch an mich der harte Ruf erscholl.
Und ich erhob mich, um ihm nachzuschreiten.
Ich führte — Wunder, war ich nicht allein? —
Am Arme eine junge blasse Frau.
So traten wir zu zweien aus dem Raum
In einen andern, dessen kahle Flächen
Unendlich trostlos unser Herz anstarrten.
Inmitten stand auf nacktem Katafalk
Ein Sarg, bar aller Kränze, jeder Zier.
Nur auf dem schweren Deckel sah ich liegen
Ein silbern Sporenpaar, sonst nichts, sonst nichts.

Doch! noch ein Schild entdeckten meine Augen
Am Fußquerbrett der Truhe, drauf die Worte:
„Lebt wohl, ihr Kinder, die ihr mich geliebet,
Ihr Freunde, die ihr mich geehret habet."

Sehr leise tönt, unsichtbar ist die Orgel,
Das Spiel der Flöten und der Engelsstimme.
Sechs Männer kamen irgendwo hervor,
Sechs langtalarte Träger mit Baretts.
Die nahmen nun den Sarg auf ihre Schultern,
Und feierlich, und Schritt vor Schritt gesetzt,
Zog durch ein Bogenthor der Zug ins Freie,
Wo unwirthlich das Wetter uns umfuhr.

Die junge blasse Frau an meiner Seite,
Hing schluchzend, aufgelöst in Schmerz und Weh,
An meinem Arm. Ihr langer Trauerschleier
Berührte, wenn der Sturm nicht mit ihm spielte,
Den Boden fast; tiefschwarz von Haupt zu Fuß,
Bis auf den Handschuh, hüllt sie das Gewand.
Gleich hinter uns, die Fahne hängen lassend,
Mit stier gesenktem Kopfe stapft ein Windhund,
Ein langbehaartes, braungeflecktes Thier,
Um seinen Hals ein blaues Band geschlungen.
So folgen wir zu drein den sechs Talaren.
Indessen nun den Spruch ich las und las:
„Lebt wohl, ihr Kinder, die ihr mich geliebet,
Ihr Freunde, die ihr mich geehret habet,"
Ließ sich die junge blasse Frau von mir,
Als hätte sie die Augen fest geschlossen,
Als müßte ich sie tragen, vorwärts führen.

Der, dem wir folgten, hatte neunzig Jahre,
Treu seinem Gott, und seinem Heiland treu,
Die Lebensbürde demüthig geschleppt.
In seinen Händen hält er eine Rose,
Ich seh' sein Antlitz, seine Hakennase,
Den Gentleman, den Kavalier, den Ritter. —
Hab' Dank, hab' Dank für so viel Lieb und Güte.

Der Tod geht um: Links, rechts, von allen Enden,
Von überall her, her aus andern Hallen,
Begegnen Sarg auf Sarg uns, Sarg auf Sarg,
Mit Bannern der, mit Blumen, Schleifen der,
Der eines Kindes Bett, der eines Greises,
Und der umklammert eine schöne Braut,
Der einen Grafen, einen Dienstmann der,
Der jenen, diesen, und der diese, jene.

Den Ständen und den Altern ohne Wahl
Schien heute hier der letzte Gang beschieden.
Kein Laut aus Menschenmund klang irgendwo,
Nur stumm, in immer gleichgemessnem Tritt,
Schritt — kam ein Zug dem andern in die Quere
Ein wenig wartend —, Alles seine Bahn,
Bis jede Leiche ihre Stätte fand.

Als die drei Handvoll in die Grube flogen,
Erschaute ich ein Nordseeufer plötzlich:
Ein schwefelgelber Streifen hing darüber,
Lang, schmal, drauf lag ein rabenschwarz Gewölk,
Und vor der Mitte dieses gelben Streifens
Erhob ein offner Tempel seine Säulen.
So sah ich ihn: Die schlanken Schafte unten
Scharf durch den schwefelgelben Streifen steigend,
Indes sich oben Sims und Kapitäle
Vom finstern Himmel dämmerig abzeichnen.
Und in dem Tempel lodern jetzt hellhoch
Auf einem Scheiterhaufen mächtige Flammen.

Da schrie mit meiner ganzen Stimme ich:
Reißt mir den Sarg, reißt mir den Sarg herauf,
Ins Feuer dort, ins Feuer bringt ihn dort!
Doch flehend fiel die junge blasse Frau
In mein Gelärme: Lass', o lass' ihn ruhn.

Ich aber starrte angestrengt hinüber:
Verblichen war das gelbe Band, verschwunden,
Und in die dunkle Nacht trieb ihre Lohe
Die keusche Flamme groß und still empor.

Hamburg. Detlev von Liliencron.

Caesonius Priscus.

Sehr nett muß es, wenn Sueton und Tacitus nicht, wie Adolf Stahr ja behauptet, ganz kulimäßig gelogen haben, am Hofe des Kaisers Tiberius zugegangen sein. Das später von Frau von Pompadour übernommene Wort taumelnder Leichtfertigkeit führt der leutselige Monarch mit besonderer Vorliebe im Munde, als gebildeter Herr in seiner griechischen Urform: *ἐμοῦ θανόντος γαῖα μιχθήτω πυρί.* Weil aber auch gebildete Herren, namentlich wenn sie mehrere Sprachen sprechen, sich im Reden mitunter vergaloppiren, so geschah es auch dem Tiberius, daß er gelegentlich ein unlateinisches Wort von sich gab. Das war für das Hofgesinde nun recht ein Fressen. Irgend ein Atteius Capito, eine verschuldete Excellenz oder ein strebender Reitergeneral, trat vor, neigte das grinsende Haupt tief zur Erde, um es nicht zu sehen, falls der Kaiser wider Erwarten roth werden sollte, und meinte, großes Heil sei der Grammatik widerfahren, denn es habe der Herrscher ein neues Wort ihr geschenkt. Und dann wurde weiter regirt, und zwar nach dem erhabenen Grundsatze, der zu den tiberianischen Lieblingen gehörte: Oderint, dum probent, — was aus dem Caesarischen ins Konstitutionelle übertragen, etwa heißen würde: Mögen sie schimpfen, wenn sie nur bewilligen!

Sie schimpften denn auch furchtbar, und da auch dieser erleuchtete Despot die Gazetten seiner Zeit nicht geniren ließ, so sind uns alle die hübschen Geschichten erhalten geblieben, die einige Jahre, nachdem der cheruskische Befreier Deutschlands von seinen lieben Kollegen ermordet worden war, über Tiberius und seinen Lebenswandel umzugehen begannen. In drei Jahrhunderten, von Montaigne bis auf Stahr, ist es nicht gelungen, den Beweis dafür zu erbringen, daß Sueton und Tacitus Verleumder waren, — und Herr Brausewetter wundert sich jetzt, daß die Sache bei Ahlwardt nicht in drei Tagen abgemacht war. Die geschätzten Pamphletisten behaupten, der Kaiser habe, als er im ehrwürdigen Alter von sieben-

undsechzig Jahren sich in seine kampanischen Villen und später nach Capri zurückzog, sich nicht gerade mit der Verbesserung der öffentlichen Sittlichkeit beschäftigt, und sie berichten Dinge, deren Verbreitung nach § 184 des Strafgesetzbuches mit Geldstrafe bis zu dreihundert Mark oder mit Gefängniß bis zu sechs Monaten bestraft werden würde — und noch schwerer bestraft werden wird, wenn das von der immer geschmackvollen Presse lex Heinze getaufte Gesetz erst in segensreiche Wirksamkeit tritt. In der Sittlichkeit haben wirs herrlich weit gebracht: den Tacitus nannte man einst das Gewissen seiner Zeit; wenn heute dieses Gewissen scharf beißt, wird es beschlagnahmt und seine Platten und Formen werden unbrauchbar gemacht.

Indessen, mögen die Liberalen noch so sehr über den Kulturfortschritt jubeln, gewisse Institutionen erhalten sich doch und nur ihr äußeres Gewand bequemt sich dem modischen Schnitt an. Ein Atteius Capito, ein Caesar supra grammaticos, wäre auch heute noch möglich und eben scheint aus dem Schoße der deutschen Volksvertretung sich ein Entschluß loswinden zu wollen, der eine tiberianische Einrichtung zu moderniſiren und zu demokratiſiren durchaus geeignet ist. Von dem Tiberius nämlich erzählten die bösen Libelliſten, er habe zu zahlreichen andern Hofämtern noch die Charge eines Intendanten der kaiserlichen Wollust gefügt, so eine Art von Hof- und Staats-Kuppler und zugleich eine Versicherung gegen Unfälle beim Genuß hingebend weiblicher Zärtlichkeit. Es versteht sich, daß ein so wichtiges und an Verantwortung reiches Amt nur von einem Mitgliede des Hochadels verwaltet werden konnte, schon deshalb, weil ein nieder Geborener den Geschmack und die Neigungen verwöhnter Herren nicht getroffen hätte. Auch hierin mußte die Nivellirung erst eine gute Strecke ihres Jahrhundertmarsches zurücklegen, bis die erotischen Verschiedenheiten so weit ausgeglichen waren, daß Ludwig XIV. die Verwaltung seiner intimsten Herzens-Angelegenheiten vertrauensvoll in die Hände des einfachen Herren Lebel legen konnte. Für die Bedürfnisse des Tiberius war ein echter römischer Ritter eben gut genug, und wenn Dame Fama nicht lügt, ging aus dem eifrigen Wettbewerb um die neue Hofcharge damals der Reichsfreiherr Cäsonius Priscus als Sieger hervor. Dieser gewiß sachverständige Herr hatte dafür zu sorgen, daß für den Konsum der hohen und höchsten Herrschaften immer die nöthige Waare am Platze war: gutes, reinliches und besonders gesundes Fleisch, und einen Kulturhistoriker sollte eigentlich die Aufgabe locken, einmal nachzuweisen, wie aus dieser römischen Reichsbehörde allmählich das annoch bestehende Institut der Hoftheater-Intendanten sich entwickelt hat.

Seit dem Tode des Tiberius, der das weiche Herz meines Gönners Friedmann so erschüttert hat, haben die weltlichen Herrscher auf manches

Privilegium verzichten gelernt. Offizielle Hofkuppler giebt es höchstens noch am goldenen Horn, und da ist der Großherr so vorsichtig, durch eine von den Landessitten freundlich geduldete Operation sich vor immerhin unangenehmen Mitarbeitern zu sichern, — was freilich den regirenden Sultan nicht davor geschützt hat, daß ihm der eigene, eben mannbar gewordene Sohn eines schönen Tages eine noch schönere Musikantin vor der hellen Begierde wegschnappen konnte. Der neue Souverän aber, die Bourgeoisie von des Kapitals Gnaden, scheint nicht gewillt, auf die caesarischen Lebensgewohnheiten zu verzichten: die bequemen Gefälligkeiten des edeln Caesonius Priscus sucht sie mit heißem Bemühen in ihr geliebtes Polizeideutsch zu übertragen, und da sie ein lebendiges Gewissen ganz und gar nicht gebrauchen kann, so schickt sie anstatt des Aristokraten Tacitus den Demokraten Albert Traeger ins Treffen und läßt — nach der Vossischen Zeitung vom 4. Dezember — durch diesen berufenen Dichter verkünden: „Die Vorschrift bezüglich der Kasernirung der Prostitution betrifft eine Zweckmäßigkeitfrage; ich kann mich selbst nicht darüber erklären; man wird prüfen müssen, welche Form hierbei die größte Sicherheit für die Oeffentlichkeit bietet." Verwandte Regungen entbanden auch andere Redner und es steht heute schon fest, daß im Deutschen Reichstage eine Majorität vorhanden ist, die man, in Anlehnung an das geflügelte Richterwort von der Schnaps- und Schweine-Politik Bismarcks, recht wohl eine Bordell-Mehrheit nennen könnte.

Nun hat nach einer ausgezeichneten und darum unbeachteten Rede des Herrn Bebel zwar der Staatssekretär Hanauer gesagt, die verbündeten Regirungen wollten keineswegs die sogenannte Kasernirung der Prostitution einführen, sondern nur das Vermiethen von Wohnungen an Prostituirte straflos lassen. Das wäre nur ein neuer Beweis dafür, wie die jetzige Regirung aus Furcht vor dem Regen immer unter die Traufe kommt. Wenn das Vermiethen an Prostituirte frei gegeben wird, dann wird bald kein armer Teufel, ein Student, Künstler oder Kaufmann, mehr ein möblirtes Zimmer bezahlen können, weil er mit den Miethen der Prostituirten — bis zu zehn Mark für den Tag und mehr noch — nicht entfernt konkurriren kann. Dabei bitte ich zu bedenken, daß allein in Berlin während der letzten dreißig Jahre und während einer Zunahme der Bevölkerung um 200 pCt. die Zahl der Prostituirten sich um 640 pCt. vermehrt hat und daß sie heute auf ca. 45.000 zu schätzen ist. Aber diese Ziffern genügen noch nicht, um die Folgen des neuen Planes zu illustriren. Jetzt hält die Furcht vor dem § 180 zahlreiche Wohnunginhaber davon ab, an Dämchen zu vermiethen, die einen wohlhabenden Liebhaber ihr Eigen nennen: Confectioneusen, kleine Schauspielerinnen — die großen, auch die mit einem Liebhaber-Konsortium, sind von der Gesellschaft ja umworben —, Putzmacherinnen und dergleichen

mehr, Frauen, die im Polizeisinne nicht eigentlich Prostitution treiben, die aber aus der geschlechtlichen Hingabe doch Vortheile ziehen. Schwindet diese Furcht, dann werden gewisse Absteigequartiere, die auch manchem Reichsboten manchmal nicht unbekannt sind, vielleicht eine kleine Einbuße erleiden, die Preise der möblirten Zimmer mit separatem Eingange aber werden in die Höhe schnellen, daß es eine Lust sein wird, vermiethen zu können. Und da ohnehin an kleinen Wohnungen ein chronischer Mangel herrscht, werden auch ärmere Leute, mit der Aussicht auf reiche Zimmerdamen, gern größere Wohnungen nehmen und die Frau wird mit den Einnahmen ihrer Toleranz das Familienbudget behaglich abzurunden versuchen. Mit dem Angebot wird vermuthlich die Nachfrage steigen und die Dämchen, die aus Angst vor der drohenden Exmission bisher manchen freigebigen Bedränger noch an der Hausthür verabschiedeten, werden künftig seine Begleitung und seine Wachslichte wohl noch etwas länger erdulden. Die Wirthin merkts wohl nicht, man zahlt ihr auch was zu. . . .

Das giebt ein wundervolles Kapitel im unterhaltsamen Buche der bourgeoisen Tragikomödie. Mit Entsetzen hält die Wohlanständigkeit sich vor der Erinnerung an den Papst Sixtus den Vierten die Nase zu, dem ein einziges Lupanar alljährlich die hübsche Summe von 20 000 Dukaten abwarf. Die ganz Frommen aber und die ganz Liberalen vereinen sich in dem Wunsche nach einem ausreichenden und polizeilich geregelten Schutze ihrer Wollüste, und die Regirung thut, da schon das zwanzigste Jahrhundert hereinbrechen will, den ersten Schritt zur Bordell-Freiheit; sie erklärt, in dem norddeutschen allgemeinen Blatte des Guano-Barons von Ohlendorf, die Werke der Ibsen und Strindberg für sittengefährlich und verpflichtet sich gleichzeitig, mit allen Eifer dafür Sorge zu tragen, daß in Zukunft jedes Bürgers keusches Herze bequem die Bedürfnisse, die man vor keuschen Ohren nicht nennen darf, befriedigen kann, ohne vor Ansteckung oder vor Zuhältern zittern zu müssen. Mit der gleichen sittlichen Berechtigung könnte ein anderer Albert Traeger den Antrag einbringen, es möchten gesetzlich von sämmtlichen Thüren sämmtliche Schlösser entfernt werden, damit die Herren Diebe in der Ausübung ihrer Gewerbefreiheit nicht so lästige Hindernisse zu überwinden hätten.

Was ein Dieb ist, weiß ein Jeder, der nicht gerade Operntexte oder Klassiker-Biographien schreibt; über das Wesen der Prostitution aber scheinen doch noch vielfach recht unklare Vorstellungen zu bestehen. Littré sagt: Prostitution = Abandonnement à l'impudicité; Larousse definirt den Begriff besser, da er von gewerbsmäßiger Unzucht spricht; und die knappste und bestimmteste Erklärung hat der frühere französische Minister Yves Guyot gegeben, der mit Herbert Spencer an der Spitze der Bewegung zur Ab-

schaffung der Prostitution steht: Est prostituée toute personne pour qui les rapports sexuels sont subordonnés à la question de gain. Die Gewinnsucht also, und nicht die Lüderlichkeit oder die Brunst, ist das Entscheidende, und die russische Katharina kann so wenig eine Prostituirte genannt werden wie die römische Messalina, die als galante Lycisca zwar Geld nahm, aber nur, um ihre Abenteuer noch besonders zu trüffeln und die Dirnengefühle bis zur Hefe zu kosten. Die verheirathete Frau, die gegen Tilgung einer heimlichen Schneiderrechnung sich dem fetten Kommerzienrath von drüben verkauft, ist prostituirt; ihr Dienstmädchen, das mit jedem neuen Halbjahr einen neuen Krieger in der Küche umfängt, ist es nicht. Und — da wir gerade dabei sind — ist der Soldat, der von seiner Liebsten doch einen integrirenden Theil seiner Nahrung erhält, nun ein Zuhälter? Nein? Dann ist es vielleicht dort der berühmte Mann, der an besser Situirte und höher Gestellte seine Frau bereitwillig ausborgt? Auch nicht? Oder der Graf, der ein armer Baron war, bis er die reich ausgestattete Maitresse seines Duodezfürsten heirathete, und der nun zufällig immer auf der Jagd ist, sobald der hohe Herr zum Besuch kommt? Ja, wenn der auch kein Zuhälter ist, dann bitte ich doch in Demuth um eine bündige Definition; denn schließlich muß man doch mindestens wissen, wen und was man bestrafen will, bevor man Gesetze macht. Und ich wage zu zweifeln, ob Herr Hanauer das ganz genau weiß.

Ein sehr einfaches Mittel, die Prostitution zwar nicht zu unterdrücken, aber doch zu verringern, wäre das: den arbeitenden Frauen bessere Löhne zu zahlen. Der um die innere Mission sehr verdiente Pastor Burckhard hat einmal mitgetheilt, daß eine Näherin für ein Dutzend Knopflöcher 5 Pfennige, für einen Damenmantel etwa eine Mark und fünfzig Pfennige und für ein Dutzend Damenhemden höchstens eine Mark erhält. Ist es da so wunderbar, wenn der Dr. Parent-Duchâtelet unter 10,000 eingeschriebenen Prostituirten rund 3400 Nadelarbeiterinnen festgestellt hat? Ein hübsches, frisches Mädchen, dessen Einkommen bei harter Arbeit kaum zu Butterbroten langt, das ringsum lockenden Luxus sieht, wird eines Abends zu Ronacher oder ins Scala-Theater verschleppt, bekommt dann im Café Keck einen starken Punsch und läßt sich, um nicht in die enge, feuchte Schlafstelle zurückzukehren, halb bewußtlos von dem treuherzigen Herrn, der ihr nur „etwas zeigen" will, mitnehmen. Und dann gehts wie im mephistophelischen Ständchen; und nachher schmeckt das Butterbrot gar nicht mehr und es erscheint ein zweiter, noch treuherzigerer, nur etwas älterer Herr, oder ein Kindlein meldet sich und eine Kupplerin erbietet sich zu weisem Rath: sie schießt die Kosten für die Entbindung vor und spedirt ihr Opfer später an einer würdigen Dame, nach Hamburg oder nach London oder nach

Valparaiso, je nachdem gerade Ordres vorliegen. Und wollen die Kenner der Dienstbotenverhältnisse am Ende noch erstaunt und entrüstet thun, wenn sie vernehmen, daß nach der Statistik des Dr. Jeannel die Dienstmädchen mit durchschnittlich 40 pCt. an der Prostitution betheiligt sind, während die Landarbeiterinnen nur etwa 0,6 pCt. dazu liefern? Wo das Geld auf dem Thron sitzt und von schamloser Ausbeutung nicht minder schamloser Luxus bestritten wird, da greift das arme Geschöpf, dem an den Freuden der Welt sein Theil verkürzt ist, zu dem letzten Mittel des Schwächsten: es verkauft den eigenen Körper für ein Stückchen Fleisch, für ein weiches Bett, für ein flüchtiges Vergnügen. Und ich begreife eigentlich nicht, wie echte und rechte Manchesterleute daran ein Aergerniß nehmen können, da sie doch jedem gestatten, frei zu handeln und frei zu wandeln und frei seine Kräfte zu brauchen zu eignem Gewinn.

Sie fürchten sich: das ist die Sache. Vor der Ansteckung und vor den Zuhältern, den plebejischen heißt das, mit den Ballonmützen und ohne Glacéhandschuhe, fürchten sie sich und darum gestatten sie gnädigst die Durchbrechung des schönen Prinzips von dem freien Spiel der Kräfte. Nur darin bleiben sie ihrem Grundsatze treu, daß sie auch diesmal den Zwischenhandel nach Möglichkeit stärken wollen: den Kuppler und die Bordellmutter, die für Spitzenhemden sorgt, für gute Beleuchtung und süffigen Stoff. Sie möchten eine angenehme, eine behaglich durchwärmte und bequem erreichbare Prostitution, zu der ein heller und sicherer Korridor führt und die von Staates wegen ärztlich überwacht ist. Nur keine Radikalmittel, die wo möglich die Kosten der industriellen Produktion erhöhen und den Händlerprofit schmälern könnten! Aber die Zuhälter sind schließlich auch die Vertreter berechtigter Interessen, auch sie machen vom freien Spiel ihrer Kräfte Gebrauch. Als im Jahre 1830, Victor Hugo fing eben an, poetischer Nationalgott zu werden, die Pariser Polizei gegen die Zuhälter vorgehen wollte, da erschien im Verlag von David eine Broschüre, die den Titel trug: 50000 voleurs de plus à Paris! Par le beau Théodore Cancan, und das Motto aus Hernani: Je tombe à vos genoux! Ah! je vous en supplie, ayez pitié de nous! In beweglichen Worten wurde da dem Herrn Präfekten das den armen „marlous“ drohende Elend vorgestellt und am Schlusse rief der schöne Theodor Cancan trauernd aus: Que voulez-vous que nous fassions pour vivre? Voler! Pour nous procurer des vêtements? Voler! Pour satisfaire même un besoin de nature? Voler! Solche Ausgrabungen sind mitunter recht lehrreich und ich möchte deshalb auch den Herren Gesetzmachern die Memoiren des ehemaligen Chefs der Pariser Sittenpolizei, Canler, empfehlen, worin zu lesen ist, wie die Prostituirten neben anderen Rücksichten auch dadurch

veranlaßt werden, sich Zuhälter aufzubürden, daß diese skrupellosen Menschenkinder sehr häufig im Geheimdienst der Polizei stehen und so leicht in der Lage sind, der arretirten Freundin gefällig zu sein und die arme Marmite gelegentlich, für ein Denunziatiönchen, aus dem Gefängniß von Saint-Lazare zu befreien. Bei uns kommt so etwas natürlich nicht vor; aber aus welchen Kreisen rekrutirt sich denn das Heer der Spitzel und Vigilanten? Jedenfalls ist es interessant, bei Canler zu lesen, wie ganze Bureaux existiren, wo der Zuhälter, wenn seine Einnahmequelle polizeilich geschlossen ist, die Adresse eines lange gesuchten Diebes erfahren kann; mit dieser geht — oder ging — er dann auf die Präfektur, und wenn Feinsliebchen wieder frei war, mußte es die Schuld an den Bureauinhaber allmählich abarbeiten.

So hübsche Geschichten könnte ich noch eine ganze Weile erzählen und auch die Praktiken der Vermietherinnen in den Häusern mit und ohne große Nummern beleuchten, die Machtvollkommenheiten der Nachtwächter, die merkwürdig oft nicht zu finden sind, erörtern und von den bescheidenen Ergebnissen der Sittenkontrolle den Schleier ziehen. Aber wir halten noch bei der ersten Lesung des Unzuchtgesetzes und da war mir zunächst nur die General-Diskussion wichtig, in der ja auch die mit Recht verehrten Parlamentarier vom Wege abschweifen dürfen. Es sollte festgestellt werden, daß die allerneueste Sittlichkeitbewegung genau auf die gleichen Ziele losgeht, die weiland der Kaiser Tiberius verfolgte, als er für den Freiherrn Caesonius Priscus die durchaus nicht sine cura zu verwaltende Hofcharge schuf: heute wie damals soll die Sicherheit dafür gegeben werden, daß der regirende Herr stets das Erforderliche an chair à plaisir in reinlichem, gesundem und auch sonst ungefährlichem Zustande bei der Hand hat. Und vielleicht unterhalten die Volksvertreter, wenn sie wieder einmal „im Ueberrock“ beim Grafen Caprivi tafeln, sich auch über das lohnende Thema, wie die Gestalt der Souveräne gewechselt hat, vom römischen Imperator bis zur borussischen Bourgoisie, und wie dennoch die oberste Devise der jeweilig Regirenden immer die gleiche geblieben ist, durch allen Wandel der Zeiten: Oderint, dum probent!

Apostata.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, 17. Dezember 1892.

Die Lehren des Ahlwardt-Prozesses.

Prinz Heinrich von Preußen soll am letzten Tage des Ahlwardt-Prozesses den Verhandlungen beigewohnt haben. Leute, die es wissen könnten, behaupten, die Anwesenheit des Prinzen sei auf den ausdrücklichen Wunsch des Kaisers erfolgt, der nach den vorher an ihn gelangten Informationen von dem Verlauf des Prozesses sehr unangenehm berührt gewesen und das Verlangen geäußert haben soll, endlich die Eindrücke eines unbedingt zuverlässigen Zeugen kennen zu lernen. Solche Empfindungen des Monarchen würden im Volke ein sehr lebhaftes Verständniß finden; denn ganz außerordentlich verbreitet ist die Ansicht, daß in der Behandlung des Ahlwardt-Skandals von der Regirung eine Reihe von unverzeihlichen Fehlern begangen worden ist, von Fehlern, die gewiß nicht geringer als die waren, die in Frankreich das Ministerium Loubet zu Falle brachten. Diese betrübende Erscheinung kann das offiziöse Wehklagen über das fehlende „Vertrauen in die berufene Leitung" der Staatsgeschäfte nicht verdunkeln. Das Vertrauen fehlt, und es ist sehr bemerkenswerth, daß auch die Norddeutsche Allgemeine Zeitung das endlich zugeben muß; gewöhnlich aber pflegt man nicht den anzuklagen, der das Vertrauen verliert, sondern den Andern, der das Vertrauen verscherzt. Unter günstigeren Umständen ist kaum jemals eine Regirung ins Leben getreten als die des Generals von Caprivi: sie fand die monarchischen Grundmauern fest gefügt, sie fand das glänzende Prestige einer von ungeahnten Erfolgen erfüllten Epoche, und alle Parteien beeilten sich, die nur mit den Benefizien des Inventars belastete Erbin einer großen Vergangenheit ihrer eifrigsten Unterstützung zu versichern. Wenn eine

solche Regirung nach nicht ganz drei Jahren einsehen muß, daß sie im Volke keinem Vertrauen begegnet, dann bleibt ihr eigentlich nichts mehr zu thun übrig, als sich zurückzuziehen und erfahreneren Piloten den Platz zu räumen, der mit militärischer Disziplin und mit lächelnder Selbstgefälligkeit allein eben nicht ausgefüllt werden kann.

Der Rektor a. D. Hermann Ahlwardt hat in zwei Broschüren, die in ungeheuren Massen vertrieben und verkauft worden sind, Anklagen erhoben, die erstens die Leiter der Gewehrfabrik von Ludwig Loewe und Compagnie des Landesverrathes und zweitens die mit der Abnahme und Prüfung der gelieferten Gewehre beauftragten Beamten mindestens der Fahrlässigkeit beschuldigten. Für dieses Vergehen, das durch zahlreiche und gröbliche Formalbeleidigungen verschärft wurde, ist Herr Ahlwardt auf Grund des § 186 des Strafgesetzbuches zu fünf Monaten Gefängniß verurtheilt worden. Der angezogene Paragraph lautet: „Wer in Beziehung auf einen Anderen eine Thatsache behauptet oder verbreitet, welche denselben verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen geeignet ist, wird, wenn nicht diese Thatsache erweislich wahr ist, wegen Beleidigung mit Geldstrafe bis zu sechshundert Mark oder mit Haft oder mit Gefängniß bis zu Einem Jahre und, wenn die Beleidigung öffentlich oder durch die Verbreitung von Schriften, Abbildungen oder Darstellungen begangen ist, mit Geldstrafe bis zu eintausendfünfhundert Mark oder mit Gefängniß bis zu zwei Jahren bestraft.“ Da der Rektor auch im Sinne des § 185 eine Reihe von Privatpersonen schwer beleidigt hat, da er ferner schon mit vier Monaten Gefängniß vorbestraft war, so geht die communis opinio dahin, daß die jetzt erkannte Strafe außerordentlich gering ist, und es werden daran eben so phantastische wie thörichte Schlußfolgerungen geknüpft. Das ist traurig, aber begreiflich; der ganze, von so großem Aufsehen begleitete und in seinen Folgen so weit reichende Prozeß durfte überhaupt nicht öffentlich verhandelt werden, weil er für die Menge niemals und unter keinen Umständen ausreichende Beweise herbeischaffen konnte. Die Menge erwartet und verlangt von der Regirung, daß diese, selbst wenn sie getäuscht worden ist, da, wo es sich um die nationale Wehrhaftigkeit handelt, die Täuschung öffentlich nicht aufkommen läßt und nur insgeheim den entstandenen Schaden reparirt. Jeder Kaufmann sucht nach Ausflüchten, wenn er unbewußt schlechte Waare geliefert hat,

und kein Zeitungbesitzer giebt zu, daß er seinen Handelsredakteur wegen bedenklicher Börsenmanöver entfernt hat, weil der Kaufmann und der Verleger sonst eine gar nicht wieder gut zu machende Einbuße an Vertrauen erleiden müßten. Folglich, argumentirt die Menge, wird auch die Regirung doch nicht so dumm sein, einzugestehen, daß sie mit ihren Gewehren beschwindelt worden ist. An diesem felsenfesten Glauben prallt auch das umständlichste Beweisverfahren wirkunglos ab; und wenn dann der Mann, der so ungeheuerliche Anklagen erhoben hat, nicht als Verleumder, sondern nur als Verbreiter nicht erweislich wahrer und schwer beleidigender Thatsachen verurtheilt wird, dann ist die gefährliche Legende fertig.

Noch Eins kommt hinzu. Nehmen wir einmal an, es würde von einer großen Tabakfirma behauptet, sie liefere gesundheitschädliche Cigarren. Die Anklage wird geschäftig kolportirt, die Firma stellt einen Strafantrag und beweist, daß mit ihrem Wissen und Willen niemals schlechter Tabak verarbeitet worden ist. Wird nicht jeder Abnehmer des gerichtlich reingewaschenen Hauses bei jeder Uebelkeit, die ihm eine Cigarre verursacht, immer geneigt sein, zu glauben, es müsse bei der Fabrikation doch wohl nicht ganz mit rechten Dingen zugegangen sein? Leider ist es nur zu wahrscheinlich, daß mit den Löwe-Flinten die selbe Erfahrung gemacht werden wird. Die Gewehre sind nach dem Urtheil der Sachverständigen durchaus kriegsbrauchbar; in dem Augenblicke aber, wo mit einem solchen Gewehr ein sonst kaum beachteter Unfall passirt, wird der Soldat sich der gerichtlich festgestellten Unregelmäßigkeiten erinnern, die in der Fabrik von Löwe vorgekommen sind, und daraus kann eine Panik entstehen, deren Folgen gar nicht zu überblicken sind. Das mußte um jeden Preis vermieden werden; in einer Zeit, wo man eine ungeheure Vermehrung der militärischen Last dem Volke zumuthet, durfte nicht eine Sekunde ein Zweifel daran aufkommen, daß die deutsche Armee nicht nur mit brauchbaren, sondern mit tadellos vortrefflichen Gewehren bewaffnet ist.

Einer der Zeugen im Prozeß, der Freiherr von Wackerbarth, hat ganz richtig bemerkt, den juristischen Bedenken der Zuständigkeit dürfe nicht das vaterländische Interesse geopfert werden. Die Regirung hatte es in der Hand, die erste Broschüre Ahlwardts zu unterdrücken. Ein unbescholtener Mann mit adeligem Namen erscheint beim Polizeipräsidenten von Berlin, legt ihm ein Druckheft vor und sagt,

das Heft solle nicht erscheinen, wenn der Polizeipräsident eine genaue Untersuchung der Sache veranlassen wolle. Der Polizeichef fertigt den Besucher sehr kurz mit der Bemerkung ab, was Ahlwardt sage, werde ja doch nicht geglaubt werden. Darauf erscheint die Broschüre; sie wird auf allen Straßen ausgebrüllt und in Massen gekauft und nach langen Wochen erst, nachdem ganz Europa von dem Lärm erfüllt ist, entschließt die Regirung sich zu einer Erklärung, die dann natürlich nur noch halbe Wirkung übt. Der Weiterverkauf des Heftes wird erst verhindert, als der Strafantrag der Privatkläger vorliegt, und unmittelbar nach der Verkündigung des Urtheils, das ausdrücklich die Kriterien der Verleumdung ausscheidet, spricht Graf Caprivi im Reichstag von der unverantwortlichen und gewissenlosen Verleumdung der Militärverwaltung, setzt sich also in Widerspruch zu dem gerichtlichen Erkenntniß. Damit aber in dieser Kette von Mißgriffen auch nicht ein einziges Glied fehle, ergeht an die Botschaften auch noch die Bitte, dafür zu sorgen, daß die ausländischen Korrespondenten über die Angelegenheit so wenig wie möglich berichten. Das, meinen unsere neuesten Diplomaten, würde beruhigend wirken.

Die leitenden Herren haben gewiß nach bester Einsicht gehandelt; über die Richtigkeit politischer Maßnahmen in kritischer Zeit entscheide am letzten Ende aber doch nur der Erfolg. Und daß die Regirung in der Ahlwardt-Sache einen Erfolg erzielt hat, das glaubt sie wohl selbst nicht ernstlich. Es gab Mittel und es mußte Mittel geben, die Broschüre, wenn sie falsche Thatsachen enthielt, sofort zu beseitigen und mit größter Beschleunigung festzustellen, ob bei der Waffenlieferung Betrügereien vorgekommen waren oder nicht. Das gewählte Verfahren erinnert bedenklich an die Haltung des Herrn Loubet gegenüber den Gewaltthaten von Carmaux und den wahrhaft tropischen Dimensionen des Panama-Skandals. Gerade an solchen symptomatischen Erscheinungen muß es sich zeigen, ob eine Regirung durch ihre eigene Schwere und durch die Macht des aufgesammelten Vertrauens wirkt.

Herr Ahlwardt ist heute einer der populärsten Männer im Deutschen Reich: diese Thatsache kann keine Vertuschung aus der Welt schaffen. Eine ungewöhnlich große Majorität hat ihn in den Reichstag geschickt, der konservative Parteitag hat ihn wie einen Helden gefeiert, in Volksversammlungen und auf der Straße ist er zum Gegenstande stürmischer Kundgebungen gemacht worden. Das geschah, während man noch

annehmen mußte, Ahlwardt würde wegen schwerer Verleumdung verurtheilt werden. Diese scheinbar unerklärlichen Erfolge verdankt er, nächst dem Zaudern der Regirung und der dadurch geschaffenen Unsicherheit, der auffälligen Behandlung vor Gericht und dem würdelosen und widrigen Gebahren seiner Gegner.

Die Verhandlung hat dem Gerichtshofe eine schwere und heikle Aufgabe gestellt, um deren Bewältigung er sich gewiß mit dem besten Willen bemüht hat. Nachdem man sich aber einmal zu einem öffentlichen Verfahren entschlossen hatte, durfte man weder der Beweisaufnahme allzu enge Grenzen ziehen, noch den Angeklagten vor der Verkündigung des Urtheils wie einen bereits schuldig Gesprochenen behandeln. Nach beiden Richtungen ist mancher Wunsch unerfüllt geblieben. Der Prozeß Polke hat sehr viel länger gedauert als der Prozeß Ahlwardt, in dem es sich doch um ganz ungleich bedeutendere Interessen handelte. Wenn Ahlwardt z. B. den Beweis dafür erbringen wollte, daß, entgegen der offiziellen Erklärung im Reichsanzeiger, überhaupt nur der vierte Theil der gelieferten 425 000 Gewehre geprüft worden sei, so wäre es vielleicht besser gewesen, auch diese Behauptung als unwahr zu erweisen, anstatt den Antrag mit vielen anderen als überflüssig abzulehnen. Noch bedauerlicher ist es, daß der Vorsitzende des Gerichtshofes schon während der Beweisaufnahme sich zu der Erklärung hinreißen ließ: „Hier kommt es nur darauf an, ob Sie den Nachweis führen können, daß die Loeweschen Gewehre unbrauchbar sind. Diesen Nachweis zu führen, ist unmöglich, die Ueberzeugung wird sich bei keinem Richter erschüttern lassen.“ Der Vertheidiger Ahlwardts konnte darauf nur antworten, unter solchen Umständen könne man sich jede weitere Verhandlung sparen. Ueberhaupt schien der Vorsitzende allerlei ethische, moralische und politische Betrachtungen für nöthig zu halten: er sprach wiederholt in entrüstetem Ton von den anonymen Schmähbriefen, die er erhielte, von dem Pulverduft, der durch das Gerichtsgebäude ziehe, und nach den sehr harten Worten, mit denen er häufig den Angeklagten bedachte, war man doppelt und dreifach von dem Urtheil überrascht, das schließlich verkündet wurde.

Den Ausdruck dieser Ueberraschung mußte man in erster Reihe von der Presse erwarten, die seit Wochen und Monaten Herrn Ahlwardt mit Schimpfereien überhäuft hatte, unter denen „elendes Subjekt“ und

„der infamste Verleumder der civilisirten Welt" noch so ungefähr die gelindesten waren. Die einfachste Rücksicht der Klugheit mußte diesen Leuten doch die Taktik vorschreiben. Sie konnten sofort sagen: Die Geschichte mit der alliance israélite ist ein albernes Märchen, schon darum, weil ein Sieg des brutal antisemitischen Rußlands über das Deutsche Reich dem Judenthum gewiß nicht erwünscht sein kann; im Uebrigen warten wir das Ergebniß der Beweisaufnahme ruhig ab und erklären nur, daß es sich bei etwa vorgekommenen Betrügereien nicht um ein jüdisches, sondern um ein persönliches Vergehen handeln würde. Anstatt dessen marschirte die ganze Kolonne wie ein Mann zum Schutze des Herrn Isidor Loewe auf, und die selbe Presse, die Herrn Fusangel gefeiert hatte, weil seine Anklagen geeignet schienen, die nationalliberale Partei in Verruf zu bringen, die tobte nun wie blind und toll gegen Herrn Ahlwardt, weil der dem Judenthume etwas am Zeuge zu flicken versucht hatte. Und jetzt, wo der Spuk endlich verschwunden ist, jetzt zerbricht sich diese erbauliche Gesellschaft den Kopf ihrer Inserenten, um herauszubringen, woher das abscheuliche Ding, Antisemitismus genannt, nur eigentlich entstanden ist. Das ist ungefähr so geistreich, wie wenn ein Cholerakranker weitschichtige Untersuchungen über die Theorien Pettenkofers und Kochs anstellt, während in der lokalistischen und individuellen Verseuchung der Bacillus schon munter sein Wesen treibt.

Der Judenflinten-Mann hat mit einer Leichtfertigkeit und Frivolität gehandelt, die nicht zu entschuldigen sind. Aber sind denn Leichtfertigkeit und Frivolität in der freisinnigen Presse so unerhörte Dinge, daß nun plötzlich über die Verkommenheit der Zeit gejammert und Ahlwardt als der Auswurf der Menschheit gebrandmarkt werden muß? Erinnert sich das Berliner Tageblatt nicht mehr daran, daß es gewisse Praktiken seines jetzigen Helden Eugen Richter einst als „Bubenstücke" bezeichnete, „die an die Fälschungen der Ohm, Goebsche und Piersig gemahnen und weder deutsch noch freisinnig genannt werden können"? Die Herren haben offenbar ein bedauerlich kurzes Gedächtniß. Sie wissen nicht mehr, wie mitleidig und mild sie über die Banditenstreiche der Gebrüder Sommerfeld urtheilten, und sie haben, in hellem Zorn über die Konservativen in Arnswalde-Friedeberg, ganz vergessen, daß sie erst kürzlich einen ihrer Führer abkommandirten, damit er den Wählern in Geestemünde und Umgegend empfehle, nicht für den Fürsten Bismarck, sondern für den sozialdemokratischen Cigarrenarbeiter Schmal-

feld zu stimmen. Den Freisinnigen war Schmalfeld, den Konservativen war Ahlwardt „das geringere Uebel", und es ist doch dogmatisch noch nicht festgestellt, daß verbohrter Bismarck-Haß sittlich und politisch werthvoller ist als verbohrter Juden-Haß.

Auch politisch wird heute nur noch auf Symptome kurirt. Ahlwardt sitzt, denkt man, und Alles kehrt zur alten Ordnung wieder. Dieser Irrthum wird sich eines Tages sehr bösartig rächen. Der Antisemitismus ist eine vorwiegend wirthschaftliche Bewegung, die in ihrer neueren Form dem durch öde und schnöde Manchesterei gelockerten Boden entwachsen ist und der die Erbärmlichkeit des am meisten verbreiteten Theiles der sogenannten liberalen Presse kräftigende Nahrung zugeführt hat. Die Menge hat das bestimmte Gefühl, daß sie hier einer festen Phalanx gegenüber steht, die ihre Macht nicht immer in den Dienst vaterländischer Interessen stellt, sondern sie häufig genug einem angeblich jüdischen Interesse dienstbar macht, das aber von der Gesammtheit der Juden als ein berechtigtes Interesse gar nicht anerkannt wird. Wie die Dinge jetzt liegen, trifft der ganze Haß, den die freisinnige Partei und die freisinnige Presse seit nun bald dreißig Jahren durch die mangelnde Erkenntniß nationaler und sozialer Forderungen und durch ruchloses Lügen, Verschweigen und Fälschen verdient hat, das Judenthum, weil und so lange es sich mit dieser Partei und mit dieser Presse identifizirt. Erscheint dann gar noch eine schwächliche, in ihren Ansichten und Absichten immerfort wechselnde Regirung, von der Niemand weiß, was sie eigentlich will, der heute bei der Zustimmung der freisinnigen Presse unheimlich wird und die morgen allerlei merkwürdige und spaßhafte Vertreter dieser Presse an ihre Kneiptafel zieht, dann kann es geschehen, daß ein Mann, nur weil er den Muth des nicht immer zu verachtenden Katilinariers hat, für die an Kriecher und Schmeichler gewöhnte Menge zum Nationalheros wird, in dem Augenblick, wo ein gerichtlicher Spruch ihn zwischen vier Mauern sperrt. Wenn so etwas im Ausland geschieht, nennens die Zeitungen beginnende Anarchie; passirts in der Heimath, dann bedeutet es den Triumph der Wahrhaftigkeit, verkörpert in einer Regirung, die es für politisch hält, sich vor versammeltem Volke täglich zu entkleiden, weil sie ganz genau weiß, daß von ihren Schranzen kein Einziger das große Geheimniß verrathen und den ausgezogenen Reichskanzler einen nackten Mann nennen wird.

Die Zukunft des Liedes.

Es ist einer jener üblichen Abende der Singakademie mit ihren Quartetten — Haydn steht zunächst auf dem Programm, von da geht es in klassischer Reihenfolge zu Mozart über und Beethoven bildet den Schluß. Aber Samstag Mittag lockte mich die Waldeinsamkeit bei Wannsee. Wir haben uns im stillen Grün verspätet — wie lieblich träumt sichs im Herbstwalde — und trotz aller Eile des Kutschers kommen wir erst an, als Haydn schon fast zu Ende ist. Nun, der alte zopfige Haydn! er ist bald verschmerzt; die zweite Quartettpiece beginnt und Mozartsche Klänge bringen an unser Ohr.

Was Mozart bietet, ist eine Fülle schöner Gestalten und interessanter Wendungen; ein schön cadenzirter Tanzrhythmus entwickelt sich vor unseren geistigen Blicken — ein künstlerisches Ballet, so wie das Ballet sein soll, ein Ballet, bei dem alles in schöner Form, in vielsagender Grazie der Bewegung aufgeht. Da sehen wir zierliche Knaben und Mädchen tanzen, Engelchen tragen Blüthenkränze herbei, und mitten hinein flattern prächtige Schmetterlinge, so nach der Art der Tropenländer, wie sie Java und Celebes hegt: große, bunte, blaue, gelb- und rothglühende Falter. Alles athmet Behagen und Lust, jede Bewegung ist fein ausgeglichen, jeder Rhythmus zu Ende geführt. Selbst die Trauer ist nur eine fingirte oder doch nur eine kindlich naive; es ist die Trauer des Kindes, dessen Spielzeug zerbrochen ist oder das einen Moment seine Wärterin verloren hat. Auch im Menuet tritt Mozart selten in das zopfige Roccocobehagen Haydns; seine Lust an schöner abgemessener Form ist zu groß, sein Humor entwickelt sich selten, dann aber stets voller Adel und Grazie.

Ja, das ist die Mozartsche Instrumentalmusik; in seinen Dramen drängt ihn der Stoff häufig über die Sphäre des lieblich Abgeschlossenen hinaus, und der steinerne Gast pocht noch heutzutage mächtig an unsere Pforte. Aber das sind Ausnahmen; die Zauberflöte, diese Musik des

sinnigen, wenn auch seltsam verkleideten Märchens, ist so recht eine Musik nach dem Herzen Mozarts.

Das Publikum lauscht andächtig; ich will ihm seine Freude nicht verderben; jede musikalische Richtung hat ihr Recht, sofern sie nur etwas Bedeutendes leistet; aber dagegen muß ich mich stets auflehnen, daß man diese Musik für das Höchste oder gar für das einzig Richtige des musikalischen Ideenausdrucks betrachtet. Ihr alle, die ihr andächtig dem graziösen Märchenspiel lauscht, — denkt Euch das Märchenspiel selbst vor Eure Blicke und denkt Euch dagegen eine Shakespearesche Tragödie, wo die höchsten Leidenschaften des Individuums wogen, wo die Individualität mit ihrem Jauchzen und Wehklagen, mit all ihrem furchtbaren Herzeleid, ihrem tragischen Schmerz, ihrer humoresken Verzerrung erscheint, — welches ist die tiefere Kunstgestaltung? Ist es eine solche, die uns schemenhafte Putten ohne Individualität, nur gelenkt von der einen Triebkraft des zur Schönheit verklärten Universums in stetem, kindlich reinen Selbstgenügen vor Augen stellt, oder die Kunst, in der wir den Menschen mit all seiner Kraft, seinem Ringen und Streben, seinem Scheitern und Vollbringen vor Augen haben? Im Gebiet des sinnfällig Dramatischen bedarf die Frage keiner Beantwortung mehr; aber im Musikalischen ist die Antwort noch in der Schwebe. Ja, die ewig reine Quelle der Schönheit wollen wir, aber sie soll das Menschenleben in seiner ganzen Fülle und Hoheit widerspiegeln, mit Kraft und Würde. Das neutrale Träumen hat seine Berechtigung, noch mehr aber der Traum, der uns die ganze Tragik der Menschheit enthüllt.

Da war es Beethovens gewaltige Persönlichkeit, die den Bann brach und die Musik zur Ausdrucksform individuell menschlichen Empfindens machte. Eine derbkräftige Natur, voll urwüchsigen Humors und tiefer tragischer Kraft, in Momenten einer Verklärung und Entzückung mächtig, wie sie vor ihm die Erde kaum gesehen: so ist der Titan; Gestalten von Mark und Kraft stellt er vor unser Auge, ein Ringen, wie es nur dem Heros vergönnt ist, ein zartes tiefes Gemüthsweben voll holder Schwermuth, dessen Schönheitwelle von dem innersten Schmerzenshauch der Menschheit erzittert. Allerdings, sein Humor verliert oft Grazie und Feinheit; wir hören, wie er auf Bauernschuhen einher „schlurft", wir sehen die komischen Hausmannsbewegungen, wenn er sich von Herrn Mälzel, dem „Banner der Zeit", dem großen Metronom verabschiedet; aber was ihm hauptsächlich gebricht, ist die Grazie der Sinnlichkeit. Die weibliche Liebe treibt in keiner Gestalt in Beethoven ihr Spiel, auch nicht in der verklärtesten Form; es fehlt ihm die Wärme, die das Streben der menschlichen Natur umgiebt, weil sie in die zwei Geschlechter getheilt ist, die sich

unaufhaltsam zu einander sehnen. Wir möchten die Beethovensche Musik fast eingeschlechtig nennen. Darum fehlt ihm auch der große dramatische Zug; in Fidelio ist es ein Freundesopfer, was uns als der Heroismus der Gattenliebe erscheint — denken wir uns Fidelio als Bruder, so wäre der Eindruck nicht viel verschieden; es fehlt das Feuer, das sich aus dem Gegensatz der zwei Geschlechter mit ihren so verschiedenen seelischen Impulsen und Bestrebungen ergiebt; und das Clärchen? es sind einige tragische Stellen mit Kraft gezeichnet, aber wer könnte sich durch die Komposition des wundervollen Goethischen Liedes, das der Meister der Frauenliebe dem Clärchen in den Mund gelegt, befriedigt fühlen?

Da mußten in der Musik zwei Größen erscheinen, die klaffende Lücke auszufüllen, zwei Romantiker im besten Sinne des Wortes, Chopin und Wagner. In Chopin ist der ganze Zauber der Romantik entwickelt; es sind nicht die „Brunnen"-Gestalten Mozarts, die auf Feld und Wiese ihren Reigen tanzen: er führt uns in die verzückten Zauber einer höheren Welt, die all die Massigkeit unseres Daseins abstreift. Da schweben keine empfindungslosen Schemen: es sind Geister voll glühenden Sehnens, voll Entzückens und Wonnewebens, es sind Geister, die alle Sünden des Daseins schlürfen und wieder in der Herrlichkeit der Verklärung seufzen. So ist Chopin, eine Gestalt eigner Art in der musikalischen Geschichte, der Meister des polnischen Tanzrhythmus, der Meister der geistreichen Unterbrechungen und sinnigen Zwischenspiele, der Meister der süßen Labsal nach heißen Kämpfen und Höllenqualen, der Meister der Enharmonik und Chromatik, einer der Größten der Großen.

In Wagner hat der Zauber der Liebe einen musikalischen Ausdruck gefunden, wie ihn die Welt nie gesehen: die Liebe in ihrer höchsten idealsten Gestalt mit einer Aufopferung, die bis in den Tod geht. Da werden die Menschen zu Heroen; die Liebessehnsucht durchbebt die zitternde Seele bis ins Mark; von ihrem ersten schüchternen Aufflammen bis zum furchtbaren Sturm, der das ganze Wesen verzehrt, in tausend gewaltigen Regungen spielt die Liebe durch seine Töne, sie kündet sich als höhere, über das Einzelleben hinausragende Erscheinung an, sie schafft eine neue Welt neben der Welt des alltäglichen Wirkens; die vollen Zauber der Romantik umgeben uns, wie ein narkotisches Entzücken entführt uns seine Musik in eine andere Sphäre. Kühne harmonische Wendungen, bisher unerhörte Uebergänge von überraschendem Wechsel durchschauern unsere Seele und entflammen in ihr ein unsägliches Herzeleid; Dissonanzen und Trugschlüsse führen uns durch den ganzen Irrgarten des Lebens hindurch und mächtige Klänge begleiten den letzten Moment, lösen das Leid und entführen uns in die Himmel der Verklärung.

Darum war Tristan der höchste und eigenste Stoff Wagners, und die Gewalt dieser Schöpfung hat er in nichts übertroffen, wie wunderbar auch die Rheintöchter singen, wenn sie dem Siegfried das Schicksal künden, wie herrlich auch die Töne erklingen, wenn das Evchen in der Nürnberger Schusterstube den Geliebten erblickt.

Wagner hat mit Beethoven den Bann gebrochen, die Musik zum reinen und lautern Ausdruck der menschlichen Herzensgefühle gemacht und damit den Kanon zerstört, der bisher die Musik beherrschte, den Kanon der Formalschönheit; er hat uns zur Ueberzeugung gebracht, daß die Musik nicht etwa den einzigen Zweck hat, einen Tanzrhythmus zu versinnbildlichen, der in schönen Gestaltungen vor unser geistiges Auge tritt.

Jene Formalschönheit, die auf solche Weise überwunden wurde, war allerdings nicht blos die Mozartsche; es giebt vielmehr eine doppelte Art der Formalschönheit; einmal die harmonische Formalschönheit mit üppigen wohlthuenden Gesammtklängen und Ueberleitungen, und eine rhythmische Schönheit in geistreicher, fast möchte ich sagen: choreographischer Ausbildung und Ausspinnung der einzelnen rhythmischen Figuren, die kaleidoskopartig die verschiedensten Wendungen annehmen und doch den gleichen Ausgangspunkt bekunden. Die Musik mit der größten rhythmischen Ausbildung finden wir im Puritanismus des großen Palestrina und des Sebastian Bach. Die Zeit des gothischen Baustils, der Reformation und Gegenreformation mit den vielen Glaubenskämpfen, ist keine Zeit der Sinnenfreudigkeit; üppige Toneffekte sind ihr zuwider, aber in geheimnißvollen Windungen die Wege der Offenbarung suchen, ein großes Ganzes herstellen mit unzähligen kleinen Einzelheiten, eine Form mit zierlichstem Maßwerk, mit Spitzbogen, Widerlagern, Thürmchen und Phialen, das ist die Musik jener Zeit; in Palestrina fühlt man noch das Himmelslicht durch die gemalten Scheiben hindurchbrechen, und wenn man während der Charwoche in der Peterskirche von der Tribüne aus seine Werke hört, muß man gewaltsam die Augen schließen und sich aus dem Renaissancetempel Michel Angelos in die Halle eines gothischen Domes versetzen.

Von diesen Werken her rührt auch die häufige Phrase von der Architektur als einer gefrorenen Musik, und von der Analogie zwischen Musik und Baukunst, — eine verderbliche Phrase, denn sie führt oftmals dazu, den Zauber der Musik nur in der schönen Abrundung und Durchführung der Formen, nicht im unmittelbaren Gefühlsausdruck zu finden. Die Architektur ist eine Kunst niederer Art, wie die Ornamentik; sie zeigt uns ein gesetzmäßiges zielbewußtes Walten und ein kräftiges Aufstreben vom Erdenstaub, eine Obmacht des Geistes im Aufbau und in der Durchdringung des toten Materials: allein sie ist und bleibt anorganisch, sie kann sich nimmer

aus unklaren Träumen zum freien Ausdruck des menschlichen Empfindens erheben. Das kann aber die Musik, das soll sie in ihrer höchsten Entfaltung; sie soll keine kunstvollen Krystalle bieten mit merkwürdigen Schnittflächen und seltsamen interessanten Lichtspiegelungen; sie soll uns die Blume bieten, die frisch bethaut aus dem Kelche steigt, die Palme, die ihre Zweige in die blauen Lüfte erhebt, die Cypresse, die unsere Bahre des Todes beschattet. Die Durchbrechung des Formalistischen ist die Durchbrechung des Anorganischen: mit der Zelle ist die Urform gefunden; die musikalische Zelle aber ist das Motiv und die Zellenbildung hat den Zweck, den tiefsten und feinsten Aeußerungen des menschlichen Gefühlswesens zu folgen.

Wo heutzutage noch Formalmusik besteht, ist sie nicht mehr reine Formalmusik, sondern sie sucht sich mit dem modernen Gefühlsausdruck zu vermählen. Wir sind nicht mehr wie die Menschen im sächsischen Kantorhause vor etwa 150 Jahren, wir haben unsere besonderen Gefühle, unsere eigenen Nerven. Wenn man mit den damaligen Formen unser Gefühlsleben darstellen will, so ist es, als wollte man uns in die Kleidung der Kindheit pressen; die Folge ist ein ständiges Vermitteln, ein mühevolles, unbehagliches Sich-Strecken und Recken; dort wird die alte Form durchbrochen, hier platzen die Nähte auf und zuletzt ragt der Arm gewaltsam ohne Aermel zum Kleide heraus.

Die Form hat nur eine Berechtigung, sofern sie Mittel des Ideenausdruckes ist: sie ist niemals Selbstzweck. Auch die Form der Alten ist nicht um der Form willen da, sie war geschaffen als Ausdrucksmittel ihres bestimmten eigenartigen, nicht zum individuell Menschlichen hinanreichenden Strebens und Ringens. Eine Zeit ohne Glaubensfreiheit, ohne Sicherung der Menschenrechte konnte das Gefühl des Individuellen nicht in sich zeitigen, wie unser Jahrzehnt. Wenn moderne Musiker sich abmühen, gewisse musikalische Figuren um ihrer selbstwillen nach fast mathematischen Gesetzen durchzuführen, ohne daß sich in ihnen ein freies menschliches Empfinden ausdrückt, so sieht dies aus, wie jene bauschigen Kleider, die recht krause, gewundene Formen bieten, ohne mit den Gliedmassen, die sie bedecken, einige Analogie zu haben; oder wie jener steife Faltenwurf auf gothischen Skulpturwerken, wo die Falte die Glieder durchschneidet, als ob eine gliedlose Holzpuppe dahinter stände. Die heutige Musik ist nur insoweit lebensfähig, als sie den Gefühlsausdruck bringt; ebenso wie im Drama der Tanz, im Gedichtvortrag die Gestikulation nur insoweit bedeutsam ist, als sie dem Denken und Empfinden zur Ausdrucksfähigkeit verhilft.

Allerdings muß jede Kunst mit ihren Mitteln operiren; die Lyrik mit Gedanken und Naturbildern und mit Worten, um diese Gedanken und Bildideen zum Abdruck zu bringen und dadurch die poetische Stimmung

zu erwecken. Aber weder die Worte noch die Gedankenbilder sind um ihrer selbst willen da: sie sind da, um die poetische Stimmung in erhebender Form wiederzugeben. Eben so hat die Musik ihre Kunstmittel: sie hat die musikalische Phraseologie, sie hat die Harmonik mit ihren bald sonnig klaren, bald dämmerhaft verschleierten Uebergängen, den Rhythmus, seinen Wechsel und seine Wiederkehr mit Haupt- und Nebenbewegung, mit sinnigen Bewegungvarianten und gesteigerter Markirung der einzelnen Bewegungglieder — aber alle diese Mittel sollen stets nur dazu dienen, dem bestimmten oder unbestimmten Weben des Gemüthes Ausdruck zu geben. Jede Freude an der bloßen Form ist äußerlich; nur die Freude an der Form als dem Ausdrucksmittel der Empfindungregung ist tief und innerlich.

Noch zieht durch unsere moderne Musik ein Rest jener individuallosen Form, und insbesondere die Liedermusik steht nicht auf der Höhe, auf der die Wagnerschen Musikdramen stehen. Weder Wagner noch Chopin, obgleich sie Lieder schrieben, waren große Liederkomponisten. Nur in den Tristanstudien hat Wagner einen Anlauf genommen zur modernen Lyrik, und wenigstens in einem dieser Lieder, in den Treibhauspflanzen, hat er ein Meisterwerk lyrischer Tiefe und Individualistik geschaffen; hier webt die unheimliche Tristanstimmung, und wie gewaltig kommt in dem Aufstreben mit den kühnsten harmonischen Wendungen die ringende Seele zum Ausdruck!

Das ist der Ausgangspunkt für die Zukunft. Die moderne Lyrik ist nicht wie das Volkslied, das, vom Volke gedichtet oder doch vom ganzen Volke verstanden, einen einfachen harmlosen Gedanken ausspricht; unsere Lyrik trägt den Charakter unserer Zeit an sich: in ihr wogt ein ganzer Strom von Gefühlen, der aus einer weich gestimmten Seele hervorgeht. In unseren modernen Nerven durchkreuzen sich die verschiedensten, oft widersprechendsten Regungen, die dunkelsten Ahnungen wechseln mit glühendstem Leuchten, Empfindungen schaurigen Entzückens mischen sich mit finsterer Schwermuth, ein unsagbares, undefinirbares Etwas webt in unserer Seele, eine Welt der „Imponderabilien", die sich nicht beschreiben, die sich nur lyrisch andeuten und musikalisch ausdrücken läßt: Lyrik und Musik sind darum die Künste der Gegenwart, die unserem Gefühlsweben am nächsten stehen. Die musikalische Gestaltung der modernen lyrischen Gedichte darf darum nicht wie das Volkslied von einer einfachen rhythmischen Bewegung ausgehen, die sich durch das Ganze hindurchzieht, auch nicht einer Tonart den ganzen, verschiedenfachen Gehalt des Liedes opfern; vielmehr muß die Musik einem edlen, selbst dem feinsten Gedanken oder Empfindunglaute nachgehen, alles in den Zauber der Töne tauchen, für jede Gefühlswendung den entsprechenden

musikalischen Gedanken geben. Die Einheit der lyrischen Grundstimmung darf nur in der Einheit des lyrisch musikalischen Tonwebens, nicht aber in äußerlichen Gleichstellungen und äußerlicher Wiederholung der Rhythmen zum Ausdruck kommen.

Und hier ist noch eine wichtige Bemerkung beizufügen. Die poetische Lyrik steht insofern in ihren Ausdrucksmitteln unter der Musik, als sie den Zeitsinn*) nur durch den Rhythmus der Worte und durch die regelmäßige Wiederkehr des Reimes erregen kann, d. h. durch Mittel, die zwar mit der Sprache und der Ausdrucksform der Sprache zusammenhängen, aber mit der poetischen Idee und den poetischen Bildern nichts zu thun haben. Bei der Poesie hat daher die Erregung des Zeitsinns etwas Aeußerliches, dieser tritt zur inneren poetischen Form und zum poetischen Inhalt hinzu, er geht darum in der Uebersetzung verloren, ohne daß der innere Gehalt des Gedichts dadurch zerstört würde. Ebenso verhält es sich mit der Vocalisation und den Klangfarben des lyrischen Gedichtes. Damit sollen diese Mittel nicht herabgesetzt werden: sie sind hervorragende poetische Faktoren, um unser Gemüth für die Stimmung des Gedichtes und seinen Idealgehalt empfänglich zu machen; allein sie gehören der äußeren Form an.**)

Ganz anders im Tanz. Beim Tanz ist die Erregung des Zeitsinns im Wesen der Sache begründet und innerlich, weil nur dadurch eine Bewegung aus dem Bereich des real Menschlichen zu einer idealen, unser Schönheitgefühl erregenden emporsteigt. Wie der Tanz, hat auch die Musik den Zeitsinn nicht außer sich, sondern in sich: der Wechsel von Länge und Kürze des Tones gehört zum Marke der Musik, er gehört zur musikalischen Idee, nicht zur bloßen Form. Daraus erklärt sich auch von selbst, warum die Markirung des Rhythmus bei Musik und Tanz eine ganz andere ist, als beim Recitiren der Verse; jeder würde einen Versvortrag für widersinnig erklären, der in der Weise des Tanzrhythmus die Verse skandirte und die Reime zum Ausdruck brächte: vielmehr sind Verse nach der Art des Gedankens zu recitiren und Rhythmus und Reim nur in untergeordneter Weise zu betonen, so daß der Zeitsinn erregt wird, ohne daß der Gedankengehalt der Verse darunter leidet.

Hieraus ergiebt sich für die Verbindung von Musik mit Tanz und Poesie folgendes: die Tanzmusik muß sich im Rhythmus streng an die

---

*) Zeitsinn, d. h. das Gefühl des welthistorisch Bedeutenden in der Zeitentwickelung. Die Erregung dieses Gefühles gehört zu den wichtigsten Aufgaben der Musik, umsomehr, als die Musik dafür alle Raumideen ablehnt.

**) Ueber äußere und innere Form vergl. meine Schrift über das Kunstwerk und seinen Autorschutz S. 122 ff.

Rhythmen der Tanzbewegung anschließen; darum ist die Tanzmusik eine unfreie und nur in bestimmten Grenzen fähig, ein mannigfaches, buntes Bild menschlichen Empfindens wiederzugeben. Anders, wenn die Musik zur Poesie hinzutritt. Sie darf zwar eben so wenig, wie der Sprachvortrag, den im Versrhythmus und Reim enthaltenen Faktor der Zeiterregung zerstören; aber ihre wesentliche Bedeutung ist es nicht, durch die Zeitfaktoren der Musik die Zeitfaktoren der rhythmischen Reimpoesie zu verstärken und zu heben, — dies würde die Poesie zum rhythmischen Tanz erniedrigen und das Nebensächliche und Aeußerliche der Poesie so hervorheben, daß der innere Gehalt erstickt würde; es wäre ähnlich, wie wenn man Versrhythmus und Reime durch Gestikulation pompös hervorheben wollte. Vielmehr ist es Sache der Liedmusik, mit all ihren Mitteln, wozu neben der Harmonie auch der musikalische Rhythmus gehört, den Ideengehalt der Dichtung wiederzugeben und ihn zu potenziren, ähnlich wie das Resonanzmittel den Ton steigert, vertieft, reicher und poetischer gestaltet. Darum ist es eine unrichtige Meinung, daß, wie beim Tanzrhythmus, auch beim Liedrhythmus die Musik parallel mit Vers und Strophe zu gehen hätte: so daß in der musikalischen Gestaltung die den einzelnen Versen entsprechenden musikalischen Phrasen sich wie Vers zu Vers und die durch Reimfolge gebundenen Strophen sich wie Strophe zu Strophe gleichheitlich gegenüberständen: mit andern Worten, daß der gleichheitliche Rhythmus der Verse in einem gleichheitlichen Rhythmus der die Verse umgebenden Musik hervortreten müßte. Es ist eine gebundene, ja gefesselte Liedform, wenn auf solche Weise der Musik die Flügel beschnitten sind und sie in der Nothwendigkeit, die einzelnen Verse durch musikalisch-rhythmischen Gleichklang und die einzelnen Strophen durch eine musikalisch-rhythmische Aufeinanderfolge von Gleichklängen zu markiren, nicht dazu kommt, in das freie Meer des poetischen Denkens und Empfindens sich zu versenken und die in der Dichtung ausgesprochenen tiefen Geheimnisse des menschlichen Herzens musikalisch zu offenbaren.

Vielmehr hat die Musik wie die Recitativkunst die Aufgabe, ohne den poetisch erregten Zeitsinn zu zerstören, die Idee der Dichtung in den Mitteln ihrer Kunst, in den Harmonien- und Rhythmengängen dieser Kunst zum Ausdruck zu bringen. Daß dies möglich ist, ohne den in der Dichtung liegenden Zeitsinn zu vernichten, ist für jeden offensichtlich, der Lieder mit Sinnbetonung musikalisch vorzutragen versteht. Der Versrhythmus klebt an den ausgesprochenen Worten und bleibt bestehen, wenn nur die Worte bleiben. Nur das ist von der Musik zu verlangen, daß sie nicht durch allzu festes Hinüberziehen von Vers zu Vers die Individualität des Verses zerstöre; das gleiche gilt ja auch vom Sprachsatze: ein ständiges Zu-

sammenfallen des Sprachsatzes mit dem Verse wird mit Recht als eintönig getadelt, weil dadurch der rhythmischen Verstrennung eine übermäßige, dem Inhalte nicht entsprechende Bedeutung gegeben wird; dagegen ist es ein Fehler, aus einem Verse so in den andern hinüberzuziehen, daß die vertrautetsten Worte in die Verszäsur hineinfallen und dadurch zerschnitten werden. Eben so ist es mit der musikalischen Phrase. Im übrigen ist die musikalische Idee der Verseintheilung gegenüber selbständig, so selbständig wie der Sprachsatz.

Daraus ergiebt sich die Unrichtigkeit der Auffassung, als ob die Musik lediglich dazu da wäre, den Versrhythmus zu potenziren, d. h. den Formalismus des Verses in einer Musikform wiederzugeben; so daß der Inhalt des Liedes mit der Musik nur eine allgemeine Verwandtschaft der Stimmung und des Grundgedankens hätte, während sonst der Musiker sich um den Inhalt des Liedes nicht zu kümmern brauchte — im Gegentheil, der Musiker hat eine jede in den Versen ausgesprochene Idee musikalisch zu verklären und zu vertiefen: die Musik soll eine Verkörperung der im lyrischen Gedichte enthaltenen Gefühlsfolge sein; jede Formknechtung widerspricht der Aufgabe der Musik und ist zugleich eine Verfehlung gegen die Poesie, die in der Musik eine volle, innigwahre Vertiefung sucht, die nicht etwa nur als Substrat dienen soll, daß der Musiker beliebig in der einen oder anderen Weise, wenn auch an das Gedicht anklingend, ein Musikstück macht: die Verbindung zwischen Text und Musik ist die innigste, die es auf der Welt giebt und darf keine Ehe zu linker Hand sein.

Uns fehlt bis jetzt ein lyrischer Richard Wagner, der für das Lied die Bahn bricht und die Schranken der alten Zeit in Bresche legt; doch er wird noch kommen.

Professor J. Kohler.

Wie man geisteskrank wird.

Die Fürstin von Monaco, verw. Richelieu, geb. Heine, grassirt seit Jahren periodisch, und zwar nach einer durchschnittlichen Berechnung ungefähr dreimonatlich, in den Zeitungen. Das Neueste ist leider, daß sie wahnsinnig geworden ist, seit einem Sturm, den sie während der Seefahrt auf ihres Gatten Yacht erlebte, an „Fieberdelirien" leidet und fortwährend die Felsen Toulons und die selbstmörderischen Opfer ihrer Residenz Monte Carlo vor sich sieht. Die Wahrheit der Nachricht vorausgesetzt, muß ich den paar von mir gelesenen Blättern das Zeugniß geben, daß sie die Sache einfach berichten und sich weiterer Bemerkungen einstweilen enthalten. Aber es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß die ganze Zusammenstellung des niedlichen Entresilets geeignet und bestimmt scheint, dem sensationbedürftigen Herrn Publikus das grause Schauspiel der Seelenqualen eines weiblichen Belsazar oder einer von Gewissensbissen gemarterten Lady Macbeth der fürstlichen Spieleinnahmen nahe zu legen und dem fühlenden Herzen irgend eines abgebrannten Samarow für einen „modernen" Roman lockenden Stoff zu liefern. Vielleicht läßt sich ein solches Erlebniß aber einmal als Gegengift verwerthen, und ich habe gemeint, daß dieses allen ehrlichen Bestrebungen geöffnete Wochenblatt am ehesten geeignet sein könnte, einmal in nüchterner Weise zu erörtern, wie (und wann) man geisteskrank wird.

Ich weiß nicht, ob, namentlich aber wodurch und wie die Fürstin geisteskrank geworden ist, und daß ich weiß, daß ich das nicht weiß, unterscheidet mich von den meisten Andern. Der Sturm kann die Erkrankung gezeitigt haben. Die Regel ist das nicht, sondern, auch wo momentan starke Erregung vorhanden, weicht sie erfahrungsgemäß mit der Ursache, die Ruhe der Seele folgt rasch der des Meeres; die Zahl der Erzählungen von momentaner Reue und nur zu schnell nachhinkender Erholung und Spottlust unter ähnlich gefährlichen Umständen ist Legion. Möglich, daß der Gedanke an den Tribut der Spielopfer ihr den Genuß ihrer Reichthümer vergällt und ihre Seele aus dem Gleichgewicht gebracht hat: zugegeben, aber irgend ein Beweis liegt nicht vor. Es giebt jedenfalls nicht wenige weniger zartfühlende Wesen, z. B. den Prinzen Roland Bonaparte und seine Gemahlin geb. Blanc, der doch auch, trotz dem prince Charles, eine vornehme dilettantische Gelehrtennatur ist. E tutti quanti, warum also gerade hier anders?

Weil der Inhalt der ganz mit Recht als solche bezeichneten Delirien dafür spricht! Wenn ein Trinker von Thieren fabelt, die ihn umschwärmen, stechen und verschlingen wollen, ein Epileptischer in jedem Nahenden einen Gott sieht oder von eindringenden Haufen — je nachdem Polizisten oder

Sozialisten, Demokraten oder Soldaten, Katholiken, Protestanten oder Juden — sich bedrängt glaubt, ein fiebernder Typhuskranker von Leichenzügen und Teufelsfratzen geplagt wird und in seiner sorgenvoll theilnehmenden Familie nur noch totgierige Verfolger und sich zum Lachen anschickende Erben erblickt, der zur Schreckensthat sich rüstende Mörder himmlisch gefiederte Rächer vor den verstörten Augen wahrnimmt, oder zu Macbeths Gedankendolch das erträumte Geschrei der Wächter des im Schlaf gemordeten Duncan sich gesellt —: ist denn dann der Inhalt des Wahns, des krankhaften wie des einfach affektiven, auch seine Ursache? Oder gar die Ursache des ganzen abnormen Zustandes und Verhaltens? Und wenn 1870 Hunderte von Franzosen die Personifikation der deutschen Eroberer, den ersten Reichskanzler, zum Mittelpunkt krankhafter Wahngebilde machten, und 1887/89 die Boulangeomanie unter den Deliranten und Irren von Paris wüthete, waren die beiden an sich so verschiedenen, in der Einwirkung auf die krankhaft erregte Phantasie ihrer Mitmenschen aber sich gleichenden Männer wirklich neben ihrer sonstigen, beiderseits nicht leichten Verantwortung auch Schuld am geistigen Erkranken Jener?

Wahninhalt und Krankheitentstehung sind zwei an sich ganz verschiedene Dinge, die nicht das Geringste mit einander gemein zu haben brauchen. Nur die Entstehung ist ein gesetzmäßig aus der Natur des Subjektes sich Ergebendes; der Wahninhalt ist allen Zufälligkeiten des äußeren Geschehens, der engeren Umgebungen und weiteren Zeitströmungen, ja vielleicht nur der letzten Stunden und Augenblicke vor und in dem Erkranken, vor und in dem letzten Augenblicke des Freiseins der Bewußtseinspforten unterworfen. Zur Zeit Hödel-Nobilings meldeten sich die Kaisermörder rottenweise in den Anstalten und waren doch nach dem eigentlichen Wesen ihrer Krankheit nicht weniger mannigfach als die Typhösen oder Trinker. Schon Anfangs der fünfziger Jahre sprach ein erfahrener Irrenarzt sich dahin aus, daß der „Grundstückseparationswahnsinn" eben so viel Berechtigung habe wie der politische oder religiöse. Ein Beweis einerseits und ein Maßstab, wie traurig viel Zeit eine einfache Wahrheit gebraucht, um den von den Göttern vergebens gekämpften Streit auszufechten, aber auch dafür, daß der ungarische Humorist Recht hat, bei dem ich gestern die Bemerkung las, jede gute Sache habe ihre schlechte Seite, zum Glück aber auch diese dann wieder ihre gute. Denn wie auf die Revolution von 48 die Reaktion 49/50, so folgte auch manchem Vorurtheil manches Erwachen, der „demokratischen Krankheit" die reaktionäre und damit die bessere Einsicht, die fetten Jahre der Reaktion mit ihren großen Schrippen und kleinen Militärbudgets, der blühende Grundstückhandel und das Verständniß für die von ihm durchflochtenen Krankheiten.

Nicht immer braucht das Alles so zu stimmen, und ich habe deshalb wohlweislich von vornherein gesagt, daß ich es im vorliegenden Falle nicht weiß, ob es so ist. Unmöglich ist, wie gesagt, nicht, daß der Frau Fürstin Seelenleben durch ihre Betheiligung am Ergebniß der Spielsäle eine chronische Erschütterung erlitten, worauf die Angst vor dem Sturm eine frisch akute gesetzt und dadurch die Krankheit zum Ausbruch gebracht hat. Aber unter allen Umständen ist festzuhalten, daß dafür der Inhalt des Deliriums an sich noch nicht den allermindesten Schimmer eines Anhaltes bietet; der Nachweis wäre wie in jedem anderen Falle nur auf Grund der Kenntniß des ganzen, durchaus nicht allein seelischen Vorlebens der Kranken und ihrer Vorfahren, speziell auch ihres Verhaltens um die Erkrankungzeit zu führen. Man spricht von „Fieberdelirien". Woher denn das Fieber? Das muß doch seine Ursache haben, und diese ist wahrscheinlich auch die des Deliriums und findet in dem Geschlecht, Alter, Eheleben der Kranken für den Kenner nur zu viele mögliche Grundlagen. Außer der vererbten und angeborenen oder früh erworbenen Anlage, den Entwickelungvorgängen und dem Trunk — als Hauptvertreter der Vergiftungen — ist körperliche und zumal auch fieberhafte Erkrankung des körperlichen Organismus und seiner Theile erfahrungsgemäß die häufigste Ursache geistiger Abnormität, auch da, wo das blöde Auge des Unerfahrenen nur sogenannte geistige Motive wahrnimmt. Nicht unglückliche Liebe, sondern unglückliche Anlage oder pathologische Veränderung machen geisteskrank und oft genug erst sekundär auch in dem Verhältniß zum anderen Geschlecht unglücklich.

Selbst dem Geübtesten ist es oft schwer, ja unmöglich, den wirklichen Anfang der nicht selten schleichend und unbemerkt sich entwickelnden Krankheiten von dem an irgend eine Gelegenheit geknüpften heftigen Ausbruch von Erregung zu trennen, die der Außenwelt erst Kunde vom inneren Geschehen des Kranken giebt. Wie viel mehr dem Laien! Die Erfahrung allein kann entscheiden. Und sie lehrt unzweideutig, daß mindestens bei dauernder „Psychose" der Ursprung fast immer viel weiter hinten liegt und viel tiefer organisch in den Körper und Geist umfassenden Grenzen des Menschen begründet ist, als der Anschein vortäuscht. Man braucht noch nicht ausschließlicher Proktophantasmist zu sein, um auch bei den Teufelsgesprächen eines Luther auf der Wartburg an Anderes als höllischen Ursprung oder auch nur religiöse Erregung allein zu denken, und der Weg von Damaskus führte zu himmlischen Visionen erst auf dem Umwege über einen epileptischen Anfall.

Doch das ihn bekehrt, das Licht,
Ein Berliner war es nicht!

sagte von Paulus der wenig muthbegabte Freiheitkämpfer, aber immer noch lesenswerthe Dichter Herwegh, die eiserne Lerche.

Es ist erstaunlich, wie schwach und entlegen manchmal dem nüchternen Zuschauer die letzten Anhalte für die Färbung eines korrekten Bewußtseins erscheinen. Kleinste Zufälligkeiten, geringfügige Erlebnisse in früher Kindheit, fernste, schwer substantiell zu erfassende Beziehungen, wenig beachtete Zeitströmungen oder Momenteindrücke, können dauernd das ganze Fühlen, Denken, Streben und Handeln der krankhaft Empfänglichen verfärben und beherrschen. Ich theile nur ein paar selbst erlebte oder zuverlässig berichtete Thatsachen mit. Eine elsässische Wittwe, deren Mann nach dem Kriege in einem deutschen Lazareth verstorben war, spricht von Bismarck als dem Mittelpunkte all ihres wahnsinnigen Denkens, obgleich ihr Erkranken außer allem wirklichen Zusammenhange auch nur mit dem Kriege, ja mit dem jahrelang bekannten Tode des Gatten überhaupt entstanden ist, dessen gesetzliche Konstatirung freilich erst bei Gelegenheit der Optionsfrage erfolgte. Eine Dienstmagd mit der Nachtmütze nimmt einmal einen Knaben ins Bett und die krankhaft gesteigerte geschlechtliche Erregung des erkrankten Mannes bleibt für Lebzeiten knechtisch an alternde Nachtmützenträgerinnen gefesselt; die unschuldig weiße Schürze, die am Samstag dem lüsternen Passanten den Genuß frischer Wurst in einem Fleischerladen leuchtend verspricht, übt bei einem Anderen aus entsprechender Ursache die gleiche Wirkung; und ein Dritter wird „Stecher", Bauchschlitzer, Ripper oder Taschentuchdieb, je nachdem ihn kleine Erlebnisse dazu gestempelt haben. Der Duft eines der schwächlichsten Surrogate des edlen Trankes der Levante trifft in armer Bauernhütte die Nase des noch ärmeren, schwachsinnigen Knechtes, der sich davon ausgeschlossen sieht, und erfüllt so ganz die Welt seiner Gedanken und Wünsche, daß er daraus allein seine Triebe zu Diebstahl, Mord und Brandstiftung herzuleiten und vor Gericht zu motiviren weiß. Als Schiller den Edmund Gloster abschrieb,- hat er doch seinen Franz und Karl in nur nach dieser Seite brüderlicher Uebereinstimmung manchen richtigen Gedanken auch im Sinne heutiger Auffassung des Verbrechers als Produkt seiner Ahnen und der Gesellschaft in den Mund zu legen verstanden; hatte er doch Medizin studirt und über den Zusammenhang der geistigen Natur mit der thierischen des Menschen geschrieben.

Es ist ein trivialer Satz, daß man immer „aufs Ganze" gehen soll, aber er hat nirgends mehr Berechtigung, als bei der Beurtheilung und Verurtheilung geistiger Anomalien, und es ist ein Vorurtheil, wenn man aus der Aneinanderreihung einzelner Thatsachen unter sich den Schluß ziehen will, mögen sie noch so geschickt zu diesem Zwecke aneinander gereiht sein. Jeder weiß, daß ein Arzt ziemlich viel zu lernen hat in den fünf

Jahren, die nach der vielleicht übertriebenen Meinung auch Berufener für das Studium nicht ausreichen; aber ein Irrenarzt bedarf außer der vollen Beherrschung dessen, was ihm die ganze Medizin an Hilfe bieten kann, noch manches Eigenen, das nur reiche Erfahrung neben umfassender Bildung zu verleihen vermag. Die Bitte um etwas weniger vorschnelles Absprechen über Irrsinn und Irrewerden ist wohl nicht ganz unberechtigt.

Auch diese Wochenschrift hat aus der Feder eines augenscheinlich mehr durch schriftstellerische als durch fachmännische Fähigkeit Autorisirten einen Bericht über den hochgräflichen Prozeß gebracht, der auf dem Grabe eines „Kavaliers" mit weitberühmten Namen im verbündeten Nachbarlande sich abgespielt hat. Die pikante Schilderung zeigte allerlei nur schwer zur Sache in Beziehung zu bringendes Material, aber sie leugnete nicht, ohne es gebührend in den Mittelpunkt der Frage zu stellen, daß Wallensteins indirekter Nachkomme ein von Beginn schwachsinniger und später trunksüchtiger Kranker gewesen war. Ob ihn längeres Leben der heißgeliebten, aber von ihm durch die ganze Weite gesunden Fühlens und geistiger Kultur getrennten Gattin auf die Dauer über Wasser, richtiger über Schnaps, gehalten hätte?) Selbst unvollständige Kenntniß der Thatsachen gestattet dem Kenner derartiger Vorgänge, daran zu zweifeln. Jedenfalls aber war der Gatte der Gräfin Pasca krankhaft veranlagt und ist krank gestorben, und das ist und bleibt die Hauptsache. Mag die Mutter gefehlt, mögen Aerzte pflichtwidrig das Berufsgeheimniß verrathen und eigennützig gehandelt haben, das ändert doch nichts an der Sache. Nur in gleichgiltigen Benennungen widersprachen sich die Vertreter verschiedener ärztlicher Fächer, in der Sache waren sie einig. Es ist schon mehr als ein Glied hoher und höchster Familien, im Offiziersstand wie in der Einsamkeit des Landlebens, in Europa, Amerika und Australien, geistig verkommen und schließlich in Krankheit verfallen, der nicht einmal so deutlich deren Keim in sich trug und schon in der Kindheit erkennen ließ. Mag man den Skandal beklagen oder ihn eifrig kolportiren, um das beliebte fin de siècle-Prädikat anzuhängen, das dem ruhig Ueberlegenden so schrecklich haltlos erscheint, da das ganze Jahrhundert und sein Ende doch nur eine fable convenue ist: aber bei der Geisteskrankheit verwechsele man gefälligst nicht mehr ohne weiteres, von wannen sie kommt und geht, woher sie ihre organischen Wurzeln zieht und woher sie nur die äußerlichen Triebe entnimmt. Keim, Erdreich und Sonne zeitigen die Pflanze, wenn auch die Umgebung und der sorgsame Gärtner ihre Form und Gestalt ändern und sie durch Widerstand und Züchtung sich emporranken und verkrüppeln, veredeln und verwildern kann.

Ein Irrenarzt.

Juristische Glossen zum Ahlwardt-Prozeß.

Nach dem Vertheidiger haben nunmehr auch die anderen Herren das Lokal verlassen; der Rektor ist, halb getragen von seinen Schülern, in seine Plötzenseeligkeit zurückgekehrt. The great attraction von Moabit dürfte auf einige Zeit wieder aufgehört haben. Ob im Bundesrath oder im preußischen Justizministerium eine lex Ahlwardt ausgearbeitet wird, ist noch ungewiß; das Einschreiten der Anwaltskammer gegen ihr enfant terrible wird geweissagt, und eine Verordnung des Kammergerichtspräsidenten, betreffend Freihaltung der Korridore im Justizgebäude, ist „raus". Doch die Wellen werden sich wieder glätten — und Alles bleibt beim Alten. Wirklich? Das wäre traurig. Damit es nicht geschehe, sollen hier einige Irrthümer der öffentlichen Meinung über Daseinsbedingung und Gründe einiger auffallenden Erscheinungen dieses Prozesses dargelegt und bekämpft werden. Man hat vor Allem über die sogenannte Langmuth des Gerichts gegen Angeklagten und Vertheidiger gesprochen, und man hat den Anwalt bedingunglos in seinem Auftreten verurtheilt. Eine große Preßmehrheit, die noch vor einem halben Jahr bei anderer Gelegenheit über den Schwurgerichts-Vorsitzenden Brausewetter in heftigster Weise leitartikelte, besingt ihn jetzt als Heros; sein Wort vom Herrn, der das Lokal verlassen hat, ist Couplet-Endreim geworden und wird nun auch schon in der Friedrichstraße ausgebrüllt. Die Nachricht von der plötzlichen Verhaftung des Redacteurs Saling, einige eigenartige Bemerkungen des Vertreters der Anklagebehörde in seinem Schlußvortrag über die von ihm betreffs etwaiger Verhaftung Loewes und Kühnes angestellten Erwägungen, schließlich die große Differenz zwischen dem Antrage des Staatsanwalts und dem Urtheil kühlten merklich auf jener Seite ab. Aber zweierlei ist, soweit ich beobachten konnte, geblieben: die kritiklose Verherrlichung des Gerichts in seinem äußeren Verhalten dem Angeklagten gegenüber und die Steinigung des Vertheidigers.

Wachsend hat man an vielen Stellen der Bureaukratie seit dem Tage des Inkrafttretens des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Strafprozeßordnung die Rechte der Vertheidigung zu beschränken, einzudämmen gesucht. Durch unser Gesetz ist vom Beginn des Hauptverfahrens an der Vertheidigung ein Spielraum gegeben, der den Anforderungen der Gerechtigkeit entspricht, wie kläglich sonst auch leider ihre Existenzbedingungen im Vorverfahren sind, zu schwerem Nachtheil des Beschuldigten, zumal, wenn er verhaftet ist. In letzterer Beziehung de lege ferenda ein ander' Mal! Aber sehen wir uns vom Beginn des Hauptverfahrens an einmal die Befugnisse des Vertheidigers an: er hat die Einsicht der an Gerichtsstelle befindlichen Acten, unbedingten schriftlichen und mündlichen Verkehr mit dem Inhaftirten und zwar ohne Beisein von Gerichts- oder Gefängnißbeamten. Er kann selbständig mit verbindlicher Kraft unter Darreichung oder Hinterlegung der Entschädigungsgelder Zeugen und Sachverständige zur Hauptverhandlung laden. Er hat in dieser, gleich seinem Klienten, das Fragerecht und die Schlußanträge, alias das Plaidoyer. Es giebt in der preußischen Monarchie leider zahlreiche Richter und Staatsanwälte, denen der Vertheidiger, ganz gleichgiltig, ob er taktvoll oder maßlos, vorbringlich oder bescheiden, im Vollgefühl seiner Rechtsstellung und seiner Rechtspflicht, oder handwerks- und gewerbsmäßig seine Thätigkeit übt, ein Dorn im Auge ist, die ihn absichtlich, auch in Gegenwart des Klienten, zu discreditiren, seine Arbeit als mindestens unnöthig, wenn nicht als Hemmschuh der Rechtspflege darzustellen suchen. Fast jeder Angeschuldigte, besonders der Verhaftete, ist bis zum Tage des Termins bereits mit tiefer Erbitterung gegen seinen Vertheidiger erfüllt. Des Gesetzes unkundig, glaubt er sich in seiner bedrängten Lage, bestürmt und erschreckt durch die Befragungen des Untersuchungsrichters, vorher der Kriminalpolizei, durch die Anträge der Staatsanwaltschaft, von seinem Rechtsbeistand schmählich verlassen. Er wähnt, Faulheit oder Menschenfurcht lasse diesen mit seiner eingreifenden Thätigkeit zögern, und weiß nicht, daß der Rechtsgelehrte, im Namen des Rechts fungirend, von diesem selben Recht zum passiven Zuschauer degradirt ist. Es giebt Richter, die ihn darüber aufklären, aber unendlich wenige. Ist es doch ihres Amtes nicht, meinen sie, den ungern Gesehenen auch noch in Schutz zu nehmen, wenn der Verhaftete über mangelnden Besuch und Hilfe klagt. Der „unangenehme Bursche" sammelt ja in der öffentlichen Verhandlung noch Lorbeern genug ein und hilft dem Unrecht zum Siege! Denn diejenigen Untersuchungsrichter, die ich hier beurtheile, glauben apodiktisch an die Richtigkeit ihrer Ansicht, die immer auf „schuldig" lautet. Ihnen ist und bleibt der Vertheidiger das fünfte Rad am Wagen, weil sie wähnen, durch sie selbst und den Staatsanwalt seien die Rechte des Beschuldigten

zur Genüge gewährleistet und gewahrt. Ihr Eifer und ihre Gerechtigkeitliebe mag oft genug groß sein, — aber sie sind überbürdet, durch die Thätigkeit oft befangen und auch nur Menschen. Der Staatsanwalt aber sieht und hört den Angeschuldigten fast nie während der Voruntersuchung. Der Laie wolle mir glauben: bis zur Eröffnung des Hauptverfahrens, von welchem Zeitpunkt eine wirkliche Thätigkeit des Vertheidigers beginnt, ist manche Sache schon unrettbar verloren, ohne Recht verloren. Unüberlegte, unter dem Einfluß seltsamster Gedankengänge abgegebene Eingeständnisse rauben dem Angeklagten zukünftigen Glauben beim erkennenden Gericht; Zeugen sind verschwunden, die er durch den Vertheidiger hätte ermitteln können, Beweismittel verloren gegangen oder unbrauchbar geworden; der wahrhaft Schuldige längst in Sicherheit, Kraft, Energie und Selbstbewußtsein sind gebrochen, Haß und Mißtrauen gegen die staatliche Rechtspflege geboren und gewachsen. Mit dem Bewußtsein inzwischen verlorener Lebensstellung und Vermögens, geschändeter Familienehre, dem Gram über das Elend, Sorge und Krankheit im verlassenen Hause sinkt die Vertheidigungfähigkeit. Da hilft auch kein wohlwollender Untersuchungsrichter, der zwischen zehn anderen Sachen am Vormittag auch dieser Sache eine Stunde widmen kann, kein Staatsanwalt, der unter hundert Acten am Tage auch diese Vernehmungen liest, — da könnte nur der Vertheidiger helfen, der im Dienst des Angeschuldigten steht. Denn nur er ist da, ihn zu schützen und ihm zu dienen, nur er verbunden, für Alles, was er zu klagen und zu sorgen hat, ein offenes Ohr, ein mitfühlendes Herz zu haben, ohne Schaden der Untersuchung den Verkehr zwischen der trostlosen Familie und ihm zu vermitteln, Alle zu berathen. Das kann kein Untersuchungsrichter, er hat weder die Zeit noch den Beruf, noch zum weitaus größten Theil die Neigung dazu. Davon steht auch nichts „in der Strafprozeßordnung". Das kann und darf nach seinen Instruktionen auch nicht der Arzt oder der Geistliche des Untersuchungsgefängnisses; gerade hier stehen die meisten dieser Beamten unter der beständigen Sorge, daß die Vorgesetzten nur ja nicht ein Zuviel ihrerseits entdecken.

Ist der Vertheidiger selbstentsagend genug, stellt er sein Amt höher, als sich, dann wird er in hundert Fällen durch doppelten Takt den Behörden gegenüber, ihr Mißtrauen beseitigend, sie bewegen, ihm größeren Spielraum auch im Vorverfahren zu gewähren und mit dem Almosenier denken: „Den Schlag für mich, den Vortheil meinem Schützling!" Unwürdig bleibts immer und gelingt auch zu selten, um den ungeheuerlichen Mangel des Gesetzes zu heilen. Nun aber: — die Hauptverhandlung ist da, der Angeklagte und sein Vertheidiger stacheln die ermüdeten Nerven; es ist gelungen

den Beweisapparat zu ergänzen, das Material zu sichten. Gewiß, dann läßt sich oft, recht oft vor den staunenden Blicken der Hörer und Schauer die Nichtschuld erweisen, dann läßt sich in elfter Stunde ein Theil des furchtbaren, bis dahin dem Angeklagten zugefügten — moralischen — Schadens gutmachen, und kein ehrenhafter Vertheidiger wird für die Thätigkeit, die seine Pflicht war, und deren Ertrag ihn nährt, besonderes Lob, besonderen Dank beanspruchen. Ihm wirds genügen, wenn seine berechtigte Stellung in der Rechtspflege, die eminente Nothwendigkeit seiner Thätigkeit, die das Gesetz in Kapitalssachen zwingend konstatirt hat, — von den staatlichen Funktionären anerkannt wird, — wenn die Ungläubigen unter ihnen lernen wollten, daß die Vertheidigung doch kein leerer Wahn ist, daß das psychologische Studium des Klienten, das liebevolle Eingehen auf seine Ideen und Wünsche, der monatelange Verkehr mit ihm und der Sache, das Zergliedern und Zerlegen des faktischen und rechtlichen Stoffs, das Spüren nach Entlastung dem Rechte, dem Staate einen unschätzbaren Dienst geleistet hat; — daß der, der Seiner Majestät, des Herrn Staatsanwalts, allergetreueste Opposition darstellt, oft königlicher handelt, und mehr Anspruch auf Königsdank hat als sein Gegner selbst; — daß die Vertheidigung mitarbeitet an der Aufrechterhaltung der Ordnung, des Vertrauens in die Gerichte, dadurch, daß sie sich bemüht, sie vor Irrthümern zu bewahren! Geschieht all dies? In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle: Nein, nein und abermals nein! Gott sei dank, giebt es auch hierbei leuchtende Ausnahmen, Vorsitzende und Staatsanwälte, wie ganze Gerichtshöfe, die jedem Vertheidiger und vor allem dem, dessen Auftreten sie geprüft, mit vollem Vertrauen, ja, sagen wir es deutlicher, mit dem ihm schuldenden Respect in seiner Thätigkeit, seinen Beweisanträgen, seinen Darlegungen folgen. Aber das sind nur Ausnahmen! Die Skala derjenigen Gerichtspersonen und der Art ihres Benehmens nach der umgekehrten Seite hin ist die überwiegende, unendlich große und unendlich nuancirte. Ersparen Sie mir, Beispiele zu nennen und zu schildern. Wers nicht glauben will, mags bleiben lassen; er wird meiner Erfahrung und meinen Worten nicht mehr trauen, wenn ich hier Personen und Vorgänge festnagele. Dies rücksichtlose Zurückdämmen der Vertheidigung, dies geflissentliche Diskreditiren ihrer Thätigkeit läßt sich fein säuberlich auch „im Rahmen der Strafprozeßordnung" machen. Für den Staatsanwalt bieten Zwischen- und Schlußanträge, für den Vorsitzenden die seit Jahren beliebt gewordenen Sentiments die bequemste Gelegenheit. Wenn ein Vorsitzender bei diesen Gelegenheitsanzapfungen durch den Staatsanwalt ihn nicht stört, kann ihn Niemand darüber zur Rechenschaft ziehen, und der Vertheidiger muß sich eben selbst seiner Haut wehren, so gut er kann, und so lange er nicht dabei gestört wird. Das geschieht aber zumeist

kraft der „Sitzungspolizei“ des Vorsitzenden, die aber an dem curulischen Sessel des Staatsanwalts höflich und collegialiter Halt macht. Und die „Sentiments?“ Man weiß, woher das Wort stammt.

Sein Erfinder ist der ehemalige Vorsitzende der selben zweiten Strafkammer am Landgericht Berlin I, an welcher jetzt der Landgerichtsdirektor Brausewetter wirkt: Lüty. Das war einer unserer genialsten Strafrichter: von unglaublichem Selbstbewußtsein, wenn nicht Selbstüberhebung, durchdringendem Verstand, phänomenalem Gedächtniß (weil halbblind), im Leben ein Schöngeist, auf der sella ein Drakon, und trotz alledem von bestrickender Liebenswürdigkeit, wenn er wollte. Als Kammergerichtsrath hatte er lange Jahre fast monatlich das Amt eines Schwurgerichtspräsidenten bekleidet und zur Zeit der Herrschaft des alten Resumés am Schluß der Verhandlung den Geschworenen seine Ansicht über den Fall vorgetragen, — in formvollendeter, packender Rede, gegen die sich Staatsanwälte und Vertheidiger verstecken konnten. Als dann das Resumé gesetzlich beseitigt und es den Schwurgerichtsvorsitzenden verboten wurde, bei ihrer Rechtsbelehrung in eine Würdigung der Beweise einzutreten, da verlegte der geschickte Leiter — skrupulöser als viele andere, besonders ältere Richter, die selbst heute noch den Rahmen der Rechtsbelehrung oft instinktiv überschreiten — seine „Sentiments“, wie er diese Ansichtdarlegungen nannte, in die Verhandlung selbst, theils Zeugen oder Angeklagte, theils Staatsanwälte und Vertheidiger, theils die Geschworenen apostrophirend. So sehr man auch kopfschüttelte, man gab sich immer wieder dem Zauber seiner eigenartigen Persönlichkeit gefangen. Und Viele lerntens von ihm — ohne diese Persönlichkeit. Ich würde ein Gesetz gegen „Sentiments“ machen. Denn diese Sentiments, verbunden mit dem Hohn und den Angriffen über und gegen die Vertheidigung, sie haben jenen Zustand gezeitigt, den heute im Ahlwardt-Prozeß bei der unrichtigen Gelegenheit Angeklagter und Vertheidiger charakterisirt haben. Dieses subjektive Hervordrängen der Fundamental-Ansicht des Leiters der Verhandlung, dieser zur Schau getragene Widerwille gegen An- und Vorträge der Vertheidigung hat den Gedanken an das Verurtheiltsein vor dem Gehörtsein hervorgerufen, dieses ungeduldige, verbitterte Verfahren gegen die Vertheidigung hat den Glauben geschaffen, als solle dem Angeklagten sein Recht nicht werden. Seit Jahrzehnten kommen wir Vertheidiger in dieses Verhältniß zu den meisten Gerichten und den meisten Vorsitzenden; der Eine empfindet es schwerer, der Andere leichter. Kleinholz rang es einst die Erklärung ab, nie wieder in Moabit, so lange die Gesetzgebung sich nicht ändere, aufzutreten — erst nach langen Jahren ist er wieder den Bitten seiner Klienten gewichen; — Stadthagen hat es zu immer heftigeren und formloseren Angriffen hingerissen, die ihn schließlich aus unserer Mitte drängten; — einem unserer ehrenhaftesten, edelsten

Vertheidiger hat es oft beinahe Thränen gerechten Zornes erpreßt, wenn er, gleich mir, im Interesse des Angeklagten nicht den Menschen im Richter provociren wollte, und wieder einmal diplomatisch die schmerzende Wunde verbarg. Wissen es die Gerichtspräsidenten, die Staatsanwälte, die nicht diesem Fehler verfallen, die nicht nur „nach der Strafprozeßordnung" verfahren, wie sie bewundert, wie sie verehrt werden? Ich glaube kaum, es müßten sonst ihrer mehr sein. Es mag ja nicht leicht sein, mit der Kenntniß dieser oft so unglückselig zusammen entstandenen Akten im Kopfe ganz unvoreingenommen in die Sitzung zu gehen; aber es muß gehen: im Namen der Gerechtigkeit. Als in einem großen Prozeß, nach einjähriger Voruntersuchung, die der Angeklagte in Haft verbracht, der Staatsanwalt, der die Sache vom ersten Tage an geführt, immer neue Anträge stellte, Zeugen und Sachverständige in ungeheuerlicher Anzahl vernommen wissen wollte, ja sich die Akten zu einer ganz neuen Bearbeitung erbat, nannte das der Vertheidiger: objektive Obstruktion, und auch dieser Ausdruck war dem Vorsitzenden noch herzlich unbequem. Welch' eine Schale von Vorwürfen, von Diskreditirungen seiner Person und Thätigkeit hätte ein Vertheidiger über sich ergießen lassen müssen, der Gleiches gewagt!

Auf diesem fetten Boden einer verschobenen Auffassung von Rechten des Vorsitzenden und Staatsanwalts und Unrechten des Vertheidigers begaben sich die Ereignisse des Ahlwardt-Prozesses. Lassen wir jede politische Nebenfrage bei Seite, und vergessen wir einmal den Verdacht, daß der Prozeß bis zur Ermöglichung einer Intervention des Reichstages hingeschleppt werden sollte, geben wir endlich bedingunglos zu, daß der Vertheidiger und sein Klient in der Form beleidigend, schwer beleidigend gegen die Behörden auftraten: — konnte man sich dort oben über dieses Auftreten wundern? Schwerlich! Da war ein Angeklagter, huldreichst poussirt in seiner öffentlichen Thätigkeit von allen Beamten, ein Judenfresser, der gern gesehene fremde Arbeit verrichtete und sich innerlich und politisch gesprochen diesem Vorsitzenden, diesem Staatsanwalt congenial dachte, ein urgermanischer, durch keines sonstigen gewerbsmäßigen Vertheidiger-Gedankens Bläße angekränkelter Volksredner und Rechtsanwalt als sein Defensor, denen man auch trotz der sofort beleidigenden Form (ich erinnere an den Ausdruck „des Staatsanwalts unwürdig" gleich in der ersten Stunde) ungerügt Dinge durchgehen ließ, wie sie bis dahin nicht erhört waren, — mußten sie nicht glauben, mit ihren breiten Beschimpfungen andersgläubiger Mitbürger einen sympathischen Nerv bei den Männern vor ihnen zu berühren? Sie wußten ja, daß im selben Hause das „Sentiment" in einer anderen Gerichtsverhandlung gefallen war: „an den reichen jüdischen Kaufmann in der Potsdamerstraße sei nicht heranzukommen!"

Das aber war gutes Recht des Vertheidigers, zu verlangen, daß man seinen Versicherungen, bestimmtes Material erst jetzt erhalten zu haben, das er früher nicht habe sichten und vorlegen können, glaube. Dies Material zu prüfen, als wichtig anzuerkennen oder zu verwerfen, war die Aufgabe des Gerichts, die von ihm dem Recht und Gesetz gemäß erfüllt ist, ohne daß es dabei auch nur um ein Atom mehr gethan, als es eben das Gesetz verlangt. Das erstaunlich breite Fundament und der umfangreiche Rahmen war — vielleicht ohne zwingenden Grund — von der ersten Minute an gegeben, und kein billig Denkender konnte sich wundern, daß innerhalb dieses Rahmens die Vertheidigung ihr Möglichstes gab. Erst als sie die Ruhe und der Takt verließ, fehlte sie — und am meisten gegen die eigene Sache. Niemand aber, der das Gerichtsleben bei uns in dem letzten Jahrzehnt als sorgsamer Beobachter verfolgt hat, darf und wird sich wundern, daß es zu solchen Dissonanzen gekommen ist. Zu oft konnten die freiwillig Gouvernementalen bei uns beobachten, wie man die angeblich rechtspflegehemmenden, allzu freiheitlich angehauchten Vertheidiger bloß- und zurückzustellen suchte, zu oft klatschten sie denjenigen Staatsanwälten und Vorsitzenden Beifall, die es am schneidigsten thaten, um nicht des Glaubens zu werden, Sinn und Neigung dieses behördlichen Vorgehens zu verstehen. Daß sie nun für ihren Beifall unter anderem Gesichtswinkel Ordnungsstrafen einheimsen, daß auch ihnen diese Sentiments gefährlich wurden, das will sie daß verwundern. Diejenigen aber, welche diesen Acker pflügten und besäeten, dürfen sich nicht wundern, daß die Saat nun aufgegangen ist.

Dr. Fritz Friedmann.

Nationalvermögen.

Es war im deutschen Brausejahr 1849, als sich unsere neuen Volksleiter den Kopf des Fürsten Metternich zerbrachen, wie man wohl am besten den Johannisberg behüte. Schließlich brach den Herren ein Weisheitszahn hervor; jener leckere Weinbesitz erhielt ein Plakat: „Nationaleigenthum".

Aus einer ähnlichen Philosophie des Unbewußten ist auch das vielmißbrauchte Wort: Nationalvermögen hervorgegangen. Es gab eben eine Zeit, wo noch des Einzelnen Reichthum als des Ganzen Zierde galt und wo man von dem Begriffe: Nation die große Masse der Armen überhaupt so gut wie ausschloß. Die Besitzlosen waren entweder Pöbel oder, als grausam Verkannte, gutes Romanfutter; man verachtete oder bemitleidete sie, aber ihr Recht auf Selbsthilfe, das straffe Zurückweisen der Gnade, ist gleichmäßig von Adel und Bürgerthum völlig unbegriffen geblieben.

Erst wenige Monate ist es her, seitdem in einem großen Berliner Blatte über die Steinkohlenproduktion Englands eine fleißige Statistik ausgearbeitet oder abgeschrieben worden war. Und der Schluß, den man aus dem riesigen Wachsthum jener Produktion zog? „Demnach stieg das englische Nationalvermögen um ..." So eingewurzelt ist also dieser Begriff, daß man ihn auch auf Verkaufsartikel anwendet, die ganz offenbar einigen Grubenbesitzern gehören und nur diese wirklich reich machen. Vermögen ist doch nur zu nennen, was sich zurücklegen läßt, nicht das, was man am Sonnabend einnimmt, um es in den nächsten sieben Tage für Obdach, Kleidung und Nahrung wieder hergeben zu müssen. Aus diesem Grunde ist auch die sogenannte Exportfähigkeit, soweit sie zum Volkssegen emporgehoben wird, keine unbedingt biblische Wahrheit, denn, gesetzt die Behauptung träfe vollkommen zu, daß ohne die Gewalt der Industrie Hunderttausende von Händen nichts zu thun hätten, so muß man doch einsehen, wie diese Arbeithände wiederum einen Faktor großziehen helfen, der, er mag wollen oder nicht, sie schädigt. Der Reichthum kauft Grundbesitz, schaltet mit ungemessenen Flächen nach seinen Berechnungen und Launen, er ballt zahlreiche kleine Gewerbthätigkeiten, welche die einzelne Persönlichkeit noch recht gut vertragen können, in eine Faust zusammen, kurz der Reichthum entwickelt ohne Bosheit und ohne eigentlich brutale Gewalt Machtfragen, die außerhalb

„Manchesters" überall verstanden werden. In dieser Beziehung ließe sich wirklich ein berühmter Satz des Jesaias variiren: „Sie haben Eugen Richter und sehen nicht, sie haben Ludwig Bamberger und hören nicht, und sie haben Heinrich Rickert und fassen nicht."

Der angeborene konservative Reichthum hätte kaum nöthig, dem erworbenen liberalen seine Gegnerschaft anzuthun, er könnte sich mit etwas Monocle und Geringschätzung begnügen, anstatt seinen natürlichsten Bundesgenossen im bevorstehenden Kapitalskampfe von Herrn v. Hammerstein oder Herrn Stöcker kitzeln zu lassen. Der angeborene Reichthum ist auch keineswegs so arm, wie er des öfteren erklärt. Man kann doch auf einem Gute auch mit größerer Familie sehr anständig leben, ohne die Wohnung- und Speisenfrage, diese Fuchseisen und Wolfsfallen des großstädtischen Daseins, irgendwie zu touchiren. Wenn eine ernsthafte Enquête zusammenkäme, eine solche, die mehr verstände als z. B. die über die Börse, so würden genaue Berechnungen höchst wahrscheinlich ergeben, daß ein Gut bei rationeller Bewirthschaftung noch immer eine schöne Rente abwirft. Das heißt, so lange die Söhne des Besitzers nicht erwachsen sind — Sekt und Trüffeln verträgt heute ein Gut nicht mehr. Das ists! Die Verschwendungsucht der jüngeren Generation hat sich zu stark ausgebreitet, sorgloses Dahinleben der früheren Zeit, leichtes Schuldenmachen verhalten sich zu diesem ewigen „Lucullus speist bei Lucullus" wie welliges Hügelland zu schroffem Alpengebirge. Unser Adel sieht eben mit offenen Augen, wie das Bürgerthum bei ihm einspringt, und diese neue Rüstigkeit, deren Hochmuth doch erst bei den Enkeln einzufrieren beginnt, ist unangenehm, wird unter Namen bekämpft, die fast nichts mit der Sache zu thun haben, weil es sich gegen eine Minorität schneidiger sein läßt, als gegen eine Mehrheit.

Im Allgemeinen haben unsere Großindustriellen mehr Vorliebe für Rittergüter als Kaufleute und Bankiers. Der Kaufmann begnügt sich mit einer Art höherer Freude, kommt er auf die Ebernburg und hört, daß diese Residenz des seligen Franz v. Sickingen schon vor Dezennien von einer Gräfin an einen Gastwirth verkauft wurde; der Bankier wird überhaupt da vorsichtig, wo er das Risiko läuft, auch kleinen Leuten den Herrn zeigen zu müssen, er ist nicht gern direkt hart und außerdem gehören seine Rückstellungen in erster Linie den Staatspapieren solcher guter Länder, welche, etwa wie die Union, außerhalb einer europäischen Kombination liegen. Außer Schlenderhahn, mit dessen Heidenunkosten der Baron Oppenheim früher auf jedem Kölner Karneval geneckt wurde, hat es wohl kein Gut eines Bankiers zu einer besonderen Berühmtheit gebracht. Wie etwa Herr v. Stumm, der in einem schweren Berufe ganz gewiß keine Drohne ist, von seinem Prachtschlosse heruntergefahren kommt und durch Neunkirchen saust, diese Polykratesart, „dies Alles ist mir unterthänig", wird man so leicht nicht bei einem Bankier finden. Die feinere Kopfarbeit bringt gar nicht jenes Selbstbewußtsein hervor, das wie mit Gewalt nach äußerem Ausdruck ringt. Wird nach zweitausend Jahren bei uns unter der chinesischen und slavischen Kulturschicht ein herrliches Wohnhaus heutiger Zeit hervorgezogen, so bringt vielleicht der Alterthumsverein lange Beweise dafür, daß es dem Türkenhirsch oder Herrn v. Bleichröder gehört habe, während es in Wirklichkeit nur einem Dutzendindustriellen gehört hat.

Deutschlands Exportaufschwung begann sehr bald nach dem französischen Krieg, als die Hansastädte, die in Bezug auf Kommerz bisher „per procura Deutsches Reich" gezeichnet hatten, unter dem Glanze des Gesammtvaterlandes ihre Waaren versandten. Keine Stadt, weder Berlin noch Essen, noch Frankfurt oder selbst Saarbrücken hat so viele Freunde an den Hof und in die Häuser unserer Staatsmänner gesandt, wie gerade Hamburg. Diese blonden Gardegestalten, nimmt man vielleicht den Geriebensten, den kleinen Senator Godeffroy, aus, haben dort oben schon durch ihr äußeres Auftreten angenehm berührt. Und sie wußten von vornherein genau, was sie wollten, kamen mit dem, was praktischen Menschen am meisten imponirt, mit durchgearbeiteten Plänen. Mancher mag ja in den Kolonialgeschäften inzwischen mürbe geworden sein, aber daß Fürst Bismarck diesem Kaufmannsstande eine offene Freundschaft bewies, zeugt doch für sein rasches Erkennen auch ihm ferner stehender Verhältnisse. Natürlich mußte ein Mann von seiner Zeitknappheit dabei nach Autoritäten auslugen und diese sind dann unter dem schmeichelnden Einflusse einer so großen Bekanntschaft oft etwas übermüthig geworden. Herr Woermann z. B. wäre noch gescheidter, als er ist, hätten ihn seine Erfolge etwas weniger befangen gemacht. Das Vergnügen am eigenen Talent ist niemals gesund. Es muß ein höchst interessanter Roman sein, der sich über die Anstrengungen der Hanseaten schreiben ließe, die Reichsregirung in ihre guten oder schlechten Unternehmungen hineinzuziehen, Ressortbeamte und Secretäre mit Theilnahme und Eifer für Hammonias Blüthe zu erfüllen. Jener oben genannte Senator Godeffroy, dessen Haus in Samoa interessirt war, spielte hierbei alle seine nicht geringen Fähigkeiten aus. Der Hamburger Senat besteht aus Kaufleuten und Juristen. Beide bekommen Gehalt, aber die Juristen etwas mehr, da sie bei ihrer Wahl sofort ihre Advokatur aufzugeben haben. Da nun die Kaufleute weiter in Kaffee und Pfeffer handeln dürfen, so kommt ihnen natürlich ihr Regententitel als Senator höchlich zu Statten. Godeffroy nun, der in seiner Rührigkeit sogar so weit ging, wegen der französischen Milliardenanleihe persönlich in Paris vorzusprechen, kam in Folge dessen zu seinem endlichen Konflikt mit der öffentlichen Meinung und trat zurück. Der Titel als Senator blieb aber unwillkürlich an ihm hängen und hat ihm noch viel genützt. Sein Samoa war indessen wahrscheinlich gar nicht so schlecht, wie Bamberger, der damals die Vorlage im Reichstag zu Falle brachte, eingehend auseinandergesetzt hat, trotzdem Virchow nur deshalb dafür eintrat, weil er die Verdienste der Godeffroys um die Naturforscher und deren überseeische Sammlungen hoch schätzte. In Wirklichkeit hingen unsere Handelsverhältnisse noch von den alten englischen Geldgebern, in letzter Instanz von Baring ab, so daß man wohl sagen kann, bei unseren heutigen Bankverhältnissen wäre das Samoa-Unternehmen kaum in tötliche Verlegenheit gekommen.

Für unsere Industrie begann das Jahr 1879 zu wirken. Es giebt Erfahrene, die das Billigarbeiten, das ist also die Konkurrenzfähigkeit, seit Einführung der Schutzzölle als arg gesunken ansehen, es giebt noch mehr Leute, die für den Konsum nur das Freihandelssystem erträglich finden, aber es giebt sicher keinen Menschen, der nicht den gewaltigen Aufschwung unseres Großgewerbes direkt den Bismarckschen Schutzzöllen zuschreibt. Unsere Arbeiter haben jedenfalls genügend zu thun gehabt, unser Eisen- und Kohlenadel erlebte Zeiten, wie sie kaum in der ersten Hälfte des bekannten pharaonischen

Traumes paradirten. Auch diese Gewinne sind in ihrem ganzen ungeheuren Umfange noch nicht nachgerechnet worden, während die eigentlichen Gewinner sich noch als große Patrioten dünkten. Das „Preußen-Konsortium" sollte einmal ein Kartell bilden, um dem Staate seine Konsols nur zu einem theuren Verbandspreise abzunehmen, welche Flammenzeichen der Entrüstung würden von Königsberg bis Stuttgart emporlodern, aber ein Schienenverband, der den Staat zwingt, die nothwendige Waare jährlich mit 20 Millionen theurer zu bezahlen, als sie das Ausland liefern würde, hat noch immer einen Theil der öffentlichen Meinung für sich. Man fragt nicht, ob unsere Arbeiter weniger Lohn erhielten, falls die Schienen billiger sein würden, sondern verweist einfach auf diese Arbeiter. Das ist das unendlich Dankbare der Großindustrie, sie hat einen starken äußeren Schild an den vielen Menschen, die sie beschäftigt, während Handel und Börse gerade einen solchen Nutzen nicht direkt sichtbar werden lassen. Und Kombiniren ist nicht Sache des Durchschnittsmenschen.

Ende der achtziger Jahre trat ein verhängnißvoller Fehler ein, der aber vielleicht politisch tief begründet war: unsere Eisenbahnen vervollkommneten sich kriegsmäßig. In Folge dessen hatten unsere Eisenwerke zwei Jahre hindurch so viele Aufträge, daß sie daran sechs Jahre regulär zu thun gehabt hätten, und unmittelbar nach dieser Ueberbeschleunigung brach es jäh ab. Man kann heute unsere Eisenbahnen ausschütteln, ihre großen Aufträge sind für lange erledigt. Inzwischen haben sich aber unsere Werke von ihrer früheren Exportfähigkeit abwenden müssen und stehen heute vor dem heißen Bemühen, sich in ein Räderwerk einzupassen, aus dem sie einmal heraus sind.

Und nun kommt das Haupthinderniß, das die deutschen Großindustriellen betonen und das man unmöglich übergehen kann, weil auch die anderen praktischen Gebiete die gleichen Klagen ausstoßen. Es ist dies das Gefühl der Unsicherheit, das die großen und leitenden Geschäftsleute, nicht gerade bei Beginn des neuen Kurses, aber doch allmählich übermannt hat. Es ist sehr schwer, hier nach irgend einer Richtung einen Vorwurf zu machen. Napoleon I., der gewiß mit mehr Nothwendigkeit fallen mußte als seiner Zeit Bismarck, drängte sich dennoch unwillkürlich der Erinnerung der preußischen Offiziere auf, da sie den Paraden Ludwigs XVIII beiwohnten und aus seinem Munde schließlich das Bourbonenlob vernahmen: „Je suis content." Um einen großen Schatten ist es immer etwas Peinliches. Aber diese Größe, selbst alle Gewaltsamkeit zugegeben, war einmal da, man wandelte in ihrem Lichte und man profitirte von ihrem Prestige. Dieses Prestige gab thatsächlich der deutschen Waare im Auslande ihren Kurs, man kann dies unlogisch finden, obgleich bei neuen Handelsverbindungen die Erwägungen in Bezug auf einen längeren Frieden ganz begreiflich sind, aber die Thatsache, daß Bismarcks Ansehen unseren geschäftlichen Engagements besonders in neuerschlossenen Ausfuhrgebieten eine Art von Siegel aufgedrückt hat, ist ganz unbestreitbar.

Bei uns in Deutschland wird diese Friedensfrage in erster Reihe von der Hochfinanz gestellt. Diese hat sofort nach Bismarcks Rücktritt bei allen ihren Dispositionen mit einer größeren politischen Unsicherheit gerechnet, und vergegenwärtigt man sich die verschiedensten Thatsachen, so scheint es leider nicht gelungen zu sein, diese entscheidendsten, weil geldgebenden Kreise irgendwie zu beruhigen. Im Gegentheil! — — — — Was ist nun natürlicher, als daß

Handel und Industrie, sobald sie an ihren alten Quellen schöpfen wollen, die selbe Ungewißheit als Ursache für die Weigerung zu hören bekommen?

Dies geht in aller Stille nun schon zwei Jahre so und noch läßt sich kein Ende absehen. Dabei herrscht noch kaum ein entschiedenes Mißtrauen gegen den Grafen Caprivi, ja man sieht diesen gar nicht einmal als den Leiter unserer Geschicke an, aber ein Mangel an absolutem Sicherheitgefühl, wie es uns Fürst Bismarck mehr noch durch sein Talent als durch die von ihm geschaffene Lage einflößte, ist da, breitet sich aus und giebt zu hundertfachen Unbehaglichkeiten Anreiz. Dieser Zustand ist um so ernster, je weniger heilbar er erscheint, da doch eine Rückkehr des ehemaligen Lenkers der Geschicke Deutschlands von ihm selbst als undenkbar empfunden wird. Es fehlt uns eben ein Mann, auf den Handel und Wandel zu blicken gewohnt ist, dessen Persönlichkeit Kraft und Selbständigkeit zeigt. Schule, in dem Sinne wie englische Staatsmänner gemacht haben, wollte Bismarck nie machen.

Wie gesagt, man könnte ein entrüsteter Gegner des Altreichskanzlers, ein begeisterter Anhänger seines Nachfolgers sein, so lassen sich doch die eben hier erörterten Thatsachen nicht mehr verleugnen. Und wir brauchen durchaus nicht so weit zu gehen, den hieraus folgenden Geschäftsstillstand eine Schädigung des Nationalvermögens zu nennen, aber eine Schädigung ist es und frißt weiter

Pluto.

War der Funke noch so klein —

War der Funke noch so klein,
Der von Alt zu Jung gezündet,
Wird er doch die Brücke sein,
Die das Jetzt und Einst verbindet.

Und wenn längst im Totenschrein
Die erloschne Asche modert,
Glüht er fort im Flammenschein,
Der die künft'ge Welt durchlodert!

Elberfeld. Ernst Scherenberg.

Noch mehr Offiziere a. D.?

Die geplante numerische Verstärkung unserer Armee rückt jetzt verschiedene militärische Fragen wieder in den Vordergrund; es mag deshalb gestattet sein, hier eine Frage zu behandeln, die sonst nur in fachwissenschaftlichen Blättern, und zwar von einem wesentlich anderen Standpunkt aus, behandelt wurde. — In weiten Kreisen wird als einer der wunden Punkte unserer heutigen sozialen Verhältnisse die Stellung der Offiziere a. D. betrachtet; die numerische Vermehrung dieser Offiziere a. D. würde nach den geplanten Neuformationen in kurzer Frist sich noch schlimmer gestalten als bisher, so daß Vorschläge in dieser Richtung entschieden am Platze sind.

Um jedem Mißverständniß vorzubeugen, bemerke ich ausdrücklich, daß meine Vorschläge sich durchaus nicht mit jener Minderheit beschäftigen, die in Saus und Braus, mit Spiel und Wetten ein Vermögen verpulvert haben und deshalb „geschwenkt" worden sind.

Es werden heute ja sehr viele Offiziere nach einer ganz normalen Karriere verabschiedet, aus Gründen, die für des Laien beschränkten Unterthanenverstand schier unfaßbar sind. Die Offiziere der Kavallerie und der Spezialwaffen kommen hier weniger in Betracht. Von den Kavalleristen kehren viele nach einigen Dienstjahren freiwillig auf ihre Güter zurück. Die Offiziere der Spezialwaffen gehen vielfach in Fortifikation, Verwaltung, Stäbe u. s. w. über; auch besitzen sie in Folge der erhöhten Ansprüche, welche dienstlich an sie gestellt werden, einen Bildungsgrad, der sie befähigt, sich späterhin einen angemessenen Wirkungskreis zu verschaffen. Hierdurch ist der Prozentsatz der unfreiwillig Abgehenden ein verhältnißmäßig geringer. Aber der Infanterie-Offizier! Seine dienstliche Vorbildung kann er im bürgerlichen Leben nicht praktisch verwerthen, und nun tritt er mit einem vielfach recht lückenhaften Bildungsgrade in einen für ihn früher ganz fremden — und meist früher nur über die Achseln angesehenen —

Beruf ein, den er sich in den seltensten Fällen freiwillig wählte, den er vielmehr ergreift, weil er die Möglichkeit einer Existenz zu bieten scheint.

Wir haben jetzt ca. 5000 Lieutenants in der Armee, von diesen können höchstens 560 bis zur Stellung eines Stabsoffiziers vorrücken, und damit eine solche Pensionsberechtigung erwerben, daß sie allenfalls unter Einschränkungen aller Art mit ihren Familien existiren können, ohne anderweitig dazuverdienen zu müssen. Nehmen wir nun an, daß von den restirenden fast 90 pCt. sämmtlicher jüngeren Offiziere wirklich die Hälfte soviel besäße, um auch ohne größere Pension leben zu können, so bleiben noch 45 pCt. sämmtlicher Infanterie-Offiziere übrig, die im Fall einer Dienstentlassung eine neue Existenz unter den erschwerendsten Umständen und dem vielfach beleidigenden Vorurtheil, das den Offizier a. D. trifft, suchen müssen.

Der Staat muß diese Offiziere entlassen, und zwar entlassen nicht etwa, weil sie dienstlich untauglich wären, sondern einfach, weil er nicht genug Stellungen für sie hat, und ein geeigneter Grund zur Entfernung nicht gewünschter Herren findet sich dann auch schon.

Zu diesem bedeutenden Prozentsatz, der jetzt schon gezwungen ist, sich nach privater Beschäftigung von meist sehr untergeordneter Natur umzusehen, würden bei Durchführung des neuen Entwurfes in wenigen Jahren noch 700—800 Offiziere treten, und diese Zahl müßte von Jahr zu Jahr wachsen. Diese Verabschiedungen wirken, wie wir sehen werden, nach den verschiedensten Seiten hin ungünstig.

Es ist weder des Offizierstandes würdig, nach der Verabschiedung durch Protektion und Gefälligkeit eine Stellung zu erhalten, für die den Verabschiedeten sein Bildungsgang durchaus nicht bestimmt hat, noch ist es gerecht und billig, daß diese Herren in Versicherungsgesellschaften ꝛc. auf Plätze eingeschoben werden, nach denen Andere als pflichttreue Beamte jahrzehntelang in fleißiger Arbeit gestrebt haben, und welche diese Anderen ihrer ganzen Ausbildung nach mit größerem Rechte verdienen und auszufüllen geeignet sind, als der nach kurzer Vorbereitungzeit Eingeschobene.

Dem Offiziercorps werden durch die oben erwähnten Verhältnisse tüchtige Kräfte, die sich sonst gern dem Soldatenstande widmen würden, ferngehalten, da sie in anderen Berufszweigen gesichertere Stellung finden können. Das Unteroffiziercorps leidet unter diesen Verhältnissen aus noch näher zu erörternden Gründen ganz enorm. Auch für die Ausbildung der Mannschaften liegt in diesem raschen Personenwechsel innerhalb des Offiziercorps ein großer Nachtheil; um mit Erfolg die Ausbildung seiner Truppe leiten zu können, muß ein Offizier nicht nur eine ungefähre Kenntniß des Reglements haben, sondern es gehören dazu gewisse pädago-

gische Vorkenntnisse, ferner die Fähigkeit, den einzelnen Mann nach geistigen und körperlichen Eigenschaften beurtheilen zu können, und eine Selbstbeherrschung, die bekanntlich gerade durch den absoluten militärischen Gehorsam Untergebenen gegenüber sehr schwer gewahrt wird, weil man glaubt, sich für den Zwang, den man sich nach oben hin anthut, nach unten entschädigen zu dürfen. Alles dies läßt sich erst in einem jahrelangen Dienst erwerben. Die älteren Offiziere werden aber als Funktionsoffiziere nothwendig anderweitig gebraucht, und so liegt die Ausbildung der Mannschaften meistens in den Händen der jüngeren Offiziere, die selbst noch einer bedeutenden Weiterbildung bedürftig sind, anstatt als Erzieher des Volkes auftreten zu können.

Die Grundbedingung für die naturgemäße und deshalb einzig richtige Verbesserung dieser Verhältnisse würde in einer starken Vermehrung und Verbesserung des Unteroffiziercorps, verbunden mit einer numerischen Verringerung des Offiziercorps zu suchen sein, die gerade bei den geplanten Neuformationen am leichtesten durchführbar wäre. Ob sich später je wieder eine ähnlich günstige Gelegenheit bieten würde, ist sehr zweifelhaft. Auch unser Unteroffiziercorps leidet an einem entschiedenen Mangel, es fehlt vielfach an geeignetem Nachwuchs, was aus verschiedenen Gründen nicht zu verwundern ist. Die meisten Leute, die vor die Frage der Kapitulation gestellt werden, haben günstigsten Falls die Aussicht, Sergeant zu werden Feldwebel können in Folge der geringeren Zahl der vorhandenen Stellen nicht einmal 10 pCt. sämmtlicher Unteroffiziere werden, ein Verhältniß, das sich in Wirklichkeit noch ungünstiger stellt, weil der Feldwebel unverhältnißmäßig viel länger bei der Fahne bleibt als die anderen Unteroffiziere. Ferner ist es für einen älteren Mann, der in seinem Fache tüchtig ist, nicht gerade angenehm, von einem Jüngeren, der vielleicht eben vom Kadettenhause kommt und vom praktischen Dienst keine Ahnung hat, in Gegenwart der Untergebenen abgekanzelt zu werden, was häufig in der formlosesten Weise geschieht. Auch die Aussichten auf spätere Civilversorgung sind meistens wenig glänzend. So ist es nicht zu verwundern, daß außer den Feuerwerkern und Zahlmeister-Aspiranten der Bildungsgang der Mehrzahl über die Volksschule nicht hinausgeht, und es ist eine allgemeinere Klage der Compagnie-Chefs, daß so selten für den Feldwebeldienst ein geeigneterer Nachwuchs vorhanden ist, weil alle besseren Elemente es vorziehen, nach beendigter Dienstzeit möglichst rasch in das Civilverhältniß zurückzukehren.

Alle diese Nachtheile würden gemildert werden können durch Schaffung von Zwischenchargen, der einen entsprechend dem Kadett zur See (mit Fähnrichsrang), und einer anderen, die auch bereits vorhanden ist unter dem wenig geschmackvollen Titel der „Offizierdienstthuenden Vicefeldwebel", und die nur weiter ausgebaut zu werden brauchte.

Die zuerst genannte Charge ließe den jungen Fähnrich in mehrjährigem, praktischem und theoretischem Dienste die nothwendigen Kenntnisse, Körperkräfte und vor allem die nöthige moralische Reife und Charakterentwickelung erlangen, ehe er Offizier wird, was ihn in seiner späteren Stellung vor mancher dienstlichen und außerdienstlichen Unannehmlichkeit schützen würde; ferner haben die Elemente, die als ungeeignet für die Offizierskarriere während dieser Prüfungzeit erkannt werden, die Möglichkeit, frühzeitig genug einen anderen Berufszweig zu wählen, um sich dafür wirklich mit Erfolg vorzubereiten. Die zweite Charge würde sicherlich viele bessere Elemente für das Unteroffizierkorps gewinnen und dieses in seiner Gesammtheit heben.

In militärischen Kreisen wird man unsere Vorschläge gern mit der kurzen Bemerkung bei Seite schieben wollen, das sei praktisch nicht durchführbar. Dem ist nur das Eine entgegenzuhalten, daß, wie erwähnt, beide Chargen bei uns bereits seit Jahrzehnten existiren und sich bewährt haben, daß also nur auf vorhandener Grundlage weitergebaut zu werden braucht.

Die Durchführung dieser Vorschläge würde allmählich die Zahl der Frontoffiziere von 5000, trotz einer Erhöhung von 140 auf 200 Regimenter, auf ca. 3500 Lieutenants reduziren, ohne daß dadurch die Schlagfertigkeit des Heeres geschädigt wird. Den Offizieren ist auf diese Weise die Möglichkeit gegeben, daß, anstatt wie jetzt 10 pCt., deren ca. 50 pCt. in höhere Stellen resp. Pensionsklassen rücken; ferner wird durch ein zufriedenes und gebildetes Unteroffiziercorps, das später in das Civilverhältniß hinübertritt ein ganz bedeutender Gegenhalt gegen staatsfeindliche Strömungen geschaffen, während jetzt die Sozialdemokratie mit ihren Konsequenzen vom Unteroffiziercorps eher begünstigt als bekämpft wird, da dieses sich in seiner gegenwärtigen Lage nicht wohl fühlen kann.

Eine schleunige Besserung der Lage der Offiziere und Unteroffiziere ist um so mehr geboten, als die Unzufriedenheit mit ihrer Stellung bei dem Einfluß, den sie auf ihre Untergebenen ausüben, das Wohl der Gesammtheit in Frage stellen kann.

M. Liebscher.

Frauenfreiheit.

Was ist die Frauenbewegung?

Sie ist ein Kämpfen für das Prinzip des Rechtes und der Freiheit, der höchsten Güter aller Menschen, ob sie sie besitzen, oder erst erstreben.

Es wird viel Mißbrauch getrieben mit den Worten Gleichheit und Emanzipation von einer Richtung, die sich von der gesunden Vernunft ins Phantastische verliert. Gleichheit mit dem Manne in jedem möglichen Sinne: das wäre unsinnig. Und Frauen, die nach Männlichkeit streben und mit dem zu brechen suchen, was ihr ureigenes Wesen ausmacht, zeigen die besonderen Schwächen ihres Geschlechtes; sie sind so klein, wie der Mann klein ist, der nach Weiblichkeit strebt. Denn wie es eine hohe Männlichkeit giebt, die der Mann nur zum Schaden seines Menschenthums einbüßen kann, so giebt es auch eine Weiblichkeit, die der Frau nicht nur ihre innere Schönheit, sondern auch ihre Kraft verleiht. Solche Gleichheit wäre für sie deshalb nicht eine Emanzipation aus drückenden Schranken, sondern das Herabsteigen aus einer von der Natur und einem ordnenden Prinzip ihr angewiesenen hohen Stellung. Jedes der Geschlechter hat seine Bestimmung und seine Pflichten, aber eines soll das andere ergänzen zum vollen Menschenthum.

Ergänzung, aber nicht Unterordnung. Wenn wir deshalb stolz sind, Frauen zu sein und unsere Weiblichkeit zur vollen Entfaltung zu bringen, so verlangen wir doch, gleich dem Manne, unsere Menschenrechte.

„Unter Menschenrechten meint man aber oft nichts anderes als Männerrechte," sagte Hippel in seinem Buch über „die bürgerliche Verbesserung des Weibes" schon im Jahr 1792; und so ists leider auch heute noch. Wir aber verstehen darunter für die Frau „das Recht auf Selbstbestimmung und Selbstbethätigung, die Freiheit zur Verwirklichung ihrer persönlichen Ideale."

Das zu allen andern grundlegende Recht ist das an eine Erziehung, welche die in uns gelegten Fähigkeiten zur vollen Entwickelung bringt. Mehr Mädchen, als man glauben möchte, entdecken in sich beim Eintritt in das Frauenalter das Bedürfniß nach einem ernsten Berufe. Es fehlen ihnen aber die nöthigen Vorkenntnisse, es fehlt die nicht minder nöthige systematische Erziehung der Intelligenzkräfte, wie sie durch die ganze Jugend hindurch den Knaben zu Theil wird. Das in der Töchterschule, oder selbst der „Selekta" Erlernte dient mehr oder minder doch nur zur Zierde, oder höchstens zur Erreichung des Lehrerinnenberufes, wieder in einer solchen Töchterschule. Herman Grimm erzählt, wie er unter den vielen deutschen und ausländischen Frauen von ernstem wissenschaftlichen Streben und Wirken, mit denen er in seinem Leben in Berührung gekommen sei, das Bedauern einer mangelnden Vorbildung fand, die nachzuholen große Anstrengung gekostet hätte. „Die intensivsten Wünsche für Vertiefung des öffentlichen Unterrichts bei Frauen gehen von denjenigen Frauen aus, die, im Besitz wichtiger oder öffentlicher Stellungen, nachträglich den Mangel an gründlichem Unterricht bedauern, an dem sie leiden."

„Wahre Bildung entwickelt den Charakter und veredelt das Gemüth", ist eine fast selbstverständliche Wahrheit. Während aber der heranwachsende Jüngling an der Mathematik seine Denkkraft schärft, in den Naturwissenschaften den

Geist kräftigt und bereichert und in der schönen Welt der Alten ihm das Ideal ersteht, vertändelt das junge Mädchen von ihrem 17. Jahre an ihr Leben mit Kunstspielerei, gesellschaftlichen Oberflächlichkeiten, im besten Falle mit Haushaltungsgeschäften. Sie sinnt darauf, wie sie den Männern gefallen kann, weil ja eine Heirath das einzig mögliche Ziel für sie ist. Verfehlt sie dieses, so wird sie nur zu häufig „nervenleidend", um kein bezeichnenderes Wort zu gebrauchen, — nicht so sehr aus physischen, wie aus psychischen Ursachen, die einer krankhaften Gemüths- und Phantasieleere entspringen. Prof. Theobald Ziegler sagt in „Die soziale Frage eine sittliche Frage": „Und da wundert man sich, daß so viele Frauen eitel, sittliche und für geistige Interessen stumpf, unlogisch und charakterlos sind. Statt aber dem entgegenzuarbeiten, verschließt man ihnen gewaltsam den besten und einzigen Weg, der darüber hinausführt, den Weg ernster geistiger Arbeit." Daß durch echtes Wissen die Frau ihrer besonderen Bestimmung in der Ehe entzogen oder entfremdet würde, ist nicht zu fürchten, denn daß die Liebe und das Heirathen nicht aufhören, dafür würde die menschliche Natur sorgen, bei den Mädchen, wie sies bis jetzt bei den Männern gethan hat. Nie wird der „natürliche Beruf der Frau" auf sie seine ideale Anziehung verlieren. Auch die Eigenschaften der „deutschen Hausfrau" werden nicht leiden, wenn nur die häusliche Erziehung ihre Pflicht erfüllt. Zu fürchten ist nur die Halbbildung und die glänzende Vielwisserei, denn sie entwickeln nur in Treibhausluft die Intelligenz auf Kosten des Gemüthes und zersetzen mit Eitelkeit und Dünkel den Charakter. Die Frau soll durch echtes Wissen nicht entweiblicht, sondern zu einer höhern und weitern Weiblichkeit befähigt werden. Jeden falls soll sie das Recht darauf besitzen, um damit zu schalten, wie es ihr am besten dünkt.

Ich höre in Deutschland häufig die Einwendung, daß ein strenges Studium die weibliche Gesundheit schädige. In England habe ich die Erfahrung des Gegentheils gemacht, und auch die statistisch gesammelten Aussprüche erfahrener Aerzte geben dafür einigen Beweis. Er erstreckt sich auch auf Mädchen, die nicht unter den ausnahmsweise günstigen Bedingungen von Newnham und Girton studiren. Nationale Körpereigenschaften mögen dabei mitwirken. Daß aber unter den englischen Mädchen weniger Anämie, und deshalb auch weniger Nervenschwäche, zu finden ist als unter den deutschen, hat seinen wohlbekannten Grund in der häufigeren Bewegung in freier Luft zu jeder Jahreszeit, die ihnen schon durch viele Generationen hindurch zu Theil wurde. Vielleicht trägt aber auch die Organisation des englischen Familienlebens zur Erleichterung einer ernsten Beschäftigung bei, weil sie dem Einzelnen eine sehr große Freiheit und deshalb unangetastete Kraft gewährt zu der Verfolgung seiner individuellen Ziele. Aber ganz abgesehen hiervon, wie sollte es nicht die Gesundheit zerstören, wenn Mädchen oft in der Hälfte der Zeit das zu erringen suchen, was die jungen Männer während der langen Gymnasialjahre allmählich in sich heranbildeten, und wozu ihnen auch die Hirnkräfte (wenn ich mir das Wort erlauben darf) fehlen, die bei Jenen eine früh begonnene systematische Erziehung des Intellektes ausbildete?

In der Frau herrscht das Gemüth vor, im Manne die Intelligenz, dadurch unterscheidet sich die Psyche der Geschlechter —: das ist, wenn auch ein einseitiger, doch kein unwahrer Satz, weil solche Unterscheidung mit der physiologischen Bestimmung der Geschlechter in Beziehung steht. Daß jedoch die

Kultur der Jahrhunderte — für die Frau gleichbedeutend mit Unfreiheit — diesen Unterschied weit über die Absichten der Natur verschärft hat, glaube ich gewiß. Deshalb will ich auch garnicht das abgebrauchte Argument bekämpfen, daß die Frauen nie etwas Bedeutendes geleistet hätten. Mir scheint es erstaunlich, daß sie unter den Umständen so viel geleistet haben. Ohne ihre Reihen durchzugehen von Hypatia und Sappho bis zu Mary Sommerville und Bettina von Arnim, möchte ich nur auf die Zahl der regirenden Frauen in der Geschichte verweisen, die nicht nur durch ihre Güte und ihre Charaktereigenschaften groß waren, sondern zum mindesten eben so durch die Fähigkeiten ihrer Intelligenz. Fürstinnen haben eben zu allen Zeiten eine höhere Erziehung erhalten, als andere Frauen. Man hat auch die Erfolge der weiblichen Studenten bei den Prüfungen in Oxford und Cambridge nicht gelten lassen, weil diese Universitäten wenig mehr verlangten als das deutsche Maturitätexamen. Auch das gebe ich zu. Man darf aber nicht vergessen, daß alljährlich eine viel bedeutendere Anzahl von Frauen die Prüfungen der London University glänzend bestehen, die doch in Mathematik und Naturwissenschaften ungleich mehr als das Maturitätexamen verlangen, ja mit diesem kaum verglichen werden können.

Moritz Carriere bezeichnet die psychische Eigenart der Frau damit, daß „sie aus der Totalität des Seelenlebens weniger zu Einseitigkeiten heraustritt, sondern sie leichter harmonisch ausbildet als die Männer." Er spricht ihr also keineswegs eine dem Manne gleichstehende Intelligenz ab. Daß sie ihr gleichartig sei, das wollen wir ja selbst nicht! Wir wollen aber, daß man sie in ihrer Eigenart als der männlichen ebenbürtig erachte und ihr den Platz einräume als berechtigten Faktor unter den Geisteskräften einer Nation. „Deshalb haben die Männer kein Recht, den Frauen die Benützung öffentlicher Institute zu verbieten, auf denen sie die Kenntnisse erlangen zu können glauben, deren sie benöthigt sind, weil heute eine allgemeine Abneigung besteht, ungerecht zu sein" sagt Herman Grimm.

Die Unterrichtsfrage ist die zuerst zu lösende. Das Recht auf einen Unterricht gleich dem der Männer ist das grundlegende für die anderen zu erringenden Frauenrechte, auf die ich nur noch kurz hinweisen will.

Die Frau hat ein Recht an die gleiche bürgerliche und staatliche Stellung wie der Mann. Je mehr sie diesem gleich steht, um so harmonischer werden auch die Ehen sein; denn sie begründen sich dann nur auf die Vereinigung zu einem vollkommenen Ganzen; nicht aber auf Herrschen und Unterwerfung. Die hohe Tugend des veredelnden freiwilligen Gehorsams wird vor dem Gesetz zum erniedrigenden Zwang. In den „höheren Ständen" wird uns dies nicht fühlbar, so lange die Lebensverhältnisse normale sind. In den unteren Klassen aber, wo nur zu oft die rohe Gewalt regirt, da bleibt der Frau nichts anderes übrig, als zu dulden gleich einem untergeordneten Wesen; der Mann ist ihr übergeordnet und hat dadurch meistens das „Recht" auf seiner Seite. Mit der prinzipiellen Gleichheit von Mann und Frau in Dingen der Ehe und Ehescheidung, des Vermögens und Erwerbes, der Vormundschaft über die Kinder u. s. w.*) wüchse bei dieser das Gefühl ihres Muthes und ihrer Würde. Un-

*) Der Allg. Deutsche Frauenverein hat soeben ein werthvolles kleines Buch erscheinen lassen: Die Stellung der Frau nach den in Deutschland giltigen Gesetzesbestimmungen, sowie nach dem Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich. Von Dr. E. Kempin. Leipzig.

moralische, d. h. aus bloßer Berechnung geschlossene Ehen, sowie auch die verkäufliche Liebe — „eine Frucht der Sklaverei des Weibes und der Despotie des Mannes" —, würden seltener werden.

Auch im öffentlichen Leben, bei den Interessen der Gemeinde, gebührt den Frauen eine gleichberechtigte Stellung und Wirksamkeit. Man sieht es in England täglich, wie wohlthätig sie zu wirken vermögen als Mitglieder von Town und County Councils, School Boards, Boards of Guardians 2c. Verwaltung, Erziehung, Armenpflege, Hygiene, Inspektion der Fabriken und dadurch die Sorge für das Wohl der Arbeiterinnen liegen so sehr im eigensten Bereiche weiblicher Fähigkeiten, daß deren praktische Verwerthung nicht nur im Interesse der Frauenrechte zu erwünschen ist, sondern eben so sehr in dem der Mitmenschen selber, und wäre es nur deshalb, weil allein die Frau bis ins Innerste die wahren Bedürfnisse der Frau versteht. Der alte Vorwurf, daß sie einseitig mit dem Gefühle beurtheilt und sich durch dieses hinreißen läßt, hat sich in England durchaus nicht bewahrheitet. Mit der Verantwortung wächst beim Menschen die Gewissenhaftigkeit, und die schärfere Beobachtungsgabe für das Konkrete hilft der Frau zu nüchterner Beurtheilung. Und wenn zu dem männlichen Verstande auch ein weibliches Element des Gemüthes sich gesellte, so könnte solch' naturgemäße Ergänzung auch in öffentlichen Angelegenheiten nur ein Gewinn sein.

Wir Frauen erfüllen die meisten der Pflichten einer Staatsbürgerin; ist es gerecht, uns von dem einfachsten Rechte einer solchen auszuschließen? Hat es einen Sinn, das Wahlrecht, das man dem niedersten Arbeiter zugesteht, der gebildetsten Frau zu versagen, nur weil sie eine Frau ist? John Stuart Mill sagt, daß von allen Gebieten der intellektuellen Thätigkeit sie sich in dem der Politik dem Manne vollkommen ebenbürtig gezeigt hat. — Der Staat besteht aber aus Männern und aus Frauen, und wenn wir in England mit ganzer Energie für das Wahlrecht arbeiten — bei der letzten Abstimmung im Parlament war die Majorität dagegen nur noch vierzehn —, so geschieht es aus einer Ueberzeugung der Pflicht gegen unsere Geschlechtsgenossinen aller Stände.

In Deutschland sind solche Bestrebungen jedoch noch nicht am Platz. Herman Grimm aber spricht von der Ausschließung der Frauen von der Politik als einer „Lebensstellung, die sie erniedrige", und fügt hinzu: „Wenn sie empfinden, hier müsse eine Aenderung eintreten, so bringen sie auf etwas, das den Männern nur zum Nutzen gedeihen kann."

Die Frauen verlangen die Freiheit der Selbstbestimmung und Selbstbethätigung, mit anderen Worten: der ungehinderten Wahl des Berufes, zu dem sie in gleichem Wettbewerb mit den Männern die Befähigung erweisen.

Daß neue Erwerbsquellen für die vielen unverheiratheten Frauen gefunden werden sollten, darin stimmen Alle überein; und daß die seit den letzten fünfzig Jahren den Frauen gewährten Posten von ihnen in befriedigender Weise ausgefüllt werden, bestreitet Niemand. Es handelt sich jedoch nicht um das Was und Wie des Erwerbes, nicht um ein bloßes Nützlichkeitprinzip, zu welchem Männer wie Eduard von Hartmann die Frauenfrage herabdrücken möchten, sondern es handelt sich auch hier in erster Linie um einen Grundsatz der allgemein menschlichen Gerechtigkeit. „Die Freiheit, dieses vorzügliche Gut, welches die Natur uns gegeben, verleiht dem Menschen eine solche Würde, daß er, seiner

eigenen Entscheidung folgend, Herr ist seiner Handlungen", hat einmal Papst Leo XIII. gesagt.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß eine übermäßige Anzahl von Frauen sich zu den gelehrten Berufen drängen würde, noch auch, daß eine Frau durch solchen Beruf verhindert sei, eine pflichttreue Gattin und gute Mutter zu sein. In England giebt es deren viele, die beides vereinen; wie man ja auch nirgends der Arbeiterin oder der Gewerbsfrau diese Möglichkeit abschwächt. Doch wie dem auch sei, so liegt darin kein Grund zur Beschränkung der persönlichen Freiheit für Jeden, sein Leben voll auszuleben und seine Lebensideale, welcher Art sie auch seien, zu verwirklichen. Die Bevormundung des einen Geschlechts durch das andere muß aufhören. Unfreiheit ist Unnatur. Die Auswüchse einer solchen neuen Freiheit würden von selbst wieder verdorren; man dürfte hierin dem Elemente wahrer Weiblichkeit, das sich immer wieder zur Geltung bringt, ruhig vertrauen. Und wenn heute durch den Mangel eines Berufes die Mädchen in die Ehe getrieben werden, — seis aus dem Bedürfniß nach einer Thätigkeit, oder dem nach einer materiellen Versorgung — ist das ein Befördern der Weiblichkeit? Die selbständig arbeitende Frau aber braucht sich zu keinem dieser Zwecke zu verheirathen. Sie wird es meistens nur dann thun, wenn sie als ebenbürtige Freundin dem Manne zur Seite stehen kann. — Und so wird auch hier durch die Höherstellung der Frau der Mann gehoben.

„Aber es sind ja alle Berufsarten und Stellen überfüllt!" Und man sucht mit Zahlen zu beweisen, wohin die Zulassung der Frauen zu den männlichen Berufen führen müßte. Da möchte ich ganz einfach mit den Worten des Abgeordneten von Wolff vor der württembergischen Kammer antworten: „Es wird dieser Berechtigung der Frau zu einem wissenschaftlichen Berufe gewöhnlich das Schlagwort ‚Vermehrung der Konkurrenz' entgegengehalten. Ja, warum soll die Frau von dem Wettbewerb auf dem Gebiete menschenwürdiger Thätigkeit ausgeschlossen sein? — daß es eine Frau ist, ist doch kein Grund dagegen!" — Es scheint im Gegentheil jeder Grund dafür, wenn wir nur die Geschichte der menschlichen Entwickelung und Thätigkeit unbefangen betrachten. Die fortschreitende Kulturentwickelung wird aber auch die Grenze zeigen, wo die Wirksamkeit der Frau versagt — wie sies im Lauf der Jahrtausende dem nie in seiner Freiheit beengten Manne gezeigt hat. Und wenn man meint, die Frau habe auch unter den jetzigen Beschränkungen Gelegenheiten des Wirkens genug, so daß, wie es in England der Fall ist, ihr Einfluß in allen Gebieten ein mächtiger Faktor sei, so antworte ich mit dem Ausspruche Mills: „Weder in Angelegenheiten der Familie noch in Angelegenheiten des Staates kann Macht ein Ersatz sein für Freiheit."

Deshalb müssen die Frauen muthig, aber auch mit besonnener Klarheit, weiterstreben zu ihrem Ziel. Wenn sie jedoch auf Abwege sozialistischer Tendenzen gerathen oder darüber hinausstürmen in die trügerische Umarmung der freien Liebe, dann verdienen sie den Vorwurf des leidenschaftlichen Eifers, der zu einem der wirksamsten Beweisgründe werden kann gegen die gute Sache.

London. Carola Blacker.

Choux-Roux bei Bismarck.

In einer illustrirten Extra-Ausgabe der neuen französischen Zeitung „Panama. Organ für die ehrlichen Leute" fand ich den folgenden Bericht des bekannten Journalisten Choux-Roux über seinen Besuch in Varzin. Ich habe den Bericht möglichst wortgetreu übersetzt und empfehle ihn patriotischen deutschen Blättern, die hier endlich einmal die von Söldlingen und Speichelleckern mit geflissentlichem Eifer gefälschte Wahrheit über den keifsüchtigen alten Reichsnörgler erfahren können. Von Friedrichsruh aus wird wahrscheinlich der Versuch gemacht werden, die Echtheit des Interviews anzufechten; das liberale Bürgerthum in Stadt und Land wird aber keinen Augenblick zweifelhaft sein, wer die Wahrheit spricht: Herr Bismarck mit seiner sattsam bekannten Vergangenheit oder der hervorragende und unantastbar ehrenhafte Publizist Choux-Roux. Der Bericht ist in die Form eines Briefes an den Chefredacteur des geachteten Blattes gekleidet und hat den folgenden Wortlaut:

Verehrter Herr und Kollege!

Sie hatten mir den ehrenvollen Auftrag ertheilt, den Fürsten Bismarck aufzusuchen, um ihn wegen seiner berüchtigten Aeußerungen über die Emser Depesche zur Rede zu stellen. „Gehen Sie", sagten Sie, „es ist die Sache Frankreichs und der Menschlichkeit, die ich Ihnen anvertraue, und liquidiren Sie Ihre Kosten bei unserer Expedition!" Ich nahm Vorschuß und machte mich auf den Weg nach Friedrichsruh, wo ich den Fürsten zu finden hoffte. Aber schon in Hamburg, wo ich mir auf Ihren Rath von den „Nachrichten" eine Empfehlung erbitten wollte, erfuhr ich, daß der Alte noch gar nicht in Friedrichsruh eingetroffen war. Herr Hartmeyer, unser Kollege, sprach übrigens in sehr unwilligem Ton über den Fürsten, der sich um seine kontraktlichen Pflichten kaum noch kümmere und die Leitartikel immer mit störender Verspätung schicke. „Es war ein Fehler" meinte er, „daß ich ihm

seit der Sommerreise ein festes Gehalt bewilligt habe; so lange er Zeilen-Honorar bekam, klappte die Sache viel besser". Eine Empfehlung hielt er für überflüssig, da ein deutschfeindlicher Journalist ohnehin bei Bismarck der freundlichsten Aufnahme gewiß sein könne.

Ich fuhr also nach Varzin. Welche Reise, verehrter Freund! Durch die trostlosen Steppen, wo einst die Walküren hausten, dann wieder durch kahle Felsgegenden oder morastige Flächen, durch Eis und Schnee, immer höher hinauf nach Norden. Und dabei nichts Genießbares zu essen, überall Sauerkohl und Blutwurst, bei deren Geruch mir schon übel wurde! Freilich, selbst wenn mir die Küche aus dem Café Anglais geboten worden wäre, ich hätte nichts zu essen vermocht, während mir von allen Seiten mißtönende Leierkasten die Wacht am Rhein in die Ohren dudelten. Aber die Ehre Frankreichs stand auf dem Spiel und ich bezwang meinen Magen und meinen patriotischen Schmerz, bis endlich, nach dreitägiger Fahrt in Postkutschen und Bauernwagen — denn die Eisenbahn führt nur bis Stettin, der Hauptstadt von Mecklenburg — aus der Monotonie der pommerschen Landschaft der berühmte Sachsenwald hervorstieg. Lieber Freund — verbannen Sie jeden Gedanken an das Boulogner Gehölz! Der Sachsenwald ist ein kümmerliches Nadelholz ohne den allerbescheidensten malerischen Reiz. Das war die erste Enttäuschung, der unzählige andere gleich folgen sollten.

Wir fuhren durch ein elendes Dorf, in dessen lehmigen Gassen der Wagen kaum vorwärts kommen konnte. Vor den armseligen Hütten sah man hier und da eine zerlumpte, abgezehrte Gestalt: den Typus des deutschen Bauern, den die unersättliche Habgier der Agrarier bis aufs Hemd ausgeraubt hat. An der Thür eines halb verfallenen Gemäuers hielt der Kutscher und rief mir grob zu: „Das ist das Schloß!" — Ich hatte viel von dem maßlosen Geiz des Fürsten gehört, ich wußte aus deutschen Zeitungen, daß er den ganzen Ertrag der Getreidezölle in die Tasche gesteckt und von dem Minister Boetticher große Geldgeschenke angenommen hatte, — aber der Anblick dieser Baracke wirkte doch verblüffend auf mich. Ehe ich mich noch von diesem Eindrucke erholt hatte, trat ein kahlköpfiger, untersetzter Herr mit rother Nase und weißem Wachtmeister-Schnurrbart an den Wagen und stellte sich mir als Dr. Chrysander vor. Dieser Herr war bekanntlich ehemals Oberaufseher der Reptilien und besorgt jetzt die geheimen Geschäfte des früheren Kanzlers. Er fragte nach meinen Wünschen. „Ich bin Interviewer und komme aus Paris." „Verzeihen Sie zwei Vorfragen — wir haben schlechte Erfahrungen gemacht. Also erstens: Was können Sie zahlen?" Ich zeigte einen Panama-Check in der üblichen Höhe von 20 000 Francs. „Schön. Und ist Ihr Blatt entschieden deutsch-

feindlich?" „Wir erwarten die Revanche spätestens für den Februar 1893." „Ausgezeichnet! Bitte — treten Sie näher! Sie treffen es sehr gut: die ganze Familie ist versammelt und Seine Durchlaucht haben es schon bedauert, daß der schöne Tag so vorüber gehen soll, ohne die Gelegenheit, an den Grundvesten des Deutschen Reiches zu rütteln."

Ich trat ein. Zwei häßliche Köter sprangen mir entgegen und beruhigten sich erst, als eine rauhe Stimme sie anherrschte: „Kusch! Presse!" Dann fuhr die selbe Stimme fort: „Entschuldigen Sie, die Thiere hielten Sie für einen Anhänger der heutigen Regirung. Aber ich weiß, Sie sind ein erbitterter Feind des neuen Kurses, also sind Sie mir herzlich willkommen. Ziehen Sie Schnaps oder Bier vor?"

Nur langsam konnte ich in der dichten Wolke, die über dem Zimmer schwebte, die Gestalten der vier Herren unterscheiden, die um den ungedeckten Tisch mehr lagen als saßen. Allmählich aber fand ich mich zurecht. Der kleine Dicke mit dem spärlichen blonden Haar und dem langen, fast strohfarbigen Vollbart war des Fürsten ältester Sohn — Sie erinnern sich: der gänzlich unfähige Diplomat, der Deutschland fast in einen Krieg mit der Schweiz verwickelt, den König von Samoa schändlich brüskirt und den armen Grafen Bucher ums Leben geärgert hat und der nun wüthend ist, weil ihm der Botschafterposten in Konstantinopel mit 120000 Mark Gehalt vom Kaiser verweigert worden ist. Neben ihm paffte ein hagerer, griesgrämiger und verbissener Herr in der Tracht der oberbayerischen Bauern: der Professor Schweninger, ein Wunderdoktor, der die Menschen nur mit Münchener Bier, Rothwein, Suppe und Reis behandelt, weil er behauptet, nur durch solche Ernährung sei das Fett zu beseitigen. Er saß zwischen seinen beiden Opfern: dem Fürsten und dessen jüngerem Sohne, einem schwindsüchtig aussehenden Knochenmann mit struppig rother Mähne und dem behaarten Gesicht eines Waldmenschen. Wenn man bedenkt, daß er ein blühender Jüngling war, ehe er in die Hände des bayerischen Charlatans fiel, dann ist an dem Walten der Nemesis in der Geschichte nicht mehr zu zweifeln. Der Graf heißt Wilhelm, wie jener König, den der Kanzler in einen brutalen Raubzug hineinhetzte — mehr brauche ich nicht zu sagen.

Aber Sie warten ungeduldig auf eine Beschreibung des Fürsten. Nun, ich bin in der angenehmen Lage, mich da auf einen gewiß unbefangenen Zeugen berufen zu können: auf die „Freisinnige Zeitung", eines der vornehmsten deutschen Blätter, das von dem begeisterten Patrioten Eugen Richter musterhaft geleitet wird. In diesem Blatte las ich vor einigen Monaten: „Aus Bismarcks verschwommenen Zügen geht deutlich hervor, daß er ein Gewohnheitsäufer ist." Und etwas später: „Der Teint des Fürsten soll nach

einigen Berichten ein rosiges Inkarnat zeigen. Das wäre bei der auf der letzten Reise wieder hervorgetretenen Vorliebe des Fürsten Bismarck für den Biergenuß nicht weiter verwunderlich." Wenn so die besten Deutschen gelernt haben, ihren früheren Halbgott mit unbefangener Objektivität anzuschauen, dann braucht ein Franzose sich wohl erst recht keinen Zwang aufzuerlegen. Also, verehrter Freund und Kollege, dieser Mann von Blut und Eisen ist heute nicht viel mehr als eine Mumie und ich zweifle nicht länger, daß Herr Richter vollkommen Recht hatte, als er schon im Sommer schrieb: „Vermag man denn nicht die rasch zunehmende Geistesschwäche Bismarcks wahrzunehmen? Jetzt hat er für uns nur noch ein pathologisches Interesse. Die Schwatzhaftigkeit des unzurechnungsfähigen Greises, den man internirен und beobachten sollte, übersteigt alles Maß." In der That: gedunsene Züge, ein glasiger Blick, welkes, schlaffes Fleisch, eine lallende Sprache — das klinische Bild des Alkoholismus, verbunden mit greisenhaftem Marasmus. Und es ist wahrhaft entsetzlich zu sehen, wie dieser Mann durch die Ausdauer seines zornigen Geschimpfes den Schein der Jugendkraft herbei zu lügen versucht. Dabei war seine Kleidung völlig verwahrlost: ein viel zu weiter Rock und — unglaublich! — anstatt eines Kragens ein ehemals vielleicht weißes Taschentuch um den Hals!

Es war nicht leicht, ihn vom Bierkrug fortzubringen, und ich begriff, warum die „Hamburger Nachrichten" so oft in Verlegenheit waren. Endlich aber raffte er sich gewaltsam zusammen und bat mich, ihn in sein Arbeitzimmer zu begleiten,

„Nehmen Sie Papier und Feder und schreiben Sie!"

Schon lange aber würgte ich an einer Frage, die mich jetzt fast zu ersticken drohte. Ich konnte nicht länger schweigen.

„Ist es wahr, daß Sie die schnöde Fälschung eingestanden haben, durch die Frankreichs lieblichste Töchter verwaist wurden?"

„Was? Ach, Sie meinen den Artikel von Harden? Er hat mich nicht ganz verstanden. Die Geschichte ist viel einfacher. Ich brauchte einen Krieg, weil ich meine Wohnung in der Wilhelmstraße wieder in Stand setzen lassen mußte; es war allerlei baufällig geworden und ich wäre mindestens für sechs Monate obdachlos gewesen. Außerdem galts eine Wette. Als die spanische Thronkandidatur auftauchte, sagte ich zu meinem Herbert, nun würden wir wahrscheinlich den Champagner bald an der Quelle trinken. Der Junge widersprach, denn er wußte, der König war gegen den Krieg. Schließlich wetteten wir um hundert Flaschen Pommery, und die durfte ich doch nicht verlieren! Leicht war die Sache nicht, denn Ihr Gramont war ja so ungeheuer friedliebend und namentlich die Kaiserin Eugenie hatte eine wahrhaft ängstliche Scheu vor jedem Konflikt mit Preußen. Aber (hier zog ein faunisches

Grinsen über sein Gesicht) mit einigem guten Willen geht Alles. Unter uns: Der Benedetti, der den König auf der Promenade in Ems ansprach, war gar nicht Ihr Gesandter, es war ein Schauspieler vom Emser Kurtheater, der Benedettis Rolle spielte, um den König in Wuth zu bringen. Aber das brauchen sie nicht zu schreiben. (Meinst Du, alter Korsar?!) Na, und dann fälschte ich eben die Depesche. Man muß sich zu helfen wissen. Ich bin noch heute sehr stolz darauf, daß ich die Sache so geschickt und schlau angefaßt habe."

„Und warum" — die Empörung schnürte mir die Kehle zu, aber ich dachte an meinen Vorschuß — „Und warum haben Sie dieses Verbrechen jetzt enthüllt?"

„Warum? Gott, der alte Liebknecht brauchte eine neue Auflage seiner Broschüre und außerdem schien mir die Zeit gekommen, meine Verdienste um das Reich wieder einmal ins rechte Licht zu rücken. Glauben Sie, daß mich das ewige Zeitungschreiben amusirt? Bamberger hat ganz Recht: ins Amt will ich zurück mit meinem Sohn, die Getreidezölle verdreifachen, die Verfassung stürzen, die Dynastie Bismarck einsetzen und für meine Friedrichsruher Brennerei das Schnapsmonopol herausdrücken."

„Sie billigen also die Politik der jetzigen Regirung nicht?"

Er rückte vertraulich näher. Diesem angeblichen Menschenkenner genügte die Thatsache, daß ich ein Feind Deutschlands bin, um mir sein Innerstes zu erschließen.

„Ob ich die jetzige Politik billige?! Ich pfeife auf jede Politik, die ich nicht leite. Ja, wissen Sie denn nicht, daß ich Mohrenheim so lange bearbeitet habe, bis er den Spektakel in Kronstadt arrangirte? Daß ich Tag und Nacht mich bemühe, Oesterreich und Italien vom Dreibund abzusprengen? Das können Sie als ein offenes Geheimniß hier doch in jeder anständigen Zeitung lesen. Mein Nachfolger ist ja ungemein schlau und er hat das Reich auf eine Höhe gehoben, an die ich nicht denken durfte. Aber ich stehe doch noch früher auf als er. Ich habe es schon dahin gebracht, daß ein Theil des Volkes die zuverlässigsten und reichstreuesten Parteien, auf die Caprivi sich stützen wollte, für reichsfeindlich und gefährlich hält. Dann habe ich bei der Flinten-Geschichte meine Hand im Spiele gehabt und jetzt säe ich Mißtrauen und Unzufriedenheit, bis es keinen andern Ausweg mehr giebt als den, mich zurück zu berufen. Und dann sollen sie etwas erleben!"

„Was aber ist Ihr endliches Ziel?"

Er nahm einen langen Zug aus einer dickbäuchigen Branntweinflasche.

„Haben Sie mal von dem Wallenstein gehört? Der war Herzog und wollte Kaiser werden. Und, sehen Sie, Herzog bin ich schon, wenn ich auch

keinen Gebrauch davon mache. Meine Worte werden so häufig entstellt! Da soll ich früher gesagt haben, der Kaiser würde sein eigner Kanzler sein. Ist mir gar nicht eingefallen. Ich meinte im Gegentheil: der Kanzler würde sein eigner Kaiser sein. Das Schlimme ist nur, daß mir der Richter in seiner fanatischen Hohenzollern-Treue schon längst auf die Sprünge gekommen ist und mich als Hausmeier und Kronprätendenten denunzirt hat. Aber die Sache wird gemacht. Schuwalow hat mir im Auftrage des Zaren zehn Milliarden versprochen, wenn ich Rußlands Oberhoheit anerkenne und ihm den Balkan ausliefere. Wenns soweit ist, wollen wir sehen, was England dagegen bieten kann. Einstweilen, das sehen Sie ja, mache ich mit Hartmeyer russische Politik. Das bringt nicht viel, aber bei den schlechten Zeiten muß man zufrieden sein."

Der überreichliche Alkoholgenuß fing an, sich bemerkbar zu machen. Die wüthende Bosheit wich aus dem aufgeschwemmten Gesicht, die Zunge wurde schwer, die Züge nahmen den Ausdruck welker Müdigkeit an, das Haupt sank auf die Brust und ein schweres Röcheln zeigte mir, daß der Fürst eingeschlafen war.

Noch einen Augenblick verweilte ich vor diesem grausigen Schauspiel sittlicher und geistiger Entartung und der Gedanke zog mir durch die Brust: Wird es diesem Manne gelingen, sein verbrecherisches Werk zu Ende zu führen? Als empfindender Mensch mußte ich diesen Ausgang fürchten, als Franzose durfte ich diesem auf einen Betrug gegründeten Reich jede Infamie gönnen. Wollen Sie mir, theuerster Freund, es verargen, wenn der Franzose in mir stärker war als der Mensch? Vive la France! rief ich halblaut, fast unbewußt, und kehrte diesem Hause des Schreckens den Rücken.

Aus der Trinkstube drang wüster Lärm: „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage!" Das ist die berühmte deutsche Geselligkeit. Ich athmete auf, als ich draußen war und im Wagen den Fortgang der Panama-Untersuchung studiren konnte. Endlich wieder reine Luft!

Da haben Sie, verehrter Freund und Kollege, die getreue Wiedergabe meiner Eindrücke. Wenn Ihnen manches Detail vielleicht auf den ersten Blick unglaublich erscheinen mag —: beruhigen Sie sich! In Deutschland glaubt man vom Fürsten Bismarck noch ganz andere Dinge.

Mit dem Ausdruck besonderer Hochachtung

Ihr ergebenster

Chour-Rour.

Für wörtliche Uebersetzung:

Apostata.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, 24. Dezember 1892.

Port Said und Panama.

Wenn es 1492 schon Deputirte, Checks und namentlich Zeitungen gegeben hätte, wer weiß, ob nicht das Unternehmen des Christoph Columbus ungefähr den gleichen Ausgang genommen hätte wie jetzt der stolze Plan des Vicomte Ferdinand von Lesseps? Die beiden Männer sind, als im Herbst die Tage von Genua und Huelva gefeiert wurden, von französischen Ruhmrednern oft genug verglichen worden; und wer von der breiten Straße der Legende in die schmaleren Gäßchen der Geschichte abbiegt, der erfährt auch gleich, daß Columbus nebenbei ein klug rechnender Geschäftsmann und daß seine Entdeckungreise ein Kommandit-Unternehmen war, zu dem der Herzog von Medina-Celi, die drei Brüder Pinzon und der kastilianische Schatz die nöthigen vier Millionen Maravedis aufbrachten. Die Eitelkeit des Herrn Chauvin hat den Vergleich ersonnen, ohne zu ahnen, daß gerade das Columbus-Jahr auch das Ende der Lesseps-Herrlichkeit bringen würde und zugleich ein Geplatze von Stinkbomben, in deren Qualm selbst den an Mac Mahon, Grévy und Boulanger abgehärteten Republikanern fast schon der Athem vergeht.

Und doch erzählen die Enthüllungen, die ohne Ermatten täglich versucht werden, eigentlich nichts Neues. Denn das wußte außer einigen naiven Weltflüchtlingen doch wohl jeder erwachsene Mensch, daß es im großen Kommerz und in der hohen Verwaltung fast immer Schwindel und Schwindler giebt, und auch die Couliſſen der fran-

ösischen Presse waren schon früher bekannt genug. Die großen Pariser Blätter gestatten sich gern den Luxus, die besten Federn und die glänzendsten Namen zu bezahlen, und diesen Luxus muß ein von Vorurtheilen niemals angekränkelter Merkantilismus bestreiten. Im Allgemeinen wird man nicht übertreiben, wenn man annimmt, daß die meisten nicht unterzeichneten Artikel in diesen Blättern bestellte Arbeit sind. La publicité coûte cher à Paris, das ist ein alter Satz, den auch die Republik nicht aus der Mode gebracht hat. Es wird nicht nur bezahlt, damit gelobt wird, es wird auch bezahlt, damit nicht getadelt wird. Noch sind wir in Deutschland nicht ganz so weit, obwohl das Annoncen- und Reklame-Wesen schon recht ansehnliche Fortschritte gemacht hat; dafür sind die französischen Zeitungen meistens auch besser geschrieben als unsere und — die Hauptsache — man nimmt sie, namentlich politisch, nicht halb so ernst wie bei uns. Wer Maupassants „Bel-Ami" und Zolas „L'Argent" gelesen hat, der wird sofort verstanden haben, warum die Franzosen sich nicht erst lange entsetzten, als sie erfuhren, daß die Besitzer des spießbürgerlichen „Temps" oder der großkapitalistischen „débats", daß Herr Meyer vom „Gaulois" oder Herr Magnard vom „Figaro" für gute Reklamen gutes Geld genommen hatten. Nur unsere journalistischen Betschwestern thaten gar schämig entrüstet, als sie vernahmen, wie jung noch immer die Preß-Cocotten an der Seine geblieben sind und wie brünstig sie umworben werden. Im Deutschen Reiche giebt es ja natürlich keinen Zeitungbesitzer, für den — wie für Zolas Jantrou — das Interesse erst auf der dritten Seite beginnt: beim Handelstheil und bei den Inseraten. Der deutsche Zeitungbesitzer ist ein hehrer Idealist, den bei Tag und Nacht die eine Sorge nur quält, daß in seinem Blatte die Wahrheit gesagt wird, die reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit. Es wäre sehr rührend, wenns nicht sehr komisch wäre.

Der alte Lesseps sieht dem Weltenlauf nun schon bald neunzig Jahre zu; er weiß ganz genau, wie für eine Regirung, ein Aktienunternehmen, einen Tenor oder einen politisch strebsamen General Stimmung gemacht wird, er hat mit dem dritten Napoleon, mit Ismael Pascha und anderen genialen Gründern intim verkehrt, er kennt den Tarif für Minister, Hofdamen, Journalisten und Kammerherren, und es ist sehr begreiflich, daß er in starrer Verblüfftheit jetzt dem Spektakel folgt. An Idealismus und Catonismus und andere schöne Raritäten glaubt

er gewiß nicht; er ärgert sich höchstens, weil auf der Liste der Beschenkten so viele wichtige Namen vergessen wurden, weil für Herrn Constans z. B., den dunkeln Ehrenmann, nicht rechtzeitig ein Milliönchen reservirt worden war. Der alte Lesseps ist auch Philosoph und Anthropologe genug, um zu wissen, daß der Kulturgang der stolzen Menschheit noch immer durch Moräste von Blut und Koth geführt hat und daß ohne Opfer, ohne Willkür und Grausamkeit, noch keine bedeutende Etappe genommen wurde. So lange die Menschheit noch jung war, zählte man diese Opfer und Gewaltthaten nicht; heute begleitet die Statistik und die Reportage jeden Schritt: in Dahomey zählt sie die Leichen und an jedem Ultimo verkündet sie, wie viel Mann wieder über Bord gegangen sind. Freundlich und verschwiegen ist die Statistik nur für den Sieger; sie verstummt vor dem Erfolg und sie duldet deshalb gern, daß eine Praxis, die in Port Said zu höchsten Ehren kam, in Panama als verbrecherisch und ruchlos verurtheilt wird. Wäre der Kanal zwischen Colon und Panama, wie es von der Reklame verheißen war, 1889 fertig geworden, dann hätten wir die zweite und wahrscheinlich verbesserte Auflage der egyptischen Feste erlebt, mancher Souverän hätte sein Gelüste nach einer Amerikafahrt gestillt und Madame Carnot hätte mit Anmuth und Würde die Rolle der Kaiserin Eugenie gespielt.

Es ist anders gekommen. Als ob ein mythisches Ungewitter über Columbien niedergegangen wäre, so liegt die Einöde von Panama nun unter dem prächtigen Schmuck ihrer tropischen Vegetation; in den Werften lastet Todesschweigen, die Maschinen sind eingesunken und aus dem Schornstein der vom Erdreich verschütteten Lokomotiven ist rasches Geranke emporgeschossen, in dessen Zweigen jetzt grimassirende Affen sich schaukeln. Herr von Lesseps ahnte diesen Ausgang wohl nicht, als er vor fünf Jahren mit seinem Sohne zum letzten Male in Panama war, als er in Hemdsärmeln täglich luxuriösen Festtafeln präsidirte, Freudenfeuer und Illuminationen über sich ergehen ließ und von gut bezahlten Negern jubelnd angebrüllt wurde. Und doch war damals der ungünstige Bericht Rousseaus über das Kanal-Unternehmen schon im Entstehen und der Panama-Krach wäre fünf Jahre früher erfolgt, wenn der Finanzminister Sadi Carnot nicht für eine neue Anleihe gesorgt hätte, — Sadi Carnot, der jetzt Präsident der französischen Republik ist.

Der Europäer hat, wenn er in exotische Länder kommt, die

Aufgabe, nicht nur die Kultur, sondern auch die Korruption zu verbreiten, die in dem tropischen Klima sich dann schnell zu riesigen Dimensionen entwickelt. Port Said ist ein hübsches Beispiel; in diesem Nest von 17,000 Einwohnern ist mehr Schmutz, Laster und Gemeinheit gehäuft als in irgend einer modernen Großstadt. Sobald die Kulis mit ihrer Kohlenladung in Sicht sind, werden auf den Schiffen alle beweglichen Gegenstände bei Seite gebracht und vor den verrammelten Kabinen beziehen die Stewards die Wache. Jeder Bootführer ist ein kleiner oder auch großer Bandit und in den schmierigen Gassen umdrängen den Wanderer sofort dunkle Gestalten, die dort eine Spielhölle und da einen der Zahlungfähigkeit geöffneten Harem geschäftig anpreisen. Im Vorsaal des Spielhauses konzertirt eine böhmische Damenkapelle, fahle, abgemagerte Mädchen, durch deren vom schwarzen Stift umränderte Augen etwas wie Freude zieht, wenn sie heimische Laute vernehmen und der Landsmann Cigaretten und Bier auffahren läßt. Drinnen hält ein bösartig aussehender Grieche die Bank und versteht die Kunst, in einer halben Stunde sämmtliche Passagiere der ersten Kajüte bis auf den letzten Shilling auszurauben. Und die grinsenden, flüsternden, schwarzen Alten vor den Thüren der Lusthöhlen —! Man athmet ordentlich auf, wenn man, hoch zu Esel, ins Araberviertel gelangt ist und in Ruhe einen türkischen Kaffee trinkt; da ist doch noch rechtschaffener Schmutz und die Bestialität kleidet sich mindestens nicht in kultivirte Gewänder. Und dabei ist das Nest, in dem so große Geschäfte gemacht werden, wunderschön, und wer dort, in heller Mondnacht, am Meer saß, auf die prasselnden Fackeln der Kohlenschlepper blickte und von Zeit zu Zeit aus dem Kanal ein Schiff mit dem elektrischen Doppellicht auftauchen sah, während er sich, um in der Lokalfarbe zu bleiben, mit der Wasserpfeife abquälte, der wird diese Stunde nicht leicht vergessen. Nach der langsamen Kanalfahrt, die doch interessant ist und mitunter zur Rechten oder zur Linken eine Karawane beobachten läßt, ist das rothe Meer und Suez dann eine Enttäuschung; friedsame Konsuln und Schiffsagenten hausen dort, man trinkt bayerisches Bier und fährt höchstens aus apathischem Dämmern einmal auf, wenn in irgend einem Bazar irgend ein bräunlicher oder schwärzlicher Schwindler erstochen worden ist. Aber auch dann dauert die Gemüthsbewegung nicht lange, denn Menschenleben stehen dort nicht sehr hoch im Kurs.

An beiden Enden des vorläufig nur auf der Karte existirenden amerikanischen Kanals scheint der kulturelle Unrath auch bereits eine ansehnliche Höhe erreicht zu haben. Colon hat 25 000 Einwohner: das verkommenste Gesindel aller Nationen giebt sich dort Rendezvous, und zu den Gestalten von Port-Said tritt noch der Revolver-Yankee und der Chinese, der als kalter und schlauer Schacherer in diesem Misthaufen nach Würmern wühlt. Operetten-Generale, Hochstapler, Spieler, Dirnen: das schmort in der bleiernen Sonne und sucht von den Kanalbeamten möglichst reichliche Beute zu erhaschen. Die Eisenbahn, die von Colon nach Panama führt, nimmt für eine Strecke von 70 Kilometern an Fahrgeld nicht weniger als 120 Francs. Dafür aber rollen ihre Wagen auch durch jungfräulich prangende Landschaften, durch die ganze Herrlichkeit der Tropenwelt und den mächtigen Granitfelsen von La Culebra, der in der Geschichte des Kanals ein so verhängnißvolles Hinderniß gebildet hat. Die Fahrt soll unbeschreiblich großartig sein; aber man muß die Augen aufreißen und die Nase zustopfen, denn aus den Sümpfen steigen schlimme Dünste hervor. Der alte Lesseps hatte seine Rechnung ohne dieses Klima gemacht; selbst in den besten Zeiten sterben in der Gegend von Panama 76 Prozent der Eingewanderten und das gelbe Fieber hält auf seinem Todeszuge auch nicht eine Stunde Rast. Alljährlich wurde die Beamtenschaar erneuert, jeder Posten doppelt und dreifach besetzt, aber gerade die tüchtigsten Ingenieure sanken ins Grab und die Ueberlebenden wurden von der mörderischen Sonne und von der feuchten Gluth der häufigen Regengüsse allmählich bis zu völliger Erschöpfung aufgerieben. Ist es da ein Wunder, daß die jungen Leute sich in ein tolles Leben stürzten und jede Nacht, als wäre es die letzte, beim Spiel, beim Wein und bei bedenklich verfallenen Weibern durchjubelten?

Dieser Dekorationen der beiden Lesseps-Werke muß man sich erinnern, um den Riesenskandal, der jetzt ausgebrochen ist, ganz zu verstehen. Ein Mann, der sein Leben lang mit den Leuten aus Alexandrien und von Jamaika, mit gierigen Chinesen und schmutzigen Negern zu thun gehabt und in der Zwischenzeit das babylonische Gewimmel des dritten Kaiserreiches mit angesehen hat, der ist über Skrupel und Zweifel längst schon hinweg, der sieht in dem Menschen nur noch das zweizinkige Gabelthier, dessen Hände, Stimme oder Feder man erkaufen

muß und erkaufen kann. Daß nebenher auch die Erfahrung von dem schnellen Verfall jeder durch Geld herrschenden protzigen Bourgeoisie wieder bestätigt wird und daß die Leute der nouvelles couches mit wüthender Wollust von schwärenden Wunden die Verbände reißen, das sind am Ende Dinge, über die man sich in Frankreich nicht mehr besonders aufzuregen brauchte.

Wenn die liberalen Herren, die im Interesse ihrer Geldschränke die Geschäfte der französischen Republik leiten, beweisen wollen, daß in ihnen noch Lebenskraft steckt, dann müssen sie von dem albernen Lärm, den sie jetzt in der Presse und in der Kammer nutzlos und zwecklos verüben, zu Thaten übergehen und das gewaltige Kulturwerk, das Lesseps geplant hat, vollenden. Nicht allzu weit von Panama liegt Bogota, wohin einst französische Gänse eingeführt wurden, die nach nicht ganz zwanzig Jahren bereits fast ihre frühere Fähigkeit zur Fortpflanzung erreicht hatten. Es war ein französischer Gelehrter, Quatrefages, der diesem Vorgang Beweiskraft auch für die Menschen zusprach: die Individuen vergehen, die Generationen können sich acclimatisiren. Frankreich hat in Panama eine Revanche zu nehmen, die viel wichtiger ist als die andere, die an den Ufern des Rheins geholt werden soll. Einstweilen könnte man vielleicht hervorragend belastete Check-Empfänger als Strafkolonisten nach Neu-Granada schicken und sie dort mit den robusten Damen von Jamaika und Umgegend verheirathen, um das Produkt solcher Kreuzung auf seine Dauerbarkeit zu erproben. Wird der Kanal, ehe die Amerikaner oder die Engländer sich drüber hermachen, von den Franzosen zu Ende geführt, dann ist der Weg durch Blut und Koth wenigstens nicht vergebens gewesen, dann wird das catonische Geschrei der beim Bestechen Uebergangenen vergessen sein und man wird, wie in Suez, auch in Panama über der Gruft ungezählter Menschenleiber dem illustren Ferdinand von Lesseps, dem man jetzt, gleich einer gefeierten Primadonna, die unzüchtigen Lieder vorwirft, durch die doch erst die Berühmtheit erworben wurde, einen Denkstein setzen mit der Inschrift: Dem großen Franzosen das dankbare Vaterland!

Friede auf Erden.

Weihnachtgedanken eines Sozialdemokraten.

Friede auf Erden — so rufts uns vor Weihnachten entgegen. Ein rechtes Friedensbild sollte die Erde zu Weihnachten darstellen: das Friedensbild, wie die Menschen alle als Kinder einer Familie allüberall um den Weihnachtsbaum sich schaaren, sich freuend des Lichtes und der Wärme, die in sinnbildlicher Weise in dunkler Winternacht vom Weihnachtsbaum ausgehen. In Wirklichkeit aber, klingts nicht wie Spott und Hohn auf unsere Gegenwart, das alte Weisſagungwort: Friede auf Erden? Wann war auf Erden mehr der Kampf Aller gegen Alle entbrannt? Da sehen wir den kleinen Handwerksmann und Kleinbauern den Verzweiflungskampf kämpfen gegen den alles verbilligenden Großbetrieb, und sind sie hier unterlegen und zu Lohnarbeitern im Großbetrieb herabgesunken, so gilts den steten Selbsterhaltungskampf gegen die herzlos kalte Brotherrschaft des Kapitals. Und die armen Kapitalisten selbst, wie müssen sie kämpfen und ringen nach oben und unten und nach allen Seiten hin, um in immer schärferem Konkurrenzkampfe entweder durch des Anderen Ruin emporzukommen oder im eigenen Ruin dem Andern Platz zu machen. Und der Konkurrenzkampf der Kapitalisten aller Länder untereinander, er zwingt die Völker selbst, sich immer mehr und mehr zu rüsten, um schließlich den Wirthschaftkampf zu entscheiden in blutiger Völkerschlacht. Wahrlich, eben so seltsam, wie es wäre, wenn mitten in einer blutigen Schlacht die Feldprediger mahnen würden: Ihr Soldaten, liebet Eure Feinde, eben so seltsam muß es wirken, wenn im heutigen Konkurrenzkampf Aller gegen Alle gepredigt wird: Ein jeder soll des Andern Hab und Gut „helfen behüten und fördern". Wie unverantwortlich ist es doch, wenn in den „evangelischen Arbeitervereinen" durch ihre geistlichen Vorstände die Arbeiter eingelullt werden mit der trügerischen Hoffnung: wenn die Arbeitgeber nur fromme Christen würden, so bekämen es die Arbeiter von selbst besser; — als ob die frommen Arbeitgeber nicht gerade wie die gottlosen oft nur vor der einen Wahl ständen: entweder ihre Arbeiter bis aufs Blut auszunützen, oder ihr Geschäft aufzugeben und ihre Arbeiter brotlos zu machen. Und ob wohl die Mitglieder der evangelischen Arbeitervereine, wenn Frau und Kinder hungerten, sich abhalten ließen, durch die Uebernahme billigerer Arbeit ihre Genossen in ihrem Lohn zu kürzen?

Wie soll die christliche Liebe zur Geltung kommen mitten in einem

Kampf um Leben und Tod, wo das Recht der Nothwehr oft Alles entschuldigt?

Und doch — Friede auf Erden! Dies Wort, es soll kein blos sagenhaftes Engelswort sein, es bezeichnet wirklich ein naturnothwendiges Ziel geschichtlicher Entwickelung. Vom Pflanzen- und Thierreich berichtet uns die Naturwissenschaft, daß, je niederer ein Organismus ist, um so rascher und vielfacher sein Nachwuchs, je höher der Organismus, um so langsamer und geringer an Zahl der Nachwuchs. Warum das? Die niederen Organismen werden durch ihre starke Vermehrbarkeit in einen gegenseitigen Kampf ums Dasein hineingeführt, der verbürgt, daß nur die besten Exemplare am Leben bleiben und ein steter Fortschritt erkämpft werden muß; je höher die Organismen, um so mehr muß hier der gegenseitige Kampf ums Dasein schwinden, damit sie um so erfolgreicher den Kampf gegen die Ueberzahl der niederen Organismen aufnehmen, damit die höher entwickelten Organismen sich behaupten können. Auch die Menschen sollten eben den Kampf gegen alle niedern Organismen aufnehmen und als die Herren der Natur sich behaupten können, indem sie allen Daseinskampf gegeneinander beenden und mit vereinten Kräften kämpfen um den vollen Sieg über die Natur.

Und wirklich lehrt uns auch die geschichtliche Entwickelung der Menschheit: je mehr die Menschen die Natur sich unterthan zu machen lernten, in dem selben Maße mußten sie auch den Kampf gegen einander aufgeben. Ganz im Anfang schon konnte der Mensch gegen die körperlich viel besser beanlagten Thiere nur sich behaupten durch seinen sozialen Instinkt, indem er in kleine Heerden sich zusammenschloß. Diese ursprünglichen Menschenheerden, die von Jagd und Schafzucht lebten, konnten natürlich nur in stetem Umherziehen immer wieder frische Jagd- und Weidegründe finden, und stießen sie hierbei auf andere Menschenheerden, so mußte die eine Heerde durch die andere vernichtet werden. Als dann einzelne Heerden an den Meeresufern angelangt waren und nicht mehr weiterziehen konnten, und die Noth sie nun lehrte, auch noch durch den Ackerbau die Erde sich unterthan zu machen, von da an verwandelte sich der blutige Vernichtungskampf der Jäger- und Hirtenvölker in gegenseitige Unterdrückungkämpfe. Denn im Ackerbau konnte der Stärkere den besiegten Schwächeren in der Sklavenarbeit mehr verarbeiten lassen, als der Unterhalt des Sklaven ihn kostete.

So zwingt dieser ökonomische Fortschritt die Sieger, die Besiegten nicht mehr zu töten, sondern in ihre Gemeinschaft aufzunehmen, wenn auch als Unterdrückte. Die ganze weitere geschichtliche Entwickelung bis zum Ende des Feudalismus zeigt nun, wie die Kämpfe in der Menschheit sich

hauptsächlich bewegten um die Herrschaftstellung, da der Stärkere von der Arbeit der schwächeren Unterdrückten lebt.

Ein weiterer Fortschritt kam später mit der Entwickelung des Waarenhandels. Wie sich mit der Entwickelung des Ackerbaues gezeigt hatte, daß die stärkeren Menschen die Erde besser sich unterthan machen können, wenn sie die schwachen als ihre Sklaven oder Frohnarbeiter arbeiten lassen, als wenn sie diese vernichten, so zeigte nun die Entwickelung des Waarenhandels, daß die Erde nur dann recht der Menschheit unterthan gemacht werden kann, wenn alle die alten Schranken und Vorrechte schwinden und das Mittel des Waarenaustausches, das Geld, allein entscheidet über das Verhältniß vom Menschen zum Menschen. Alle die alten so vielfach gegliederten Formen der Herrschaft und Unterdrückung schwinden und die Unterdrückung des einen Menschen durch den anderen vereinfacht sich nun im Kapitalismus des Waarenhandels auf die ganz einfache Form der herrschenden Kapitalbesitzer und ihrer Waare: der gleichmäßig vom Kapital beherrschten Lohnarbeit. Diese Vereinfachung aller Unterdrückungformen ist der letzte, nothwendige Schritt zur Aufhebung aller Unterdrückungformen, durch die Aufhebung dieser letzten, vereinfachten Unterdrückung. Wohl büßt zunächst der Mittelstand hierbei ein. Den Druck von oben durch den Druck der Beamtenschaft des „Landesherrn", der adeligen „Herren" u. s. w., den vergaß der Mittelstand über seiner eigenen Herrschaftstellung nach unten. Und doch, welch' beschränktes Leben führte der Mittelstand! Gerade wie in der Natur der wenig bewegliche Wurm zur unbeweglichen Raupe werden muß, soll ein leicht beweglicher Schmetterling aus ihm werden, dem aller Naturreichthum offen steht, eben so muß jetzt der Mittelstand den Naturprozeß an sich durchmachen: die doch nur scheinbare Selbständigkeit in der Lohnarbeit des kapitalistischen Großbetriebs vollends ganz einzubüßen, um sie erst ganz zu gewinnen im sozialistischen Großbetrieb, der sich die noch ungehobenen Schätze der Natur zu erobern vermag.

Die gemeinsame Lohnarbeit läßt die Lohnarbeiter des Kopfes und der Hand, jeder Begabung und jeder Arbeitart, als gleichgestellte Arbeitgenossen sich fühlen, während der kapitalistische Konkurrenzkampf dafür sorgt, daß die Zahl der Herren über diese gemeinsame Lohnarbeiterschaft immer geringer wird. Und wie einst im politischen Leben die Despoten des vorigen Jahrhunderts die Völker zu einheitlichem, großem Staatsleben erziehen mußten, so müssen die Kapitalisten des Großbetriebs die Arbeiter jeder Branche zur gemeinsamen Großbetriebsarbeit erziehen. Die volle Entwickelung des Großbetriebs aber wird es nothwendig machen, daß die wenigen Herren dann der demokratischen Arbeitgemeinschaft des sozialis-

stischen Großbetriebs weichen. Die ökonomische Entwickelung zwingt die Menschheit zu der Einsicht, daß nur durch die Aufhebung jeder Unterdrückung, daß nur durch gleichberechtigte Vereinigung aller Arbeiter die große Kulturaufgabe gelöst werden kann, im gemeinsamen Großbetrieb die Erde völlig der Menschheit unterthan zu machen.

Das alttestamentliche Gebot: Macht Euch die Erde unterthan, zwingt die Menschheit zur Erfüllung der neutestamentlichen Verheißung: Friede auf Erden! Aber dieser Friede gemeinsamer Arbeit wird kein fauler Kirchhofsfriede werden. Der heutige wirthschaftliche Kampf ist ja nicht der Kampf ums Dasein, der in der Natur die besten Eigenschaften erzwingt, denn bei dem heutigen wirthschaftlichen Kampf kommen nicht persönlich erworbene Eigenschaften zur Geltung, sondern die sehr zufällige, äußerliche Eigenschaft des Geldbesitzes. Erst wenn in einem sozialistischen Gemeinwesen Allen die gleiche Möglichkeit der Ausbildung gegeben und nur nach der persönlichen Arbeitleistung fürs Ganze die Stellung im Ganzen sich bestimmen wird, erst dann kann Naturbegabung und persönliche Charaktereigenschaft zur Geltung kommen und echte Konkurrenz, nicht zum Nutzen des Einen blos und zum Schaden des Andern, sondern zum gemeinsamen Nutzen Aller sich entfalten. Und erst mit der Sozialisirung aller Arbeitmittel wird auch die Duldsamkeit gegen fremde Ueberzeugungen und damit die Möglichkeit eines regen Geisteskampfes geschaffen werden. Erst, wenn keiner mehr von irgend einem Einzelnen ökonomisch abhängig ist, sondern nur noch von einer Gesammtheit, in der alle Meinungen vertreten sind, kann er auch für seine Ueberzeugung offen einstehen. Und die christliche Liebe: sollte sie sich nicht mehr bethätigen können, wenn die Reichen keinen Armen mehr Almosen geben können? sollte es wirklich stets Arme geben müssen, damit Reiche auch zur Wohlthätigkeit erzogen werden können, wie manche Christen zu behaupten sich nicht entblöden? Wahre christliche Liebe hat stets ein reiches Feld: in dem Versuch geistigen Verstehens fremder Anschauungen, im Tragen und inneren Ueberwinden sittlicher Schwächen und Fehler der Andern, und indem sie Alles, was sie thut, eben thut im sich selbst vergessenden Gedanken an den Nebenmenschen allein und an sein zeitliches und ewiges Wohl. Ist durch den freien Geisteskampf der Zukunft aller Autoritätglaube im Christenthum einmal geschwunden, giebt es kein Christenthum mehr, das den Armen predigt, mit Almosen von der Reichen Tische „zufrieden" zu sein —: erst dann wird die Zeit wahren Christenthums erfüllt sein, wie es in des Weihnachtkindes Erdenleben uns vorgebildet ist.

Stuttgart. Predigtamtskandidat Theodor von Waechter.

Ein Gespräch über Rußland.

Der Courierzug, der uns im Herbst des Jahres 1891 von Petersburg nach Moskau brachte, war überfüllt, so daß in dem Coupé unseres Schlafwagens noch ein dritter Mitreisender sich befand. Es war ein Herr von vornehmem Aussehen, der, ohne unserer Unterhaltung anscheinend Beachtung zu schenken, eifrig russische Bücher las. Mein Vetter und ich plauderten daher ganz unbefangen mit einander.

Ich gestand, daß ich bisher die besten Eindrücke von Land und Leuten in Rußland gewonnen hätte. Wir besprachen die Ursachen der immer gefährlicher werdenden Spannung zwischen den beiden ehemals so befreundeten Nachbarreichen, und des gegenseitigen Mißtrauens, das zu den sich überbietenden Rüstungen und jetzt sogar zu der Kronstädter Zusammenkunft geführt habe.

Ich hatte schon mehrfach mit russischen Offizieren darüber gesprochen und war dabei stets auf die selbe überraschende, aber zähe Meinung gestoßen, die sich kurz dahin zusammenfassen läßt:

Frage: Warum rüstet Ihr denn so furchtbar?

Antwort: Weil Ihr uns die baltischen Provinzen fortnehmen wollt!

Folge: Größtes Erstaunen auf meiner und eben solches über mein Erstaunen auf russischer Seite.

Gegenfrage: Aus welchen Gründen rüstet Ihr denn so furchtbar?

Antwort: Weil Eure Rüstungen beweisen, daß Ihr mit bösen Absichten vielleicht auf Ostpreußen oder unsere polnischen Provinzen umgeht.

Folge: Genau wie vorher, jedoch mit vertauschten Rollen.

Dieses Staunen machte solchen Eindruck der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, daß beiden Parteien gleichzeitig die Frage kam: Ja, wenn die Sache so ist, wozu rüsten wir denn eigentlich?

Es ist wirklich nichts als eine Tragikomödie der Irrungen, um so trauriger, je ernsthafter jeder seine Rolle als Bedrohter auffaßt.

Während der Fremde las, besprachen wir die Kronstädter Ereignisse. — Ich hatte schon in Syllamäggi, als die Ereignisse noch ganz frisch waren und der Franzosentaumel auf seinem Höhepunkt stand, mit möglichst vielen Leuten darüber gesprochen und war über die merkwürdig übereinstimmende Auffassung von der Sache betroffen.

Wenn ich meine ernstere Ansicht darüber zu erkennen gab, so blickten mich die jüngeren Offiziere zuerst erstaunt fragend an und dann — — lachten sie plötzlich in ausgelassenster Heiterkeit heraus, nicht anders wie übermüthige Schulknaben, die sich darüber freuen, daß ihr guter oder schlechter Witz so weit über ihre Erwartungen hinausgehenden Effekt gemacht hat.

Bei Fortsetzung des Gesprächs konnte ich nirgends eine Spur von wirklicher Sympathie für die Franzosen entdecken, und wenn auch nicht das Gegentheil, so doch eine Art wegwerfenden Mitleids, wie etwa gegenüber einem schäbig-eleganten Bittsteller. Meine Bemerkung, daß dieses Verbrüderungfest doch ernste politische Folgen haben könne, wies man stets ungläubig, fast entrüstet zurück. „Ach was", sagten mehrere wörtlich, „wir haben acht Tage auf öffentliche Kosten getrunken und uns köstlich amusirt; weiter war es nichts!"

Die Auffassung der Deutschen war fast genau die gleiche. Auch sie hatten den Karnevalscherz mit vollen Zügen genossen und ihn um so herrrlicher gefunden, als er ihnen ganz unvorbereitet zu Theil geworden war. Von allen Deutschen, die ich kennen lernte, war es einzig und allein der Geheimrath Excellenz L., der die Sache von vornherein ernster ansah. Bei den übrigen Deutschen entwickelte sich der Katzenjammer nach dem Rausch erst sehr langsam und allmählich.

Auch glaubte ich bei den russischen Offizieren noch während meines Aufenthalts in Rußland eine leichte Abschwächung der rein komischen Seite der Angelegenheit zu bemerken. Meiner Ansicht nach war dies die unbewußte Folge des Einflusses der russischen, französischen und deutschen Presse, die nach ihren verschiedenen Standpunkten das Ereigniß unaufhörlich und mit übertriebenem Scharfsinn breittraten und ihm so erst eine Wichtigkeit und Bedeutung verschafften, die es in solchem Grade ursprünglich nicht gehabt hat und wohl auch nicht haben sollte.

In dieser Unterhaltung mit meinem Vetter zeigte es sich, daß unsere Ansichten durchaus verschieden waren. Er behauptete, das Ganze wäre nur eine Farce gewesen; die Bewegung, künstlich gemacht, würde bald spurlos verschwinden. Es wäre nicht daran zu denken, daß Rußland mit Frankreich ein Bündniß schlösse, dazu ständen die Interessen in zu schroffem Widerspruch.

Da wandte sich plötzlich unser Mitreisender zu uns und sagte: „Meine Herren, das ist richtig, die Schlußfolgerung aber nicht. Die Begeisterung für die Franzosen ist künstlich hervorgerufen — der Zar hatte seine bestimmten Gründe dafür; ob sie aber bald vergehen oder tiefer in das russische Volk eindringen wird, und wie tief, das hängt ganz von Sr. Majestät dem Zaren ab; denn das russische Volk denkt und fühlt einfach, wie der Zar will. — Uebrigens ein Bündniß ist bereits geschlossen." —

Der Herr sprach ganz korrekt deutsch mit kaum wahrnehmbarem Accent, nur etwas vorsichtig und langsam, wie nach dem treffendsten Ausdruck suchend. Als er unser Staunen sah, entschuldigte er sich lächelnd, daß er uns bisher mystifizirt habe. Er hätte gestern und heute unserm Gespräch mit großem Interesse zugehört und sich aufrichtig gefreut, endlich einmal ein paar Deutsche zu treffen, die ohne das gewöhnliche Vorurtheil gegen Rußland sich bemüht hätten, diesem gerecht zu werden.

Es entwickelte sich nun bis zu unserer Ankunft in Moskau mittags 12 Uhr eine rege Unterhaltung zwischen uns.

Ich habe mir gleich hinterher die nöthigen Notizen darüber gemacht, um mein Gedächtniß zu unterstützen. Ich kann daher für die Treue dessen, was ich hier wiedergebe, bürgen. Namentlich bezieht sich das auf unser erstes Gespräch, das, weil es am meisten mein Interesse erregte, mir auch am festesten im Gedächtniß geblieben ist, so daß ich es theilweise wörtlich wiedergeben kann.

Der Herr war, wie ich aus seiner Karte, die er mir in Moskau gab, ersah, ein Herr D....., Adelsmarschall in .... Gouvernement O. . . ., und ein Mann, der häufig in die unmittelbare Nähe des Zaren kam.

Wenn ich auch anfangs von einem gewissen Mißtrauen gegenüber seinen überraschenden Enthüllungen, wie ich sie wohl nennen kann, nicht frei war, so schwand dieses doch allmählich vor der ruhigen und vornehmen Sicherheit, mit welcher er sprach, eben so wie bei den charakteristischen Details, die ohne jede Spur von Absichtlichkeit oder Wichtigthuerei in seine Erzählungen eingeflochten wurden. Ich gewann die Ueberzeugung, daß das, was er an Thatsächlichem vorbrachte, die Wahrheit, und die ausgesprochenen Ansichten und Meinungen der Ausdruck seiner ehrlichen Ueberzeugung waren.

Herr D. fuhr nach seiner plötzlichen Einmischung fort: „Die Presse mag darüber noch so streiten und es bezweifeln — es ist ein Bündniß geschlossen!

Auf seine so bestimmte Behauptung von dem Abschluß eines regulären Bündnisses rief ich: „Dann haben wir auch im Frühjahr den Krieg!"

„Nein," sagte Herr D. und wurde bei seiner folgenden Auseinandersetzung ordentlich lebhaft, was während der weiteren Unterredung selten der

Fall war, „im Gegentheil! Gerade um den Krieg zu verhindern, hat der Zar das Bündniß mit den Franzosen geschlossen. Die Veranlassung dazu ist ihm selbst ganz plötzlich gekommen. Der Zar hat die Franzosen an die Kette legen wollen (wörtlicher Ausdruck) und das ist ihm gelungen. Das Bündniß ist ein streng defensives, nichts als ein defensives, nur auf den ganz bestimmten Fall berechnet, daß Deutschland Frankreich angreift. Alsdann steht Rußland mit seiner ganzen Macht auf Frankreichs Seite."

Meinen Einwand, daß dann die ganze Mühe umsonst und überflüssig gewesen sei, da Deutschland wohl aggressive Absichten bei Rußland und Frankreich voraussetze, kein Mensch in Deutschland aber an einen Angriff auf die Nachbarn denke, begleitete Herr D. mit ironischem Lächeln.

Wenn aber, was viel wahrscheinlicher ist, Frankreich Deutschland angreift?

„Dann könnt Ihr die Franzosen verhauen nach Herzenslust — wörtlich —, dann hilft der Zar eher Euch als ihnen. Er hat den Franzosen auch nicht den geringsten Zweifel darüber gelassen, daß, wenn sie Elsaß Lothringens wegen (das betonte er) direkt oder indirekt, unter welchem Vorwand es auch sei, mit Deutschland Krieg anfingen oder es zu solchem zwängen, sie ihn ganz allein auszufechten haben würden; es käme ihnen dann auch nicht ein russisches Bajonett zu Hilfe."

„Was haben denn aber die Franzosen von einem Bündniß mit Euch? Ihr ganzes Trachten ist doch nur auf die Wiedereroberung der verlorenen Provinzen gerichtet!"

„Der Präsident Carnot hat sich beim Zaren ausdrücklich und feierlich mit seinem Wort verbürgt, daß Frankreich, so lange er an dessen Spitze steht, niemals wegen Elsaß-Lothringen mit Deutschland Krieg anfangen wird."

„Und wer hat sich dafür verbürgt, daß Carnot im Frühjahr noch Präsident von Frankreich sein wird?"

„Das kann freilich Niemand! Aber der Zar hat den Franzosen keinen Zweifel gelassen, daß, wenn sie Carnot „fortjagen", um mit Deutschland Krieg anzufangen, sie durchaus ganz allein auf sich angewiesen bleiben."

„Das ist ja aber ein merkwürdiges Bündniß! — Alle Vortheile sind auf Eurer Seite! Ihr seid des Beistandes der Franzosen in einem Kriege mit Deutschland auch ohne Bündniß unter allen Umständen sicher, und Frankreich hat von seinem Bündniß nichts, als daß es auf seinen Herzenswunsch verzichten muß!! — Die Franzosen wären also gründlich übers Ohr gehauen."

„Das ist ihre Sache, sie haben es so gewollt!“ sagte Herr D. kalt.

„Das Auftreten der Franzosen beweist schon jetzt, daß sie Eurer Hilfe sicher zu sein glauben, wenn sie nur erst Krieg mit uns haben. Darum ist die Kriegsgefahr näher gerückt.“

„Sie irren! Auch dieser Umstand ist in Erwägung gezogen. Die Franzosen sind augenblicklich etwas übermüthig, weil sie den genauen Inhalt des Bündnisses nicht kennen, aber geben Sie acht, Sie werden bald bemerken, daß sie wieder kleinlauter und ruhiger werden, sobald ihnen der wahre Sachverhalt bekannt werden wird. Das erfordert Zeit, es muß ihnen langsam und vorsichtig beigebracht werden; sie müssen den Charakter des Zaren erst richtig erkennen!“

„Dann hätte der Zar ja bei dem ganzen Handel Ihrer Darstellung nach mehr für Deutschlands als für Frankreichs Interesse gesorgt!“

„So ist es in der That! Er hat das nicht aus Liebe zu Deutschland, aber aus Liebe zum Frieden, aus Abscheu vor Blutvergießen gethan.“

Als er in meinen Augen lesen mochte, daß er mich noch keineswegs überzeugt habe, sprach Herr D. mit bedauerndem Kopfschütteln weiter:

„Das ists ja, daß niemand den wahren Charakter des Zaren kennt! — Das ist geradezu ein Unglück für Europa! — Der Zar ist der lauterste Charakter, den es giebt. Ich weiß nur einen Menschen, mit dem ich ihn vergleichen möchte — das ist Ihr hochseliger Kaiser Wilhelm. Das war ein Mann! das war ein Mann!! Wer sollte den wohl nicht geliebt haben! Ich rechne es zu meinem höchsten Glück, daß Kaiser Wilhelm oft und gern mit mir gesprochen hat, nicht als Kaiser, sondern als Mensch. Wenn man in seine treuen Augen sah, dann fühlte man sich wahrhaftig besser, da konnte man gar nicht kleinlich oder schlecht sein. Ja, das war ein Mann! der wurde geliebt! Und hier in Rußland eben so, wie bei Euch!“

Bei diesem Gefühlsausbruch glänzten seine Augen, und von da ab hatte Herr D. mein ganzes Herz gewonnen.

Herr D. fuhr nun in der Charakterschilderung Alexanders des Dritten fort.

„Der Zar ist von seiner Mission durchdrungen, vielleicht in noch höherem Grade als Ihr jetziger Kaiser. In der Auffassung von seiner hohen, verantwortlichen Stellung, seinem Pflicht- und Machtbewußtsein übertrifft er die Zaren Nikolaus und Peter den Großen. In Folge dessen besitzt er einen [nicht persönlichen, sondern Stellungs-] Stolz, ja Hochmuth in solchem Grade, daß er sich niemals, auch in der Politik nicht, zu einer Unwahrheit oder Täuschung erniedrigt. Es ist ihm sogar unmöglich, sich auch nur einer leeren konventionellen Höflichkeitphrase zu bedienen, die seiner wahren Meinung widerspricht. Er empfindet es wie eigene persön-

liche Herabwürdigung, wenn andere Herrscher seiner Auffassung nach ihrer hohen Würde irgend etwas vergeben.

Die Person des Zaren ist in der russischen Presse völlig undiskutirbar. Die Presse darf eben so wenig der Verehrung, Hingabe und Begeisterung für den Zaren einen Ausdruck geben, wie etwa der Mißbilligung; sie darf nicht einmal Ansichten, Aeußerungen, Meinungen des Zaren als solche bringen. Ja, es geht so weit, daß Anordnungen, Bewilligungen, Gnadenbeweise, Wohlthätigkeiten, die direkt von dem Zaren ausgehen, nur unter vorsichtigen Wendungen veröffentlicht oder erwähnt werden dürfen, die die Person des Zaren aus dem Spiel lassen.

Niemand hat den geringsten Einfluß auf die Entschließungen des Zaren, auch seine Minister nicht. Ein besonders hervorstechender Charakterzug des Zaren ist sein Mißtrauen gegen Jedermann, namentlich gegen solche, die sich ihm zu nähern suchen, ohne von ihm dazu angeregt zu sein. „Die haben schon von vornherein bei ihm verspielt." Er wittere dann immer die Absicht, ihn irgendwie beeinflussen zu wollen. Wenn der Zar jedoch jemand sein Wohlwollen einmal zugewendet hat, so bleibe er darin fest, mag dessen Stellung sein, welche sie wolle.

Alle anderen Charaktereigenschaften werden aber noch überboten von seiner Friedensliebe, von seinem Abscheu vor allem Blutvergießen. Dieser Zug wäre ihm angeboren, aber durch den Anblick all des entsetzlichen Elends im türkischen Kriege bis zur Idiosynkrasie gesteigert, von deren wirklicher Stärke man sich keine Vorstellung machen könne. Der Zar wäre bereit, seiner Friedenssehnsucht jedes noch so große Opfer zu bringen, nur nicht das seiner oder Rußlands Ehre. Kein materielles Interesse könnte ihn je bewegen, selbst unter den vortheilhaftesten Umständen einen Krieg zu führen, oder auch nur einen fremden Krieg zu wünschen. „Er wird stets der unversöhnliche Feind dessen sein, der einen Krieg herbeiführt."

Zwänge ihm aber die Ehre das Schwert in die Hand zur Vertheidigung Rußlands, so würde er es, seinem starren Charakter entsprechend, nur als Sieger niederlegen; als Besiegter würde er den Krieg in Permanenz erklären. „Das Wort, das Ihr Kaiser gesprochen hat, daß eher er und sein letzter Soldat auf der Strecke bleiben würde, ehe er von seinem Lande einen Zoll breit abträte, das würde der Zar buchstäblich ausführen."

Ich wendete ein, daß der Zar trotz seiner ehrlichen Friedensliebe durch die ganze Volksströmung gegen seinen Willen in einen Krieg hineingetrieben werden könne.

„Nie und unter keinen Umständen ist das möglich!" behauptete

Herr D. Ich wies auf das Beispiel Alexanders des Zweiten hin. Da sagte Herr D. mit unbeschreiblicher Miene und Ton:

„Pah, Alexander II.! Das war ein guter Mensch, aber kein Charakter! Auf den hatte freilich jeder Einfluß, der sich die Mühe gab, ihn auszuüben; darum wurde er auch in den Krieg hineingerissen. Alexander III. ist ganz anders, der ist mit seinem Vater nicht zu vergleichen. Niemand, aber auch niemand könnte ihn zu etwas zwingen, was er nicht will. Wenn ganz Rußland, Mann für Mann etwas will, und der Zar will es nicht — — dann geschieht es eben nicht!“

So schien Herrn D. für Rußland durchaus nur ein Vertheidigungskrieg denkbar, und in solchem wäre und bliebe Rußland unbesiegbar; es würde sich dabei nur die Katastrophe von 1812 in sehr vergrößertem Maßstabe wiederholen.

„Ich will zugeben, daß Ihr uns in der Kriegskunst überlegen seid obwohl Ihr Euch entsetzlich verrechnen würdet, wenn Ihr unsere Armee nach dem letzten Krieg beurtheilen wolltet. Aber Eure Ueberlegenheit zugegeben — — nehmen wir an, Ihr tötet uns zwei Mann, wo wir Euch nur einen töten. Wie viele Soldaten habt Ihr? Zu einem Angriffskrieg gegen uns könnt Ihr und die Oesterreicher höchstens zwei Millionen verwenden. Wir haben zur Vertheidigung von vornherein 3 bis 4 Millionen. Aber gut, Ihr sollt uns gerade so viel gegenüber stellen; jeder soll 3 Millionen haben. Ihr verliert eine halbe, wir eine ganze Million. — Der Verlust ist für Euch viel empfindlicher als für uns. Und was nun? Ihr könnt zu einem Angriff nicht mehr einen Mann aufbringen! Eure Kultur, Eure Staatsverhältnisse, alles, alles macht Euch das ganz unmöglich. — Der Zar aber? — — Der hat noch so viele Kämpfer wie er will, noch 2, noch 4, ja noch 10 Millionen, wenn er will! Er braucht nur zu sagen: ‚Kommt! Der Zar befiehlt!‘

Wir haben noch den ungeheuren Vortheil der Bedürfnißlosigkeit, der Unkultur, meinetwegen der Barbarei für uns. Wenn Sie unser Volk wirklich kennten, wenn Sie die Stellung kennten, die der Zar in den Herzen, in der Vorstellung seines Volkes einnimmt, so würden Sie wissen, was das heißt, was ich sage. Töten Sie uns auch statt des Doppelten viermal so viel, als wir Ihnen — Sie verlieren doch auch, und schließlich ist kein Soldat von Ihnen mehr übrig — — und wir? Wir haben noch Millionen Männer.“

Diese Worte verfehlten ihren Eindruck auf mich nicht. Ohne Zweifel sprach Herr D. damit seine wirkliche Ueberzeugung aus. Er glaubte einfach das, was er sagte. Und so sehr er auch unbewußt übertreiben mochte — —: reine Phantasiegebilde waren seine Reden keineswegs.

Der Eindruck, den ich vom russischen Volke erhalten hatte, widersprach dem gar nicht, noch weniger meine Kenntniß der russischen Kriegsgeschichte. Mag der russische Staat sich im letzten Kriege noch so kläglich und sträflich gezeigt haben, der russische Soldat steht unerreicht da. Seine Stumpfheit, Indolenz, Ungewandtheit, die man ihm vorwirft, mag den Werth seiner unbezweifelten Tapferkeit schmälern, aber — — was die Leute willig, klaglos erduldeten, wie die winzigsten Reste auf dem befohlenen Posten ausharrten, das macht ihnen keine mehr kultivirte Armee in der Welt nach, das bleibt der unentreißbare Vortheil ihrer — — Unkultur. Und wer gerecht sein will, der sieht denn doch noch mehr darin.

Ich erwiderte Herrn D., daß wir in Deutschland, namentlich die Militärs, Aehnliches uns selbst sagten; daß wir aber gerade darum nur um so weniger glauben könnten, daß Rußland uns im Ernst offensive Absichten zuschreibe.

„Warum bekümmert Ihr Euch immer so um unsere baltischen Provinzen? Warum hebt Ihr immer nachdrücklicher Eure Stammverwandtschaft und Religionsgemeinschaft hervor, sprecht von unterdrückten Brüdern, mischt Euch in unsere Angelegenheiten, kritisirt oder verhöhnt vielmehr schlankweg unsere Anordnungen und schimpft auf unsere Maßregeln? — Ist Rußland nicht ein großes Reich? Können wir nicht im eigenen Lande thun, was wir wollen und für richtig halten? Sollen wir uns Eure Einmischung, Euer Besserwissen, Euren Tadel gefallen lassen? Und Ihr verlangt doch, daß wir das alles ruhig hinnehmen? Und das um der paar deutschen Edelleute und Kaufleute willen, die keine guten Russen sind, aber noch schlechtere Deutsche sein würden! Denn mit dem Volk habt Ihr doch gar nichts gemein! Daß wir die Provinzen energisch rnssifiziren, das ist doch unsere Sache, das ist unser Recht und unsere Pflicht als Staat. Ihr seid die allererste Veranlassung dazu! Wir wollen Russen aus den Leuten machen, dann könnt Ihr nicht mehr auf jene Länder rechnen, sei es zum eigenen Besitz, sei es als neutrale Staaten!"

„Ihr macht uns den Vorwurf, hart und brutal vorzugehen. — Wohl! Solche Sachen können nicht mit seidenen Handschuhen angefaßt werden. Sind etwa die Germanisirungen, die Reformationen und Gegenreformationen humaner durchgeführt worden? Und nur, wo sie rücksichtlos, brutal, wie Ihr sagt, durchgeführt wurden, ist bleibender Erfolg gewesen; da aber auch stets. Warum sollen wir durch halbe Maßregeln auf solchen verzichten?"

In ähnlicher Weise motivirte er die Russifizirung Polens. Daß die dort lebenden Deutschen davon hart mitbetroffen würden, wäre nicht die Folge eines besonderen Deutschenhasses, sondern läge in der Natur der Sache und wäre nicht zu ändern, wenn man das Endziel erreichen wolle.

Nichts habe das Mißtrauen des Zaren gegen Deutschland stärker erregt, als unsere zweideutige Polenpolitik neuerer Zeit.

„Auch die ewigen Hetzereien und wüsten Schimpfereien Ihrer Presse haben arg verstimmt. Dieser sich überhebende Schulmeisterton, der sich anmaßt, uns Rathschläge zu ertheilen, die oft eine staunenswerthe Unkenntniß unserer Verhältnisse verrathen, die absichtliche Entstellung aller Vorgänge, das Unterschieben aller möglichen und unmöglichen Motive u. s. w. — das mußte doch endlich eine Wirkung auf uns ausüben! Die selbe bewußte Ungerechtigkeit, die künstlich-verächtliche Beurtheilung, die Euch von den Franzosen geworden ist, hat Euch doch auch gegen diese erbittert! Mit welchem Recht wundert Ihr Euch nun, wenn eine gleiche von Euch ausgehende Ursache bei uns eine gleiche Wirkung hervorruft?!"

Es versteht sich von selbst, daß die schweren Anklagen gegen unsere Presse nicht ohne lebhafte Bekämpfung von mir blieben. — Doch ich gestehe offen, daß, je beredter nach außen hin ich die Presse vertheidigte, ich innerlich die Berechtigung eines guten Theils der Beschuldigungen des Herrn D. einräumen mußte.

Ich weiß, daß ich mich durch dieses Eingeständniß dem so beliebten Vorwurf des mangelhaften Patriotismus aussetze, — doch das läßt mich kalt. Ich mag nicht meinen Patriotismus vertheidigen; ich glaube mehr davon zu beweisen, wenn ich meine Landsleute auf die Wahrheit aufmerksam mache, auch wo sie nicht gefällt, als wenn ich ihnen zuliebe mich eines auch bei uns hin und wieder auftauchenden Chauvinismus schuldig mache.

Als wir von dem Entstehen der immer größer werdenden Spannung zwischen beiden Ländern sprachen, deutete Herr D. zu meiner größten Ueberraschung auf den Fürsten Bismarck, als auf einen der Urheber hin. Es geschah dies zögernd, tastend, wie sich selbst noch unklar darüber. — Die Aeußerung lautete ungefähr: „Bismarck hat doch kein ehrliches Spiel mit uns gespielt!"

Darüber entrüstete ich mich und sagte, das sei wohl der Lohn Bismarcks für seine Maklerrolle auf dem Berliner Kongreß. Gefallen habe es mir damals schon gleich nicht, daß Bismarck diese Rolle übernommen habe; denn man weiß es ja, daß es der Vermittler zwischen Streitenden keinem recht machen könne und von allen Theilen Undank ernte.

Herr D. widersprach lebhaft. — Wenn auch die russische Diplomatie Bismarck als Sündenbock für ihre geringe Geschicklichkeit habe unterschieben wollen, so habe sie damit nur vorübergehenden, und in politisch einsichtigen Kreisen Rußlands überhaupt keinen Erfolg gehabt.

Dann wäre es also das Bündniß mit Oesterreich, was Bismarck zum

Vorwurf gemacht wird, und das doch nur die Folge der Aenderung der russischen Gesinnung gewesen sei?

Nein, auch das wäre es nicht, was man Bismarck verdacht hätte. „Aber warum hat er vor zwei Jahren den Rubelkurs so heruntergedrückt? — Das war eine offene Feindseligkeit gegen Rußland, die sehr böses Blut gemacht hat!"

Ich erwiderte, daß ich davon nichts verstände, daher auch von diesem Bismarck gemachten Vorwurf nicht reden könne. Wenn aber Bismarck wirklich etwas Feindliches gegen Rußland unternommen habe, so müsse er dazu ganz bestimmte Gründe gehabt haben, denn ohne solche würde er es wahrhaftig nicht gethan haben.

„Ihr habt," fügte ich hinzu, „keinen ehrlicheren, wärmeren Freund in Deutschland, als gerade Bismarck, und keiner bedauert die Spannung mit Rußland aufrichtiger als er. Das ist die Ueberzeugung weiter Kreise in Deutschland."

Die Ehrlichkeit meiner Meinung schien Eindruck zu machen. Herr D. sagte nachdenklich: „So so! — Es ist mir lieb, diese Ansicht auch von Ihnen zu hören, sie ist mir in Deutschland schon mehrfach aufgestoßen." Er fügte noch eine Bemerkung für sich hinzu, deren Wortlaut ich nicht mehr recht zusammenbringen kann, die aber etwa besagte, man habe Bismarck vielleicht doch Unrecht gethan.

Ich weiß nicht mehr, mit welchem Uebergang wir auf das persönliche Verhältniß des Kaisers Wilhelm zum Zaren Alexander kamen.

Ich verhehlte in keiner Weise, welchen üblen Eindruck in Deutschland die befremdende Zurückhaltung des Zaren gegenüber dem herzlichen Entgegenkommen unseres Kaisers gemacht habe. Gerade das habe in patriotisch-monarchischen Kreisen eine hochgradige Verstimmung hervorgerufen, von der diese Kreise bisher frei waren. Diese Verstimmung sei um so größer, als Kaiser Wilhelm mit seinem Entgegenkommen nicht nur einem persönlichen Herzenswunsch folgte, sondern damit auch einen Akt der Pietät gegen seinen unvergeßlichen Großvater, den in Deutschland fast wie einen Heiligen verehrten Kaiser Wilhelm zu vollziehen glaubte.

Herr D. sprach sein ehrliches Bedauern aus, daß die Begegnungen der Monarchen vorläufig mehr zur Entfremdung, als zur Annäherung geführt hätten. Er sagte, es wäre wirklich sehr zu bedauern, daß Kaiser Wilhelm den Charakter des Zaren *vorher* so wenig gekannt hätte; es wäre sonst vieles anders und besser gekommen. Er zog einen Vergleich zwischen beiden Monarchen und fand, daß sie in vielen Punkten auffallende, vielleicht zu starke Aehnlichkeit, in andern wieder die schroffsten Verschiedenheiten aufwiesen. Der Gegensatz trete besonders stark hervor in dem warmherzig

impulsiven Temperament des deutschen Kaisers und dem scheuen, vor jeder lebhaften Berührung mimosenhaft empfindlich sich verschließenden Charakter des Zaren. Hierin besonders läge die Erklärung, daß sich beide bisher verfehlt hätten.

Der Marschall sprach auch ohne Bitterkeit, aber scharf tadelnd von der Bauernbefreiung durch Alexander den Zweiten und sagte dabei: „Wir Grundbesitzer wären zu noch größeren Opfern bereit gewesen. Aber diese plötzliche Durchführung einer längst geplanten Reform war nur der Ausbruch einer impulsiven Natur, die sich um die Folgen nicht kümmerte. Es war, wie wenn man Kindern, die noch auf allen Vieren herumkröchen, plötzlich Schlittschuhe anschnallte und verlangte, daß sie auf dem Eis laufen sollten.“ Alle diese Dinge aber werden bei Ihnen falsch dargestellt. Wir Russen reisen eben viel mehr in Deutschland, als es umgekehrt geschieht. Wenn Ihr das mehr thätet und öfter zu uns kämt, würdet Ihr gerechter gegen uns sein, und das alte gute Verhältniß könnte wiederkehren. Das wäre das einzig Natürliche. Rußland und Deutschland haben nicht die geringsten sich widerstreitenden Interessen, was man von Frankreich und Rußland keineswegs behaupten kann.“

Hannover. Major C. Tottleben.

Aera Taaffe.

Es ist neulich in der „Zukunft" des Grafen Taaffe gedacht worden, und ihr Herausgeber nannte ihn einen sehr schlauen und blind verlästerten Mann. Beides ist wohl wahr; nur daß man im Reiche draußen immer noch keine rechte Vorstellung hat, was Graf Taaffe für unseren Staat und seine Entwickelung bedeutet und sie auch kaum jemals bekommen wird. Denn noch unbedingter als bei Ihnen herrscht hier die liberale Presse, und hier gilts direkt für ein Unrecht oder mindestens für ein Zeichen käuflicher Gesinnung, einen Minister im Amte zu loben. Aber lassen Sie den Grafen mal erst aus dem Amte geschieden sein, — Sie werden schon hören und staunen, was wir an ihm besaßen.

Seit fast vierzehn Jahren steht der Mann an der Spitze der Regirung. Als er aus Ruder gelangte, da begann ein vielleicht unerhörter Sturmlauf gegen ihn; man hieß ihn Alles, nur nichts Schönes, und die deutschen Blätter, deren Wiener Vertreter sich zumeist mit Vorliebe und auf die bequemste Weise im Kaffee-Hause und aus der Neuen Freien Presse ihr Urtheil bilden, nahmen gern Kenntniß davon. Ein Reichsverderber wurde er genannt; aber er sitzt trotzdem noch heute hübsch warm im Minister-Palais am Judenplatz und Niemand wähnt heute noch, man könnte ihn zum Rücktritte zwingen. Mehr: Niemand vielleicht lebt, der ohne Besorgniß seiner Kränklichkeit und der Möglichkeit gedächte, seine Amtsführung könnte dadurch ihr natürliches Ende finden. Und sogar die Neue Freie Presse zollt ihm widerwillig die Achtung, die sich dieser merkwürdige Mensch erzwungen hat.

Eduard Graf Taaffe ist der Jugendgefährte, der Vertraute und vielleicht der einzige Freund unseres Kaisers, der von Niemandem mehr läßt, den er einmal ins Herz geschlossen hat. Er diente unter liberalen Ministerien und war doch niemals ein Liberaler. Er ist ein tiefer

Menschen-Verächter und also ein Menschenkenner. Ihm imponirt keine Phrase und unter der Toga, mit der sich Mancher drapirte, erkannte er immer noch den ehrfürchtigen Frack mit der mehr oder minder tiefen, mehr oder minder leeren Brusttasche darin. Er zögerte noch niemals, den Kaufpreis zu zahlen, den ihm Einer werth schien, — aber auch nicht einen Kreuzer mehr: er kaufte billig, so unglaublich billig, daß man sich manchmal wunderte. Er kennt das unsäglich verworrene österreichische Parteienleben wie Keiner; und die Kunst, in den Couloirs, nicht in den offenen Sitzungen, die Entscheidungen herbeizuführen, übt er meisterlich. Er weiß hinzuhalten; und wen er nicht mehr braucht, den läßt er mit aller Rücksichtlosigkeit fallen, Seine Werkzeuge aber und seine Berather wählt er gar glücklich. Nicht Einer darunter, dessen Berufung nicht in ihrer Zeit Kopfschütteln erweckte; aber auch nicht einer, der sich nicht bewährte. Wenn schon nicht der Minister, so doch mindestens der erste Sektion-Chef; bekannt ist in diesem Sinne das Verhältniß zwischen dem Grafen Bacquehem — Handelsamt — und seinem ersten Untergebenen, Baron Wittek, das dem Grafen einmal den Klageruf entlockte: „Man ahnt gar nicht, wie schwer es ist, unter Wittek Minister zu sein!"

Graf Taaffe ist der Mann der kleinen Mittel. Er hat keinen großen Gesichtspunkt in seiner Politik. Das ist ihm oft vorgeworfen worden und somit wohl wahr. Er hat vielleicht überhaupt gar keine leitende Idee, sicher aber ein bestimmtes Ziel. Und diesem ist er näher gekommen als irgend Einer. Es geht in Oesterreich einmal nicht mit einer Partei-Regirung. Entscheidend sind bei uns nicht die politischen, nur die nationalen Gegensätze, der Kampf zwischen Deutschen und Slaven. Und welche Schärfe hat der erreicht! Es war einmal — und das ist noch nicht so lange her — ein guter Brauch, daß der Slave und der Deutsche ihre Kinder wechselseitig für eine Zeit austauschten. So erlernte Jeder ohne allen Zwang und in bequemster Weise, durch Uebung, die Sprache des Anderen. Das ist nun nicht mehr möglich. Um eine Schule, die den Böhmen bewilligt wird, tobt ein homerischer Kampf, und die Czechen streiten gegen die Deutschen mit Boykott und manchmal mit jener rücksichtlosen Gewaltthat, die im hussitischen Blut steckt und die immer wieder hervorbricht. Die Polen aber, schlaue Realpolitiker in aller Herren Ländern, wissen jede Strömung und jede Uneinigkeit für sich und ihr ewig bedürftiges Land vortrefflich auszunützen. Es geht ihnen nirgends in der Welt so gut wie bei uns, das heißt: den gebietenden Herren. Wie es um das Volk in Galizien bestellt ist, das ist ein anderes und ein recht trauriges Kapitel, das kaum eine Erörterung leidet.

Wir haben auch eine liberale Partei. Und diese liberale Partei gleicht

den liberalen Parteien bei Ihnen wie ein Ei dem anderen. Es sind höchst gescheite und tüchtige Leute, gründliche Kenner der Verfassung und glänzende Redner darunter. Aber sie kranken am Hochmuthe der Ideologen; sie kranken an ihrer Vornehmheit, sie siechen hin durch den Mangel an Fühlung mit dem Volke. Ein Zeichen: ihr Führer ist Herr von Plener, einer der Gebildetsten im Parlamente, ein National-Oekonom von hohem Ruf und Wissen — eine Zierde jeder Akademie. Als aber die „N. Fr. Presse" ihn einmal mahnte, er möge sich in das Gewühl des Tageskampfes stürzen: „der Helmbusch des Führers müsse den Schaaren voranwehen", da ging ein unendliches Gelächter durch Oesterreich und unser bestes Witzblatt, der „Figaro", brachte ein Bild: Ernst von Plener in voller Rüstung, dem sein getreuer Schildknappe, Mendel Singer, sein Berichterstatter und der Leiter seines persönlichen Preßbureaus, auf dem Sammet-Polster den ritterlichen Turnierhelm mit dem wehenden Roßschweif überreicht. Pleners Partei aber bekämpfen allenthalben die Antiliberalen; klein vielleicht an Zahl, aber rührig und gewandt darin, sich volksthümlich zu machen, geführt von einem sehr begabten und rücksichtlosen Manne, einem glänzenden Sprecher, den unbefriedigter Ehrgeiz in ihre Reihen trieb: Dr. Lueger. Eine Illustration ihrer Taktik: ein Kaffeesieder in Hernals, der zur Partei gehört, feiert sammt seinem Zahlkellner sein Geschäftsjubiläum. Die Partei als solche gratulirt Beiden und Lueger schenkt ihnen persönlich sein Bild. Unfein, kann sein: aber Kaffeesieder und ihre Stammgäste sind auch Wähler und man mag sich unschwer denken, welche Wirkung diese Szene in Hernals übte. Die nächsten Wahlen werdens zeigen: die Antisemiten sind in Wien die Partei der dummen Hungrigen — und deren Zahl ist unendlich. Nur die weisen Thebaner zweifeln noch an ihrer Macht — und haben sie doch schon stark und oft und schmerzlich zu empfinden Gelegenheit gehabt.

Durch diesen Lärm unbeirrt aber steuert Graf Taaffe. Sein Ziel ist Erhaltung des Bestehenden, so lange es geht. Denn auch wir wissen, daß wir schweren Kämpfen entgegenwandern — Kämpfen, die vielleicht über den Bestand Oesterreichs entscheiden und denen wir in der jetzigen Form und Verfassung vielleicht noch am ehesten gewachsen sind. Hinfristung bedeutet für Oesterreich Alles — und darum wird, nach Taaffes eigenem Worte, „fortgewurschtelt". Partei nach Partei, wie sie sich ihm bot, wurde aufgenommen und aufgebraucht, so daß man heute schon mit aller Bestimmtheit sagen kann: die Unmöglichkeit, ja Widersinnigkeit eines Partei-Regimentes in einem so zerklüfteten Staate wie Oesterreich hat Graf Taaffe für alle Zeiten erwiesen. Alle hatten Wünsche und Anliegen: erreicht hat im Grunde Niemand etwas. Wer sich nicht fügte, der wurde links liegen gelassen, wenn ihn nicht ein Streich traf und zerschmetterte,

als er am wenigsten darauf gefaßt war. An der Rüstung Oesterreichs wurde gearbeitet; die Verwaltung ist heute reiner als je und manche tiefgesessene Korruption ist beseitigt. Die Finanzen sind geordnet und der kleine Wohlstand der Sparer wächst. Es gab eine Zeit, wo der Finanz-Minister Oesterreichs den gehorsamen Diener der Bankiers machen mußte: die ist, und wir hoffen für immer, vorbei. Das Verhältniß hat sich gründlich verschoben. Man schimpft immer noch auf den Grafen Taaffe — aber wahrhaftig mehr aus lieber Gewohnheit als aus innerer Ueberzeugung, und wer auch seine Erbschaft einmal antreten sollte, der könnte das Geschäft ohne Gefahr nicht gut anders fortführen, als ers gethan. Das dynastische Gefühl, unser bestes Band, ist stärker geworden, da haben allerdings auch die geänderten Verhältnisse in Deutschland mächtig rückgewirkt. Ein „Raunzer" — auf Hochdeutsch etwa: ein Schimpfer — war der Oesterreicher freilich immer und von der Zukunft können wir uns durchaus keine rechte Vorstellung machen. Wozu auch sorgen um den kommenden Tag in dieser Zeit der Staaten- und der Gesellschaftdämmerung? Denn die Verhältnisse Oesterreichs sind so wundersam, daß uns sogar der Sozialismus keine rechte Angst macht. Uns mag er sogar zum Heile gedeihen: er überbrückt die nationalen Gegensätze und in ihnen liegt die größte Gefahr für Oesterreich im Frieden. Im Kriege aber wird der Soldat seine Pflicht thun, wie ers noch immer gethan hat — und welche Umwälzungen der nächste Krieg bringt, das weiß kein Seher noch Prophet . . .

Wien. Josef Hartmann.

Judenfrage.

Ein Interview mit Dr. Hildesheimer.

Am 30. Januar 1872 äußerte sich Fürst Bismarck im deutschen Reichstage dahin, daß „jedes Dogma, auch das von uns nicht geglaubte, welches so und so viel Millionen Landsleute theilen, als für die übrigen Mitbürger und für die Regirung heilig zu betrachten sei."

Am 22. Juni 1884 erklärte der Minister Trefort: „Der Prozeß der Annäherung und Gleichberechtigung wäre rascher fortgeschritten, wenn der Antisemitismus nicht dazwischen gekommen wäre. Dieser ist eine geistige Krankheit; er ist keine Bewegung, welche gegen eine Rasse oder Konfession gerichtet ist, diese dient nur zum Vorwande; das Ziel des Antisemitismus ist die Revolution und der Sozialismus oder vielmehr Kommunismus. Er bedroht das Vermögen und das Eigenthum; er beginnt bei dem armen jüdischen Dorfbranntweinschänker und pflanzt sich bis zum Fürsten fort. Was ist dagegen zu thun? Die Gesetzgebung kann in dieser Beziehung nichts, die Exekutivgewalt aber Alles, indem sie die Juden gegen Ausschreitungen schützt und Aufreizungen und Reden gegen Besitz und Eigenthum nicht duldet."

Am 12. Dezember 1892 meinte der Reichskanzler Graf Caprivi: „Die letzten Wochen gehören zu den betrübendsten in meinem ganzen Leben und machen es mir zur Pflicht, zu erklären, wie die Regirung diesen Dingen gegenüber stehe. Ich begreife sehr wohl, daß man Antisemit sein kann. . . . . Ich würde es begreiflich finden, wenn antisemitische Männer der Ansicht sind, daß in gewissen Dingen Wandel geschaffen wird. Ich würde es begreiflich finden, wenn sie einen Antrag einbrächten, auf Aufhebung des Gesetzes vom 3. Juli 1869. Wenn aber diese Bestrebungen agitatorisch draußen im Lande betrieben werden, so werde ich mit allen Mitteln, die mir zur Verfügung stehen, dem entgegentreten. . . . ."

Soweit die drei Minister — ich überlasse es dem Scharfsinn oder dem Geschmack jedes Philo- oder Anti-Semiten, sich die ihm zusagende Erklärung zurechtzulegen.

In diesem Augenblick, da der konservative Parteitag sich gegen das Judenthum und für seine Bekämpfung ausgesprochen hat, ist es sicherlich aber nothwendig, zu untersuchen, auf welchen Grundlagen der heutige Antisemitismus beruht, welches seine berechtigten Angriffe gegen einzelne Auswüchse des Judenthums sind und ob die Beschuldigungen gegen die jüdische Rasse begründet sind?

Daß selbst die schärfsten Angriffe gegen die Auswüchse des jüdischen, aber auch christlichen Erwerbslebens durchaus berechtigt sind, wird heute kein Mensch mehr bestreiten; daß die sogenannte judenfreundliche Presse den Juden durch Vertuschung oft mehr schadet als nützt, ist eben so wenig zweifelhaft; — wie steht es aber mit dem „Rabauantisemitismus", der ab ovo jeden Juden verdammt? Wie verhält es sich mit dem Talmud, der jüdischen Moral, dem Eid des Juden gegen den Christen, wie mit der „goldenen Internationale", der staatsgefährlichen „Alliance israélite universelle?"

Um darüber etwas zu erfahren, habe ich einen geistlichen Führer der deutschen Juden, und das ist heute Herr Dr. Hirsch Hildesheimer, um eine klare, unzweideutige, unanfechtbare Erklärung über die verschiedenen Anklagen gegen das Judenthum ersucht.

Was er mir sagte, unterbreite ich hier dem Urtheil vorurtheilfreier Leser.

* * *

Wir gingen zuerst auf die Frage ein, ob die Erklärungen des Kongresses der Rabbiner vom 4. Juni 1884 für alle deutschen Juden maßgebend seien?

„Absolut, orthodoxe und freisinnige Juden erkennen an, daß Jeder, der sein Menschenthum darin bekundet, daß er Gerechtigkeit übt, Liebe bethätigt und in Demuth wandelt, dem Juden gleich gilt, auch wenn er in einem anderen Bekenntniß geboren ist. Auch das Judenthum gebietet: 'Liebe deinen Nächsten wie dich selbst' und erklärt dieses alle Menschen umfassende Gebot der Liebe als Hauptgrundsatz der jüdischen Religion.

Es verbietet daher, gegenüber Jedermann, gleichviel, welcher Abstammung er sei, welcher Nation er angehöre, und zu welcher Religion er sich bekenne, jede Art von Gehässigkeit. Das Judenthum gebietet, die Religionsüberzeugungen Andrer zu achten."

Ist der Talmud als Gesetzbuch der Juden zu betrachten?

„Der Talmud ist kein kodifizirtes Gesetzbuch und kein Katechismus, er ist nur eine Gesetzesquelle, d. h. er enthält nicht nur das, was Gesetz

wurde, sondern auch die Diskussionen über diese Gesetze, die Ansichten und Urtheile Aller, die an seiner Abfassung betheiligt waren — also wie etwa die Protokolle einer gesetzgebenden Körperschaft, das 'für und wider.' Der Talmud enthält nicht nur Gesetze und Vorschriften, er enthält Alles, was die jüdischen Wissenschaften bis zur Zeit seiner Abfassung produzirt hatten, daher neben religiösen Weisungen auch astronomische, medizinische, philosophische Kapitel. Trotzdem er zu einer Zeit entstand, in der das Judenthum von Gefahren umstarrt war, trägt er nirgends Spuren von Feindseligkeit oder Gehässigkeit gegen Andersgläubige. Uebrigens kennt von tausend Juden noch nicht Einer den Talmud!"

Wie verhält es sich nun mit einzelnen seiner Vorschriften? Gestattet er dem Juden, einen falschen Eid zu schwören, sobald er für einen Juden gegen einen Christen einzutreten hat?

„Niemals! Nehmen wir z. B. einen bestimmten Fall zur Erläuterung: Noch in den sechziger Jahren entschied ein preußischer Gerichtshof, daß ein Zeuge mosaischen Glaubens suspekt sei, also einem Juden nicht der Glaube, wie einem klassischen Zeugen geschenkt werden solle, auf Grund des Bekenntnisses. Am jüdischen Versöhnungstage spreche der Rabbiner: 'Was wir beschworen, soll als unbeschworen gehalten werden', und ferner sage der Talmud, gegen ‚Gojim' könne nicht gefrevelt werden. Das ist krasse Unwissenheit oder Böswilligkeit, denn es ist an vielen Stellen ausgesprochen worden, daß sich jene Stelle im Gebet am Versöhnungstag nur auf 'Gelübde' bezieht, nie auf Eide vor Gericht, gleichviel, in welcher Form sie geschworen worden; das erkennt selbst Eisenmenger an, einer der schlimmsten Judenfeinde aller Zeiten, wenn er im 'Entdeckten Judenthum' schreibt: ‚die Juden können weder durch ein Gebet am Versöhnungstag, noch durch einen Rabbinen, vom Eid, den sie einem Christen oder der Obrigkeit geschworen, nach ihrer Lehre entbunden werden'. Aehnlich äußern sich die Professoren Delitzsch und Strack. Der Eid eines Juden muß deshalb als eben so gewichtig wie der eines Andersgläubigen angesehen werden".

Erlaubt der Talmud Wucher oder Unredlichkeit gegenüber Christen?

„Ganz und gar nicht! Das Gesetz schreibt genau vor, daß man die Menschen weder bestehlen, noch im Kauf oder Verkauf betrügen, noch sie täuschen dürfe, einerlei, ob Jud oder Christ. Eben so ist es verboten, zu wuchern, der Wucherer ist sogar nach jüdischem Gesetz unfähig, vor Gericht Zeugniß abzulegen".

Duldet der Talmud den Versuch einer Korruption?

„Das Gesetz verbietet, irgend Jemanden, ob Jud oder Christ, zu

veranlassen, etwas zu thun, was verboten ist, oder einen Richter zu bestechen".

Ist der Talmud gehässig gegen das Christenthum?

„Nein, er kennt keinen Unterschied zwischen Monotheisten, er bekämpft nur die Heiden — denn unter „akum" sind nur Götzendiener verstanden".

Wie verhält es sich aber mit der „Alliance israélite"? Ist sie eine internationale, geheime Verbindung zur Schädigung der Andersgläubigen und zur Ausbreitung jüdischer Macht?

„Nur Lügner oder Narren können solche Märchen auftischen. Die Alliance — der ich nicht angehöre — zählt etwa 30 000 Mitglieder, sie erstreckt sich nicht auf England, Oesterreich, Amerika und Rußland. Sie ist kaum soviel wie etwa der evangelische „Gustav-Adolfs-Verein", also nur ein Wohlthätigkeitverein zur Unterstützung Bedürftiger und zur Erhaltung und Ausbreitung jüdischer Bildung. Sie wurde im Jahre 1860 in Paris gegründet und zwar nicht von Politikern, und sie erklärt im Artikel I ihrer Statuten: „Die Alliance hat zum Zweck: 1. Ueberall an der Emanzipation und den sittlichen Fortschritten der Israeliten zu arbeiten. 2. Eine wirksame Unterstützung denen angedeihen zu lassen, die in ihrer Eigenschaft als Israeliten leiden. 3. Jede Veröffentlichung, um dieses Resultat zu erreichen, zu ermuthigen." — Ferner wurde im Jahre 1885 seitens des Comités ausdrücklich erklärt: „Politische Fragen sind dem Programm der Gesellschaft gänzlich fremd. Die Alliance steht den politischen, sozialen und nationalen Parteikämpfen vollständig fern und sie soll ihnen auch fern bleiben!..." Die Beiträge der Mitglieder werden zu 86 pCt. für Schulzwecke verwendet. Die Macht der Alliance ist sehr gering, sie hat bisher nur einen größeren Erfolg erzielen können, das war bei dem Berliner Kongreß von 1878, wo es galt, die Emanzipation der rumänischen Juden zu beantragen und zu erringen. Gegenwärtig besteht zwischen der Zentrale und den einzelnen Sektionen fast gar keine Verbindung. Seit vielen Jahren haben in Deutschland keine Sitzungen mehr stattgefunden. — Wäre wirklich die Alliance eine solche Macht, wie man es darzustellen versucht, so wären wir heute nicht auf die Hilfe einzelner Philosemiten angewiesen."

Erlaubt das jüdische Gesetz dem Juden, Sonderinteressen in politischer oder sozialer Hinsicht zu pflegen?

„Es giebt einen klaren Satz, der besagt: 'Staatsgesetz ist Religionsgesetz', wer also gegen die Gesetze des Königs oder des Landes sich vergeht, hat auch an den Satzungen seiner Religion gefrevelt."

Schützen die Juden die Verbrecher oder Schurken in ihrer Mitte?

„Niemals mit Absicht; aber die Antisemiten verhindern uns, in unserem

Haus Strenge walten zu lassen, sie hindern uns, selbst auf einzelne, von uns scharf verurtheilte Auswüchse und Gebresten hinzuweisen, und jüdische Betrüger und Schurken *selbst* zu brandmarken, denn wenn wir heute von einem oder zehn oder hundert schlechten Juden reden würden, dann heulte der ganze gegnerische Chorus: ‚Seht die Juden, die *gesammte* Judenheit!' Darum müssen wir zusammenstehen — nicht etwa für Unwürdige eintreten, aber vereint für unser Recht gegen Fanatismus und kommunistische Begierden kämpfen. — Uebrigens werde ich nächstens nachweisen, daß die Statistiken über den Antheil der Juden am Verbrechen, besonders Wucher, *falsch* sind."

Und wie denken Sie über den Schutz seitens der Regirung und über die jüdische Selbsthilfe?

„Der Schutz der Regirung ist jedenfalls nothwendig, um Ausschreitungen zu verhindern, die nicht nur uns gefährlich werden könnten. Aber bisher hat uns die Regirung nicht so geschützt, wie das Gesetz vom 3. Juli 1869 es nahe legt. Wir haben es seit langen Jahren zu tragen, daß wir nur dem Buchstaben nach gleichberechtigt sind, in Wirklichkeit aber nicht mit gleichem Maß gemessen werden. Wir sind vom öffentlichen Leben, ja fast von der offiziellen Wissenschaft ausgeschlossen, fast jede Staatscarriere ist uns versperrt. Wir müssen uns und unsere Religion beschimpfen und verhöhnen lassen, ohne daß dagegen eingeschritten wird. Man hat die Ahlwardt-Broschüre z. B. nicht konfisziren zu *können* geglaubt, obwohl sie nicht nur jüdische Interessen gefährdete. *Früher* dachte man darüber anders, mir liegen zwei Aktenstücke vor, eine Verfügung des Ministers Hardenberg und eine Verfügung der Regirung in Oppeln aus dem Jahre 1844.

Die erstere dürfte vor acht Tagen erschienen sein, so genau paßt sie auf die Ereignisse unserer Tage; sie lautet: ‚Der öffentliche Schriftwechsel über die Juden und die Anzeige davon in den Zeitungen scheinen mir in polizeiwidrige Unarten auszuarten. Ein vernünftiger Zweck liegt dabei durchaus nicht zu Grunde. Haß gegen die Juden erregen ist eben so unpolitisch wie unmoralisch. Es ist unfehlbar, daß bei Fortsetzung öffentlicher Beleidigung der Juden, wodurch die geringe Volksmasse der Christen sich aufgefordert und berechtigt finden wird, die Juden zu beleidigen, Ausschweifungen von der einen und von der anderen Seite nicht zu vermeiden sind. Diesem Uebel muß vorgebeugt werden. Auch scheint es mir dem preußischen Staat nicht zur Ehre zu gereichen, wenn von der Residenz aus Intoleranz gegen eine Kolonie geprebigt wird, welche der Staat schützt. Ueber das, was einmal geschehen ist, würde meiner Meinung nach wegzusehen sein, und für die Folge würde ich nachstehende Polizeimaßregeln vorschlagen:

1. weder für noch wider die Juden dürfte vor der Hand etwas gedruckt werden;
2. den Zeitungsbureaux würde zu untersagen sein, die bisher erschienenen Schriften durchaus auf keine auffallende oder gar beleidigende Art anzukündigen;
3. den Polizeibehörden würde aufzugeben sein, keine zur Beleidigung der Juden gereichende Bekanntmachung jener Schriften, durch öffentlichen Anschlag oder andere Art, zu gestatten.

Die zweite Verfügung ermahnt die Landräthe, 1. angesichts der Erfahrungen früherer Zeiten, daß eine gereizte Stimmung gegen die Juden eine ansteckende Kraft habe und Alles vermieden werden müsse, um ihr Nahrung zu geben, in höherem Auftrage ihr besonderes Augenmerk auf diese Sache zu richten und jeden Ausbruch von Roheit oder Fanatismus mit aller Umsicht im Keim zu ersticken, ja sogar, wo sich eine solche feindselige Stimmung nur in Worten bemerkbar mache, mit den ernstlichsten und kräftigsten, aber klugen Maßregeln einzuschreiten." —

Wie aber soll das Judenthum selbst in den Kampf um sein Recht eintreten?

„Das ist die schwierigste Frage. Die Juden haben zu lange die Angriffe der antisemitischen Schwindelgelehrten und Industrieritter stillschweigend hingenommen. Sie glaubten, daß dieser Antisemitismus an seinen eigenen Lügen zu Grunde gehen müsse. Das war ein Irrthum, semper aliquid haeret, schließlich wurden selbst bessere christliche Kreise von der Seuche ergriffen, und man glaubte Alles, was gedruckt und gesagt wurde. Die Christen kennen das Judenthum, wie ein bekannter Pfarrer selbst sagt, nur aus den von Unwissenheit oder Fanatismus und Böswilligkeit eingegebenen Berichten. Sich über die Frage des Rassenhasses den Kopf zu zerbrechen, halte ich für thöricht, denkt man denn nicht mehr an Lessings Wort, 'daß unser Heiland selbst ein Jude war?' Beim Antisemitismus handelt es sich aber nur um 'Klassenhaß', um Auflehnung gegen das Kapital, die Besitzenden überhaupt. Er ist der 'Sozialismus der Feigen', die die Juden als Blitzableiter für den Ausbruch ihrer Unzufriedenheit mit den herrschenden Zuständen benützen. Sie stützen sich auf oft widerlegte Lügenberichte, sie weichen Prozessen, die die Gesammtheit der Juden von jedem Verdacht reinigen könnten, aus, sie verstecken sich unter den Mantel irgend eines Großen und schimpfen. Wo sind bis heute positive Vorschläge zur Lösung der 'Judenfrage', die auch nur der Prüfung werth wären? Erst in diesen Tagen hat der Größten Einer, Fürst Bismarck, darauf hingewiesen, daß sich die antisemitische Bewegung auf dem Holzweg befinde, und daß es unwürdig sei, mit fruchtlosen Renommistereien

gegen bestehende Zustände anzukämpfen. Dann spricht man von ›jüdischem Großkapital.‹ Wie oft aber sollen wir noch selbst darauf hinweisen, daß heute der Jude nur durch die ›Macht des Geldes‹ sich im christlichen Staate etwas, was einer gesellschaftlichen Gleichberechtigung ähnlich sieht, erzwingen kann? Die christliche Gesellschaft züchtet das jüdische Protzenthum — ein sogenannter ›bescheidener‹ Jude ist heute ein Paria!

Und uns demüthigt die Vergewaltigung, die uns bedroht, tiefer als unsere Ahnen, wir hatten mehr Freiheiten, mehr Rechte als jene, wir fühlten uns als Menschen, als Brüder, als Kinder eines Gottes, und darum sind wir jetzt auch gewillt, uns zu wehren, es geht eine Kampfstimmung durch unsere Reihen — aber wir haben das Bewußtsein, zu diesem Kampf gewaltsam gedrängt zu sein! — Wie das in parteipolitischer Beziehung sich gestalten soll, läßt sich nicht mit einem Wort feststellen, der Jude läßt sich nicht als ›Stimmvieh‹ benützen, er folgt wohl meistens seiner Ueberzeugung. Prinzipielle Opposition gegen die Regirung giebt es in unseren Reihen nicht — jeder folge darum seinem Verstand oder seinem Gefühl!“

* * *

Ich habe mich bemüht, objektiv zu berichten. Für die deutschen Juden und Christen wäre es besser, wenn endlich, statt der Phrasen, Vorschläge aufgetischt würden, wenn man, statt mit Fanatismus, mit gesunden reifen Ansichten operiren wollte, kurz, wenn eben die Antisemitenpartei des demagogischen Charakters entkleidet würde. Denn mag man über Philo- oder Anti-Semitismus denken, wie man will, die Geschichte erzählt uns klar, daß die süddeutsche Revolution um die Mitte des Jahrhunderts mit dem Schlachtruf begann: „Erst die Juden, dann die Pfaffen, dann die Fürsten!“ Der Appetit kommt eben beim Essen. Sollen die Juden schon wieder den Anfang machen?

Hans Kraemer.

Anmerkung: Von vielen Seiten ist neuerdings der Wunsch ausgesprochen worden, es möchte von autoritativer Stelle aus eine Erklärung über das jüdische Sittengesetz und die jüdische Solidarität erfolgen. Dieser Wunsch ist nun durch einen Führer der jüdischen Orthodoxie erfüllt. Ob die gewiß aufrichtigen, wenn auch naturgemäß nicht sehr tief greifenden Erläuterungen des Herrn Dr. Hildesheimer den Frieden anbahnen können, mag zweifelhaft erscheinen; die in diesen Blättern herrschende Redefreiheit durfte ihnen so wenig verkümmert werden wie jeder aus ehrlicher Ueberzeugung hervorgehenden Polemik gegen diese Anschauung. Eine Zeitschrift hat schon viel erreicht, wenn sie dem Leser die Relativität aller Lehren und Dogmen zur Erkenntniß bringt.

Volksgesundheit.

„Und es sind elende und kalte Klügler aufgestanden in diesen Tagen, die sprechen in der Nichtigkeit ihrer Herzen: ‚Vaterland und Freiheit, leere Namen ohne Sinn, schöne Klänge, womit man die Einfältigen bethört! Wo es dem Menschen wohlgeht, da ist sein Vaterland, wo er am wenigsten geplagt wird, da blüht seine Freiheit.' Diese sind wie die dummen Thiere nur auf den Bauch und seine Gelüste gerichtet, und vernehmen Nichts von dem Wehen des himmlischen Geistes. Sie grasen wie das Vieh nur die Speise des Tages, und was ihnen Wollust bringt, däucht ihnen das Einziggewisse. Darum heckt Lüge in ihrem eiteln Geschwätz und die Strafe der Lüge brütet aus ihren Lehren."

Mit diesen ehernen Worten leitet Ernst Moritz Arndt in seinem Katechismus für die Befreiungskämpfer von 1813 die Erklärung der Vaterlandsliebe ein. „Wo Dir Gottes Sonne zuerst schien, sagt er, — wo Dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze Dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde Dir mit heiligem Schrecken durch die Seele brauseten, wo das erste Menschenauge sich liebend über Deine Wiege neigte, wo Deine Mutter Dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug und Dein Vater Dir die Lehren der Weisheit und des Christenthums ins Herz grub, da ist Deine Liebe, da ist Dein Vaterland."

Bildet es nicht einen schneidenden Gegensatz zu solcher Gesinnung, wenn in unsern Tagen der anerkannte Führer von $1\frac{1}{2}$ Millionen stimmfähiger Deutscher die Aeußerung thut, sie würden sich im Kriegsfall schlagen wie die Andern, aber nicht aus Patriotismus, sondern weil sie bei der Dienstverweigerung totgeschossen würden? Es giebt Leute bei uns, die in diesem Bebelschen Wort nur das Zeugniß einer Verblendung, wenn nicht einer Böswilligkeit sehen, die so bald als möglich mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden müsse, mit kirchlichen und polizeilichen Einwirkungen, und, wenn Alles nichts hilft, mit neuen Ausnahmegesetzen. Und doch frage ich jeden denkenden Menschen: Wo ist in Berlin oder Hamburg die Kellerwohnung zu finden, in der dem Kinde „Gottes Sonne scheint", wo liegt da der Hinterhof, auf welchem „die Sturmwinde durch seine Seele brausen"? Dort, wo die Frauen den ganzen Tag auf Arbeit gehen, wo das Familienleben durch industriellen Druck verstört ist, wie viel Wiegen stehen da wohl, über die das Auge der Mutter *liebend* sich beugt, wo predigt da noch ein Vater seinem

Sohne das Christenthum, wie Arndt es lernte? Die Proletarierkinder der Großstadt, kennen sie jenen rothgeschnäbelten Vogel, dem ihre kleinen Kameraden in Dorf und Land, wenn er über ihre Häupter dahinzieht, händeklatschend und singend nachgehn? Wissen sie, wie sichs im hohen Grase liegt, wenn die Bienen summen, haben sie jemals im Bach gefischt, sind ihre Flachsköpfe jemals im wogenden Aehrenfeld verschwunden, wo die geheimnißvolle „Kornmutter" haust? Wissen sie, wie man ein Krähennest ausnimmt, wie man Winters auf überfrornen Wiesen „Bieg-Eis" macht, wie man Sommers im Freien badet; haben sie nur einen jener tausend bald anmuthigen, bald abenteuerlichen Reize genossen, die dem jungen Landvolk die Wangen blühend, das Gemüth frisch, den Körper kräftig erhalten? Und doch verlangen wir von ihnen, daß auch sie in ihren Hintergassen die Stätte lieben sollen, auf der sie erwuchsen, diese ekeln Treppen, diese dunkeln Korridore, diese engen, von Luft und Licht abgesperrten Höfe? Hier, an Rinnsteinen und Müllkästen, soll ihnen Gottes Allmacht aufgegangen sein und die Lust am Vaterlande?

In der That, es ist Weniges in unserm öffentlichen Leben so beschämend, wie die grenzenlose Unkenntniß der Physiologie der niedern Stände, das mangelnde Verständniß für die Voraussetzungen, von denen der Proletarier zum Angriff auf unsere ganze Gesittung übergeht. In England fiel schon vor 45 Jahren das Wort von den „zwei Nationen", die innerhalb eines Gemeinwesens nichts von einander wüßten, und wenn „Takt" das Vermögen ist, sich schnell in die Denk- und Empfindungweise eines Andern hineinzuversetzen (quick sympathy with human feeling nennt es Disraëli), so ist der deutsche Idealismus, der für unsere Zustände mitverantwortlich ist, durchaus taktlos. Ein Schemen, Kultur genannt, in den er wie ein Toller verliebt ist, lähmt sein Urtheil, umnebelt seine Sinne. Er gleicht dem Jüngling in Lenaus berühmtem Gedicht, der im Dämmerschein einem verführerisch dahinschwebenden Weibe bezaubert und lüstern nacheilt; er bekommt seinen Willen, aber —

„mit grauzerschmolznem Angesicht
umarmt ihn die Verwesung."

Diese Verwesung bildet an dem lockenden Trugbild unserer Kultur die Kehrseite, die wohl endlich einmal mit Ernst ins Auge gefaßt zu werden verdient. Man sagt, daß in Rom die hübschen Gesichter, die man sähe, regelmäßig Ausländerinnen gehörten. So kann man leider, was in Berlin und unsern großen Fabrikorten an breiten Schultern, Kraft und Frische noch angetroffen wird, getrost der Provinz zuschreiben. Die Generation, die, auf dem Lande geboren, halbwüchsig mit den Eltern einwanderte, geräth am besten; die zweite Generation bezahlt die großstädtische Verfeinerung mit

ihrer Gesundheit; die dritte ist entartet. Ihr entstammen jene Schaaren schmaler, bleichsüchtiger, zu jeder ernstlichen Arbeit untauglicher, genußsüchtiger und leichtfertiger Mädchen, welche die Berliner, die Chemnitzer, die rheinischen Fabriken bevölkern. Was aber die jungen Vaterlandsvertheidiger anlangt, so steht das industrielose Ostpreußen mit einer Militärtauglichkeit von 60 Prozent seines Ersatzes obenan in der preußischen Monarchie, und es ist doppelt zu beklagen, daß es die einzige Provinz ist, deren Menschenbestand sich während der letzten Zählungperiode verringert hat. Die Stadt Königsberg wuchs, während der Kreis Pr. Holland allein fast 3000 Seelen in fünf Jahren verlor und von 44142 auf 41424 Einwohner zurückging. Brandenburg aber, die Wiege unserer Armee, hat heute (wegen der Reichshauptstadt) die geringste Tauglichkeit mit 41 Prozent.

Gehen wir von den Durchschnittszahlen der Provinzen ins Einzelne, so sind die Resultate noch viel trauriger. Der Industriekreis Waldenburg ergab schon beim Ersatzgeschäft 70/71 nicht 20 Prozent Taugliche (gegen 60 im angrenzenden Landkreise Strehlen), und vollends Berlin allein würde tief unter die andern Ziffern hinuntersinken, obwohl hier die kräftigsten jungen Leute, die lebhaftesten und unternehmungluſtigsten, zugewandert zur Aushebung kommen. Es ist kein stolzer Gedanke, daß unsre Reichshauptstadt die Provinzen derart beeinträchtigt, und die Behauptung Caprivis vom 30. November, daß wir in unsrer „steigenden Bevölkerungzahl" den Faktor hätten, unsre Armee zu verstärken, ist ein Humbug. Solange wir auf der schiefen Ebene zum Industriestaat weitergleiten, wird sich die „steigende Bevölkerung" ganz im Gegentheil als eine Schwächung unsrer Wehrkraft ausweisen. Zu Anfang des Jahrhunderts standen in Preußen Land- und Stadtvolk noch wie 5 : 1, heute steht das Verhältniß 1,9 zu 1,2, in zwanzig Jahren kann es pari stehen, und am Höhepunkt solcher Entwickelung angelangt, wird Preußen mit 60 Millionen Einwohnern noch nicht so viele Soldaten haben wie heute mit 30, ganz abgesehen von der herabgeminderten innern Tauglichkeit; denn der Fabrikarbeiter hat weder die Ausdauer, noch die Disziplinirbarkeit eines Bauernsohnes. Wir würden Frankreich gefolgt sein, das bei stationärer Bevölkerung einen Rückgang der Losungziffer (d. h. der zur Rekruten-Einstellung Verfügbaren) von 316190 im Jahre 1887 auf 308300 im Jahre 1888 und 295700 (!) im Jahre 1889 aufwies. In französischen Fachkreisen herrscht deshalb große Bestürzung. „Wie sollen wir Deutschland jemals einholen", hieß es kürzlich, „wo die Zahl der jährlich gebornen Knaben allein schon die Zahl der in Frankreich geborenen Knaben und Mädchen übertrifft?" Dies Wort könnte tröstlich sein, sobald ⅔ unsrer Knaben aufhörten, zu jenen Industrie-Erzeugnissen zu gehören, die man als „Schund" zu bezeichnen pflegt.

Dürfen nun Diejenigen Recht behalten, die einer solchen Verkrüppelung und Schwächung unseres Volkes mit Gleichgiltigkeit, wenn nicht mit Hohn und Befriedigung zuschauen? Heißt das Politik treiben, die Pferde und Rinder zu veredeln, wenn man den höchsten Nutzen aus ihnen ziehen will, die Menschen aber verfallen zu lassen? Mit dem Vieh vernünftig, mit der Bevölkerung unmenschlich zu wirthschaften? Die Maschinen zu putzen und zu schonen, und am Arbeiter Raubbau zu treiben? Selbst wenn der unsaubere Trost verfinge, daß unsere Nachbarn eben so heruntergekommen seien wie wir selbst (und bei den Russen zum mindesten wird sich dieser Prozeß erheblich verzögern), so werden wir doch mit der verlorenen Volksgesundheit auch jene geistige Frische, jene Lebensfreudigkeit, jene Einfachheit und Wärme, kurz alle jene Tugenden eingebüßt haben, welche früher den Deutschen auszeichneten. „Möge jeder von uns so leben, daß die Welt ihn ungern verlieren würde!" rief Schiller seinen Freunden zu; das gilt für ganze Völker so gut wie für einzelne Menschen. Ein Volk, das entartet und, um sich zu erhalten, nur auf die ähnliche Kraftlosigkeit seiner Feinde hofft, ein solches Volk ist nicht werth, daß es existirt.

Dies sagt ein Laie, ein outsider. Und wie denken die Leute „vom Bau", die vereideten und besoldeten Hüter der öffentlichen Wohlfahrt? Es ist kaum ein Jahr, da pries Hektor Brömel im Preußischen Abgeordnetenhause jenes reiche Land, wo $^7/_8$ aller Bewohner in den Städten leben, und es war nicht ein Mann vorhanden, um ihm zu antworten: „England ist eine Insel; es hat seine Vertheidigung ganz und gar seiner Marine überlassen, und die Hafenarbeiter und Fischer, aus denen es seine Matrosen zieht, sind durch keine Industrie zu ruiniren. Wir sind umlagert von übelwollenden Rassen; untergraben wir die Volksgesundheit in dem Tempo wie bisher, so wird unser ganzer Industriestaat nur eingerichtet sein, um eines Tages dem gesünder gebliebenen Nachbarn anheimzufallen, der ihn auspochen wird wie einen Mehlsack." Und wie im Abgeordnetenhause, so herrscht der Schlendrian bei uns allerwegen. Bald hier, bald dort, in immer neuen „Industrie-Zentren" das gleiche Schauspiel: in der Mitte das Trümmerfeld irgend eines Gewerbefleißes im alten guten Sinn; zur einen Seite eine Reihe von Villen und Palästen, ein Paar Millionäre und Jobber, ein Paar Dutzend Gigerln für Ostende und Hoppegarten; zur anderen Seite tausend unhäusliche und unwirthliche Familien, eine Legion verwahrloster, skrofulöser, rhachitischer und blutarmer Kinder, eine Sammlung ruinirter Knochen und Lungen, ein Paar hundert prostituirte Mädchen und eine Schaar Sozialdemokraten mit Bebelscher „Vaterlandsliebe". Dieser Prozeß, der von den Neunmalweisen und Neunmalreichen mit den Worten gekennzeichnet wird: „die Industrie blüht", an dem aber noch niemals und noch nirgend

Diejenigen ein Interesse hatten, die schließlich seine Opfer wurden, soll allem Anschein nach soweit getrieben werden, bis die schwindende Landbevölkerung nicht mehr ausreicht, die Fabrikbevölkerung zu bewachen. Unsern leitenden Staatsmännern aber wird, wenn man sie in die Enge treibt, wohl nur ein rettender Gedanke kommen: die Volkszählungen zu verbieten, die soviel Unbequemes enthüllen. Das Ganze nennt man: National-Oekonomie.

Doch sind wir nicht selber Schuld? Stecken wir nicht Alle noch tief in jener Irrlehre des „Gehenlassens", die den niedrigsten Instinkten des Menschen, der Unbarmherzigkeit, der Habsucht, der Gewissenlosigkeit und Trägheit, so raffinirt zu schmeicheln wußte, die mit einem faulen Knalleffekt dem Christenthum ins Gesicht schlug? Wohl ist seitdem, schüchtern genug, jener Kampf begonnen worden, der bestimmt ist, ein Kampf auf Leben und Tod zu werden, der nicht eher ruhen wird, als bis wieder einmal die alte Wahrheit ans Licht kam, daß eine Politik der Menschenfreundlichkeit, statt der edelsten und christlichsten, viel eher noch die gerissenste und geriebenste genannt zu werden verdient, weil sie allein eine Politik der Kraftersparung ist. Heute spricht wohl hie und da ein Katheder-sozialist, als ob es sich um ein paar taube Nüsse handle, die furchtbare Vermuthung aus, daß unsere Arbeiterbevölkerung in wenigen Jahrzehnten „eine zoologisch von uns differenzirte Rasse" bilden werde. Wir hören das an und lassen uns dennoch weiter gängeln von den Aposteln des „laissez faire", als ob es niemals eine Revolution gegeben hätte.

Jenes laissez faire hatte seinen Sinn, als es vor 150 Jahren von Gournay, Turgots genialem Lehrer, gesprochen ward, aus den wahnwitzigen Zuständen des französischen Fiskalstaates heraus, der seinen Acker- und Weinbau lahmlegte, der die Arbeitlust geschickter Handwerker abschnürte, wenn sie zu mittellos waren, sich in eine Zunft einzukaufen, der Leute, die arbeiten wollten, sozusagen mit hohen Geldstrafen belegte, die nur den schon Besitzenden erschwinglich waren, der seinen Tuchmachern eine ganze Rolle Zeug in Fetzen schneiden ließ, wenn sie nicht genau nach den Vorschriften eines dicken Quartbandes angefertigt war; der seine Bauern aus der Ernte fortriß, damit sie zähneknirschend an den Wegen frohndeten, für die kein Adliger und kein Geistlicher einen Sou beizusteuern brauchte; der es fertig gebracht hatte, daß das gottgesegnete Frankreich seit Sullys Zeiten ¼ seiner Bewohner verlor. Deshalb sagte Gournay: laissez faire, d. h. gebt frei die Arbeit, laissez passer, d. h. gebt frei den Verkehr. Dieses Wort war gesprochen gegen die Bürger von Bordeaux, die den gesammten Weinbau der Garonne absperrten, so daß die unglücklichen Weinbauern aus der Provinz nur im Winter nach der Stadt hinfahren durften, wenn der Hafen zugefroren und die ausländischen Schiffe weg waren. Jene Worte wurden gerichtet

gegen die unvernünftigste Beamten-Tyrannei, die jemals ein begabtes Volk ertrug; aus ihrer Zeit allein sind sie zu verstehen. Und doch hat das Manchesterthum es fertig gebracht, sie der ganzen produzirenden und handeltreibenden Welt als Motto aufzuschwatzen, als ob in ihnen der Schlußstein jeder wirthschaftlichen Weisheit gelegt sei. Was bedeuten jene Worte heute bei uns? Laissez faire: laßt die Raubthiere nur machen! Laissez passer: laßt Alles drunter und drüber gehen, dann wird es am schönsten! Es ist kein Wunder, daß ein solches, in seinem Sinn entstelltes und veraltetes, durch und durch verlogenes Stichwort von dem intimsten und gefährlichsten Feind unserer National-Wirthschaft, der überall, wo seine Meinung durchdrang, unserm Volksthum die tiefsten Wunden schlug, vom deutschen „Freisinn" zur Beschönigung genommen wurde, um unserm Staat „Nachtwächterdienste" anzutragen. Vielleicht um den Spitzbuben beim Einsteigen noch die Leiter zu halten?

Aber auch die Uebermacht der Jesuiten ward einst geschlagen, und der das Unerhörte zustande brachte, ein großer Patriot in einem kleinen Lande, hat mehr gethan als das. Als er (1750) in seinem Portugal Minister ward, da war es ein wirthschaftlicher Sklave Großbritanniens. Die alte Fabel von dem Manne, der sterbend seinen Söhnen einen Schatz versprach, den sie im Weinberg finden würden, war in Portugal vergessen. Jene Söhne gruben den Weinberg um; den Schatz fanden sie nicht; aber die Ernte gab dreifältige Frucht. Die portugiesischen Aecker lagen brach; Alles stieg im goldenen Taumel zu Schiff, um an fernen Küsten Schätze zu sammeln. Portugal konnte sich weder kleiden noch ernähren; alle Kleider, alle Lebensmittel kamen von England; von dem Golde aber, das mit den Schiffen aus Brasilien einlief, war binnen weniger Wochen kein Cruzado mehr im Lande; die Kaufleute der Londoner „City" bezahlten damit ihre Wechsel. Damals sagten die Portugiesen zu ihres Retters Plänen: „es geht nicht!" wie Alle sagen, denen nie Etwas einfällt, denen ihr Fünkchen Witz immer nur aufglimmt, um ihre Trägheit zu beleuchten. Und doch hat Pombal den Kampf aufgenommen und in 27jährigem Ringen, Geduld mit Kühnheit paarend, sein Land mündig gemacht von der englischen Herrschaft.

Heut ist der Industrialismus der Gesetzgeber unserer Parlamente, der Ohrenbläser unserer Wissenschaft, le maître du maître du monde, so lange es Leute giebt, die thöricht genug sind, an ihn zu glauben, feige genug, sich vor ihm zu fürchten, und träge genug, ihn nicht anzutasten.

Solange, — aber keinen Augenblick länger.

Dr. Robert Hessen.

Aschenbrödel.

Es ist eine alte Geschichte, sie bleibt aber ewig neu: die Schule ist das Aschenbrödel unter allen Einrichtungen des staatlichen Lebens. Verwaltung, Justiz, Militär, Kirche, das sind die ersten Glieder einer langen Kette, deren letztes Glied — doch wozu übertreiben? sagen wir: eines der letzten Glieder — die Schule bildet. Innerhalb der Schulen herrscht wieder eine strenge Rangordnung. An der Spitze marschirt das ehrwürdige Gymnasium auf, ihm folgt das schon weniger Vertrauen erweckende Realgymnasium — das „Reale" muß für die „idealen" Deutschen wohl etwas Abschreckendes haben —, die kaum noch salonfähige Realschule mit ihren Abarten: Landwirthschaftschule, Handelsschule, höhere Bürgerschule, aus denen ja nur Kaufleute und dergleichen hervorgehen; endlich die Volksschule; von ihr — schweigen wir am besten. Sowohl Schüler wie Lehrer unterliegen der Schätzung, der sich die betreffenden Schulen erfreuen: Gymnasiast — fein! Realschüler — mäßig! Volksschüler — bah! — Gymnasialprofessor — meist salonfähig; Realschullehrer — hm! Volksschullehrer — Subalternbeamter II. Klasse, à la Landbriefträger. So steht die Sache. Wir sprechen von Deutschland, dem Lande der höchsten, tiefsten und feinsten Geistesbildung, wir sprechen insonderheit von Preußen.

Aber — wie ist mir denn? Sind das die Kinder alle? Dort im Hintergrunde, abseits, bescheiden, ja, demüthig — steht noch eine Schule: die höhere Mädchenschule. Während sich die übrigen mit einem Namen begnügen müssen, rühmt sie sich zweier; darin erschöpfen sich aber auch ihre Vorzüge. Wenn der Schule die Rolle des Aschenbrödels zugewiesen ist, so verdient diese Schule das Aschenbrödel unter den Schulen genannt zu werden. Ueber keine Schule herrschen im großen Publikum so verworrene Ansichten wie über die höhere Mädchenschule, oder, wie man sie nach der Sitte ihres Heimathlandes der Schweiz, bisweilen noch nennt: die höhere Töchterschule.

An der Unklarheit in Bezug auf die Anstalten, die der Menschheit bessere Hälfte zu bilden bestimmt sind, tragen in erster Linie die bestehenden Verhältnisse Schuld. Nirgends paßt besser das Molièresche Wort: Il y a fagots et fagots. Was würden wir dazu sagen, was würde der Staat dazu sagen, wenn irgend ein Gymnasiallehrer käme und eine Schule mit 1, 2 oder 3 Klassen gründete und darüber schrieb: Gymnasium illustre, oder Kaiser-Wilhelm-Gymnasium oder dergleichen? Wir würden ihn auslachen, den verrückten Kerl, der Staat aber würde sehr ernst werden und etwa Folgendes zu dem braven Manne sagen: Eine Schule darfst Du meinetwegen gründen, aber daß Du Dir nicht einfallen läßt, sie mit dem stolzen Namen Gymnasium zu belegen! Weißt Du nicht, daß ein Gymnasium — wenn anders es eins sein soll — aus neun aufsteigenden Klassen mit zusammen zehnjährigem Kursus besteht? — Bei der Töchterschule wird das Unbeschreibliche Ereigniß: Publikum und Staat sehen

es an und sagen nichts dazu. Es giebt in Preußen etwa ein Viertelhundert höherer Töchterschulen mit je zehn aufsteigenden Klassen, ein halbes Hundert mit je neun, ein Viertelhundert mit je acht Klassen. Diese alle — auch die letzten können noch passiren — mögen sich „höhere Mädchenschulen" nennen. Aber dient es nicht zu einer Begriffs- und Rechtsverwirrung sondergleichen, wenn 19 siebenklassige, 23 sechsklassige, 21 fünfklassige, 14 vierklassige, 12 dreiklassige, 4 zweiklassige und 7 einklassige Schulen sich mit dem selben Titel schmücken dürfen?*) Warum giebt der Staat hier nicht eine, wenn auch noch so milde Grenzlinie und sagt: was darunter liegt, darf sich mittlere Schule oder sonst wie nennen, aber höhere Schule nimmermehr! Allein — die Sache wird noch bunter. Jene zehn- und neunklassigen Anstalten mit zehnjährigem Kursus, an denen eine Anzahl akademisch gebildeter Lehrer wirken — sie gehören gesetzlich zu den Volksschulen, d. h. sie ressortiren von den Regirungen, nicht von den Provinzialschulkollegien. Difficile est satiram non scribere! Da sind wir in den außerpreußischen Staaten Deutschlands doch bessere Menschen! In Württemberg und Baden, in Hessen, Braunschweig und Sachsen hat die Regirung die vollausgebauten höheren Mädchenschulen als höhere Schulen anerkannt, und die akademischen Lehrer genießen da die selben Rechte wie ihre Kollegen an den höheren Knabenschulen. Hier wäre ein Punkt, wo Preußen, das große, von den Kleineren lernen könnte und müßte!

Sehen wir uns eine „höhere Töchterschule" von dem 1—6klassigen Kaliber etwas näher an. Gewöhnlich ist sie Privatanstalt, im Gegensatz zu den echten höheren Mädchenschulen, die entweder städtisch oder, in seltenen Fällen, staatlich zu sein pflegen. An ihrer Spitze steht eine ältere Lehrerin; das Lehrpersonal besteht meist aus geliehenen Kräften; denn Pensionirung ist ausgeschlossen. Ein Gymnasiallehrer übernimmt einige Stunden Deutsch in der obersten Klasse, ein Prediger die Religionslehre; dazu kommt noch eine oder die andere Lehrerin oder ein Elementarlehrer, die aber meist diese Stunden auch nur nebenbei ertheilen. Den fremdsprachlichen Unterricht ergiebt die Vorsteherin oder eine andere Lehrerin; sie verstehen es, „denn" sie waren ja früher einmal in der französischen Schweiz oder in England und können „parliren". Welcher Art die Leistungen solcher Angestellten sind und sein müssen, liegt auf der Hand. Da stets mehrere, bisweilen alle Jahrgänge in einer Klasse vereinigt sind, so kann auf die Eigenart der verschiedenaltrigen Mädchen nicht genügend Rücksicht genommen werden. Die zehn- oder elfjährige mit ihrem geringeren Fassungvermögen und ihrem engeren Gesichtskreis hindert die dreizehn- oder vierzehnjährige am Fortschreiten, und doch darf der Lehrer die schwächeren nicht vernachlässigen. Daß die geborgten Lehrer, die des Nebenverdienstes halber ein paar Stunden auf Bitten der Vorsteherin übernommen haben, der Regel nach nicht mit vollem Herzen bei der Sache sind, ist erklärlich. Die Pünktlichkeit im Unterricht, besonders das rechtzeitige Eintreffen der von anderen Schulen kommenden Lehrer, die dort eben aus der Unterrichtsstunde fortgeeilt sind, muß unter all diesen widrigen Umständen leiden. Die Vorsteherin hat über die Hilfskräfte wenig oder gar keine Autorität; glücklicherweise, möchte man oft

*) Statistik nach Kreyenberg, die deutsche höhere Mädchenschule. Frankfurt, Diesterweg, 1887. Die Zahlen treffen im Einzelnen jetzt, 1892, nicht mehr genau zu, im Ganzen aber haben die Verhältnisse sich kaum geändert.

sagen. Die Aufnahmebedingungen sind überaus milde, denn je mehr Schülerinnen, um so mehr Schulgeld; die Vorsteherin lebt ja davon und muß die bedeutenden Auslagen für das Gebäude, Lehrmittel, Lehrpersonal u. s. w. aufbringen.

Von der Daseinsberechtigung dieser Privatanstalten soll hier nicht gesprochen werden. Aber ein Unrecht ist es, daß sie sich höhere Töchterschulen nennen dürfen; ein Unrecht gegen die wirklichen höheren Mädchenschulen. — An den preußischen Kultusminister ist von Seiten der Interessenten wiederholt das Ansuchen gestellt, feste Normen für das höhere Mädchenschulwesen zu schaffen, wie sie für das Knabenschulwesen längst existiren. Grundsätzlich hat der Minister die Berechtigung solcher Forderungen stets eingeräumt, mochte er nun Falk oder Goßler oder Zedlitz heißen. Allein dabei ist es dann geblieben. Der eigentliche Vertreter dieses Faches im Ministerium, der Geheimrath Schneider, hat auf den verschiedenen Versammlungen zu Stuttgart, Naumburg u. a. m. stets schöne Ansprachen gehalten, die meist in das Schillersche „Ehret die Frauen" ausklangen, aber zur Sache eigentlich nichts brachten. Um zu verdecken, daß er immer mit leeren Händen kam, sprach er so viel; doch —

Man spricht vergebens viel, um zu versagen,
Der andre hört von allem nur das Nein!

Wann kommt die Zeit, wo die höhere Mädchenschule aufhört, das fünfte Rad am Wagen zu sein? Höchst dürftig ist der Einwand, die höhere Mädchenschule gebe keine Berechtigungen, also verdiene sie keinen Platz unter den höheren Anstalten. Man gebe der Dorfschule die Berechtigung zum Besuch der Universität, und alles wird die Gymnasien verlassen und der Dorfschule zuströmen. Ein so äußerlicher Grund hat mit dem Wesen der betreffenden Schularten gar nichts zu schaffen und bietet keinerlei Kriterien. Jeder weiß, daß die zehnklassige höhere Mädchenschule außer in der Mathematik mindestens eben so viel leistet wie die lateinlose Realschule. Ganz ohne Härten würde die Regelung freilich nicht abgehen. Wird die höhere Mädchenschule als höhere Schule im Sinne des Gesetzes anerkannt, dann werden die Mittelschullehrer, so tüchtige Leute auch unter ihnen sind, ihr Bündel schnüren oder wenigstens, wie die Vorschullehrer bei Gymnasien, Realschulen u. s. w., sich in die unteren Klassen zurückziehen müssen, während sie heute gesetzlich auch zum Unterrichte in den oberen Klassen befähigt sind. Ist dies aus wissenschaftlichen Gründen bedenklich, so noch mehr aus gesellschaftlichen. Die Schülerinnen entstammen meist höheren Kreisen als der Mittelschullehrer, der eben nur seminaristische Bildung besitzt; sie haben das Anrecht, wie ihre Brüder von akademisch gebildeten Männern unterrichtet und erzogen zu werden. Auch der Antheil der Lehrerinnen müßte aus wissenschaftlichen Gründen in den mittleren und oberen Klassen erheblich geringer werden: freilich sind sie bei den Magistraten im allgemeinen beliebt, weil sie billig arbeiten. Für die 800—1500 Thaler, die ein akademisch-gebildeter Lehrer bezieht, kann man zwei, drei, zur Noth sogar vier Lehrerinnen anstellen!

Wiederum hat der preußische Kultusminister eine Regelung der höheren Mädchenschule in Aussicht gestellt. Möchte sie ihr zum Heile gereichen, dann wird sie nicht mehr das Aschenbrödel unter ihren Schwestern geheißen werden!

Ein Lehrer.

Auswanderung.

Gern riefe ich den Herren Amerikanern, die unsere Einwanderung zu beschränken wünschen, Allen voran dem drakonischen Mr. Chandler (vielleicht früher: Herr Kramer), die wehmüthigen Worte Muley Hassans zu, von dem Mohren, der seine Arbeit gethan habe und nun gehen könne.

Wie zwar seit wenigen Tagen die Dinge im Einwanderung-Ausschuß liegen, wo unter Anderen der Vertreter des „Norddeutschen Lloyd" eine eindringliche Gegenrede hielt, dürfte die Vorlage über die Suspension der Einwanderung das Repräsentantenhaus zu Washington gar nicht passiren, allein diese Vorlage stellt sich nur tot, sie könnte wieder aufleben, wie dies heute die Mac-Kinley-Bill thut, der man ebenfalls keine Existenz zugetraut hatte. Man darf nicht übersehen, daß, über alle Fraktionpolitik hinaus, zwei große Meinungen die Bürger der Union scheiden, Meinungen, die nach einem greifbaren Tagesausdruck kaum zu ringen begonnen haben, aus deren späteren Kampf oder Sieg indessen jene gewaltige Republik Entscheidendes für sich zu erwarten hat; — die Meinung, daß die Vereinigten Staaten nach wie vor Europas Geld, Arbeit und Menschen brauchen und die andere, daß Amerika auf eigenen Füßen stehen kann.

Die Einen blicken also mehr in die Zukunft ihres Vaterlandes, die Anderen fühlen sich bereits in der Gegenwart. Da nach König Salomo Alles seine Zeit hat, und bisher unser Erdtheil drüben als Mutterland angesehen wurde, so könnte auch einmal die andere Strömung aufkommen; stehen doch alle Länder heute im Zeichen der Abschließung und des Egoismus. Nur das eine Albion macht eine unerschütterliche Ausnahme und man hat deshalb die emsigsten Beweisführungen gebracht, um britische Hochherzigkeit als britischen Spekulationsgeist auszuklügeln. Als ob der Erfahrungsatz: Wer gut ist, ist klug, gerade aus einem schlechten Herzen stammen müßte! Man kann über die mörderische Seite des englischen Industrialismus nicht im Mindesten mehr im Zweifel sein und muß doch erkennen, daß die Handelsgröße Großbritanniens aus der universellen Richtung seiner Bewohner emporstieg. Die anderen Nationen schreien nach Export, unter allen Lebensbedingungen — und bei all dieser Hirschbrunst nach einem gefälligen und consumfähigen Ausland geht doch durch alle diese Staaten selbst ein immer einseitigeres Volksgefühl. Es wird ein böses Erwachen sein, wenn der Traum von dem bloß

Nationalen eines Tages dahin schwindet und an allen Punkten der Erde eine geistige Rückwärtsbewegung wahrnehmbar wird. Ein warnendes Beispiel, wohin geistige Isolirung führt, haben wir ja bereits! In dem relativen Stillstand der französischen Technik, der auf der 1889er Ausstellung den schärferen Blicken zuerst auffiel, sind die Folgen dieser Abschließung nur zu klar abgespiegelt. Zunächst hat dort die wissenschaftliche Verbindung mit Deutschland aufgehört und allmählich erweiterte sich der gallische Chauvinismus zum Hochmuth und wandte sich von dem Fremden überhaupt ab. Dieser Mißstand ist so bekannt geworden, daß z. B. Rußland seine sibirischen Bahnen zwar mit französischem Geld, aber nicht von französischen Ingenieuren bauen lassen will.

Doch kehren wir zu den Absperrungsfächteleien der Amerikaner zurück. In der Union, wo riesenhafte Strecken noch der menschlichen Arbeit warten und wo diese so gut bezahlt wird, daß ohne den Massenandrang zu den großen Städten kaum eine stärkere Armuth einreißen könnte, ist eine Anzahl bewährter Ausbeuter längst auf eine gute Spekulation-Idee verfallen. Die mittellosen und deshalb kühnen Europäer sind es, die als verhältnißmäßig gebildeter und fleißiger, unliebsame kleine Konkurrenten abgeben, auch eine gewisse Selbstständigkeit behaupten; diese Einwanderer nun zugleich als die Ursache vieler übler Verhältnisse hinzustellen, die aus ganz anderen Einrichtungen stammen, die man sich gerne einbalsamiren möchte, ist die Aufgabe der neuesten Agitation. Dabei läßt es sich nicht leugnen, daß viele äußere Umstände gegen jene Fremdlinge zeugen. Die Art, wie sich die Zarenregirung jetzt zu vielen ihrer Unterthanen stellt, hat Schiffsladung auf Schiffsladung von russischen Juden an die Bai von New-York gleichsam ausgespieen und Unzuträglichkeiten sind daraus erwachsen, die man mit ein wenig Fühllosigkeit gegen menschliches Elend leicht zu Unerträglichkeiten zu stempeln vermag. Wenn aber jemals die Einwanderung nach der Union suspendirt wird, so richtet sie sich nicht nur gegen die Polen und Russen, deren Lebenskraft der Yankee zu wenig kennt, sondern auch gegen die deutsche Einwanderung.

Für diese ist die Gefahr dabei umso größer, als auch unsere Reichsregirung mit dem etwas beklemmenden Gedanken schwanger geht, die Verringerung unserer Uebervölkerung durch Abreise per Ozeandampfer schädlich zu finden. Als ob es angenehm oder nützlich wäre, Kräfte im Vaterlande wirken zu sehen, die voll Unlust sind und sich nach anderen Verhältnissen fortsehnen. Und als ob nicht unsere Uebervölkerung bleimäßig auf den Arbeitmarkt drückte; trotzdem ein stehendes Heer mindestens 500 000 Mann dem allgemeinen Wettbewerb entzieht. Ja, wenn diese Soldaten noch dazu verwendet werden könnten, unsere Moore zu entwässern und unsern beträchtlichen Bestand an wüsten Ländereien in furchtbaren Boden zu verwandeln, aber solange an diese positive Erweiterung unserer Kultur nicht gedacht werden kann, hat man wohl kein Recht, Leute, die nun einmal deutsche Bürger gewesen sein wollen, ihres Selbstbestimmungrechtes unter irgend einer erschwerenden Form zu entäußern.

Die Union selbst hätte den größten Schaden von solcher Strenge. Es giebt dort große Bankiers, die bei ihrer Einwanderung von Deutschland so arm waren, daß sie nach dem jetzt geplanten Gesetz gar nicht eingelassen worden wären. Und später haben diese Männer die wichtigsten amerikanischen Bahnen finanziren helfen, wieder nur mittels ihrer deutschen Antezedenzien. Wie stark noch gute Arbeiter in der Union aus der Fremde gebraucht werden,

ist u. A. aus dem Verfahren der großen Baufirma Holtzmann in Frankfurt zu ersehen. Diese hat jetzt in Chicago Ausstellungsgebäude auszuführen und scheute die Unkosten keinen Augenblick, Arbeiter, Bauhandwerker 2c. von Deutschland nach Chicago hinüberzusenden. Diese Leute verdienen drüben das Dreifache und ersparen den Unternehmern noch viel gegenüber von amerikanischen Händen, die noch erst einzuüben wären.

Sehr durchsichtig ist auch der Vorschlag: jeder Einwanderer solle wenigstens ein Vermögen von zehn Dollars bei der Landung vorzeigen. Erstens giebt sich der kleine Mann bei seinen Reiseeinkäufen und seiner Ueberfahrt leicht aus und dann: was sind drüben zehn Dollars? Sicher kein Bürgschein gegen das Verhungern!

Eine andere Frage ist es, ob unsere Auswanderer nicht billiger fahren könnten, denn die ganz enormen Provisionen, die den Gastwirthen, das sind zumeist die Reiseagenten, auf jede Zwischendeckkarte von der Dampfergesellschaft ausgezahlt werden, schneidet man doch glatt aus dem Fleische der Zwischendeckspassagiere selbst. Eine Gegenleistung jener Agenten ist nur indirekt vorhanden, — sie könnten ihre Gäste via England oder Antwerpen spediren. Auch der Auswanderer hat eigentlich von seinem Vermittler nichts; im Gegentheil: er wohnt und ißt bei ihm für Geld, kauft bei ihm den nöthigen Schiffsbedarf und ermakelt sogar durch ihn die Waaren, die er allenfalls zu einem Handel mit nach drüben nehmen will. Wie lucrativ dieses Vermittelunggeschäft ist, geht schon daraus hervor, daß wenigstens früher Hamburger und Bremer Agenten den Auswanderern ihre Adreßkarten bereits in Memel einhändigen ließen. Von Hamburg und Bremen aus fuhr man dann den telegraphisch avisirten Zügen zwei Stationen entgegen, um auch die letzte Konkurrenz tot zu schlagen. In der Hansastadt selbst hielten die Ankömmlinge noch einmal ihre Karten hoch, da selbst, wenn ihr Agent nicht erschienen war, die Droschkenkutscher schon Bescheid wußten. So manches Mal regnet es aber auch komische Mißverständnisse. Kommt es doch vor, daß auf die Frage, an welchen Gasthof sie gefahren sein will, eine polnisch-jüdische Familie erschreckt antwortet: „Gleich nach dem Jam!“ Jam heißt nämlich auf hebräisch: Meer, und das versteht der niedersächsische Rosselenker nicht, während andererseits sich die Auswanderer das Meer wenige Schritte entfernt denken. Aeußerst lehrreich sind auch die Unterhaltungen beim Ausfüllen der Personalien in den Schiffskarten: „Wie alt sind Sie?“ — Allgemeine Heiterkeit: „Wie soll ich das wissen?“ Die Schiffe selbst sollte man besuchen, um statt der glänzend polierten Kajüten — der Reichthum ist schließlich überall gleich — das Zwischendeck anzusehen. Hier sitzt ein deutscher Bauer auf seinen Siebensachen und ist derart in eine alte Gartenlaube vertieft, daß er von all dem Lärmen um sich her nichts hört und sieht, dort sehen wir eine alte Negerpuppe an einen Pfahl gekettet und Knaben, die bisher unsere Dorfschulen geziert haben, peitschen den hölzernen Sklaven so wüthend durch, als ob sie noch irgendwo Plantagenbesitzer werden könnten. Und rechts in einem Winkel sitzt eine frische Maid, und weint wie verzweifelt. Das Weinen aus Heimweh bricht oft schon auf den großen mitteldeutschen Bahnhöfen los und ich habe es erlebt, daß ein sehr gebildet angezogener Buffetier so ein Mädchen auslachte, indem er zu mir sagte: „Ist doch ein dummes Volk das“ — der alte Kampf, das alte tötliche Unverständniß von Stadt zu Land! Wenn die

Dampfergesellschaften ihre Zwischenhändler hinauswerfen würden, was sie mit etwas Energie wohl vermögen, so müßten die kleinen Passagiere Hübsches ersparen. Diese Mischung von Hotelier, Makler und Kaufmann ist fast dem Vormundschaftsystem der sogenannte Baase nachgebildet. Bei diesen steigt der Matrose ab, sobald er vom Schiffe kommt, übergiebt ihm seine Löhnung, läßt Alles durch ihn zahlen und bekommt kaum wieder etwas von Geld zu sehen. Die deutschen Behörden fühlen sich doch endlich verpflichtet, gegen das wucherische Treiben gewisser Theateragenten aufzutreten, vielleicht avisiren sie sich auch ein mal den Auswanderungsgeschäften.

Was unsere transatlantischen Dampfer bei einer Annahme des Antrages Chandler verloren hätten, ist mit wenigen Ziffern darzustellen. Unsere beiden größten Schiffsgesellschaften sind der Nordd. Lloyd in Bremen und die Hamburg-Amerikanische Packetfahrt in Hamburg. Das Bremer Unternehmen besitzt M. 40 Millionen Aktienkapital und M. 21 Millionen 4prozentige Prioritäten, die Hamburger Gesellschaft kommt auf M. 30 Millionen Aktien und M. 9 Millionen 4prozentige Prioritäten. Die zukünftige Prosperität dieser Dampfergesellschaften wird aber überhaupt nicht mehr in der Auswandererexpedition liegen, sondern allmählich in einen regelmäßigen Personenverkehr übergehen.

Pluto.

Den Korrekten.

Glaubt, es ist kein schlimmes Zeichen,
Wenn auf manchen Knabenstreichen
Sich ein reifer Mann erwischt,
Solchen Streich bezahle theuer
Lieber, eh' das Jugendfeuer,
Künstlich unterdrückt, erlischt.

Dem Genie ists mehr als schädlich,
Wenn es streng geheimeräthlich
Allzu früh sich nimmt in Acht;
Wenn es, Ruhmes-Unterspülung
Fürchtend, immerdar auf Fühlung
Mit modernstem Geist bedacht.

Besser gilts auf eignen Wegen
Unbeirrt die Knochen regen,
Als im Reigen nachzuthun
Geistig subaltern geblieb'nen
Modeherrn in vorgeschrieb'nen
Escarpins und Schnallenschuh'n.

Frankfurt a. M. Rudolf Presber.

Bürgermeisterwahl in Berlin.

Am 15. Dezember haben die Berliner Stadtverordneten mit großer Majorität den Rechtsanwalt und Notar Herrn Martin Kirschner aus Breslau zum Bürgermeister gewählt. Herr Kirschner wird sicherlich bestätigt werden, und da er, wie es heißt, zum künftigen Oberbürgermeister erzogen werden soll, so ist seine Wahl für die Stadt Berlin ein wichtiges Ereigniß, zumal Herr Zelle schon bei Jahren ist. Der einzige Gegenkandidat bei der Wahl war der Berliner Stadtrath Herr Meubrink; auf ihn fielen 25 Stimmen.

Herr Kirschner ist in Breslau mehrere Jahre besoldeter Stadtrath unter Forckenbecks Leitung gewesen; beide Männer waren freundschaftlich verbunden, und Herr Kirschner ist sein Lebtag in enger Fühlung mit den secessionistischen Koryphäen der freisinnigen Partei gewesen. Er hat auch als Stadtverordneter eine hervorragende Rolle in Breslau gespielt und politisch unbestritten zu den festesten Parteistützen in Schlesien gezählt. Er gilt als einer der tüchtigsten und war einer der gesuchtesten Anwälte Breslaus. Gegen seine Respektabilität und persönliche Ehrenhaftigkeit ist nicht das leiseste Bedenken zu erheben.

Herr Kirschner hat als Stadtverordneter in Breslau bei kommunalen Wahlen den Standpunkt vertreten, die Mitglieder des Magistrats, auch die Berufsbeamten, müßten eine „bestimmte politische Ueberzeugung" bethätigen. Sollte er das jetzt bestreiten, so würde der urkundliche Beweis in unwiderleglicher Form erbracht werden. Die geforderte „bestimmte Ueberzeugung" war, was wohl nicht erst zu beweisen ist, die fraktionell freisinnige. Es ist dringend zu wünschen, daß Herr Kirschner als Bürgermeister von Berlin diesen unseligen Standpunkt aufgiebt. Kommunale Berufsbeamte müssen, wie alle anderen Beamten, ehrenhafte, pflichtgetreue Männer sein; für die leitenden Stellen in großen Städten ist außerdem umfassende allgemeine Bildung, Energie, Menschenkenntniß, vor allem aber jene absolute Unabhängigkeit des superioren Menschen erforderlich, die nirgends um Gunst buhlt. Es ist die verbohrte Ansicht vieler ehrlicher Männer, daß dieses Buhlen nur verwerflich ist, wo es um Orden und Titel geht; sie vergessen, daß Se. Majestät das Volk, werde es nun durch die Bourgeoisie, irgend einen Klüngel oder sonst wen repräsentirt, ebenfalls Ehren und Auszeichnungen zu vergeben hat, die nicht zu verachten sind und nicht verachtet werden. Findet sich nun ein sonst geeigneter Mann, der erklärt und dem man glauben kann, daß er die Rechte der Kommune, deren Diener er werden will, schützen und vertheidigen werde gegen jedweden; und erklärt dieser Mann ferner, daß er weder Lust noch Veranlassung habe, sich auf einen bestimmten Fraktionstandpunkt einzuschwören, weil er eben Gott sei Dank nicht Parlamentarier zu sein braucht — so ist es das Zeichen einer gewissen Bornirtheit, einen solchen Mann wegen mangelnder Gesinnungtüchtigkeit zurückzuweisen. In diesen Blättern wurde schon einmal darauf hingewiesen, daß es freisinnigen Stadtverordneten nicht zuzumuthen ist, sie sollten ausgesprochene Reaktionäre wählen oder Männer, die in allgemeinen Fragen der Erziehung, der Schule, des Gewerbewesens u. s. w. veralteten Anschauungen huldigen. Aber jede weitere Forderung an die Kandidaten ist vom Uebel, weil alle Verwaltungfragen schließlich technischer Natur sind und mit „Partei-Ueberzeugungen" gar

nichts zu thun haben. Das Geschwätz der Maulhelden, die bei jedem Steuergesetz das Vaterland in Gefahr erklären, kann bei denkenden Menschen nur spaßhaft wirken.

Herr Kirschner wird, wir wollen es im Interesse der Kommune hoffen mit der Uebernahme einer wirklich verantwortlichen Stellung sofort einsehen, daß alle derartigen Geschmacklosigkeiten wirklich nur für die Tagespolitik, d. h. die Leitartikel, brauchbar sind. Im Uebrigen wird man ihm, seiner unzweifelhaft vorhandenen tüchtigen Fähigkeiten ungeachtet, nicht zu nahe treten, wenn man behauptet, er verdanke, wie Herr Zelle, die Wahl zum Bürgermeister seinem politischen Parteistandpunkt. Denn es ist trotz alledem ein Sprung ins Dunkle, den die Stadt Berlin mit ihrem neuen Bürgermeister unternimmt. Herrn Zelle kannte man wenigstens ganz genau und wußte, daß man gute Durchschnittswaare kaufte; Herr Kirschner aber ist in den weitesten Kreisen Berlins und seiner Wähler unbekannt und hat noch nie Gelegenheit gehabt, diejenigen Eigenschaften zu bethätigen, die man von ihm unbedingt fordern muß. Vielleicht besitzt er sie, vielleicht auch nicht. Immerhin bleibt die Sache zweifelhaft. Man kann ein gewaltiger Jurist und forensischer Redner und doch ein miserabler Bürgermeister sein.

Takt ist nie die starke Seite der Berliner Stadtverwaltung gewesen und taktvoll ist es wiederum nicht, in einer Zeit voll schwerster Gegensätze für beide leitenden Stellen im rothen Hause das Postulat freisinniger Parteizugehörigkeit zu erheben. Zwar, daß man Herrn Meubrink nicht erwählte, ist nicht zu tadeln. Herr Meubrink ist eine bewährte Arbeitkraft, ein energischer, tüchtiger Beamter, aber ein Mann von nicht ausreichender, allgemeiner Bildung und von Umgangformen, die selbst im Berliner Rathhaus ungewöhnlich sind. Er ist als Bürgermeister der Reichshauptstadt unmöglich, und man konnte ihn doch nicht bloß deshalb wählen, weil er nationalliberal oder sonst etwas ist. Das Niveau des Magistrats, das doch wahrlich kein allzu hohes ist, seit Forckenbeck und Duncker fehlen, wäre durch seine Erhebung auf den Bürgermeistersessel nicht erhöht worden. Dies denjenigen Blättern zur Antwort, die in offenbarer Unkenntniß der Verhältnisse sich für Herrn Meubrink echauffiren.

Das einzige als Gegenkandidat ernsthaft zu nehmende Magistratsmitglied war Herr Maaß, der kluge und erfolgreiche Kämmerer. Gründe für seine Nichtwahl giebt es selbstverständlich in Masse; der zugkräftigste und stets unwahre, er selbst habe nicht gewollt, wird natürlich auch erwähnt. Der wahre Grund aber wird verschwiegen: den Machern in der Versammlung ist Herr Maaß trotz äußerlich gutem Einvernehmen unsympathisch, weil sie wissen, daß er sie übersieht, und weil er zu ehrlich ist, um beim Dreschen leeren Strohes Begeisterung zu heucheln. Solcher Mann darf nicht aufkommen, auch wenn er zehnmal der tüchtigste ist. Und ist es nicht eine grenzenlose Beschämung für die Berliner Stadtverordneten, daß unter einer Zahl von siebzehn, und wenn man die Bürgermeister, Bauräthe und Schulräthe wegläßt, von elf besoldeten Magistratsmitgliedern kein geeigneter Bürgermeister sich findet, sondern daß man sich einen Rechtsanwalt aus Breslau verschreiben muß? Ein Minister, der unter seinen vortragenden Räthen keinen Ministerialdirektor fände, würde doch wohl für stark unfähig in der Auswahl seiner Mitarbeiter gelten, — und eine Versammlung, die Stellen zu vergeben hat, um welche sich bei normalen Verhältnissen die begabtesten Beamten der ganzen Monarchie reißen würden,

muß im entscheidenden Augenblick eingestehen, daß unter den prädestinirten Mitgliedern des Magistrats kein irgendwie bedeutenderer Mann ist. Das ist eine gewaltige Blamage, die nur aufs neue beweist, wie lungenkräftig über die Berliner Verwaltung seit Jahren gelogen worden ist.

Freilich, in einer Hinsicht ist es gewiß gut, daß ein „Auswärtiger" in die Verwaltung kommt. Von den vielen Geschmacklosigkeiten, die sich Berliner Blätter bei Herrn Zelles Wahl leisteten, war eine der schönsten der Hinweis auf das Autochthonenthum des neuen Oberhauptes. Herr Zelle ist in Berlin geboren und in einem mehr als sechzigjährigen Leben ist er, abgesehen von einer kurzen Universitätzeit und eben so kurzen Bade- und Wahl-Reisen, kaum je aus Berlin herausgekommen. Ist das nicht höchst verdienstlich?

In jedem Beruf, in jeder Stellung gilt es als ein Vorzug, Menschen und Welt gesehen zu haben; der Berliner Ober-Bürgermeister aber ist nur flüchtig über den lächerlich engen Horizont des Urberlinerthums hinausgekommen, er kennt nicht die Lebenskraft, die in den verschiedenen Theilen des preußischen und deutschen Vaterlandes pulsirt, nie hat er thätig und schaffend mitgewirkt an der Ausgestaltung der wirthschaftlichen und sozialen Verhältnisse in Kreis und Provinz; daß der Ostpreuße und der Rheinländer, der Holsteiner und Thüringer sein manchmal sehr energisches Leben lebt, ja daß für jeden hoffenden und denkenden Menschen die Zukunft Preußens und Deutschlands außerhalb der Weißbier- und Trikot-Atmosphäre Berlins liegt —: das *kann* Herr Zelle nicht wissen, weil sein Leben friedlich und ruhig, zwischen Köpnicker- und Königstraße, zwischen Dönhofsplatz und Bezirksverein sich abgespielt hat. Dabei sollen ihm seine guten Eigenschaften gar nicht abgesprochen werden: es ist rühmenswerth, daß er mit der frevelhaften Lobderei in einzelnen städtischen Ressorts den Kampf aufnimmt, und daß er wenigstens versucht, Pünktlichkeit und Ordnung in die außer Rand und Band gerathene Maschine zu bringen. Es ist anzuerkennen, daß er die repräsentativen Pflichten seines Amtes ernst nimmt und dadurch für die Würde seiner Stellung und der Verwaltung eintritt. Aber er begeht doch schon andererseits bei der Vertheilung der Geschäfte unter die Magistratsmitglieder so offenbare Fehler, er setzt mit so ausgesprochenem Geschick den Einzelnen an die unrichtige Stelle, daß man ängstlich fragen muß, ob schon für diese Haupteigenschaft eines Verwaltungchefs die nöthige „Helligkeit," die doch sonst bekanntlich jeder Berliner besitzt, vorhanden ist. Da ist es denn doch vielleicht von Nutzen, wenn ein gänzlich unbefangener Mann, der andere Lebensverhältnisse kennen gelernt hat und andere Menschen, als die, welche in den zweidimensionalen Gesichtskreis eines freisinnigen Berliner Kommunalmenschen eintreten, in das rothe Haus einzieht und neues Blut in den ausgetrockneten Körper bringen hilft. Wenn Herr Kirscher mit rühriger Vorsicht erst einmal das Terrain und die Menschen studirt, wenn er ferner alle anderen als rein persönlichen Beziehungeu zu seiner Fraktion abschwört und sich über die traurige Einseitigkeit eines Parteimenschen in seiner neuen Stellung zu erheben ernstlich bemüht ist, dann kann er eine gute Ergänzung zu Herrn Zelle bieten — vorausgesetzt, daß er alle diejenigen Eigenschaften besitzt, die ihm von der Clique nachgerühmt worden sind.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, 31. Dezember 1892.

Monarchen-Erziehung.

Den Kronenträgern läuten diesmal die Sylvesterglocken ein düsteres Trauerjahr ein. Für die kommenden Hofbälle sind die Galerien und Säle glänzend renovirt, in den Kadettenschulen sind eifrig Menuet-Kurse abgehalten worden, doch schon der erste Monat drängt ein drohendes Datum in die festliche Lust aufgefrischter Roccoco-Herrlichkeit. Am 21. Januar wird ein Jahrhundert verstrichen sein seit dem Tage, da Ludwig XVI. das Haupt unter die Guillotine legen mußte und die Legitimität — im Sinne Talleyrands — den Kopf verlor. Derb und brutal preßte damals der Aschermittwoch sich vor den Karneval, und Camille Desmoulins fand das freche Wort, das dem Denken der Schreckensmänner die epigrammatische Fassung gab: Un roi meurt, il n'y a pas un homme de moins!

Es half dem armen Ludwig Capet nicht, daß er noch auf dem Schaffot seine Unschuld betheuerte. Gewiß: er war kein Tyrann und kein Verbrecher gewesen, er hatte es, wie man wohl sagt, gut gemeint. Mit allerlei technischen Spielereien, mit Schmiedekünsten und Uhrmacherarbeit hatte er sich die Zeit vertrieben, war auf die Jagd gegangen und hatte Rehböcke geschossen, niemals aber in Hirschparkgelüsten geschwelgt, und redlich glaubte er seiner Regentenpflicht zu genügen, wenn er von unverantwortlichen Rathgebern, von den Polignacs und Genossen, sich über die Stimmung im Lande unterrichten ließ. Seine Hofhaltung verschlang ungeheure Summen, und Necker, der frühere Bankier und Syndicus, der mit Turgots Finanzreform sehr groß that, fand doch nicht den Muth, seinem König die Wahrheit zu sagen. Der

arme Ludwig verlor den Kopf und die Krone, weil er durch fremde Augen geschaut, durch fremde Ohren gehört und seinen hohen Beruf als eine Sinecure betrachtet hatte, die man zwischen zwei Jagden versehen könne. Seine persönliche Schuld war gering, denn zu dem Gefühl der Verantwortlichkeit war er nicht erzogen worden, und als der Unerfahrene den Thron bestieg, da mochte er glauben, die monarchie absolue, tempérée par des chansons, ließe sich noch ein hübsches Weilchen aufrecht erhalten. Seine Vorgänger aber, alle die lüderlichen und leichtfertigen und anmaßlichen Herren, hatten den Acker bestellt, und als ein blutendes Opfer fiel, der sich für einen reichen Erben gehalten hatte. Vergebens waren die Lehren der Geschichte, waren die Anrufe der Warner gewesen; vergebens hatte Dante in seinem tractatus de monarchia das Ideal eines Weltherrschers aufgestellt, vergebens Rousseau den unbarmherzigen Fürstenspiegel Machiavellis das Buch für Republikaner genannt, selbst Voltaires Ode an den König, deren Tendenz doch mehr nach Frankreich noch als nach Preußen wies, war ohne Echo verhallt. Gefällige Fälscher lagerten auf den Stufen des Thrones, jedes organische Band zwischen Fürsten und Volk war zerrissen, und als aus dem Blut, das den Grève-Platz düngte, eine neue Form der Alleinherrschaft wieder emporstieg, da war es eine monarchie parvenue, ein Regiment von des Demos Gnaden, und ein genialer Brecher alter Tafeln, ein brutaler Condottiere aus Korsika, stülpte mit herrischem Griff die Krone aufs Haupt.

Die Revolution richtete sich nicht eigentlich gegen das Königthum; sie entsprang der sozialen Ungleichheit, die Aristoteles früh, in einem zu wenig gelesenen Buche, die Quelle aller Revolutionen genannt hat; und sie hätte den Thron von Frankreich nicht gestürzt, wenn Ludwig XVI. zum Monarchen erzogen worden wäre. Der schwache Vergnügling aber aus der verlotterten Rasse fand seine Mannheit da nicht einmal, als in den rhythmischen Reigen der Hoftänzer die Carmagnole hineinheulte, und zum letzten Gange noch schritt er ahnungslos, in dem Olympiergefühle, immer und überall das Rechte gethan zu haben.

In diesem Olympiergefühl lauert auf die gekrönten Häupter die größte Gefahr. Der byzantinische Kodex hat mit seiner Bestimmung daß des Königs Wille Gesetz sein solle — quod principi placuit, legis habet vigorem — nicht nur das alte deutsche Reich zerstört,

er hat auch in den Monarchen gefährliche Triebe geweckt, Triebe, die mitunter verhängnißvoll an den asiatischen Ursprung des Königsgedankens erinnern. Ein Fürstensohn wächst nicht wie ein anderer Sterblicher auf; der Kampf und die Sorge, die uns mit jedem neuen Tage neue Erfahrungen bringen, bleiben dem Prinzen erspart, und so mannigfach sind die Ansprüche, die an seine Repräsentation, an seine Beherrschung äußerer Formen gestellt werden, daß für eine tiefer reichende Bildung wenig Zeit übrig bleibt und oft genug eine dilettantische Geschicklichkeit aushelfen muß. Mit diesem flüchtig erworbenen Besitz nun besteigt der vielleicht kaum mannbar Gewordene den Thron und soll eine Aufgabe bewältigen, die Kenntniß von Menschen und Dingen, Reife des Urtheils und selbstlose Bescheidenheit verlangt. Im besten Falle hat er aus der Geschichte etwas gelernt, kennt den kategorischen Imperativ der Pflicht und hat eine sorgfältige Erziehung erhalten, — aber eine Erziehung für den Vorhof des Königspalastes, nicht für den wechselnden Anspruch eines neuen Berufes. Auch der fleißigste und am besten begabte Kadett beherrscht nicht die Lehren der Strategie, auch der tüchtigste Prinz kann von seinem Gouverneur nicht das Herrschen erlernen. Erst nach der Thronbesteigung beginnt für ihn die Lehrzeit, und das Volk, das zunächst fast immer die königlichen Messages of Love, die Thronreden und die verheißenden Programme der Huld, mit „Vertrauen" aufnimmt, das Volk hat später die ernstere Pflicht, dafür zu sorgen, daß der König sich selbst erziehen kann. Jede theoretische Monarchen-Erziehung wird nutzlos bleiben — Seneca war der Lehrer des Nero —, nur durch eigene Erfahrung, und am meisten durch schlimme, lernen die Könige dieser Welt.

Wie am Ende des vorigen Jahrhunderts, so wenden auch jetzt wieder die Blicke sich nach Frankreich, wo heute, genau wie damals, eine Staatsform zu Grabe getragen wird. Mit dem geköpften König sank die Legitimität dahin, deren Prinzip so lange gleich einer Fahne den Völkern voran gewcht hattc; nun ist die Reihe an dem Ideal einer bürgerlichen Republik, das unter wüstem Geschrei eben in verpestetes Erdreich bestattet wird. Die erhabenen Traditionen von 1789 haben nicht lange vor der Fäulniß geschützt; die Aristokratie des Geldes, der jede politische Handlung nur ein trade ist, ein Gewinn versprechendes oder mit Verlusten drohendes Geschäft, hat sich ganz ungleich schneller verlüdert als die Aristokratie der Geburt, die einen alten

Namen und Besitz doch zu wahren hatte und äußerlich mindestens auf sich halten mußte, während die regirende Bourgeoisie wie neue, blanke Münze, auch neue Moralbegriffe einzuhandeln gedachte. Es ist ein hübscher Anblick, an der Spitze der Korrupten Herrn Clémenceau einher marschiren zu sehen, den eitlen Tribunen, der so pathetisch über die große Revolution zu reden wußte, und der nun, noch immer freilich mit eiserner Stirn, eingestehen muß, daß er im Solde dunkler Finanzleute Politik getrieben und öffentliche Meinung gemacht hat. So sehen die Enkel Robespierres aus: der Ahnherr ein Freund der Tugend, der Enkel ein Freund des Herrn Cornelius Herz — dabei aber radikal bis aufs Messer, ein eifriger Schützer bedrohter Volksrechte und ein wüthiger Bekämpfer jeglicher Tyrannei. Braucht man wirklich bis nach Paris zu gehen, um solche beredte Freiheitapostel zu erblicken, die offen für den Rechtsstaat streiten und heimlich die Tasche füllen?

Was an der Seine jetzt sich enthüllt, das ist weit weniger das Verschulden einzelner Personen als die natürliche Folge eines unnatürlichen Systems. Die liberale Doktrin will die Zersplitterung jeder Verantwortlichkeit und am liebsten möchte sie jedem Dorfschulzen ein Parlament an die Seite geben, damit schließlich gar nicht mehr festzustellen ist, wer für eine Entgleisung oder einen Achsenbruch die Verantwortung trägt; sie will die formale Rechtsgleichheit und die Aufhebung aller Privilegien, damit nur das privilegirte Geld noch herrschen und mit der Hungerpeitsche zur Fügsamkeit zwingen kann. Statt eines Despoten vierhundert kleine parlamentarische Tyrannen, statt des Feudaladels eine Oberkaste leicht beweglicher Bankiers: so sieht das von geschwollenen Phrasen umnebelte Ideal dieser liberalen Herren aus, die sich, wunderbar genug, jetzt noch höchst erstaunt stellen, weil die selbstverständliche Triplealliance zwischen den drei beherrschenden Mächten — Parlament, Presse und Kapital — der Welt an einem weithin sichtbaren Beispiel zur Erkenntniß gebracht wird. Milton suchte in den Schriften des Alterthums nach der besten Staatsform; wir brauchen, um die schlechteste Staatsform zu finden, nur die Geschichte aller bürgerlichen Republiken in der modernen, industrialisirten Zeit zu durchblättern.

Deutschland ist mit nationalen Heimsuchungen so schwer geprüft worden, daß ihm die Verpuppung der Geldwirthschaft in republikanische Gewande vielleicht erspart werden wird. Das Deutsche Reich

und der Deutsche Kaiser sind an einem Tage geboren und das Bedürfniß nach einer Aenderung der Staatsform ist heute, wo die wirthschaftliche Bewegung allen Ingrimm auffaugt, eigentlich nirgends vorhanden. Selbst die Sozialdemokratie würde einer bürgerlichen Republik höchstens deshalb den Vorzug geben, weil der Raubbau gieriger Finanzleute dann den Untergang der herrschenden Gesellschaft rascher herbeiführen müßte. Eine direkte Gefahr für die Monarchie ist nicht zu entdecken, — und dennoch würde der sich einer bewußten Täuschung schuldig machen, der behaupten wollte, daß heute der monarchische Gedanke bei uns noch so feste Wurzeln hat wie vor fünf Jahren. Die ruhige Sicherheit ist fort und mit wachsender Beängstigung fragt die Nation, wie der Deutsche Kaiser sich erziehen wird.

Demosthenes hat in einer seiner Philippiken die Athener verspottet, die immer zu dem Wahne neigten, in zwei Tagen könnten sich alle ihre Wünsche erfüllen. Von ähnlichen Vorstellungen mag Wilhelm II. beherrscht gewesen sein, als er die Krone ergriff, und in seiner Nähe hat es wohl nicht an Polignacs gefehlt, die solchen Glauben geflissentlich zu nähren suchten. Er sonnte sich in dem rühmlichen Plan, seinem Reich und Europa ein Reformator zu werden, und als sein großartiger Drang sich an einen Felsen stieß, suchte er dieses Hinderniß zu zerschmettern. Der Widerstand Bismarcks gegen eine zweite Reise nach Rom und Petersburg weckte Empfindlichkeiten, seine vorsichtige Skepsis der Behandlung der Arbeiterfrage ärgerte den Elan des jungen Monarchen, und endlich wurde das ungeheure Wagniß unternommen: Bismarck fiel. Am anderen Tage fragte, wie nach Mazarins Tode, alle Welt: An wen sollen wir uns nun wenden? Und Wilhelm II. zögerte nicht mit der Antwort Ludwigs des Vierzehnten: An mich!

Damals sah Europa ein klägliches Schauspiel: nicht eine Partei hielt dem Gestürzten die Treue, alle beeilten sich, in die wärmende Nähe der neuen Sonne zu kommen. Ein verlogenes Jubelgeschrei begrüßte das Ende des persönlichen Regiments und im Westen und Osten begannen unsere Feinde von einer Episode deutscher Größe zu sprechen. Seitdem hat sich die widrigste Schmeichelei an den Kaiser herangedrängt und es ihm beinahe unmöglich gemacht, die wahre Stimmung im Lande zu erkennen. Sophokles, der die alten und neuen Herren doch besser noch als unser Wildenbruch kannte, hat einmal gesagt, auch der frei Geborene werde in der Nähe der Könige

schnell zum Sklaven. Wir haben erlebt, wie die Strahlen der kaiserlichen Gnade jede Regung selbständigen Denkens wegsengten und wie die Geblendeten sich beeilten, für weiß zu erklären, was sie gestern für schwarz ausschrieen. Jetzt ist es einer Clique gelungen, die Dinge so darzustellen, als ob die Unzufriedenheit nur von dem großen Regisseur im Sachsenwalde inszenirt worden sei, und als kürzlich das Gerücht von einer neuen Partei in die Zeitungen drang, die ihre Spitze gegen den Kaiser richten sollte, da wurde geschwind gleich wieder die Parole ausgegeben: Eine antikaiserliche Partei, also eine Partei Bismarck. Weil einige reiche Leute, unter geschickter Benutzung thatsächlich vorhandener Stimmungen, eine politische Rolle zu spielen wünschen, wird der alte Kanzler als schwarzer Mann aufgestellt.

Diesen dummen Lügen könnte man in behaglicher Ruhe zusehen: neuen Parteien wird, wie neuen Schönheiten im Ballsaale, immer allerlei nachgeredet, bis sie selbst in der Lästerecke Sitz und Stimme gefunden haben. Viel gefährlicher ist die Empfindung, daß die Wahrheit heute nicht mehr an den Thron gelangt, daß der Kaiser, von Höflingen, Strebern und politischen Mittelmäßigkeiten umgeben, gar nicht erfährt, wie jeder seiner Schritte mit Mißtrauen verfolgt, jede seiner Handlungen mit unwilligen Kommentaren begleitet wird. In dieser nebeligen Atmosphäre wirkt jedes rückhaltlose Wort wie eine Befreiung; daher der nachhallende Erfolg der sorgfältig abgewogenen Rede des Herrn von Bennigsen, die für einen Oberpräsidenten keine geringe Leistung, an sich betrachtet aber doch nur ein mattes Echo der Volksangst war; daher das Hinübergleiten der Wählermassen in den Radikalismus, das auf dem konservativen Parteitage so seltsam sich offenbart hat. Die Menge wünscht immer dringender Rücksichtlosigkeit und sie wird ungeduldig, weil sie sieht, daß die Führer an diplomatische Spielereien kostbare Zeit vertändeln.

Der Mangel an Aufrichtigkeit, dem er überall begegnet, hindert den Kaiser — oder erschwert es ihm mindestens —, seine Erziehung fortzuführen und zu vollenden. Er hat eine Reihe von werthvollen Erfahrungen gemacht, die ihm gewiß nicht verloren sind, und er würde rasch weitere Erfahrungen sammeln, wenn die Parteien sich nicht um die Wette in den Staub würfen, um dem vorwärts Schreitenden den Weg zu versperren. Die Freisinnigen zeigen, unter aufdringlich loyalen Verrenkungen, das Bestreben, sich in regirungfähigem Zustande zu halten,

mit Ausnahme Richters und seiner Leute, die stolze Hoffnungen auf dereinstige Fackeltänze längst schon begraben und sich an die gar nich undankbare Rolle der Mißvergnügten im düsteren Mantel gewöhnt haben. Die Nationalliberalen, denen vom Kastanienwald manchmal der Wind gute Witterung zuträgt, laviren geschickt und haben rechtzeitig sich nach einem politischen Entoutcas umgesehen, der sich bei jedem Wetterwechsel verwerthen läßt. Das Centrum fühlt sich als Herrn der Lage, und es scheint im Begriff, durch unerwartete Halsstarrigkeit in der Militärfrage der Regirung eine deutliche Mahnung an seine Macht zukommen zu lassen. Die Haltung der Konservativen endlich ist von der beständig wachsenden Angst vor einer liberalen Aera, vor einem kommenden Ministerium Bennigsen-Rickert diktirt. Jede Partei möchte den Kaiser für ihre Zwecke einfangen, ihn, wie Bismarck einmal sagte, als Hospitanten in ihren Reihen sehen.

Das verkehrteste Spiel ist das der Konservativen, schon deshalb, weil sie viel zu verlieren, ihre Nachbarn aber nur zu gewinnen haben. Es ist ein Märchen, und ein schlecht ersonnenes obendrein, daß in Preußen und Deutschland eine konservative Partei nur von der Gnade der Regirung leben kann; wäre das Märchen Wahrheit, dann stände es übel um den Staat und das Reich, wo an der Erhaltung und organischen Fortbildung des Bestehenden Niemand mehr interessirt wäre. Eine gouvernementale Partei hat heute sehr wenig Aussicht auf Erfolg, weil die Minister von denen, die hinter den parlamentarischen Schweifwedlern stehen, meist gering geschätzt werden und weil die Person des Monarchen noch in einer Entwickelung begriffen ist, deren Abschluß sich heute nicht annähernd überblicken läßt. Wohl aber könnte eine konservative Partei gerade jetzt Anhang und Einfluß gewinnen, wenn sie entschlossen wäre, der Opportunität keine Opfer, auch das scheinbar geringste nicht, zu bringen und mit verschränkten Armen ruhig den kommenden Ereignissen entgegen zu sehen. In der Politik, wie in der Liebe, muß man sich immer suchen lassen; wer dem Andern nachläuft und mit werbender Geberde andeutet, daß er zu zärtlichen Diensten bereit ist, der stößt bald auf Gleichgiltigkeit und seine Gunst sinkt im Preise. Es hat lange gedauert, bis die schwerfällige Intelligenz des Grafen Caprivi sich dieses Verhältnisses zu den Konservativen bewußt geworden ist; jetzt endlich scheint er dahinter gekommen zu sein und der bei einem Manne von so geringen Leistungen doppelt befremdliche

Ton leiser Verachtung, mit dem er neuerdings konservative Bedenken abzuthun pflegt, sollte den Herren der Rechten doch nachgerade zeigen, daß sie auf dem besten Wege sind, sich selbst zu entwerthen. Wenn der Reichskanzler weiß, daß er sie immer haben kann, wird er sich herzlich wenig um ihre Wünsche bekümmern, und das Bemühen, durch ein möglichst weites Entgegenkommen den Kaiser von dem Experiment einer liberalen Regirung abzubringen, wird durch eine Entwerthung der konservativen Partei ganz gewiß nicht gefördert. Kluge Politiker, die über den nächsten Sonntag hinausblicken, würden in aller Behaglichkeit abwarten, wie der sogenannte entschiedene Liberalismus dadurch zu leben aufhört, daß er zu herrschen beginnt und die völlige Unfähigkeit beweist, auf der brüchigen Grundmauer seiner doktrinären Programme bewohnbare Heimstätten für Menschen aufzubauen. Verkannte Genies sind immer mit einem geheimnißvollen Reiz geschmückt; man muß ihnen die Gelegenheit nicht versagen, sich im hellsten Lichte der Oeffentlichkeit einmal nach Herzenslust zu blamiren.

Eben so wenig aber darf man einem Monarchen die Möglichkeit schmälern, Erfahrungen zu sammeln. Innerer Besitz will erworben, nicht ererbt, aus Büchern erlesen oder als ein Geschenk gefälliger Freundschaft hingenommen sein. Mit dem Feuer hat beinahe noch jeder König gespielt, auch der, dessen blutiger Schatten uns an der Schwelle des neuen Jahres drohend und warnend begrüßt: auf dem kleinen Theater in Trianon erschien Figaro mit seinem tötlichen Hohn und an den pathetisch grollenden Chorstrophen der Athalia regte die lüderliche Hofgesellschaft sich angenehm auf. Der arme Ludwig Capet hatte nicht Zeit, sich selbst zu erziehen; er hörte die dumpfen Erdstöße nicht und sein erstes Erlebniß war auch sein letztes. Seinen gekrönten Vettern aber ist er nicht umsonst gestorben, wenn sie aus seiner Geschichte lernen, daß eines Volkes Vertrauen, das echte, das aus dem Urtheil und nicht aus unklaren, flüchtigen Gefühlen stammt, nur durch eine strenge erzieherische Arbeit erworben und bewahrt werden kann, und wenn sie, statt von einem mystischen Olympierbewußtsein, von der Erkenntniß sich durchdringen lassen, daß erst mit dem Besitz der Macht und der Krone die Zeit ihrer Lehrjahre beginnt.

Entweder — oder!

Die Waffen nieder! Ein schöner Ruf, den schönen Lippen einer geistreichen Frau sich entringend, hat in den Herzen von Millionen Widerhall gefunden. In der That, wer will es leugnen, daß der Krieg ein trauriges Ueberbleibsel der Barbarei ist, und wenn auch ein verehrter Feldher sein Loblied noch so beredt vor versammeltem Parlamente sang? Darum gleicht aber auch der Krieg gegen den Krieg den Bemühungen eines Arztes, eine Hautausschlag-Krankheit dadurch heilen zu wollen, daß er die Pusteln zu entfernen sucht. Der Auswuchs der Barbarei läßt sich nur auf eine Weise entfernen, gerade so wie der Hautausschlag. Wie hier nur eine Heilung des ganzen Organismus die Wirkungen der Krankheit beseitigen kann, so vermag nur das Aufhören der Barbarei ihr natürliches Kind aus der Welt zu schaffen. Und wir stecken noch so tief darin in jenem wilden Urzustande, daß mich unsere Civilisation an jene Abbildungen von nackten Wilden mahnt, deren ganze Kleidung aus Stehkragen und Cylinderhut besteht. Es ist wahr, die Form hat sich geändert, aber die Substanz ist geblieben in ihrer alten Unverfälschtheit. Es ist wahr, daß wir den Fremdling, der unsere Grenzen betritt, nicht mehr den Göttern zum Opfer bringen, ihn nicht mehr abschlachten wie die alten Scythen, aber ein Volk, das sich für das modernste der Welt hält, ist gerade daran, Gesetze zu schmieden, die dem fremden Einwanderer das Landen verbieten und ihn zurück in die Heimath senden sollen, vielleicht um dort allmählich Hungers zu sterben. Es ist wahr, wir haben die Methode der Indianer aufgegeben, die ihre Kriegsgefangenen so lange martern, bis sie zusammenbrechen, um sie dann mit belebenden Mitteln wieder zum Bewußtsein zu bringen und aufs Neue zu quälen, dagegen haben wir eine Genfer Konvention abgeschlossen, um möglichst schnell die Wunden heilen zu können und den Armen in den Stand zu setzen, von Neuem gemartert oder gar verstümmelt zu werden. Es ist wahr, wir beginnen die Todesstrafe abzuschaffen, aber wir ergänzen unser dem armen Raubmörder geschenktes Mitleid, indem

wir, ohne etwas Besonderes dabei zu finden, unschuldige brave Menschen in Blei- und Queckſilberbergwerken, in Spiegelbelegen, in Schleifereien, in Steinhauereien abschlachten, und zwar unter viel größeren Qualen abschlachten als die Mörder, für die uns sogar die besten Methoden nicht schmerzlos genug sind. Müht doch die Wissenschaft sich ab, sie elektrisch blitzartig niederzuschlagen, und erregt damit den Neid der Selbstmörder, die bald keine bessere Methode mehr finden werden, sich schmerzlos und schnell vom Dasein zu befreien als die, einem Nebenmenschen vorher die gleiche Gefälligkeit zu erweisen, um sich ein Todesurtheil zu verschaffen. Eine Pistolenkugel ist schon oft fehlgegangen; Gift hat nicht gewirkt; der Strick ist gerissen und überdienstfertige Schwimmer haben den Lebensmüden gegen seinen Willen aus den Wellen geholt. Wie ganz anders sicher kann er sich auf die Erfüllung seines Wunsches verlassen, wenn mit großen Kosten vom Staate furchtbare elektrische Maschinen beschafft werden, die ihn mit Blitzessicherheit niederschmettern, während die besten Aerzte dabei stehen und mit der Sekundenuhr in der Hand darüber wachen, daß auch nicht die geringste Verzögerung eintritt. Wie viel schöner ist so ein Tod als der des armen Steinhauers, der ihm nach der Statistik durchschnittlich im Alter von 37 Jahren und 5 Monaten gewiß ist, der Tod durch Schwindsucht, ein langsames, qualvolles Hinsterben, zwanzig Jahre früher als Arbeiter in anderen Berufen!

Es ist offenbar, daß der Vollbarbar mehr Logik und Konsequenz besaß als der moderne Halbbarbar. Sein Krieg war ein Vernichtungskampf, und weil er dies war, führte er meist zu einem wirklichen längeren Frieden. Es war der Heilprozeß der Natur, das einzig Richtige, so lange der ewige Friede nicht erreichbar war, d. h. die Krankheitverhütung, von der wir heute trotz der Friedenskongresse weiter als je entfernt sind. Der barbarische Sieger machte den Gegner nieder oder er schleppte ihn in die Sklaverei. Der moderne Halbbarbar nimmt Hunderttausende seiner Gegner gefangen, füttert sie gut und entläßt sie dann, damit sie sich mit Muße zur Revanche vorbereiten können, damit sie Kinder zeugen, die mit furchtbaren Mordwaffen die Nachkommen ihrer Besieger vernichten. Er pflegt die Verwundeten, die ihm in die Hände fallen, damit sie zum Dank ihn im nächsten Kriege selbst verwunden können. Genfer Kreuz und Repetirgewehr, — zwei merkwürdige Zwillingsbrüder!

Der Barbar eroberte ein Land, dessen Boden er für seine Heerden gebrauchte oder für seinen Pflug nöthig hatte, und von dem Augenblicke an war dieses Land sein eigenes Volksland, als ob nie Fremde auf ihm gehaust hätten. Als die Angelsachsen, denen das heimische Land zu knapp geworden war, mit den Waffen die Briten niederwarfen, da war bald

die eroberte Insel wirklich Angelland, und die besiegten Vorbesitzer fanden sich, so weit sie mit dem Leben davon gekommen waren oder nicht als Sklaven dem Sieger dienten, in die westlichen Berge zurückgedrängt, wo ihre Nachkommen noch heute einen getrennten Volksstamm bilden. (Wales.)

Heute dagegen hören wir den Kanzler einer mächtigen Nation, verwandten Blutes mit den Eroberern der nordischen Insel, den Vertretern dieses kriegerischen Volkes zurufen: „Was ist denn nun der Siegespreis was könnte unser Siegespreis beispielweise Frankreich gegenüber sein? Wir haben nicht den Wunsch, von Frankreich auch nur einen Quadratkilometer uns anzueignen, wir würden in Verlegenheit gerathen, wenn wir undeutsche Menschen dem Deutschen Reiche einverleiben wollten". (Graf von Caprivi am 23. November im Reichstag.)

Was hätten wohl die im Ting versammelten Germanen geantwortet, wenn ein Häuptling ihnen die Eroberung fremden Landes nur als eine Quelle der Verlegenheit und Schwäche hingestellt hätte, weil fremde Volksgenossen den eigenen einverleibt würden?

Was hätten die nach Westen und Süden vordringenden Völker geantwortet, wenn man ihr Beginnen als ein unnützes hingestellt hätte, weil die Eingesessenen der eroberten Länder ihnen nur eine Quelle der Verlegenheit werden müßten?

Sie hätten wohl schwerlich an die Zurechnungfähigkeit des Mahners geglaubt. Was gingen sie die Bewohner des Landes an, das sie mit ihrem Schwerte eroberten? Hatte denn ihr Kriegszug einen anderen Zweck als den, ihnen ihr Land wegzunehmen? Das bessere Land dem stärkeren Volk, das war ihre Meinung, ohne daß sie je etwas von Darwins Kampf ums Dasein gelesen hatten. Sie übten in der Praxis die Lehre von dem Ueberleben des Tauglichsten, ohne eine Ahnung von der Theorie zu haben. Als die Gothen die Sarmaten besiegten und ihnen ihr fruchtbares Land abnahmen, da kümmerten sie sich wenig darum, was aus den Ureinwohnern wurde. Das Land war mit einem Schlage echt gothisches Land geworden, von Gothen bewohnt. Die Sarmaten hatten ihre Wohnsitze zu verlassen, 300,000 von ihnen, so meldet uns die Geschichte, wurden von Kaiser Konstantin auf ihre Bitte in Pannonien, Thrakien, Makedonien und Italien angesiedelt. Eine Schwierigkeit, hervorgerufen durch undeutsche Menschen im gothischen Reiche, wäre diesen germanischen Helden nicht gut denkbar gewesen. Das war Barbarei, aber Logik und Folgerichtigkeit.

Entweder — oder. Entweder civilisirte Menschen oder Barbaren. Das Mittelding ist ein Unding, ist weit grausamere Barbarei als die der Vorfahren.

Kann es einen furchtbareren, trostloseren Zukunftblick geben als den, welchen die Rede des deutschen Kanzlers eröffnete, ja als den, welcher sich auch ohne diese Rede bei heutigen Anschauungen jedem denkenden Menschen eröffnen muß? Viele Hunderttausende ständig unter Waffen, ungeheuere Opfer an Geld und Gut, die immer unerschwinglicher werden, sicheren Krieg in Aussicht und alles dies, um günstigsten Falles einen Sieg zu erfechten, der, wie der vorige, nur zu neuen Anspannungen im Rüsten und Waffnen Anlaß geben soll! Nicht einmal den Vortheil einer Stärkung der eigenen Vollkraft, sowie der dauernden Schwächung des Gegners durch die Verschiebung der Gebietsgrenze? Das klang doch ein wenig anders, was einst von der selben Stelle tönte, das Wort vom „Saigner à blanc". Es war ein grausames Wort, aber im Krieg ist Grausamkeit die größte Milde, wenn sie größere Grausamkeit verhindert, und welch größere Grausamkeit kann es geben als die der Aufrechterhaltung und ständigen Verschärfung von Zuständen wie die gegenwärtigen, — die auch im günstigsten Falle die zukünftigen sein würden, wenn wirklich solche Grundsätze herrschen sollen, wie sie die diesjährige Kanzlerrede aufstellt.

Ja, aber hat denn der Kanzler nicht wirklich Recht? Sehen wir nicht an Polen, welches Danaergeschenk annektirte fremde Völker werden können? Gewiß, und wenn Fürst Bismarck mit dem „saigner à blanc" nichts weiter gemeint habe sollte als die Annexion fremder Provinzen *sammt* ihren Bewohnern, so sehe auch ich in dieser Art des Aderlasses keinen besonderen Vortheil. Er kann nur noch mehr erbittern, er kann nur zu um so größerer Kraftanstrengung die Besiegten anspornen, während dem Sieger in der Bewachung und Niederhaltung der annektirten Feinde nur ein Schwächemoment zuwächst. Aber wer sagt denn, daß man nach diesem unsinnigen System handeln muß, dessen Mißerfolge uns Polen täglich vor Augen führt? Warum nicht von der Geschichte lernen, wie man erobert? wie man durch Eroberungen wirklichen Kraftzuwachs, keine Elemente der Schwäche erringt? Müssen die Bewohner einer eroberten Provinz auf der heimischen Scholle gelassen werden? „Was, Sie wollen doch nicht zu Feuer und Schwert greifen und sie ausrotten oder vertreiben?" wird man entsetzt antworten. Gewiß nicht, meine Freunde. Ich will mich vollständig innerhalb der Grenzen der Halbbarbarei halten, die man nun einmal übereingekommen ist, mit dem schönen Namen Civilisation und Kultur zu benennen. Ich will weiter nichts, als zwei von den civilisirtesten Völkern geübte Gebräuche in Anwendung bringen: die Expropriation und die Kriegskosten-Entschädigung.

Das bestehende Gesetz aller Kulturländer gestattet dem Staat, oder sogar den Kommunen, Grund und Boden zu expropriiren, d. h. gegen entsprechende Entschädigung zu enteignen, wenn es das öffentliche Wohl er-

fordert. Und wie hoch Kriegsentschädigungen bemessen werden können, hat der letzte Krieg gezeigt.

Nun nehmen wir an, Deutschland annektire nach dem nächsten Sieg die vier Grenzdepartements Meuse, Meurthe et Moselle, Vosges und Haute-Saône, die einen Flächeninhalt von 22653 Quadratkilometern besitzen. Es könnte dann sofort den gesammten Grund und Boden dieser Departements expropriiren, weil das öffentliche Wohl Deutschlands erfordert, das sie von treuen deutschen Bürgern statt von feindseligen Fremden besiedelt sind. Ist das etwa gegen die Gesetze der Halbbarbarei? A. de Foville taxirt das gesammte französische Volksvermögen auf 210 bis 216 Milliarden Franken. Hiervon kommen jedoch bei der Expropriirung nur in Betracht der Werth des Bodens, der Gebäude und allenfalls solcher Maschinen und Einrichtungen in den Fabriken, die nicht gut mitgenommen werden können, ferner Eisenbahnen und Kanäle, sowie Bergwerke. Der Werth dieser Bestände beträgt etwa zwei Drittel des gesammten Volksvermögens, also rund 150 Milliarden. Die vier Departements haben etwa ein 23stel bis ein 24stel des Gesammtareals inne. Ihr bei der Expropriation zu zahlender, auf die französische Staatskasse anzuweisender Werth dürfte daher etwa 6½ Milliarden betragen. Rechnen wir aber sogar ihren Antheil am ganzen Nationalvermögen, so erhalten wir die Summe von 9 Milliarden, gewiß keine zu hohe Kriegsentschädigung einem Lande gegenüber, das bei den heutigen Kriegskosten und -Gefahren in frevelhafter Weise den Weltfrieden stört (Ich nehme als selbstverständlich an, daß Frankreich wieder, wie das vorige Mal, der Angreifer ist.) Mit diesen neun Milliarden würde also nicht nur das Land, die Gebäude ꝛc. gekauft, sondern obendrein das zu ihrer Besiedlung nöthige Betriebskapital geliefert. Es bliebe jetzt nur noch eine Besiedlungweise zu organisiren, die nicht nur verspricht, in kürzester Zeit dem Lande eine eben so dichte Bevölkerung zu geben, wie sie heute das übrige Deutschland besitzt, sondern sie sogar in Menge und Qualität zu übertreffen.

Ein solches Ergebniß wäre nur zu erzielen, wenn wir nicht blos in der Eroberungmethode zu der Sitte der Vorfahren zurückkehren, gemildert nach modernen Grundsätzen, sondern auch in der Besiedelungweise ihr System kopiren, ebenfalls verbessert nach praktischen Erfahrungen.

Das Besitzsystem der alten Germanen war bekanntlich das des Gemeineigenthums am Grund und Boden. Der deutsche Grund und Boden gehörte den Deutschen, nicht einigen Deutschen. Der Bürger hatte nicht nur ein theoretisches Eigenthumsrecht am Vaterland. Die Methode der Bewirthschaftung war dagegen eine mit den Anforderungen einer fortgeschrittenen Ackertechnik unvereinbare, nämlich die der Verlosung in bestimmten Zeitabschnitten, woher noch die Bezeichnung „lot“ im Englischen für Boden-

parzelle. Wir sehen in Rußland, wo im Mir noch heute ein ähnliches System herrscht, wie es jede Wirthschaftlichkeit im Keime erstickt. Der fleißige Bauer, der seine Parzelle gut düngt, mit Obstbäumen bepflanzt, erhält dafür bei der nächsten Auftheilung die vernachlässigte seines faulen Nachbars und wird in Folge dessen eben so faul wie dieser. Hätten die Völker, statt mit dem ganzen System zu brechen, das Grundprinzip beibehalten und nur der Verlosung die Verpachtung substituirt, mit Garantie der Entschädigung des Pächters für von ihm erstellte Meliorationen bei Abgabe des Pachtguts, so wäre der Kulturwelt manche Kalamität erspart worden, die mit dem privaten Grundeigenthum und besonders mit dem Rechte der freien Belastbarkeit des Bodens zusammenhängt, in Folge welcher Institutionen wir heute den deutschen Grund und Boden schneller und schneller aus dem Besitz des Bebauers in den des Kapitalisten übergehen sehen. Bekanntlich ist, wer die Hypothek eignet, bis zur Höhe des durch sie gewährten Eigenthumrechts auf die Grundrente, der wirkliche Eigenthümer des Landes. Der nominelle Eigenthümer ist nur Verwalter. Mit welchen furchtbar schnellen Schritten sich der unheilvolle Uebergang heute vollzieht, zeigt uns die entsetzliche, nicht genug gewürdigte Thatsache, daß die Hypothekenbelastung des deutschen Bodens gegenwärtig um die Riesensumme von einer Milliarde per Jahr zunimmt.

In den neuen Provinzen würde man das Eigenthumsrecht des Landes in den Händen des Staates belassen, dessen bewaffnete Bürger ihn erwarben. Die Verpachtung könnte entweder vom Staate direkt oder durch die Kommunen besorgt werden, denen dafür ein Antheil der Pachteinnahmen zur Bestreitung der Kommunalausgaben zufiele. Selbstverständlich hätte die Gesetzgebung die Normen festzusetzen und Garantien gegen Machtmißbrauch zu schaffen.

Jeder unbescholtene Deutsche könnte Land erhalten, wenn er zu dessen Bebauung sich fähig zeigt, und auch das nöthige Betriebskapital könnte ihm aus den Kriegsentschädigung-Fonds geliehen werden. Eben so auf dem Gebiete der Industrie, auf dem Arbeitergenossenschaften bevorzugt würden.

Ein Pachtnachlaß würde allen jenen Ansiedlern bewilligt, die Verpflichtungen eingehen, ähnlich denen, welche die Bewohner der österreichischen Militärgrenze und der russischen Ukraine eingehen mußten, nämlich die der ständigen Wehrhaftigkeit zur Vertheidigung der Grenze.

Deutschland würde bald ein Bürgerheer an seiner Grenze stehen haben, dem das Bewußtsein, den eigenen Herd (nicht den des Hypothekenbesitzers) zu vertheidigen, und die günstigen wirthschaftlichen Verhältnisse, die einem solchen Besiedlungsystem entspringen müßten, eine unbesiegbare

Kraft gewähren würden. Statt eines Elementes der Schwäche hätten wir uns mit der Annexion eines der Kräftigung geschaffen, wobei ich hier, des knappen Raumes wegen, nicht einmal die wichtigste Wirkung, die auf unsere wirthschaftlichen und sozialpolitischen Verhältnisse, näher ins Auge fassen kann.

Daß uns das zur Besiedlung der neuen Provinzen nöthige Menschenmaterial nicht fehlt, dafür liefert die Bevölkerungstatistik den besten Beweis. Sogar, wenn die Auswanderung nach überseeischen Ländern in bisheriger Weise ungeschwächt weiter vor sich ginge, würde die jährliche Zunahme unserer Bevölkerung um eine halbe Million Einwohner die neuen Ländertheile in etwa drei Jahren so dicht bevölkern, wie sie es gegenwärtig sind, in vier Jahren so dicht wie das übrige Deutschland. Da aber anzunehmen ist, daß, wenn sich solche günstige Gelegenheit zur Ansiedlung im eigenen Lande böte, die Auswanderung wesentlich nachlassen müßte, so würde gewiß die Wiederbevölkerung der gewonnenen Provinzen noch rascher vor sich gehen, besonders, wenn die Transportmittel der deutschen Staaten gratis zur Verfügung gestellt wären.

Doch auch ohne eine Bevölkerungzunahme in Rechnung zu ziehen, würde die in gleicher Dichte mit dem übrigen Deutschland erfolgende Besiedlung der vier Departements unsere durchschnittliche Bevölkerungziffer nur von 92⅓ auf 89 per Quadratkilometer, die Volksdichtigkeit von 1887, herunterbringen, während die Aufnahme der expropriirten Bewohner des Gebiets, auch wenn kein Einziger von ihnen auswandern würde, die durchschnittliche Volksdichtigkeit Frankreichs nur von 72 auf ·76 erhöhte, es also noch lange nicht unsere Bevölkerungdichtigkeit erreichen ließe, was nur möglich wäre, wenn 110 000 Quadratkilometer, d. h. noch weitere 13 Departements, abgetrennt und deren Bevölkerung in das übrige Frankreich zurückgedrängt würde. Eigentlich noch mehr, denn besonders in den an der belgischen Grenze liegenden Departements, in denen sehr viele Ausländer wohnen, würden die meisten davon lieber auswandern, als in das verbleibende französische Gebiet übersiedeln. Die deutsche Grenze liefe in solchem Falle von Boulogne über Amiens dicht bei Paris vorbei (so daß noch einige die Hauptstadt dominirende Forts in deutschem Besitz blieben, um als ewiges Friedenspfand zu dienen), der westlichen Grenzlinie der Departements Seine und Marne, Yonne und Nievre entlang, dann ostwärts zum Jura über Besançon. In einer halben Generation wäre auch dieses Gebiet von Deutschen mit gleicher Dichtigkeit wie das heutige Deutschland besiedelt.

Wenn Frankreich nach der ersten Annexion nicht Ruhe hielte, sondern weiter wie bisher als europäischer Friedensstörer funktionirte, dann würde

wohl eine derartige zweite Grenzregulirung dauernden Frieden schaffen. Wenn nicht, so bliebe nichts übrig als zum römischen System des Transports der Ruhestörer in andere Welttheile und der Konfiszirung ihres Landes zu greifen. Sicher ist, daß es so wie jetzt nicht weiter gehen kann. Der gewiß unparteiische englische Geschichtsforscher Carlyle sagte sehr wahr und treffend in seinem berühmten Briefe an die Times im November 1870:

„Keine Nation hatte je einen so schlechten Nachbarn, wie ihn Deutschland in Frankreich während der letzten 400 Jahre hatte. Schlecht in jeder Beziehung, insolent, habgierig, unersättlich, unversöhnlich, beständig aggressiv. . . . . Es giebt kein mir bekanntes Naturgesetz, kein Gesetz eines Parlaments, das Frankreich allein von allen irdischen Wesen das Recht giebt, nicht irgend einen Theil seines Raubes wieder herzugeben, wenn die Eigenthümer, denen er entrissen wurde, die Gelegenheit dazu haben. Niemand, außer Frankreich selbst, kann es glaubhaft sein, daß es ein solches Naturgesetz giebt." Carlyle spielte damit auf die Herausgabe Elsaß-Lothringens an, macht aber darauf aufmerksam, daß auch Burgund einst ein deutsches Land war.

Gott gab diese Erde seinen Geschöpfen, daß sie friedlich neben einander darauf wohnen mögen. Für ihn giebt es keine Grenzen, giebt es nur Menschen, keine Franzosen, keine Deutschen als besonders berechtigte Wesen ihrer Gattung. Friedlich sollen die Menschen den Boden bebauen, der ihnen gemeinsam gehört, mit dem Rechte, den zu entfernen, der diesen Frieden stört, und seinen Platz auf der Erde einzunehmen. Seit 400 Jahren läßt Frankreich Deutschland nicht ruhig seines Antheils an dieser Erde froh werden, und trotzdem unser Volk zahlreicher ist und daher nach göttlichen Gesetzen ein Recht auf mehr Land hat, sind nicht wir die Angreifer gewesen, die Eroberer, sondern der reichere Nachbar, der heute kaum mehr als drei Viertel so viel Einwohner auf der gleich großen Erdoberfläche hat wie Deutschland, hat dieses bei jeder Gelegenheit mit Raubzügen überrannt. Wenn dem Revanchegeschrei nur dann für immer ein Ende gemacht werden, wenn nur dadurch ein dauernder Friede auf europäischer Erde hergestellt werden kann, daß man den ewigen Friedensstörer aus seinen Grenzen entfernt, soll es ein göttliches oder menschliches Gesetz geben, das die friedliebenden Deutschen daran hindern könnte?

Wenn einmal der Hauptkrakehler zur Ruhe gebracht ist, werden die vereinigten Nationen des übrigen Europas schon dafür sorgen, daß von Osten her der Friede nicht gebrochen wird, und wenn es doch geschehen sollte, wird das einzig richtige System, das die Vorfahren geübt, auch hier endgiltig Ruhe schaffen, nicht durch Friedenskongresse und platonischen Schiedsgerichtdusel, sondern indem die Männer des Westens und Nordens und Südens

auf dem heutigen russischen Boden ihre Standarten aufpflanzen und die östlichen Nachbarn nach Asien drängen, woher ihre Vorfahren zum Unglück unseres Welttheils einst kamen.

Man wird mich des Chauvinismus anklagen, aber nichts liegt mir ferner als solch enges, beschränktes Denken. Ich fühle mich im Gegentheil als Weltbürger, als freier Mensch auf freier Gotteserde, und mein Angriff gilt nur denen, die von jeher konsequent dem Nachbarn den Genuß seines Antheils am Gottesgut neidig stören, obgleich sie selbst weit mehr davon besitzen als er, besonders wenn man den französischen Koloniebesitz in Betracht zieht. Nein, ich bin gewiß kein Chauvinist, d. h. kein Verbrecher, der aus irgend welchem Motiv zum Krieg anfeuern möchte. Niemand kann die Segnungen des Friedens mehr schätzen. Aber ich bin der Ansicht, daß dieser Friede eher aufrecht zu erhalten ist, wenn man dem Gegner zu wissen thut, daß er mit dem frevlen Friedensbruch seine ganze Existenz aufs Spiel setzt, als wenn man ihm, wie der Kanzler von Caprivi in seiner Rede, die beruhigende Versicherung zu Theil werden läßt, daß, mag er auch gegen uns unternehmen, was er will, wir ihm in keinem Fall das zufügen werden, was er selbst zum so und so vielten Male gegen uns vor hat: den Verlust eines Theiles seines Landes.

Wenn aber der Krieg doch unvermeidlich ist, dann muß gewiß der als der größere Friedensfreund gelten, welcher Grundlagen schafft, die dem Morden für alle Zeit ein Ende machen, als Jener, dessen kurzsichtige Politik mit falscher Humanität die Saat säet, aus der unfehlbar noch viel entsetzlicheres Elend sprießen muß.

Lugano. Michael Flürscheim.

Der Panama-Skandal.

Der Zusammenbruch der Compagnie Universelle du Canal Interocéanique de Panama und der seit Ende 1888 datirende Todeskampf dieser Gesellschaft sind zu einem politischen Skandal geworden, der die ganze gebildete Welt interessirt. Obgleich die Litteratur über den Panama-Canal eine sehr reiche ist, ist doch die Mehrzahl der Gebildeten über die wahren Ursachen dieser Katastrophe höchst ungenügend informirt.

Weite Kreise nehmen z. B. an, daß der bald 88 Jahre alte Graf Ferdinand von Lesseps, der berühmte Erbauer des Suez-Kanales, an dem Skandale wie an dem Verluste der 1400 Mill. Frcs. französischer Ersparnisse unschuldig sei. Dies ist ein großer Irrthum. Hier sei gleich vorweg bemerkt, daß es eine ganz falsche Ansicht ist, Herrn v. Lesseps für eine Autorität auf dem Gebiete des Ingenieurwesens zu halten. Er war und ist ein geschickter Diplomat und Redner und als solcher gelang es ihm, den Kaiser Napoleon den Dritten und den Khedive von Aegypten für das Suez-Projekt zu gewinnen und beim Panama-Kanale (seit 1880) die Eifersucht der Regirung und des Volkes der Vereinigten Staaten gegen den französischen Panama-Kanal zu beseitigen und — die Sparbüchsen von 500 000 Franzosen, fast nur „kleinen Leuten", zu leeren! — Ich schreibe „französischen Kanal", denn obgleich die Gesellschaft ursprünglich eine internationale war, befanden sich doch von Anfang an fast 90 pCt. aller Aktien und Obligationen in Händen von Franzosen und bis zum „Krache" vom Dezember 1888 gaben noch die große Mehrzahl der Amerikaner, Engländer und Deutschen, die Panamawerthe genommen hatten, diese nach Frankreich ab. Heute sind ca. 98 pCt. dieser Papiere in französischen Händen. Deshalb ist der Panama-Skandal auch auf Frankreich beschränkt. Die von 1879 bis 1888 aus den Panamafonds gut bezahlte französische Presse wiederholte immer und immer die Phrase: Frankreich hat das Werk begonnen und wird es auch vollenden. — Jetzt ist man in Paris mit der „Vollendung" beschäftigt!

Ich habe die Frage nach dem interozeanischen Kanal, die Geschichte und Geographie beider Kanäle (von Panama und Nicaragua) eingehend studirt, kenne den Isthmus aus eigener Anschauung und habe seit 1886 viel über den Panama-Kanal in Deutschland publizirt. In Holland erschien in der Revue Colon. Internat. 1886 ein größerer Aufsatz mit Karte. Damals erkannte ich bereits die großen finanziellen Schwierigkeiten, aber ich hielt die Leitung der Comp. Univers. noch für eine sachkundige und ehrenhafte und die Berichte des Herrn v. Lesseps für glaubwürdig. Aber schon Mitte 1887 war ich von dieser falschen Ansicht abgekommen, durchschaute ich den Schwindel wenigstens theilweise, sah den rettungslosen Verlust der französischen Kapitalien voraus. Ich erkannte die Situation ein bis zwei Jahre früher als die Mehrzahl meiner Freunde und Korrespondenten auf dem amerikanischen Isthmus.

Fern liegt es mir, über diesen kläglichen Ausgang des Riesenunternehmens zu triumphiren. In den folgenden Zeilen will ich nicht nur die Schuldigen bezeichnen und belasten, sondern auch die ungerecht Verleumdeten vertheidigen. Und mit diesem angenehmeren Theile der Aufgabe wollen wir beginnen.

Zunächst beklage ich die unglücklichen Opfer, die 500 000 Franzosen, die in ihrer großen Mehrzahl Unterbeamte, Handwerker, Bauern, kleine Rentiers und Pensionäre, Wittwen und Dienstboten sind. Dies hat Hr. v. Lesseps selbst und oft mit Stolz konstatirt. So erzählt er z. B., daß ihm ein Droschkenkutscher bei Beendigung der Fahrt, als Hr. v. L. zahlte, sagte: Monsieur le comte, je suis votre actionnaire. — Dadurch wird es erklärlich und zum Theil entschuldbar, daß diese Leute den Artikeln in der französischen Presse einen hohen Werth beilegten und noch bis Mitte 1889, ja Einige bis Mitte 1891, blindes Vertrauen in den „grand Français" setzten. Dieses große, rührende Vertrauen ist von den Leitern der Gesellschaft schändlich gemißbraucht worden. Andererseits war dieses Vertrauen aber auch übertrieben, kindisch eigensinnig. Selbst noch in den General-Versammlungen von 1888 und 1889 wurden die wenigen Aktionäre, die auch nur den Versuch machten, an den phantastischen, unwahren General-Berichten des Herrn v. Lesseps Kritik zu üben, wüthend niedergeschrieen. Die armen Leute sind heute dafür schwer gestraft, ihre eingezahlten Gelder sind ganz verloren.

Weiter vertheidige ich die französischen Ingenieure. Sie sind unschuldig an dieser schmachvollen Katastrophe, durch die das Ansehen Frankreichs besonders in Amerika schwer gelitten hat. Der internationale Kongreß zu Paris im Jahre 1879 hatte die Kosten für den Niveau-Kanal mit 7 km langem Tunnel auf mindestens 1200 Mill. Frcs. geschätzt. Eine

genaue Fixirung der Kosten lehnte der Kongreß aber ab, da die Voruntersuchungen für einen Niveau-Kanal als ungenügend bezeichnet wurden. Es lagen die Arbeiten der Herren Wyse und Reclus vor, deren große Verdienste um die Frage des interozeanischen Kanals ich in keiner Weise verkleinern will. Kein namhafter Ingenieur ist für den übereilten Beginn der Arbeiten (1. Februar 1881), als das Terrain noch nicht annähernd genau durch Bohrungen untersucht war, verantwortlich zu machen.

Zu Beginn des Jahres 1880 ging Hr. v. Lesseps mit einer technischen Kommission nach dem Isthmus. Der „Rapport de la Commission technique internat." v. 14. Febr. 1880 (Bullet. du Canal Interoc. No. 14) ist das erste wichtige Dokument über die Panama-Affaire. Der Inhalt dieses Berichtes ehrt die Autoren hoch und ich will deshalb ihre Namen hier nennen. Es sind die Herren H. M. Totten, D. Dircks, E. Boutau, W.. W. Wright, B. Dauzats, Pedro J. Sosa, Alej. Ortega, A. Couvreur fils und Gast. Blanchet. Diese Herren kamen nach ziemlich flüchtiger Untersuchung des Geländes zu dem Schlusse, daß in Summa 75 Mill. Kubikm. Felsen und Erden auszuheben seien und sie berechnen die Kosten dieser Arbeit auf 843 Mill. Frcs. Sie sagen aber ganz speciell, daß hierbei Bauleitung, Bankiergebühr und Bauzeitzinsen nicht berechnet seien. Diese kann man — wie v. Lesseps selbst 4 Jahre später offiziell zugab — etwa eben so hoch rechnen. Wir wissen heute, daß für einen Niveau-Kanal 140 bis 150 Mill. cbm auszuheben wären. Nach dem Anschlage der internationalen Kommission wären also ca. 3¼ Mill. Frcs. erforderlich. Und in der That sind alle erfahrenen Personen darin einig, daß der Kanal für diese Summe bei verständiger und ehrenwerther Leitung zu erbauen gewesen wäre. Die oben genannten Herren, von denen 4 Franzosen, hatten also schon im Februar 1880 gewußt und gesagt, was jetzt nach furchtbar schmerzlichen Erfahrungen alle Welt einsieht!

Unglaublich anmaßend ist die gleich unter diesem so werthvollen Bericht abgedruckte Note de M. Ferdinand de Lesseps, betitelt: „Résultat de mes observations sur les chiffres du Rapport de la Commission." Er reduzirt darin den Preis für die Aushebung jedes Kubikm. Erde oder Schlamm von 2,5 auf 1,5 Frcs. und er erspart so mit einem Federstriche 39 400 000 Frcs. „Beim Damme von Gamboa nehme ich eine Ersparniß von 20 Mill. Frcs. an." Für „unvorhergesehene Ausgaben" hält v. Lesseps 5 pCt. der Totalkosten für genügend. Die Kommission hatte 10 pCt angesetzt, was entschieden schon zu niedrig war. Es ist widerwärtig, alle weiteren „Ersparnisse" durchzugehen. Hr. v. Lesseps kommt zu dem Schlusse: die Gesammtkosten werden höchstens 658 Mill. Frcs. betragen.

Hier begann nun die fluchwürdige Thätigkeit der Presse. Sie wurde

gut bezahlt, um so unangenehme Dokumente, wie der Bericht der internationalen Kommission war, totzuschweigen resp. zu entstellen, die „genialen Ersparnisse" des Herrn v. Lesseps aber zu feiern.

1885, als der Durchstich des Gebirgszuges von Culebra endlich ernsthaft in Angriff genommen wurde, erkannten die Ingenieure (zu drei Vierteln Franzosen) sehr bald, daß die Felsen nicht stehen, die Seitenwände also nur sehr sanft ansteigen dürfen. Dadurch wächst die auszuhebende Erd- und Felsenmasse enorm, desgleichen die Arbeitzeit und ein Niveau-Kanal wird also unmöglich, d. h. für lange Zeit unrentabel. Luc. N.-B. Wyse, der von den Leitern der Comp. Univ. gleich nach Beginn der Arbeit bei Seite gestellt war, ging nach dem Isthmus und schrieb: „Bis jetzt (Oktober 1885) kann man nur an zwei Stellen, in der Nähe des oberen Laufes des Rio Grande und bei der pacifischen Ablenkung der Eisenbahn größere Erdrutsche vorhersagen; aber an anderen Stellen sind zerfließende Thone, welche durch richtige Ableitungsgräben und Drainage von dem sich an der Oberfläche ansammelnden Wasser befreit werden müssen,*) um Infiltrationen und ihre vernichtenden Folgen zu vermeiden." — Lieutenant Rogers (U. S. N.) schreibt in seinem Berichte an den Marine-Minister der Vereinigten Staaten: „Im letzten Jahre sind etwa 78 000 cbm Erdmassen in den Canal gerutscht (fließendes Gebirge) und es ist als sicher anzunehmen, daß sich derartige Rutschungen wiederholen." Das haben andere Berichte bestätigt, aber im Bullet. du Canal interoc. findet sich hierüber kein Wort und die französische Presse schwieg diese unbequeme Wahrheit gleichfalls tot. Die französischen Sparbüchsen waren noch nicht leer, die Besitzer, Redakteure und Mitarbeiter jener Zeitungen hatten noch weitere Aussicht auf „Verdienst."

Bis Mitte 1886 konnten, ja mußten Uneingeweihte an die Wahrheit der Berichte des Herrn v. Lesseps resp. des Aufsichtrathes glauben und die ganze Sachlage optimistisch auffassen. War es doch gelungen, alle ungünstigen Berichte, mit Ausnahme des oben citirten vom 14. Februar 1880, sorgfältig zu verschweigen. Aber Mitte 1886 wurden die finanziellen Schwierigkeiten bekannt, erschien das Buch von Wyse (Le Canal de Panama, Paris, Hachette) und brachten endlich amerikanische Zeitungen wahrheitgetreue Berichte. Auch die nordamerikanische Presse hatte Schweigegelder erhalten, man sagt: „nur" 7 bis 8 Millionen Francs.

Solange die Schuld der bisherigen Leitung und Finanzverwaltung nicht mit Sicherheit nachzuweisen war, also vor Mitte 1886, hatte die

*) Was von den Unternehmern nicht, oder nur höchst unvollkommen ausgeführt wurde.

Regirung kein Recht und keine Pflicht, sich in die Angelegenheiten einer Privatgesellschaft zu mischen. Erst als diese von der Regirung die Erlaubniß (durch Gesetz) zur Ausgabe der Lotterie-Obligationen nachsuchte, da verlangte die Regierung die Vorlage gewisser Dokumente und sandte einen Regirung-Ingenieur nach Panama zur Besichtigung der Arbeiten. Um den Schwindel weiter fortsetzen zu können, die französischen Sparbüchsen umzustülpen und ganz zu leeren, verweigerte Herr v. Lesseps die Herausgabe der betreffenden Dokumente und Rechnungen und dekretirte die Ausgabe der Obligations-Nouvelles, womit der finanzielle Ruin der Gesellschaft auch dem blödesten Auge klar werden mußte. Herr v. Lesseps handelte so nicht aus Gewinnsucht, sondern aus krankhaftem Ehrgeize und kindischer Rechthaberei. Seine Schmeichler hatten ihn seit Jahren „le perceur des isthmes" genannt (den Beinamen „le grand Français" hatte ihm Léon Gambetta gegeben), und nun wollte er nicht eingestehen, daß das Panama-Unternehmen rettunglos verloren sei, daß er und seine Umgebung dies schon seit Ende 1885 sicher wußten, wissen mußten, und dennoch die Stirn hatten, immer neue französische Kapitalien in die Taschen der Unternehmer, Journalisten und Beamten zu liefern, sie im Schlamme und in den Felsen und Wäldern des Isthmus für immer zu begraben, oder in zwecklosen Luxusbauten zu vergeuden.

Als auch die neuen Obligationen nicht mehr anzubringen waren, und die Agonie des Unternehmens sich bereits auf dem Isthmus bemerkbar machte, da suchte Herr v. Lesseps im Januar 1888 abermals um den Erlaß eines Gesetzes für Lotterie-Obligationen nach. Die Regirung sträubte sich, wollte der Geschichte ein Ende machen und auch in der französischen Kammer war die Stimmung abgeneigt. Jetzt begann die schmachvolle Bestechung, der Kauf von über 100 Deputirten und — wie es scheint — einigen Ministern, und die Lotterie-Obligationen wurden bewilligt. Es gelang aber nur, von den 2 Millionen Stücken dieser Obligationen oder Loose 800 000 abzusetzen. Die Taschen der Gläubigen waren eben leer. Am 14. Dezember 1888 wurde die Zahlung der Zinsen und Amortisation für die Aktien und Obligationen inkl. Obligat.-Nouv., eingestellt und nun begann die widerwärtige Periode der Rettungversuche, welcher der jetzige Skandal in Paris und die allmähliche Enthüllung der Wahrheit hoffentlich für immer ein Ende bereitet haben.

Die französische Regirung hat bei Erlaß des Gesetzes über die Lotterie-Obligationen Alles gethan, was man verständigerweise von ihr erwarten und verlangen konnte. Sie hat gefordert und durchgesetzt, daß bei allen Ankündigungen dieser Obligationen erklärt wird: Der Staat übernimmt keine Garantie oder Verantwortung. Außerdem mußte die Zahlung der

Zinsen, Gewinne und die Rückzahlung der Stücke durch ein Kapital in französischer Staatsrente gesichert werden. Zu diesem Zwecke mußte die Comp. Univ. von jedem Loose, die zu 360 und zuletzt, nach dem „Krach", nur zu 120 Frcs. verkauft wurden, 60 Frcs. an ein Kommitee zahlen, das unter Aufsicht der französischen Regirung stand.

Ein energisches Veto konnte und durfte die Regirung gegen diesen ganzen Unfug der Lotterie-Obligationen nicht einlegen, da sie hierdurch das ganze Odium für den Zusammenbruch und den Verlust der französischen Ersparnisse auf sich allein geladen hätte. Erklärte doch Herr v. Lesseps wiederholt und ganz bestimmt: mit den 600 Millionen der Lotterie-Obligationen werde er den Canal bis zum 1. Juli 1890 eröffnen. Und seine unglücklichen Zuhörer und Opfer glaubten, machten die letzten Anstrengungen, trieben Geld auf, wo und wie sie konnten und lieferten so noch einmal 240 Millionen Frcs., die bereits nach 5 Monaten vollständig verschwunden waren! Als im Dezember 1888 der Liquidator sein Amt antrat, fand er nicht nur alle Kassen leer, sondern auch noch einen Theil der Aktiva (die Hälfte der Aktien der Panama-Eisenbahn) an die Unternehmer für rückständige Arbeitlöhne verpfändet. Die Finanzwirthschaft der Jahre 1887 und 1888 war eine entsetzliche, große Summen müssen einfach gestohlen sein! Wie der Liquidator in seinem ersten Berichte erklärt, erforderten Zinsen, Amortisation und Gewinne der Aktien und verschiedene Obligationen im letzten Jahre die enorme Summe von 90 Millionen Frcs. Erst als Alles verloren, absolut Nichts mehr zu retten war, trat Herr von Lesseps zurück.

Jetzt wäre es vielleicht Pflicht der Regirung gewesen, dem Schwindel schnell und definitiv ein Ende zu machen, alle Bücher und Rechnungen mit Beschlag zu belegen, die Leiter in Untersuchunghaft zu nehmen. Aber die feile Presse, die vor Enthüllungen zitterte, und die Masse der Interessenten, die in ihrer Dummheit und aus krankhaft gereiztem Patriotismus nicht glauben konnten, daß eine französische Gesellschaft mit dem „grand Français" an der Spitze so schmachvoll enden könne, wären dann über die Regirung hergefallen. Die von 1879 bis 1888 gut bezahlte Presse erklärte immer wieder: es werde und müsse Hilfe geschafft werden. Die Presse und das Gros der Interessenten hätten der Regirung die Hauptschuld für den Untergang der Comp., für die Blamage Frankreichs und den Verlust ihrer Ersparnisse aufgebürdet, wenn sie zu Beginn des Januar 1889, wie oben angedeutet, gehandelt und die Liquidation durchgeführt, die Aktiva verkauft hätte.

Man ließ die Liquidatoren sich also noch weiter mit Rettungversuchen abmühen, die Aktiva völlig aufgehen, soweit sie nicht auf dem Isthmus verfaulten und verrosteten. Als aber auch diese Periode abgelaufen

war, schritt endlich das Gericht ein, belegte im Juni 1891 die Bücher und Papiere mit Beschlag und vernahm die Leiter der Gesellschaft. Hierbei sind nun so haarsträubende Dinge bekannt geworden, daß die Regirung vor der Riesenaufgabe, diesen Augiasstall zu reinigen, zurückschreckte und die Sache ruhen ließ. Dies Verhalten will ich nicht entschuldigen, ich finde es aber erklärlich. Hätte die Regirung Mitte 1891 nur so energisch wie jetzt im November—Dezember 1892 eingegriffen, so hätten die Schurken, welche die Hauptschuldigen sind und die größten Summen eingesteckt haben, in erster Linie die Regirung für diese „Schmach der Republik", diesen „Riesen-Skandal, der auf alle Fälle vermieden werden müßte" verantwortlich gemacht.

Endlich im September 1892, als auch die pomphaft Ende Juli angekündigte Gründung einer kapitalkräftigen Gesellschaft zur Vollendung des Panama-Kanals sich als Schwindel erwiesen hatte, da verloren selbst die Dümmsten der Schlachtopfer die Geduld und erkannten endlich, daß sie von Hrn. v. Lesseps und seiner Clique und der französischen Presse seit 12 Jahren systematisch belogen, betrogen, bestohlen und wie unmündige Kinder behandelt worden waren. Jetzt, seit Ende Oktober, ist ihre Geduld erschöpft, sie fordern mit wilder Energie Aufklärung über den Verbleib ihrer Gelder und Bestrafung der Schuldigen. Dem Ansturm von 500 000 ausgeplünderten, mehr oder weniger verarmten Familien konnten die Deputirten nicht widerstehen, sie willigten in die Einsetzung einer Untersuchung-Kommission. Der Regirung konnte man bis kurz vor dem Rücktritt des Ministeriums Loubet keinen gerechten Vorwurf machen.

Dann aber beging sie Ende November den Fehler, dem Kompetenz-Konflikte zwischen dem Gerichte und der parlamentarischen Untersuchung-Kommission nicht schleunigst zu Gunsten der Kommission ein Ende gemacht und den Staatsanwalt zu größerer Energie bestimmt zu haben. Aber das neue Kabinet des Herrn Ribot hat auch diesen Fehler gut gemacht und seine bis jetzt entfaltete Energie läßt nichts zu wünschen übrig.

Die parlamentarische Untersuchung-Kommission hat bereits sehr schätzbares Material für die Gerichte ans Licht gebracht. Die Vernehmung der verhafteten Leiter und die rücksichtlose Verwerthung der beschlagnahmten Papiere werden weiter zur Aufklärung und Beruhigung dienen. Man vernehme auch möglichst bald den alten Herrn v. Lesseps, der wird viel aussagen! Denn so schuldig er auch ist, so steht er doch wenigstens mit reinen Händen da, hat sich nicht bereichert, sondern sogar den größten Theil seines Privatvermögens zur Rettung der Gesellschaft zugesetzt. Er wird sagen, wer die fettesten Trink- und Schweigegelder erhalten hat.

Und dann publizire man schonunglos, was von Rechnungen und

Kontrakten noch vorhanden ist. Niemals ist auch nur annähernd spezielle Rechnung vor den Aktionären abgelegt worden. Die publizirten Abschlüsse liegen mir vor. Werfen wir einen Blick auf den des sechsten Jahres, vom 1. Juli 1885 bis 30. Juni 1886. Es werden darin für Zinsen und Amortisation der Aktien und der ersten drei Oblig.-Ausgaben 37 652 874 Frcs.*) angeführt, für Ausgaben der Zentralverwaltung 2 159 413 Frcs. und für Ausgaben auf dem Isthmus (Verwaltung und Arbeiten) 78 052 770 Frcs. Und mit diesen mageren Daten waren die Aktionäre zufrieden.

Skandalös unwahr ist die hohe Schätzung der Aktiva. So wird das Hotel der Comp. in der Rue Caumartin 46 in Paris mit 1 865 625 Frcs. in Rechnung gestellt und das Mobiliar mit 140 326 Frcs. Als das betr. Hotel im Jahre 1891 verkauft werden mußte, brachte es nur 630 070 Frcs. ein. Gebäude und Terrains auf dem Isthmus werden auf 28 155 617 Frcs. geschätzt. Es ist allerdings beim Baue der Wohnhäuser für Ingnieure und Oberbeamte ein sündhafter Luxus getrieben worden. Die schönen Villen sind heute bereits zum größten Theile verfallen. Thüren und Fenster sind gestohlen, Neger und Chinesen, die früher am Kanale gearbeitet haben, hausen darin. Alle diese Bauten haben nur für eine Gesellschaft, welche die Arbeiten fortsetzen will, einigen Werth.

Der Werth aller Aktiva wird offiziell am 30. Juni 1887 (Datum der letzten Abrechnung!) auf über 231 Mill. Frcs. geschätzt. Herr D. Ch. Rour, Mitglied der Deputirtenkammer und ein begeisterter (bezahlter?) Anhänger des Panama-Kanales, schätzt in einer im Juni 1892 erschienenen Denkschrift zur Rettung des Unternehmens diesen Werth auf 50 Millionen und erklärt, daß diese Summe bei Durchführung der Liquidation für Gerichtskosten und Schreibegebühren ganz draufgehen würde. — Also: detaillirte Rechnunglegung, damit die Herren Franzosen wenigstens erfahren, wo ihr schönes Geld geblieben ist und wo sie vielleicht einen Theil wieder eintreiben können. Doch dürften die Schuldigen in diesem Falle „Verjährung“ geltend machen.

Was die französische Presse betrifft, so soll Hr. Ch. v. Lesseps erklärt haben: mit Zustimmung des Aufsichtsrathes seien 4 pCt. des Ertrages aller Emissionen an diese vertheilt worden. Es macht dies bei 1350 Mill. die nette Summe von 54 Mill. Frcs. aus. Nach der französischen Zeitung, in der ich diesen Bericht über die Auslassungen des Hrn. Charles v. L. fand, scheint es dieser Herr und die betr. Redaktion für ganz erlaubt zu

*) Im nächsten Jahre waren diese Ausgaben bereits auf 66 743 982 Frcs. gestiegen (Bullet. du Canal Interoc. No. 215) und im folgenden auf 90 Millionen (Bullet. pag. 2199.)

halten, die Presse in dieser Weise zu interessiren, d. h. **zu kaufen**. In Wahrheit wurde das Geld zur Täuschung, **zum Betruge** des Publikums **ausgegeben, um wahre**, aber unbequeme Thatsachen zu verschweigen, die ganze Sachlage stets in rosigem Lichte zu schildern, Alles mit patriotischer Sauce zu übergießen, auf die „Verleumder", die Frankreich die neue Glorie nicht gönnen, zu schimpfen, Herrn v. Lesseps zu feiern, vom Suez-Kanal zu erzählen, kurz: das Vertrauen und die Opferwilligkeit der Ausgeplünderten zu konserviren. Und in der That, die französische Presse (sekundirt von einigen amerikanischen Zeitungen) hat diese große und schwierige Aufgabe so glänzend gelöst, daß 54 Millionen eine angemessene Belohnung sind. Die Summen, welche die Presse für die großen Inserate erhalten hat, dürften hierbei noch nicht mitgezählt sein. Für Administration und die zahlreichen und meist ganz zwecklosen Reisen des Herrn v. Lesseps mit großem Gefolge sind ca. 12 pCt. der Totalkosten anzusetzen.

Fast alle Personen, die sich mit diesem „patriotischen Unternehmen" in Frankreich befaßt haben, suchten sich schnell zu bereichern, oder forderten wenigstens enorme Honorare. Den Ingenieuren, die den Bau überwachten und Leben und Gesundheit einsetzten, von denen auch in der That viele starben, kann man dies kaum übel nehmen. Aber selbst nach dem Krache forderte und erhielt der erste Liquidator, Hr. Brunet, für seine zehnmonatliche Thätigkeit von der erschöpften Kasse der Comp. Univ. die enorme Summe von 100 000 Frcs., jedes Mitglied der Untersuchung-Kommission, die der Liquidator nach dem Isthmus sandte, erhielt pro Monat 10000 Frcs.

Technische und finanzielle Schwierigkeiten haben die Erbauung eines Niveau-Kanales unmöglich gemacht; die skandalöse und fast zwecklose Vergeudung von über 1300 Mill. Francs und der sich jetzt darob erhebende Skandal, der das Ansehen Frankreichs schwer kompromittirt, sind aber die Folge einer unfähigen und unsauberen Oberleitung und Verwaltung und höchst mangelhafter Ueberwachung beider. Ein Schleusen-Kanal ist möglich, wird aber noch ca. 1 Milliarde kosten und immer geringwerthiger als der Schleusen-Kanal von Nicaragua sein.*) Wer sein Geld verlieren will, nehme Aktien oder Obligationen einer eventuellen neuen Panama-Kanal-Gesellschaft.

Wir wollen jetzt noch einen Augenblick bei den finanziellen Fehlern verweilen. Diese hätten schon allein genügt, den Zusammenbruch der Gesellschaft vor Beendigung des Baues unvermeidlich zu machen. Ein viel

*) Ich verweise den Leser hierüber auf meine soeben im Verlage von A. Solbrig, Leipzig-Neustadt, erscheinende Broschüre: Panama- oder Nicaragua-Kanal? Mit Abbildung, Karten und Profilen.

zu kleines Aktien-Kapital (300 Millionen) wurde ausgegeben und zu hoch (mit 5 pCt.) während der Bauzeit verzinst. Gleich die ersten Obligations-Ausgaben erforderten starke Opfer, zeigten, daß die Großfinanz sich in kühler Reserve hielt. Die 5prozent. Obligationen, die zu je 500 Frcs. eingelöst werden (wie die Stücke der 3prozent. und 4prozent. Obligationen) brachten nur 437 Frcs., die folgende 3prozent. Anleihe brachte 285 Frcs. pro Stück und die 4prozent. Anleihe nur 333 Frcs. Nun folgten die unseligen Oblig. Nouv., die über 9½ pCt. an Zinsen und Amortisation erforderten, und von denen dennoch von Ser. I. nur 458 802, von Ser. II. nur 258887 Stück unterzubringen waren. Der Versuch der Ausgabe einer dritten Serie zu Beginn des Jahres 1888 scheiterte kläglich. Der Kredit war eben völlig erschöpft. Bedeutende englische, amerikanische und auch französische Financiers hatten vergebens schon 1880 und 1881 gesagt und geschrieben, daß eine Privatgesellschaft höchstens 600 Millionen Francs zu erträglichen Zinsen (4–5 pCt. mit Amortisation) auftreiben würde, daß nur eine Großmacht oder eine Vereinigung Privater diesen Kanal bauen könne. Die Lotterie-Obligationen bringen 15 Frcs. Zinsen und werden durch Gewinne (von 1000 bis 500000 Frcs.) oder zu je 400 Frcs. (vom Jahre 1912 an) zurückgezahlt. Diese Ziehungen und Zinszahlungen werden noch heute geleistet.

Es ist unbedingt richtig und anzuerkennen, daß die Amerikaner und Franzosen die Lösung der Frage nach dem Wo? und Wie? des interozeanischen Kanales in den letzten zwanzig Jahren in einer Weise gefördert haben, wie dies vorher durch keine andere Nation auch nur annähernd geschehen ist. Die Regirung der Vereinigten Staaten hat in den letzten 25 Jahren über 20 Mill. Doll. für genaue Untersuchung aller Kanalrouten ausgegeben und auf Grund der eingelaufenen Berichte haben sich dann Regirung, Presse und der denkende Theil des Volkes mit ganz verschwindenden Ausnahmen unbedingt für den Nicaragua-Kanal entschlossen. Die Berufung des internationalen Kongresses vom Mai 1879 nach Paris war besonders das Werk des Herrn Grafen Ferd. v. Lesseps und diesem Kongresse verdanken wir die definitive Beseitigung von einem Dutzend phantastischer Projekte und die Feststellung der Thatsache, daß ein Niveau-Kanal zu erträglichen Kosten nur auf dem Isthmus von Panama erbaut werden kann, und daß der Nicaragua-Kanal der beste aller möglichen Schleusen-Kanäle ist. Diese Annahmen müssen auch heute noch als unbedingt richtig bezeichnet werden.

Daß Herr v. Lesseps mit großer Energie für die Erbauung eines Niveau-Kanals auf der Panama-Route vor jenem Kongresse eintrat und dafür agitirte, kann man ihm also keineswegs zum Vorwurfe machen. Er mußte aber, ehe er an die Geldbeschaffung und den Beginn der Arbeiten

auch nur dachte, zunächst die ganze Trace genau untersuchen und auf Grund dieser unparteiischen und eingehenden Untersuchungen Kostenanschläge von kompetenten Personen aufstellen lassen. Auch mußten ihn die Opposition, die Warnungen der nordamerikanischen Ingenieure und Presse, sowie der Vertreter Mittel-Amerikas, die dringend von dem Unternehmen abriethen, und die Kosten des Baues auf 4 bis 5 Milliarden Frcs. schätzten, zur größten Vorsicht mahnen. Leider ließ er sich aber durch den Fanatismus und die Gewinnsucht seiner Umgebung fortreißen und mißbrauchte das stark entwickelte Nationalgefühl, den Patriotismus der Franzosen. Dabei ist es leicht einzusehen, daß auch vom Panama-Kanale die Nordamerikaner den größten Vortheil gehabt hätten. In zweiter Linie wäre der Panama-Kanal dem Handel und der Seemacht Englands und dem Handel Deutschlands mit der Westküste von Mittel- und Süd-Amerika zu gute gekommen. Gustave de Belot hatte den Muth, dies 1879 und dann 1889 zu schreiben. Er erklärt: „Suez, Panama und Korinth sind reine Spekulation-Unternehmungen und haben mit Nationalgefühl und Patriotismus nichts zu thun. Der Panama-Kanal wird dem Handel und der Industrie Frankreichs nur schaden; es ist also eine Thorheit und ein Fehler, das Unternehmen als ein national-französisches zu bezeichnen und zu behandeln." Alles war aber vergebens, die gut bezahlte Presse leitartikelte im entgegengesetzten Sinne.

Die Prophezeiungen von Leroy-Beaulieu, de Belot, dem „Pays Financier," dem „Universel" und wenigen anderen Schriftstellern und Zeitschriften sind vollständig eingetroffen. Auch hat Frankreich absolut keinen Nutzen vom Panama-Unternehmen gehabt. Selbst drei Viertel der Bagger, Maschinen, Lokomotiven und sonstigen Materialien, die auf dem Isthmus in Anwendung kamen, sind in Nordamerika, England oder Belgien angefertigt worden. Auch mindestens zwei Drittel der Unternehmer, die enorme Gewinne eingestrichen haben, waren Amerikaner, Engländer, Belgier und Holländer. Erst die französische Regirung forderte und erlangte 1888, als der Zusammenbruch bereits unvermeidbar war, daß im Interesse der französischen Industrie nur französische Materialien beim Baue zu verwenden seien. Französisch war und ist bei der ganzen Panama-Affaire nur das schöne Geld, das vergeudet wurde, und die überaus leichtsinnige und oft unehrenhafte Leitung, besonders in Paris, die fast unglaubliche Verträge mit den Unternehmern abschloß.

Dr. H. Polakowsky.

An des Jahres Wende.

Sonette.

Motto:

Ich weine manchmal still in banger Stunde,
Wenn mich der Menschheit tiefes Leid berührt;
Doch frisch im Herzen bleibt die frohe Kunde,
Daß Geisteskraft dereinst zum Siege führt.

Wohlauf ins Reich der himmlischen Sonette!
Wenn auch des Schicksals grause Unheilswogen
Uns drohend nahn, es winkt der Himmelsbogen
Und bunt erglüht des Weltendoms Rosette.

Mit hartem Stoff zu ringen um die Wette,
Ist Dichterruhm; ob das Geschick gewogen,
Ob Wintersturm uns um das Glück betrogen,
Wir fügens in der Reime mächt'ge Kette.

Sie schlingen sich wie des Rubin Geschmeide;
Da muß Gefühl und Denkkraft mächtig ringen,
Doch herrlich glänzt das Bild im Frühlingskleide.

Dann wird der Strophen Paar zur Seele dringen,
Zu künden zwiefach tief des Herzens Leide;
Und Dreiklangs Kraft wird holde Lösung bringen.

Wenn auch die holden Rosen niemals klagen,
Ich weiß doch, was ihr zarter Blick bedeute,
Ich fühle bei des Abends still Geläute
Den tiefen Schmerz, den sie im Busen tragen;

Wie sie von Sehnsucht träumen, von Verzagen,
Vom Herzen, das auf unsrer Erde Reute,
Dem schrillen Weh, dem Liebestod zur Beute,
Dahin sinkt in des Lebens dumpfen Plagen.

Es zieht durch ihren Duft ein linder Schauer;
Ich fühle, wie, in tiefer Brust verborgen,
Die Seele bebt in wehmuthdüstrer Trauer.

Ich fühl' die Angst, die Noth, die Schaar der Sorgen,
Den Schmerz, der still erseufzt und dem Beschauer
Die kühle Thräne zeigt am lichten Morgen.

O dulde still, mein Herz; die bange Stunde
Ist hoch geweiht, denn auch die Gottheit leidet;
Und wenn der Sonne froher Schein dich meidet,
Vergiß nicht unsres Weltalls höchste Kunde:

In Gottes Busen lebt die tiefste Wunde;
Ein zarter Schleier wehmuthvoll umkleidet
Die holde Stirn; die höchste Wonne scheidet,
Ein Schauer bebt auf seinem sanften Munde.

Doch wenn der Menschheit stolze Geistesschwingen
Des Universums letzte Bahnen finden,
Dann wird ein neuer Hauch zum Himmel dringen;

Drum vorwärts! was gelöst, das muß sich binden,
Und eine Kraft soll alle Welt umschlingen;
Dann wird der Gottheit stille Trauer schwinden.

Daß es dem Menschengeiste Schranken gebe,
Ihr sagt es oft, ihr sagts mit bangem Munde,
Doch besser taugt euch andre, frohe Kunde,
Daß es auch ewige Gedanken gebe.

Daß Menschengeist der Welten Schranken hebe,
In mancher hochgeweihten Forscherstunde,
Ist unser Theil; und in der Welten Runde
Webt unser Geist, der ohne Wanken strebe.

Die Kraft quillt mächtig in den toten Stoffen,
Sie dichten sich zum glühenden Krystall,
Und freudig bebt der Palme sehnend Hoffen.

Es ist der selbe Geist; der Geist im All
Strebt auch in euch; noch steht der Himmel offen,
Und freudig klingt der Sphären Wiederhall.

Oft glüht im Herzen mir ein strahlend Licht,
Als wärs der Menschheit höchste Geistesfeier;
Mir ist, als sinke tief des Irrthums Schleier,
Und schauten wir der Gottheit Angesicht.

Gar manchmal schwebt es wie ein schwer Gericht
Ob meinem Geist; der Reue schwarzer Geier
Mir bräut; es bebt die Hand, es sinkt die Leier;
Der letzte Ton verklingt, die Saite bricht.

Doch wenn das Ewge unsrem Blicke naht,
Wir beben nicht; denn ewig sind auch wir
Und ewig ist der Weisheit schlichter Rath.

Die Blüthe sinkt, es fällt des Frühlings Zier,
Der Kern doch bleibt und wieder sproßt die Saat;
Denn nimmer sinkt der Menschheit stolz Panier.

Matt fällt das Laub, es seufzen kahle Bäume,
Der Winter streicht, die Luft weht streng und kalt;
Nur manchmal aus dem tiefen Busch erschallt
Ein Echo längst vergangner Lebensträume.

Schon starren nebelgrau die Himmelsräume,
Und bleicher wird der Tag; nur selten hallt
Ein Laut, wie von des Unheils Machtgewalt,
Und gelblich fahl erglühn der Wolken Säume.

Doch was Natur versagt, giebt uns das Leben;
Der Geist erzeugt, was müdem Stoff gebricht
Und uns erfaßt ein übermächtig Streben.

Hoch glänzt am Firmament des Geistes Licht;
Der Erdenwurm soll vor dem Schicksal beben,
Doch uns erschreckt der Stürme Grausen nicht.

Mir bebts in banger Brust, wie leiser Schauer,
Wenn mich des Ewgen kühler Schatten streift,
Wenn mir in tiefe Seele mächtig greift
Des weiten Weltalls ungestillte Trauer.

Mir ist, als zittre selbst der Welterbauer,
Wenn rings die fette Saat zur Ernte reift
Und unaufhörlich seine Sichel schleift
Der Schnitter auf des Unheils düstrer Lauer.

Doch wenn auch ganze Welten untergehn,
Das Eine bleibt uns ewig unverloren:
Von neuem wird der stolze Geist erstehn.

Zum ewgen Wirken sind wir auserkoren;
Und wenn des Todes schwarze Flaggen wehn,
Des Denkers Kraft wird stetig neu geboren.

Die Zukunft naht, es sproßt in grünen Halmen;
Drum drängen wir mit unsres Willens Kraft,
Aus öder Tage düstrer Erdenhaft
Zu der Romantik sonnverklärten Almen.

Schon zittert Morgenduft auf lichten Palmen;
Der Geist, der unsres Wesens Fülle schafft,
Er quillt empor, froh wirkt des Lebens Saft,
Schon hören wir des Weltalls sel'ge Psalmen.

Drum raffe dich, mein Geist, es winkt die Fahne;
Der Zeiten Welle wird sich stets erneuern,
Das Ruder streicht, du fährst auf leichtem Kahne.

Hoch blinkt das Ziel, wonach wir mächtig steuern;
Mild rauscht die Fluth im heilgen Ozeane,
Schon glüht der Strand in hellen Siegesfeuern.

Professor J. Kohler.

Theater.

Der deutschen Posse geht es schlecht. Sie soll wohlanständig und harmlos sein, an der geheiligten Ueberlieferung vom Klapperstorche nicht rütteln, von politischen Anspielungen sich fern halten, keinen Theaterbesucher in seinen Gefühlen kränken und vor jedem Herrscher ihren ergebenen Diener machen, den ergebensten natürlich vor dem unbarmherzigsten Tyrannen: der Sitte. Daß die Komödie den Zweck hat, lachend die Sitten zu geißeln und in lustiger Verzerrung konventionelle Verkehrtheit zu zeigen, — davon ist längst nicht mehr die Rede. In Paris wagt mans mit einer Modernisirung der aristophanischen Lysistrate, in Berlin werden jeder bittern Satire die Thore versperrt und nur solchen Komödien öffnet sich schnell jede Theaterthür, die von den alten und ewig unwahren Geschichten erzählen, wie der Hans seine Grete fand und der Topf seinen Deckel. Ganz besonders schlimm ists für den Kritiker, der entweder gänzlich schweigen oder sich immer wiederholen muß. Am liebsten schwiege ich, denn unser Theater ist an einem Tiefpunkt angelangt, wo mein Interesse erlahmt, und für die zeitungübliche Inhaltsangabe nebst Aufzählung der mimenden Damen und Herren ist hier doch wirklich kein Raum.

Unter solchen Umständen muß man schon dankbar sein, wenn in einer deutschen Posse wenigstens Witze gemacht werden, über die man lachen kann. Da uns der Molière fehlt, ist es immer noch ein Glück, daß uns der Kadelburg geblieben ist. Der ist ein kluger Mann und weiß ganz genau, was verlangt wird; dafür hat er auch die Freude erlebt, während des Weihnachtfestes auf den Zetteln dreier Berliner Theater als Autor zu prangen. Das jüngste Kind seiner guten Laune und seines noch besseren Gedächtnisses hat er in Gemeinschaft mit Herrn Franz von Schönthan gezeugt, der an Erfolge gar nicht mehr gewöhnt war und ganz verblüfft selig dreinschaute, als er sah, wie knallend die alten Späße noch immer einschlagen. Arge Kritiker hatten Herrn von Schönthan verschüchtert; sie warfen ihm seine Requisitenkomik, seine Charakterbrüche und die lose zusammengeknüpften Handlungen seiner Schwänke vor, wollten von seinen Sentimentalitäten nichts wissen, schmähten sogar seine Liebesszenen mit Hindernissen, und forderten von dem heitern Herrn plötzlich Logik und Kunst. Da verzweifelte Schönthan an der Zukunft der deutschen Schaubühne, und wer weiß, welcher Gewaltsamkeit wir uns von ihm noch zu versehen gehabt hätten,

wäre nicht Kadelburg mit seiner derben Praxis ihm zur Hilfe geeilt. Beide machten sich an die Arbeit und es entstand der Schwank „Zwei glückliche Tage", der nun im „Deutschen Theater" ganz außerordentlich gefallen hat. Uebrigens mit Recht, denn die Sache ist fast immer amusant. Wie ein Villenbesitzer sich verbaut hat und endlich froh sein muß, daß er für sein Haus einen Käufer und für seine Tochter einen Freier findet, das ist der dürftige Vorwand für allerlei Scherze, die mit dem Thema gar nichts zu thun haben, die aber, wie alte, liebe Bekannte ja immer, mit freundlicher Heiterkeit begrüßt werden. Auch ist Herr Engels ein sehr angenehmer alter Onkel und Herr Kadelburg gefällt sich und dem Publikum als ein frischer, flotter, fideler Wiener. Von bemerkenswerthen Requisiten ist mir diesmal nur eines aufgefallen: eine Rolljalousie von unendlichem Humor. Die Witze sind wohl meistens von Kadelburg, aber die Jalousie, darauf möchte ich wetten, hat Herr von Schönthan erdacht.

Die französische Posse ist besser daran als ihre deutsche Schwester. Sie braucht nicht harmlos und erst recht nicht wohlanständig zu sein, sie kann der Sitte ein Schnippchen schlagen und auf dem verfänglichen Gebiet des Geschlechterverkehrs ihre tollsten Späße treiben, ohne mit prüden Erwägungen sich lange die gallische Laune zu trüben. Darum, und, auch weil eine alte Tradition stets ihre Hilfe bot, hat es den Franzosen eigentlich niemals an lustigen Komöden gefehlt, von Régnard, Mariveaux und Gresset bis auf unsere Tage der Bisson, Valabrègue und Gandillot. Der leichte article Paris eroberte sich die Welt — nur in London läßt ihn die Sitten-Quarantaine nicht durch —, und wenn er nach Berlin eingeführt wird, dann verstummen die strengen Mahner, und vor dem frohen Gewieher, das hier die Zote begrüßt, stiehlt die Wohlanständigkeit sich ängstlich bei Seite. Eine wunderliche Gesellschaft, die dem Fremden gestattet, was sie dem Landsmann verwehrt.

Im „Residenz-Theater", wo der französische Schwank eingebürgert ist, hat der süße Parquet-Pöbel sich allgemach so verroht, daß er der Satire nur mit halbem Ohr noch lauscht und in Wonnegrunzen erst ausbricht, wenn gefällige Schauspieler ihm die Zote so zu sagen à jour gefaßt präsentiren. Darunter müssen die Dichter dann leiden und selbst verständige Menschen kommen zu der irrthümlichen Ansicht, daß die französische Posse ein höchst unsittliches und deshalb verwerfliches Ding ist, weil sie menschliche Schwachheit frech verspottet und höhnend die Kehrseite der bürgerlichen Korrektheit zeigt.

Da wurde neulich — in einer manchmal etwas derben, aber recht geschickten Uebersetzung des Herrn Schönau — „Die Familie Pont-Biquet" von Alexandre Bisson aufgeführt, ein Stück, das vom satirischen Lustspiel weit mehr als

von der Posse hat und das schon wegen seiner ungewöhnlich feinen Arbeit Beachtung verdient. Herr Bisson ist der Erfinder oder mindestens der Vollender des mathematischen Vaudeville, das mit rechnerischer Kunst, aber ohne befreiende Phantasie, jede Möglichkeit einer komischen Wirkung erschöpft. Diese mit Voraussetzung, Behauptung und Beweis klug operirende Theaterkunst kam bei „Madame Bonivard" und beim „seligen Toupinel" zu hohen Ehren. Diesmal hat Herr Bisson nach komischen Menschen gesucht und drei sehr lustige Typen gefunden: den ergrauten Kriminalisten, der — ein sehr nettes Symbol irdischer Gerechtigkeit — jede galante Anwandlung mit periodischer Taubheit büßt; den jungen Richter, der sich selbst opfern oder für eigene Streiche einen Unschuldigen verurtheilen muß; und den „Artisten", der bei Tage den Kavalier spielt und sich vor würdevoller Grandezza kaum zu bewegen wagt und der abends als Fisch-Mensch die staunende Bewunderung des Publikums der Folies-Bergère erregt. Der Fisch-Mensch will seine treulose Gattin, die holde Zahn-Athletin, in flagranti ertappen, er verfolgt sie bis in die kleine Provinzstadt, wo die Juristenfamilie Pont-Biquet friedlich haust, und der Zusammenstoß dieser gänzlich verschiedenen Welten führt zu Konflikten, die immer komisch, mitunter sogar humoristisch sind. Der spürende, prickelnde Geist der Meilhac und Halévy huscht sehr lustig und doch sehr graziös durch die vorsichtig erbaute Komödie. Im „Residenz-Theater" aber ertrank jede feinere Wirkung in dem johlenden Jauchzen, das jede Zote empfing.

Den ersten Fehler beging der Regisseur, als er die beschränkte und philiströse Familie Pont-Biquet in ein buntes Prunkzimmer einquartierte und die Darstellung auf einen derben Possenton stimmte. Und dann that das liebe Publikum noch ein Uebriges, zerpflückte die saubere Arbeit und suchte aus dem sorgsam gebundenen Strauß nur die Kräuter heraus, von denen es süßen Sexualkitzel erhoffen konnte. Mit jedem neuen Jahr verpöbelt sich die Berliner Bühnenkunst mehr, aber ein Theil des Publikums ist ihr dabei immer noch um einige Nasenlängen voraus. Auf der einen Seite ängstliche Schonung alles bourgeoisen Empfindens, auf der andern ein wüster Jubel über die faustdicke Unfläthigkeit: so sieht das Theater einer Zeit aus, die nicht genug Kirchen erbauen kann und gleichzeitig doch mit der Kasernirung der Prostitution schwanger geht. M. H.

Die neue Bauordnung für die Berliner Vororte.

Ein kluger Mann hat einmal den Grunewald die Lungen von Berlin genannt. Das Gleichniß ist zutreffend; führt man es weiter aus, so würde der Thiergarten zum Berliner Kehlkopf, die Gärten und freien Plätze innerhalb der Stadt aber entsprächen den für die Athmung nicht minder wichtigen Partien der weitschichtigen Nasenhöhle. Wer hätte nicht schon skrofulöse Kinder getroffen, die „Bebel" sagen, wenn sie „Memel" meinen und „baba" für „nana"? Ihre Gesichter sind bleich, ihre Lippen blau: ihre Ernährung ist schlecht, sie sind schwächlich und kränkeln; sie leiden sozusagen an verstopfter Ventilation ihrer Lungen, durch angeschwollne Drüsen ist der Luftzutritt dorthin erschwert, das Blut erhält nicht die nothwendige Menge von Sauerstoff zugeführt. Oft ist nur dadurch zu helfen, daß im wahrsten Sinne des Wortes mit dem Messer „Luft geschafft" wird.

Einem solchen skrofulösen Kinde möchte ich die Stadt Berlin vergleichen. Die Lungen sind ihr durch die Dazwischenkunft des Kaisers zwar unlängst erhalten worden, als ein paar Gemeinden wieder einmal für fünf Mill. Mk. Waldfläche an die Spekulanten verkauft hatten und auf beiden Seiten guter Wille vorhanden war, noch weiter aufzuräumen. Auch der Kehlkopf dürfte nicht gefährdet sein. Dagegen ist mit den freien Räumen innerhalb des Weichbildes, die zur Auslüftung der Häuser so nothwendig sind, in geradezu schmählicher Weise umgegangen worden. Mit einer gewissen Entrüstung erwähnt der Berliner Verwaltungs-Bericht für 1861/76 II. S. 21, daß sich der ursprüngliche Bebauungsplan „einen Luxus an öffentlichen Plätzen gestattet habe". Da mußte natürlich sofort die bessernde Hand angelegt werden, denn „in sanitärer Beziehung ist weniger Werth auf den Umfang der öffentlichen Plätze zu legen als auf das Vorhandensein einer reichlichen Vegetation auf einer großen Anzahl, wenn auch kleiner Plätze". Der Etat für 1892 führt in der That die stattliche Anzahl von 84 „Schmuckplätzen und Gartenanlagen" auf. Als solche figuriren der Hansaplatz (eine Bedürfnißanstalt und fünf Sträucher), der Dreifaltigkeitkirchplatz (eine Wagenrampe), die Anlage am Gräfedenkmal (zwei Ranken und ein Geländer) und ähnliche*). In dem weiten Neu-Berlin vom Hohenstaufenplatz im Westen bis zum Arminiusplatz im Südosten zählen wir neun solcher Plätze, die in den Bebauungsplan aufgenommen sind — noch lange nicht einer für fünfzigtausend Bewohner, und was das schlimmste ist: die Gärten hinter den Häusern von Alt-Berlin sind fast überall verschwunden. Sie sind durch Seitenflügel und Quergebäude ersetzt worden; man hat die Stadt zugemauert und zugebacken; kaum irgendwo in der Welt wohnt man so dicht;

*) Vgl. Rudolph Eberstadt: Berliner Kommunalreform, Preuß. Jahrb. Nov. 1892.

es ist, als ob nicht für Menschen Unterkunft geschaffen werden sollte, sondern für Maulwürfe. Technisch heißt das Verfahren: „höchste Ausnützung der Grundstücke nach der Tiefe.“ Erst 1877 ist solchem gesundheitmörderischen Unfug, den die Stadtväter duldeten und begünstigten, von Seiten der Regirung durch die neue Berliner Bauordnung Einhalt geboten worden, welche die Besetzung der Grundstücke nur bis zu höchstens ⅝ ihrer Fläche gestattet. Aber was hilft das; das Unglück ist ja bereits geschehen. Ich wohne in einem Hause, dessen ummauerter Hof kaum $^1/_{10}$ der ursprünglichen Bodenfläche freiläßt; solche Häuser sind heute die Regel. Die dunkeln Küchen, die nach dem Hof hinaus liegen, verderben den Hausfrauen die Augen. Und wie erst wohnen die Proletarier, zumal in den Hintergebäuden des Ostens? Vielleicht wird noch kräftiger als die nie verlöschende Diphtherie die kommende Seuche Antwort darauf geben, denn es steht fest, daß keine Bauart so gefährlich ist wie die mit geschlossenen Höfen und stagnirender Luftsäule. Wohnungen, in denen ein genügender Durchzug eingerichtet war, sind von der Cholera verschont geblieben, in auffälligem Gegensatz (selbst auf dem Lande) zu solchen Räumen, die nur nach einer Seite hin offen, das Einnisten von Krankheitkeimen begünstigten.

Aber das Alles ist längst bekannt, ja, man kann sagen, daß wissenschaftlich die Wohnungfrage schon seit Jahren gelöst war. Nur fehlte leider das Wichtigste: es fehlte die Liebe zum Volk, es fehlte der Wille zur That. Wenn Genie der Verstand für das Wesentliche ist, wenn der Politiker die Bedürfnisse der Zukunft vorausahnen soll, statt fortwährend hinter einem unbequemen fait accompli dreinzuhinken, so erweisen sich die Berliner Wohnungverhältnisse als die Frucht einer kopf- und herzlosen Anarchie, und die dafür verantwortlich sind, scheinen von allen guten Geistern verlassen. Der Werth Berliner Grundstücke ist seit 1866 um etwa 3 Milliarden Mark gestiegen. Dieser Verdienst ist in die Taschen der Schöneberger Millionenbauern und noch sehr viel anstößigerer Elemente geflossen, während das Volk, das auf hundert Schlachtfeldern sein Blut vergoß, um ein derartiges Aufblühen der Reichshauptstadt zu ermöglichen, dadurch belohnt wurde, daß man es zuerst unter freiem Himmel kampiren ließ, um nach und nach seine Gesundheit zu untergraben und in übertheuerten und überfüllten Quartieren systematisch seine Kinder zu ersticken. Noch vor zwei Jahren war im gesammten Berliner Vorterrain Bauland zu 6—20 Mk. die Quadratruthe zu haben; es schien, als ob mit gutem Willen durch Aufkaufen und Kommassiren großer Flächen die Berliner Wohnungnoth von hier aus gelindert werden könne. Doch keine Hand rührte sich. Man ließ die kostbare Zeit von den Spekulanten ausnützen, um den Preis bis auf 1000 Mk. die Ruthe in die Höhe zu treiben, sodaß in der That zuletzt nur eine Gewaltmaßregel übrig blieb. Doch bevor wir näher auf diese eingehen, müssen wir, um sie ganz begreifen und würdigen zu können, die Musterkarte stadtväterlicher Gesinnung erst noch durch einige Proben vervollständigen.

Angesichts des an Zigeuner erinnernden Sommerlagers zugeströmter Arbeiter vor dem Kottbuser Thor waren schon in den Gründerjahren wohlwollende Männer aufgestanden, die den Magistrat der Stadt Berlin zu bewegen wußten, ein Terrain von 1000 Morgen (den jetzigen Treptower Villenpark) zur Applanirung herzugeben, und im Juli 1872 trat Bürgermeister Hobrecht in eindringlicher, ja geradezu vorbildlicher Weise behufs Fernhaltung der Spekulation

für eine Verpachtung jener Fläche auf längere Zeit zum Zweck sofortiger Bebauung ein. Aber am 16. Oktober lehnte die Stadtverordneten-Versammlung den Plan rundweg ab. Es ist eingewendet worden, daß unser Privatrecht, nach Abschaffung des feudalen „Obereigenthums" (mit Aufsicht), eine Linderung der Wohnungnoth durch die Stadt nicht mehr zugelassen habe. Leider kann ich mich nach mancherlei Vorkommnissen des Argwohns nicht erwehren, daß mit oder ohne Obereigenthum die Entscheidung ganz genau die selbe geblieben sein würde. Es saßen am wenigsten in der damaligen Berliner Stadtverordneten-Versammlung Männer, die unserm Volkskörper gegenüber das Gefühl einer Verpflichtung oder auch nur eine Ahnung von seiner Wichtigkeit gehabt hätten. Das Manchesterthum feierte wie überall, so auch in Berlin, seine verhängnißvollen Triumphe.

Neuerdings, seit den arbeiterfreundlichen Anwandlungen unsrer Regirung, hat man sich nun einen ganz besonders feinen Grund ausgedacht, um ein Thätigkeit der Berliner Kommune zu Gunsten der Wohnungnöth zu verhindern: daß nämlich hierdurch ein Präzedenzfall geschaffen werden könnte, der ungemessne Ansprüche andrer, ebenso gemeinnütziger Bestrebungen zur Folge haben würde. Von der — mir höchst zweifelhaften — Schädlichkeit einer solchen Präzedenz ganz abgesehn, die keine Verpflichtung in sich schließt, muß es durchaus bestritten werden, daß irgend ein Unternehmen sich an Bedeutung mit der Fürsorge für die Wohnungen des Volkes messen könne. Wenn die sicherste Gewähr der sittlichen Kraft einer Nation in ihrem Familienleben zu suchen ist, so ist eine zupassende Wohnung für dieses Familienleben die unerläßliche Grundlage. Es gehört ein ungewöhnliches Maß sozialpolitischer Verbildung dazu, um diese Rücksicht zu Gunsten höherer Erträge aus den Grundstücken so andauernd und leichtherzig zu vernachlässigen. Aber dieses ungewöhnliche Maß ist innerhalb der Berliner Kommunalverwaltung vorhanden. Selbst das 1891 in Aussicht gestellte Eintreten der Berliner Invaliditäts- und Alters-Versicherung mit ihren reichen und bis auf Weiteres brach liegenden Fonds zum Bau von Arbeiterhäusern ist hintertrieben worden. Eine Broschüre des Magistrats-Assessors Freund und des Königlichen Regierungsbaumeisters Malachowski, die diesen Sommer erschien, ist anscheinend Alles, was von jenem Plan übrig blieb. Die moralische Verpflichtung des Reichsversicherungsamtes, einen Theil (statutarisch $^1/_4$) der Gelder, die man mit der allergrößten Belästigung aus den Händen des arbeitenden Volkes nimmt, auch wieder in Arbeiterhäusern anzulegen, ist nach dem Wortlaut des § 129 des Gesetzes und Seite 133 der Motive so unzweifelhaft, daß eben nur eine Gesinnung, wie sie unsrer Stadtverwaltung innewohnt, sich ihr entziehen kann. In Breslau ist die Reichsversicherung mit Erfolg zum Bau von Arbeiterwohnungen herangezogen worden; in Berlin hat weder sie noch die städtische Sparkasse sich bereit finden lassen, den Wünschen und Bedürfnissen der Arbeiter irgendwie entgegenzukommen. Als vor 2 Jahren unter dem Vorsitz des Handelsministers eine vertrauliche Besprechung des Aschrott'schen Musterplanes stattfand, haben die beiden geladenen Vertreter der Stadt Berlin, sobald auf die Unternehmungen anderer Städte und die Betheiligung städtischer Sparkassen an dem Bau von Arbeiterhäusern die Rede kam, „dringender Geschäfte" wegen die Sitzung vorzeitig verlassen.

Da ist es denn mit Recht wie eine befreiende That begrüßt worden, daß endlich einmal ein Mann gegen diesen ganzen in harter Gewinnsucht und

feister Gewissenlosigkeit hinlebenden Schlendrian auftrat und sprach: Ich will. Dieser Mann ist der Regierungspräsident von Potsdam und heißt Graf Hue de Grais. Er hat für die Berliner Vororte eine neue Bauordnung erlassen, über welche die Meinungen zwar noch getheilt sind, die vielleicht auch verbesserungfähig ist, die aber so energisch und bestimmt mit dem bisherigen Gehenlassen bricht, daß man ihr auch die Widerstandskraft wird zutrauen dürfen, den Ansturm der aufgeregten Interessentenkreise zu überdauern. Versuchen wir, diese Bauordnung nun unbefangen zu prüfen.

Sie läßt Berlin selber innerhalb der sehr umfangreichen, durch die Ringbahn gezogenen Grenzen unberührt — dies vor allem muß man sich immer gegenwärtig halten, um ihre Tragweite nicht zu überschätzen —, und erstreckt sich außer auf Charlottenburg noch auf etwa fünfzig Ortschaften der Kreise Teltow und Niederbarnim, an deren Grenze Berlin sich ausdehnt.

Der Kernpunkt der ganzen Verordnung liegt in der Freihaltung eines bestimmten Gebietes für sogenannte Landhäuser, die höchstens zwei Stock hoch sein dürfen, doch mit Keller- und Dachwohnung. Sie müssen verhältnißmäßig frei liegen, es dürfen höchstens $^3/_{10}$, bei Eckgrundstücken $^4/_{10}$ der Gesammtfläche bebaut werden und nur je zwei Häuser mit einer Wand zusammenstoßen Durch diese Bebauungsart würde in der That der Umgegend Berlins ein ländlicher Charakter gewahrt bleiben, was aber natürlich nicht nach dem Sinne der Grundeigenthumsagenten ist. Diese wünschen, daß überall möglichst viel Miethkasernen entstehen, weil diese Häuser allein den höchsten Nutzwerth haben. Ein Bauterrain wird immer erst recht werthvoll, sobald auf ihm. mindestens in seiner Nähe, Miethkasernen errichtet wurden. Die Bauordnung hat viele dieser Hoffnungen auf steigenden Werth geknickt; daher der Aufschrei insonderheit des Spekulantenthums.

Nun ist es ja thöricht, gegen die Idee des großen Miethhauses wie auf ein Stück rothes Tuch loszugehen, obwohl der deutsche Idealismus gerade nach dieser Richtung in letzter Zeit Wunder gethan hat. Solche Häuser haben vor allen Dingen im Winter den großen und für arme Leute unschätzbaren Vorzug der höheren Wärme, der billigen Feuerung. Wer es erfahren hat, was das vielgepriesene Einzelhaus oder „Eigenhaus" an Holz und Kohlen verschlingt, wird diese Gründe zu schätzen wissen. Für eine alleinstehende Wittwe ist es ein Segen, wenn sie zwischen zwei Parteien ein Zimmerchen erwischt, das immer von selber warm ist; solche und ähnliche Fälle sind aber sehr zahlreich. Auch ist im Sommer die Miethkaserne nicht so sehr an sich selber unhygienisch — und viele ihrer Fehler, die heute zu beklagen sind, lassen sich durch zweckmäßigere Bauart abstellen, — sondern immer erst dadurch, daß ihr die freie Rückseite mit Garten und Hof abgeht, wie das bei dem zugemauerten Berlin mehr und mehr der Fall geworden ist. Ein gut ventilirtes Miethhaus mit zweckmäßigen Leitungen und wo möglich einem Gärtchen, wo die Kinder unter Baum und Strauch herumspielen können, ist auch im Sommer ein ganz leidlicher Unterschlupf. Gefährlich und gemeinschädlich wird die Sache erst, wenn Luft und Licht abgesperrt, wenn die Gebäude dicht aufeinander geschoben sind.

Dies gerade will nun die neue Verordnung für die Vororte verhindern: sie nimmt keineswegs prinzipiell gegen die Miethkaserne Stellung, sondern sie gestattet nur in bestimmten Grenzen sowohl drei- als vierstöckige Häuser mit Keller- und Dachwohnung. Ein Widerspruch scheint mir darin zu liegen, daß

gerade für die höheren, vierstöckigen Häuser eine Bebauung des Grundstückes bis zu $^6/_{10}$ seiner Fläche, für die dreistöckigen aber nur bis zu höchstens $^5/_{10}$ zugelassen wird, denn je höher das Haus, desto umfangreicher müßte nach meinem hygienischen Empfinden der komplementäre freie Raum ausfallen. Doch das ist Nebensache; diese Miethkasernen werden Niemandem schaden. Ungestört können sie aufsprießen in Dahlem, Schönow, Niederschönweide, Kietz bei Köpenick, Stralau-Rummelsburg, ganz Rüdersdorf, Tasdorf, Biesdorf, Lichtenberg, Wusterhausen, Heinersdorf, Franz. Buchholtz, Blankenburg, Reinickendorf, Stolpe, Glienicke, Schönfließ, Bergsdorf, Havelhausen, Heiligensee und Gutsbezirk Tegel. Geduldet, nur auf gewisse Straßen und Grenzen eingeschränkt, wenn auch anscheinend in durchaus liberaler Weise, sind sie in den volkreichen Orten Steglitz, Gr. Lichterfelde, Tempelhof, Treptow, Pankow, Grünau und vielen andern. An dieser Einschränkung werden die Berliner Ausflügler eben so gewiß ihre Freude haben, wie andrerseits viele Villenbesitzer sich bereits die Vortheile ausgerechnet hatten, die sie von der Umwandlung ihres Grundstückes in ein Massen-Quartier zu ziehen hofften. Diese Stoßseufzer über Vermögens-Konfiskation u. s. w. muß man aber nicht allzu ernst nehmen. Ausschließlich der Bebauung mit Landhäusern sind vorbehalten worden im Kreise Teltow: Spandauer Forst, Ruhleben, Potsdamer Forst, Kl. Glienicke, Johannisthal, Schmöckwitz, Zeuthen, Radeland, Neue Mühle Hankels Ablage (berühmt durch Th. Fontanes Erzählung) und Köpenicker Forst; im Kreise Nieder-Barnim: Ostend, Rahnsdorf, Erkner, Woltersdorf Rosenthal, Birkenwerder, Lehnitz und Tegel-Schloß.

Man sieht, die Sache ist nicht so schlimm, wie sie hier und da gemacht wird, und man kann wohl getrost die Entscheidung etwaiger Streitigkeiten durch das Verwaltungsgericht abwarten, ohne an der Verordnung irre zu werden. Die Hauptsache ist, daß mit dem Grundsatz: Alles gegen die Volksgesundheit, Alles für die Spekulanten! endlich und irgendwo einmal gebrochen worden ist Das goldne Zeitalter wird natürlich auch mit dieser Verordnung nicht hereinbrechen, und am wenigsten darf man, im Guten oder im Schlimmen, ihre sozialpolitische Bedeutung für den Berliner Arbeiter übertreiben, solange nicht neue Fabrikanlagen über die Ringbahn hinaus ins Vorland verwiesen werden und dieser sehr herbeizuwünschende Augenblick wird wohl leider noch lange auf sich warten lassen. Inzwischen klebt der kleine Mann an Berlin aus hundert Gründen, zumeist, um seine Arbeitstelle leichter zu erreichen und den Einkauf seiner Bedürfnisse bequemer zu haben. Eingelebte Kreditverhältnisse spielen auch eine große Rolle, und für die Frauen die Möglichkeit des Nebenverdienstes in den Vorderhäusern, ganz abgesehn von dem großstädtischen Leben und Treiben, das für den kleinen Mann ganz die selben unwiderstehlichen Reize hat wie für den höher Kultivirten. Hier in Berlin selbst aber liegt der Augiasstall, der auf seinen Herakles wartet, denn die Stadt, wie sie während der letzten Jahrzehnte gebaut wurde, ist ein Pestheerd für heranwachsende Kinder. Das Geschlecht, das von hier aus ins Leben tritt, bildet für die Nation ein totes Gewicht und vielleicht noch Schlimmeres, denn es infizirt die andern. Der Mann, der hier durchgriffe, vermöchte unendlichen Segen zu stiften. Danken wir dem Grafen Hue de Grais, daß er ihm wenigstens die Wege wies.

Dr. Robert Hessen.

Von Miquel bis zu den Gracchen.

Von Bismarck und Moltke bis Mantinea. In den Worten unseres Kaisers liegt doch wohl ein tiefer Sinn, und es war gewiß nur ein Scherz, wenn diensteifrige Pädagogen sofort rückwärts gerichtete historische Hilfsbücher für geschichtshungrige Kadetten und Sextaner schrieben. Von Königgrätz bis zu jener Stadt im alten Arkadien die Daten und Vorgänge der Geschichte nach rückwärts dem Gedächtniß einzuprägen, hat nicht mehr Sinn, als der alte langbewährte Kurs auch besaß. Um die antike Stadt stoßen sich die Gedanken nicht minder als um das moderne Königgrätz. Es waren eigentlich zwei Schlachtfelder bei Mantinea, von denen hier die Rede sein muß: auf beiden galt es, der militärischen und politischen Ordnung des alten Griechenlands eine neue Grundlage zu geben. Aber während auf dem einen die Taktik genügte und der politische Gedanke zu kurz war, reichte auf dem anderen die Staatskunst aus und die kriegerische Kraft brach zusammen.

Es soll nicht behauptet werden, daß gerade aus den Erfahrungen des Alkibiades und Epaminondas unsere Bismarck und Moltke, jener seine politische und dieser seine militärische Weisheit, geschöpft hätten, aber andererseits ist es eine Wahrheit, daß die beiden Männern innewohnende elementare Kraft wesentliche Verstärkung aus dem Studium sog, das sie der Geschichte vergangener Zeiten widmeten. Beweis für den Einen ist die ganze Summe seines literarischen Nachlasses, für den Andern noch jeden Tag die geniale Art, mit der er, wie der Blitz aus dunkelem Gewölke die Nacht, so aus der Betrachtung des Geschehenen das Dunkel des Werdenden erhellt.

Die Juristen können bekanntlich Alles; sie allein sind durch das Studium des jus dazu prädestinirt, die Führer der hilfsbedürftigen Menschheit zu sein. Sie sind nicht bloß die Leiter der Ministerien und die Ressortchefs, sondern es wäre auch himmelschreiend, wenn sie nicht Gouverneure von Ostafrika würden. Wissmann und Emin Pascha haben eine so verteufelte Art des direkten Verkehrs mit den Schwarzen. Auch munkelt man von dem Einen, daß er denn doch gar zu häufig und zu ungenirt über die Stränge der Respektabilität schlägt, und der Andere setzte sich sogar über die Reskripte der Regirung hinweg. Es ist die höchste Zeit, daß wir unseren grünen Tisch in Bagamoyo aufpflanzen. Das Studium des Papinian und Justinian und anderer Erzengel des heiligen jus befähigt zu allerhand möglichen Dingen und verleiht das sehr angenehme Selbstgefühl, daß in der formalen Betrachtung das Heil der Welt umschlossen sei.

Wenn aber die Anschauung vom rein Allgemeinen nicht zum Ziele führt, so thut es diejenige, die nur vom Einzelnen ausgeht, auch nicht. Der Minister Miquel ist auch ein Jurist, aber er ist nicht in der Aeußerlichkeit der Jurisprudenz stecken geblieben. Es wäre auch ein Wunder, wenn er aus der Art geschlagen wäre. Weder sein Vater noch seine Brüder waren Spezialisten in der schlimmen Bedeutung des Wortes. Sein Blick ist auf das Ganze gerichtet, und wie Moltke und Bismarck holt auch er besonders aus der Geschichte für sein Amt und seine Wissenschaft frische, belebende Säfte.

Können aber die beiden Helden von Königgrätz nicht in direkte Beziehung zu Mantinea gebracht werden, so kann dies auch mit dem Steuergesetze des preußischen Finanzministers nicht geschehen, wenn man die Gesetzgebung des jüngeren Gracchus mit ihr in Parallele stellt. Und doch fällt unwillkürlich aus der Gegenwart der betrachtende Blick in jene ferne Vergangenheit, da das patriotische Brüderpaar den Kampf mit dem Kapitalismus aufnahm. Gewöhnlich werden die beiden Söhne der Cornelia als Revolutionäre betrachtet, und darin folgt man der Ansicht des Musters aller Opportunitätspolitiker, des großen Redners Cicero. Der freisinnige Professor Mommsen hat zwar schon vor langer Zeit den Kampf mit der schulgemäßen Meinung über diesen Staatsmann begonnen, aber nur mit geringem Erfolg. Nicht blos Recht und Gesetze erben sich wie eine ewige Krankheit fort; es giebt Räume, in denen der Staub vielleicht schon höher liegt als in den Hallen der Gerichte. Wie noch jetzt allgemein geurtheilt wird, war Cicero ein konservativer Mann. Freilich insofern mit Recht, als er den bestehenden Rechtszustand, bei dem eine kleine Minderheit sich sehr wohl fühlte, zu erhalten trachtete. Auch hat er den Fürsten Krapotkin-Catilina zu Falle gebracht, aber die Hintermänner der anarchistischen Bewegung damaliger Zeit, die Jedermann kannte und von denen er selber so genaue Kenntnisse hatte wie nur Einer, die wagte er nicht anzufassen.

Der Begriff vom Staate umschloß schon lange nicht mehr allein den Adel und die kapitalkräftige Bourgeoisie, er beruhte vielmehr bereits auf einer viel umfassenderen Basis. Insoweit sie das einsahen und eben von dieser Grundlage ausgingen, waren gerade die Gracchen die konservativsten Männer ihrer Zeit. Freilich vom Parteistandpunkte aus betrachtet, war es Umsturz, was sie betrieben, aber darum brauchen wir uns, die wir jetzt schärfer und besser zu sehen vermögen, nicht zu bekümmern. Für uns sind sie die patriotischen Männer, welche die Uebermacht des Kapitals, das damals, im Unterschied von unserer Zeit, sein Wesen in der Großgüterwirthschaft hatte, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln bekämpften. Besonders der jüngere ist eine uns sympathische Gestalt. Von der Höhe des Wissens und Könnens seines Zeitalters gehen seine Reformbestrebungen aus und nicht blos auf einen Punkt bewegen sie sich, sondern, organisch in einander greifend, umfassen sie das Ganze des Staates. Cicero hat sein Verdikt über die beiden Männer ausgesprochen, aber ihre besten Reformen sind später in Cäsars Gesetzgebung übergegangen.

Die von den Gracchen geplanten Gesetze sind zu Falle gekommen, weil sie Widerstand beim Senat und der Regirung fanden, mit anderen Worten, weil die Republik greisenhaft geworden war. Davor braucht sich die Steuergesetzgebung des Finanzministers Miquel nicht zu fürchten; denn die Regirung steht einheitlich hinter ihr, und wenn auch manche Theile unserer Senate im Doktrinarismus ihrer Anschauung altersschwach geworden sind, so ist doch zu

hoffen, daß die jugend- und thatkräftige, weil unmittelbare Betrachtung der Dinge den Sieg davon trägt. Vielleicht ist es hier das einzige Mal in den letzten zwanzig Jahren unseres Staatslebens gut, daß dem Gesetze vorlegenden Minister so viele Fraktionen gegenüberstehen. Es ist schwer, bei einer Vorlage von so allgemeiner, das Wohl Aller angehender Natur, den Parteizwang zur Durchführung zu bringen.

Hier aber ist Etwas, das doch gar zu einfach menschlich aussieht und das doch vom höchsten Standpunkte aus, der zur Zeit eingenommen werden kann, gedacht worden ist. Bei diesem Gesetze ist es nicht so leicht, mit dem gegebenen Richtmaße fertig zu werden. Hier etwas wegzunehmen und dort anzusetzen: das läßt sich deshalb schwer machen, weil das Werk, wenn auch aus verschiedenen Theilen bestehend, doch aus einem Gusse ist. Dabei hat es trotzdem das Gute, daß die Vorzüge dieser einzelnen Theile, je nach dem Standpunkte des betheiligten Betrachters, sofort in die Augen springen. Welches Gesetz hat seit Jahren in solchem Maße die Gunst der Parteien erfahren, wie dieses? Das kommt daher, weil es tief genug nachfaßt, um auf den Grund zu gelangen und damit allen gerecht zu werden. Wenn nichtsdestoweniger heftige Widersprüche im Einzelnen laut werden, so beweisen diese, weil in direktem Gegensatz zu einander stehend, nur, daß das Gesetz auf dem einzig richtigen Wege ist. Erklärlich aber sind sie dadurch, daß man die Idee nicht erkennt, aus der die Vorlage erwachsen ist, und deshalb auch den Zusammenhang nicht zu erschauen vermag, der das Einzelne zu einem organischen Ganzen verbindet. Hier ist keine handwerksmäßige Mache, sondern ein Werk, das, wie der Baum aus dem Kern, in sich folgerichtig aus dem einen Gedanken hervorgewachsen ist.

In Wahrheit, die Vorlage des Finanzministers ist das Steuergesetz, das, um mit Shakespeare zu reden, unseres langjährigen „Harmes Knäuel entwirrt". Es befreit den Armen und hebt den mittelmäßig Gestellten, es entlastet den Staat und macht die Gemeinde selbständig, es erleichtert das Land und macht es der Stadt mindestens nicht schwerer. Daß es mit dem letzten Punkte in Wirklichkeit sich so verhält, geht schon aus der Geschmacklosigkeit des Ausdrucks hervor, mit dem man es, im Widerspruche gegen den Vorwurf seiner agrarischen Tendenz, als ein urbanes bezeichnet. Ist es nach der Behauptung der sich bekämpfenden Gegner keines von beiden, so wird es wohl die rechte Mitte halten und von beiden etwas haben. Nur das Kapital zapft es an, und das mit Recht. Mäßig genug läßt es das Blut des Reichthums in die Kasse laufen, die allein gerechten Anspruch darauf hat. Fiskalisch? Man sollte bei uns endlich damit aufhören, den Staat als den Feind seiner eigenen Angehörigen hinzustellen. Die Steuervorlage des Finanzministers Miquel ist ein soziales Gesetz, wie es das der Gracchen war, einzig und allein im Stande, den Haß der Klassen verstummen zu machen, wenn das überhaupt möglich ist.

Wilhelmshaven. Arnold Fokke.

Das Börsenjahr 1892.

„Einsammeln, einsammeln werde ich sie, keine Trauben am Weinstock, keine Feigen am Baume".

Es ist, als ob Jeremias an die Börse und nicht an Jerusalem gedacht hätte, liest man diese Prophezeiung und übersieht dabei das verflossene Jahr Publikum wie Spekulation haben schon heftigere Krachperioden erlebt, solche, in denen viele Semester hindurch die Kurse sanken und sanken und an den Sylvesterabenden Krösusse ihren Tischnachbarn wehklagend vorrechneten, daß ihre Papiere vom Januar bis Dezember abermals eine Million weniger werth geworden seien; sie selbst seien jetzt nur noch zwiefache Millionäre. Ich versichere auf mein scharfes Gedächtniß, daß die Mienen dieser Leidtragenden ihr unbedeutendes Unglück aufs Tragischste ausgedrückt haben, und dennoch war es 1892 noch schlimmer. Diesmal fanden neue Zusammenbrüche gar nicht statt, die Anlagewerthe sind kaum zurückgegangen, aber das Geschäft schmolz zusammen und was das Prinzipielle ist, man denkt nicht wie in jenen Krachjahren: „Es muß ein Mal wieder besser kommen", sondern nunmehr befürchtet man das Dahinschwinden der Börsenbedeutung überhaupt. Keiner der zahlreichen Radaukreise hat das Recht, sich hierfür ein Verdienst zuzusprechen, die vornehmsten Erwägungen dieses Pessimismus sind wirthschaftlicher Natur. Sie beziehen sich auf unsere großen Banken, welche die schönsten Paläste in der Stadt haben, deren Direktoren die Geheimbücher hochfeiner Bankiers genau kennen, noch besser diese zum Erstaunen Aller kürzen und die mit ihren ungeheuren, vielleicht überflüssigen Kapitalien einen ehemals ungemein ausgebreiteten Effektenverkehr an wenigen Stellen konzentriren. Der früher selbständige Handwerker arbeitet jetzt für die Fabrik, der Bankier wird höchstens Aktionär der Institute, die ihm eine eigene Thätigkeit unmöglich machen; auch hier untergiebt sich also die Individualität der Schablone, nur daß es hier das Kapital selbst ist, das vom Kapital — dem noch größeren — besiegt wird. Da wir es wiederholt erlebt haben, daß Banken ihr Kapital reduzirten, so wäre ja die Möglichkeit einer Dezentralisation des Effektengeschäftes noch nicht ganz abzuweisen; das Kunstgewerbe hat bei ganzen Gebieten die Maschine herausgebracht und die Handthätigkeit wieder eingesetzt, auch das Bankwesen hat große Felder, vor Allem das so vielseitige Kommissionsgeschäft, das bei der Einzelpflege sichtlich besser fährt als bei der modernen Massenbewältigung. So weit halten wir

aber heute noch nicht, noch immer sehen wir den Mittelstand an den Börsen zusammenschmelzen, so daß schließlich nur eine kleine Anzahl mächtiger Financiers einer kleinen Anzahl mächtiger Institute gegenüber stehen wird. Dazwischen dürfte dann die Spekulation liegen, — ein dunkles Chaos von Intelligenzen, die es durch der Zeiten Ungunst nicht zu einem regelmäßigen Geschäftsbetrieb bringen, von Bankleuten, die ihre Firmen aus Mangel an Provisionseingängen lieber aufgeben, von kleinen Kaufleuten, die sich so lange für klug hielten, bis sie auch durch ihre maßvollen Spekulationen ihr Geld verloren hatten und endlich von den Spielern an sich. Diese sind eben durch die Banken, durch das von Wien besonders nach Berlin verpflanzte Wechselstubensystem weit schwerer als früher zu übersehen, da noch die Börse alle diese Interessenten einschloß. Heute, wo in dieser Beziehung gleichsam nicht mehr zum Appell aufgerufen wird, ist ein ganz neues Publikum in das Kaufen und Fixen eingetreten, Menschen, die das Alles mit den besten Banken abmachen können, die mit einem gewissen Rang in den Abschied gegangen sind und trotz ihren mittleren Jahren nichts thun, aber gut leben wollen. Die Zahl solcher Müßiggänger ist Legion, sie geberden sich schneidig, jobbern im Geheimen, und sobald sie ihr bescheidenes Vermögen eingebüßt haben, schimpfen sie auf die Börse, deren Besucher im Ganzen doch weit anständiger als sie selbst sind. Einerseits das stete Zurückgehen des regulären Geschäftes also, andererseits das Anwachsen einer unkontrollirbaren, der Börse nicht nur fern, sondern sogar entgegen stehenden Spekulation, haben einen Pessimismus erzeugt, über dessen nagenden Wurm einige rosige Kursbewegungen nicht hinwegtäuschen sollen. Es mag heute noch vorschnell klingen, aber die Meinung, daß die großen Banken von ihrer Macht wieder hergeben müssen, erscheint so manchem Erfahrenen als richtig. Wir kommen sonst auch dereinst zu Pariser Katastrophen, die ohne jene Verlockung, welche eine Fülle von Geldmitteln noch immer geboten hat, wohl kaum möglich gewesen wären. Heute hat z. B. der Crédit Lyonnais für Fr. 40 Millionen Wechsel mehr im Portefeuille als selbst die Bank von Frankreich, wie würde er ohne die Panama-Affaire diese Unsummen so ganz anders anlegen!

Die Geschichte des verflossenen Jahres ist auch in den Einzelheiten recht interessant. Daß die Neujahrsrede unterblieb, hat die Börse nicht weiter bedrückt, sie, die der fürstlichen Reden schon so viele kursmäßig zu beantworten hatte. Dagegen machte die Anrede des Schweizer Bundespräsidenten an den französischen Gesandten einiges Aufsehen; sie drückte die Hoffnung auf Beilegung der selben Zollstreitigkeiten aus, die jetzt in den allerjüngsten Tagen zu der Erklärung eines regelrechten Zollkrieges geführt haben. Die Tagsatzung hatte es so gut verstanden, das Deutsche Reich bei seinen Tarifverhandlungen durch tüchtigere Unterhändler, als Herr v. Caprivi sie zur Hand hatte, in Schaden zu bringen, daß ein klein wenig Befriedigung über die französische Zähigkeit schon begreiflich erscheinen muß. Hat doch unsere Industrie noch dazu den Nutzen der ganzen Verwickelung. In jenen ersten Tagen des Januar war Wien auf die Anleiheverhandlungen sehr animirt. Paris regte sich über den Englisch-Marokkanischen Konflikt etwas auf, während die deutschen Börsen sich von dem Eigensinne des Sultans gegenüber dem von Großbritannien protegirten jungen Khedive verstimmen ließen. Spanier litten von dem Rücktritte Camachos, Portugiesen von dem Rücktritte Carvalhos, des bedeutendsten

Mitgliedes der Regirung in Lissabon. Dazu kam noch eine gänzlich unerwartete Erklärung zu Ungunsten der bisher allgemein geltenden Staatsgarantie der portugiesischen Eisenbahnen, die bekanntlich eine ungleich verwickeltere Angelegenheit vorstellen als die dortigen Staatspapiere selbst. Kreditaktien schwankten auf das Konkurriren der österreichischen Mittelbanken um die Konversionsgeschäfte. Die Kohlengesellschaften machen noch glänzende Monatsabschlüsse, verlangen aber vom Eisenbahnminister ihre Ausnahmetarife. Bezüglich der neuen Reichsanleihe wird der Typus, ob 3 oder 3½ prozentig eingehend erwogen. Eine Tartarennachricht erschreckt die Börse. Das französische Comptoir von Longwy sollte 600,000 T. Roheisen nach Deutschland hereingebracht haben, diesmal lieferte unser Kokesyndikat die Kokes noch nicht so viel billiger nach Frankreich, daß ein Eisenimport bei uns möglich war. Dagegen ließ sich Paris von der Ohrfeigenszene in der Kammer nur um 15 Centimes an seiner Rente verstimmen. Unsere Tarifverträge gewinnen wegen der voraussichtlichen Export-Verschiebungen an Interesse. Trotzdem Geld ungemein reichlich ist, will Miquel angeblich Schatzscheine ausgeben. Die Dampferunternehmen haben von den Aussichten auf den Pool zu profitiren. Der Monatsschluß glimmt bereits in der Aufregung über das Unterrichtsgesetz, bei dem die Börse weniger die ethische Seite als das Verbleiben oder Gehen Miquels interessirt.

Im Februar begann die Subscription auf 160 Millionen Mark 3 pzt. Konsols zum Kurse von 83.60. Das Ganze verläuft ruhig, unter so sorgfältiger Berücksichtigung der kleinen Sparer, daß große Kapitalien selbst der Sparkassen auf den Subskriptionsweg verwiesen werden. Die deutschen Börsen liegen ruhig und leisten der Actionslust des wieder erstarkten Wiens Widerstand. Portugal drückt nämlich auf unsere Tendenz, und deshalb müssen, da sich jede Sünde rächt, auch Darmstädter stärker nachgeben. Die eigenartige Favorisirung von Türkenlosen, wegen angeblicher Erhöhung der Trefferquoten, begann schon jetzt. Die Bankabschlüsse, die wegen der neuen Steuereinschätzung früher erfolgen, erregen an den Börsen große Spannung. Sehr gut wird natürlich des österreichischen Ministers Steinwender Parlamentsrede gegen die Börsenangriffe aufgenommen. Die Hochöfen müssen ihre Roheisenerzeugung weiter einschränken. Gerüchte über Geldbedürfnisse drücken auf Laura. Schweizer Centralbahn gingen besser, weil Direktor Siemens auf seiner Rückkehr aus Basel einige aussichtvolle Worte über die Verstaatlichung in Frankfurt fallen gelassen hatte. Mitte Februar ist Alles flau. Spanien laborirt an einem Budget, das einen 250 Millionen-Vorschuß sucht, in Griechenland steigt das Goldagio, Serbien diskredirt sich durch seine Rüstungen . . . dazu kommt die Debatte über das vielgehaßte Unterrichtsgesetz. In Oesterreich verstimmt die Einfuhr von 25 Waggon Trägereisen der Burbacher Hütte. Ueber dies Alles breitet sich aber der Schnee, so daß die steigenden Kohlenpreise die Börse höchlich erfreuen. Leider ist aber selbst mit dem Schnee kein ewiger Bund zu flechten: die Kälte schwindet und der Eisenbahnminister Thielen spricht sich sogar parlamentarisch für die Kohlenringe aus.

Der Anfang März steht noch unter dem Nachhall der Kaiserrede, sowie unter der Wirkung der Berliner Arbeiterkrawalle. Wien dagegen ist haussirend auf die schon einmal dagewesene Wendung: Hansemann reist! Der nahende Riesenstrike der englischen Kohlenarbeiter giebt unseren Zechen einige Hoffnung. Italiener verflauen, da der Finanzminister angeblich in Paris seine Schatz-

wechsel nicht anbringen konnte. Der eben genannte Platz nimmt auch große Verkäufe in Portugiesen und Lombard-Prioritäten vor. Eigenthümlich geht es mit Discontocommandit. Diese steigen zuerst auf die Besserung der Argentinier und fallen wieder auf das Erinnern an die seiner Zeit gut aufgenommene Meldung von dem noch geringen Bestand an Argentiniern. Den Schienenwerken geht es so schlecht, daß sie bereits jetzt an Ordres für 1893 arbeiten. Mitte März sucht Portugal deutsche Druckereien, um seine Noten rasch vermehren zu können. Da das Gerücht von der Einwilligung des stolzen Portugals in eine Zollkontrolkommission noch nicht bekannt war, so verläuft die Generalversammlung der Darmstädter Bank sehr stürmisch. Flaue Börsen überall. Der russische Günzburg fällt; sogar die Panik in Kaffee bringt man hiermit zusammen, während Baumwolle auf sachlichere Gründe beispiellos fallen mußte. Zum ersten Male hört man jetzt Klagen über die aufdringliche Geschäftsart von Breest & Gelpke. Gut nahm man natürlich in Berlin und Frankfurt das Zurückziehen des Schulgesetzes auf, während gleichzeitig Paris Türken gegen Italiener empfahl. Unsere Zechen sehen den englischen Kohlenstrike zu Ende gehen und haben keinen Nutzen davon gehabt, Kohlenwerthe fallen prozentweise. Der Schweizer Markt erleidet durch den Tod von Fierz-Landis, der ein großer Faiseur und eine einflußreiche Persönlichkeit war, großen Verlust, trotzdem der Genannte bereits auch einige finanzielle Niederlagen erlebt hatte. Der Monatsschluß geschah unter den verschiedenartigsten Geräuschen: der Explosion in der Rue Clichy, dem Lärm in der Kammer bei Caprivis Rede und den Moskauer Krawallen.

Der Monat April sieht flaue Silberkurse. Die Aktien der Bank von Frankreich gehen auf das billige Geld hin zurück. Bei all den Klagen über schlechte Geschäfte hatte aber England bereits im 1. Quartal für 31 Mill. Lstr. Emissionen ca. 1 840 000 Lstr. mehr als im Vorjahre. Im Reichstag erfolgt die Rede des Staatssekretärs von Marschall über die portugiesischen Staatsfonds. Nach wenigen Tagen beginnt eine neue Hausse, sie geht aber lediglich von dem niedrigen Kursniveau aus. Schon jetzt wird von 30 Mill. Tonnen Eisenschwellen gesprochen, welche die Holzschwellen aller Bahnen der Erde ersetzen müßten, bekanntlich ist erst im Dezember der selbe Wunsch etwas spezialisirt an das deutsche Eisenbahnministerium gegangen. Aus Amerika sollen so zahlreiche Einkäufer unterwegs sein, daß die Kajüten bereits für die nächsten zwei Monate belegt blieben. Weder die Revolutionsbefürchtungen in Buenos Ayres, noch die Furcht der Pariser vor dem 1. Mai, noch die Börsenenquete in Berlin kann die Gesammtstimmung beirren. Dazu kommt das Eintreten der Norddeutschen Allgemeinen für die Börse und gegen die Konservativen. Später lag Herr von Giers, der jetzt zu Weihnachten wieder ganz erholt sein soll, im Sterben und auch Wyschnegradski sollte zurücktreten. Die Osterwoche entbehrte wie gewöhnlich ihres Hauptpublikums. Die Millionen-Defraudation bei dem Frankfurter Rothschild erregte natürlich mehr Aufsehen als Mitleid. Gegen April-Schluß verstimmte die Festsetzung der ungarischen Werthrelation zu den fremden Gläubigern, so daß sogar die Norddeutsche Allgemeine eine Warnung nicht unterlassen konnte. Italien ist sichtlich in Geldverlegenheit. In Deutschland wird das Entgegenkommen Serpa-Pimentels, des portugiesischen Delegirten in Paris, weit überschätzt, da man diesen Mann für ganz ehrlich hielt.

Am 1. Mai hat der Regen der Börse gut gethan; an der Seine unterblieb jede Unruhe. Rußland scheint sein Getreideausfuhrverbot aufheben zu wollen. In der zweiten Woche geht besonders von Süddeutschland ein stärkerer Aufschwung aus, Argentinier, Mexikaner, Türken, Portugiesen steigen. Dagegen fallen Nordost auf das Gerücht, es würden 10000 neue Aktien ausgegeben. Später fallen Kreditaktien auf die stockenden Verhandlungen in Pest. Das Geschäft ist in Berlin notabene verhältnißmäßig stiller als in Frankfurt, wo das Publikum noch nicht ganz verscheucht ist. Man spricht von 150000 Fr., die unser Schienenkartell den Belgiern für das Fernbleiben von der Konkurrenz jährlich bezahlen will. Die Kohlenzechen haben der Hamburger Packetfahrt 150000 Tonnen sehr niedrig verkauft. Gleichzeitig verlautet, daß Hugo aus dem Syndikate ausgetreten ist. Viel beachtet wird ein Artikel des in seinem Handelstheil übrigens gar nicht offiziellen „Reichsanzeigers" über die Solidität der gegenwärtigen Aufwärtsbewegung; sogar die Berechtigung der Contremine wird dabei anerkannt. In der letzten Woche beginnt der Feldzug der Wiener Staatsbahnverwaltung auf Hinausdrängen der Pariser Kollegen, trotzdem 70% der Staatsbahnprioritäten in Frankreich liegen. Die Nancyer Demonstrationen rufen Tariferschwerungen deutscherseits hervor. Gotthard werden auf Dividendeberechnungen von 6% hin poussirt.

Im Juni geht die Hausse weiter, das eigentliche Geschäft ist indessen nicht lebhaft. Einzelunfälle, wie die Vorgänge bei der Eidgenössischen Bank, die Baare-Affaire und die Portugiesen-Enttäuschung, bleiben lokalisirt. Zusammengeschmolzen ist das Publikum wieder in der Pfingstwoche, woraufhin gerade eine Hausse inszenirt ward. Dabei sind mit Portugal die Unterhandlungen definitiv abgebrochen. Eine Schienensubmission in Breslau hat 114 Mark statt 118 Mark im Januar, ergeben und die Krankheit des Baron Hirsch macht Türkenlose flau. Hessische Ludwigsbahn profitirten einmal von Verstaatlichungsgerüchten, desgleichen Veloce von der Aufhebung des Paßzwanges für argentinische Auswanderer. Stark besprochen wurde die deutsche Protestnote in Lissabon, welche fast einer Intervention für unsere Kapitalisten, resp. die portugiesischen Staatsgläubiger gleichkam, während andrerseits der Parikurs der 3 pCt. französischen Rente animirte. Schon die letzte Juniwoche sieht die Börse auf die Ferienreisen vorbereitet. Der italienische Königsbesuch in Potsdam läßt Italien favorisiren. Die Aufhebung des russischen Getreideausfuhrverbotes nimmt nur Roggen aus; trotzdem fällt Roggen in Berlin, während Weizen, der doch nunmehr Konkurrenz erhält, fest bleibt. Der Ultimo läßt Kohlenwerthe flau sein, gerade, da in Köln nicht weniger als 1700000 Tonnen vergeben werden.

Die Ferien mit ihrer Stille charakterisiren den Juli, diesmal reist man wieder. Die Cholera wirft ihre Schatten voraus, in Berlin hofft man aber noch immer auf eine Weltausstellung und läßt deshalb Terrainwerthe steigen. Egypter verflauten auf Gladstones Wahlsieg. In Washington fällt die bullion-coinage-bill mit nur 22 Stimmen Minorität. Später verstimmt Wekerles Standhaftigkeit gegenüber den Ansprüchen der Kreditanstaltgruppe. In Madrid steigt das Goldagio, weil Frankreich wegen der Cholera Absperrungmaßregeln ergreift. Kohlenaktien sinken auf Auflösung des Essener Verkaufsvereins. Dabei wird der Geldmarkt von der Seehandlung versorgt, die enorme Mittel flüssig